

Henric Pontoppidan

Das
gelobte
Land

Edition

Zulu - Ebooks.com

Henrik Pontoppidan

Das gelobte Land

Roman

Dritte Auflage

Jena 1909

Verlegt bei Eugen Diederichs

Berechtigte Übersetzung von Mathilde Mann

Buchausstattung von F. H. Ehmcke

Edition Zulu-Ebooks.com

Erster Teil



Mehrere Tage lang hatte ein fürchterliches Unwetter in der Gegend gerast. Auf zerrissenen, schwarzblauen Wolkenschwingen war der Sturm von Osten geflogen gekommen und hatte den Fjord durchpeitscht, so daß große Schaumfetzen bis hoch hinauf auf die Felder geschleudert waren. An vielen Stellen hatte er dem Bauer die Wintersaat ganz zerwühlt, die Wiesen rasiert und die Gräben mit Erde und Sand verstopft, so daß das Wasser, das keinen Ablauf finden konnte, sich über Acker und Wege breitete. Überall sah man gestürzte Bäume, geknickte Telegraphenstangen, auseinandergerissene Kornmieten und kleine Vogelleichen; der Orkan hatte die Tierchen gegen die Erde geschleudert und auf der Stelle getötet.

Drinne in dem Dörfchen, das ganz unbeschützt auf dem Gipfel eines hohen Hügels lag, war eine alte Scheune eines Nachts mit einem solchen Getöse umgeweht, daß die Bewohner des Dorfes aus ihren Betten gesprungen und im bloßen Hemd auf die Straße gestürzt waren. Viele Schornsteine waren in derselben Nacht von den Dächern heruntergefallen, und im Pfarrgarten waren alle Starenkasten aus den Bäumen herabgeweht. Ja, nicht einmal den Propst selber hatten die himmlischen Mächte verschont. Als er am Vormittag, als das Unwetter seinen Höhepunkt erreicht hatte, auf die Veranda hinaustrat, um die Zerstörung in Augenschein zu nehmen, hatte der Sturm den Hut von seinem weißen Kopf gehoben, ihn wie einen Ball an die Erde geworfen, ihn wie ein Rad den Weg entlang gerollt und ihn trotz aller Bemühungen in einer aufgewirbelten Staubwolke mit sich weggeführt.

Seit Menschengedenken hatte man solche Tage nicht erlebt.

»Gott schütze alle, die auf See sind!« riefen sich die Leute durch das Unwettergetöse zu, wenn man aneinander auf der Dorfstraße begegnete, während man sich Schritt für Schritt den Weg entlang kämpfte mit vornübergebeugtem Oberkörper, oder, den Sturm im Rücken, auf Holzschuhabsätzen dahinflog.

»Wohl denen, die sicher und geborgen sitzen«, dachten die Leute daheim in ihren halbdunklen Stuben, wo man selbst mitten am Tage kaum genügend sehen konnte, um seine Zeitung zu lesen, während es ringsumher pfiß und heulte, als ob alle bösen Geister über die Stadt losgelassen wären. Drinnen in den Ställen standen die Pferde, spitzten die Ohren und zitterten vor Angst. Die Kühe brüllten um die Wette, wie bei einer Feuersbrunst. Selbst die Katzen schlichen jämmerlich miauend umher, und die Hunde liefen herum, den Schwanz zwischen den Beinen und schnoberten unruhig.

Als das Unwetter endlich ein wenig abflaute, kam der Schnee in weißen Horden getummelt; und obwohl es noch früh im Winter war, zu Anfang Dezember, blieb er überall an der Erde liegen, sammelte sich in den Gräben an, verbarg die umgestürzten Bäume am Wegesrande, häufte sich über den zertrümmerten Zäunen und zerzausten Strohdächern auf. Zwei volle Tage verschwammen Himmel und Erde ineinander.

Dann aber begann auch dieser und jener von den einfältigen Vejlbjyer Bauern im stillen sein Innerstes zu erforschen und seine Rechnung mit Gott aufzumachen in dem Glauben, daß der Jüngste Tag im Anzug sein müsse. Selbst als man endlich am Abend des zweiten Tages anfangen konnte, die Schneewehen vor den Haustüren

wegzuschaufeln und die zolldicken Schneeschichten von den Fensterscheiben zu fegen, dachte mehr als einer von denen, die in dem hervorbrechenden Mondschein in ihrer Tür standen und über die öde, blauweiße Schneewüste hinausstarrten, in die Land und Fjord verwandelt waren, wo dies alles wohl »hinauswolle«, d. h. ob es nicht möglicherweise allzusammen eine Vorbedeutung sei, die himmlische Verkündigung irgendeines bedeutungsvollen Ereignisses, das in allernächster Zukunft über Dorf und Gemeinde oder vielleicht gar über das ganze Land hereinbrechen würde.

* * *

Drinne im Studierzimmer des Propstes saß an diesem Abend ein fremder Mann, der am vorhergehenden Tage, während der Schneesturm gerade am allerärgersten raste, angelangt war. Es war eine jugendliche, hohe und schlanke Gestalt in einem langen, schwarzen Tuchrock und mit einem weißen, zu einer kleinen Schleife gebundenen Schlips, der einen stark hervortretenden Adamsapfel zum Teil verdeckte. Aus einem bleichen und mageren Gesicht starrten ein paar kindlich hellblaue Augen mit offenem Blick heraus. Über der Stirn, die hoch und stark gewölbt war, lag schönes, blondes, an den Enden leicht gelocktes Haar. An der Spitze des Kinnes und längs des untersten Randes der Wangen sproßte ein feiner, blonder Flaum.

Ihm gerade gegenüber saß Propst Tönnesen in einem altväterischen Lehnstuhl, mit Ohrenklappen und Nackenrollen. Er war eine hühnerhafte Prälatengestalt mit prächtig geformtem Kopf und schneeweißem, kurzgestutztem Haar, unter dem überall der rosenrote Kopfboden hervorlugte. Hinter ein paar lang herabhängenden, noch ganz schwarzen Brauen leuchteten zwei dunkelgraue Feueraugen, die im Verein mit den üppigen Formen der Nase und der Lippen dem bartlosen Antlitz ein halbsüdländisches Aussehen verliehen. Auch in seiner Kleidung glich er nicht einem gewöhnlichen dänischen Landpfarrer. Vom schimmernd weißen Batisttuch, das seinen roten Stiernacken stramm umschloß, bis zu seiner gemusterten seidenen Weste und den blankgeputzten Stiefeln offenbarte er einen bei solchen Leuten ungewöhnlich regen Sinn für den äußeren Anstand. Auch seine Haltung und die Art und Weise, wie er hin und wieder im Laufe der Unterhaltung an einer langstieligen Kohlenpfeife mit dickem Bernsteinmundstück nippte, verrieten den selbstbewußten Weltmann.

Neben ihm war die Flügeltür nach dem Wohnzimmer geöffnet, einem großen, herrschaftlich ausgestatteten Raum, wo die Tochter des Hauses, eine rotblonde Dame, saß und bei einer hohen Lampe mit seegrünem, seidenem Schirm nähte. Alles ringsumher war still. Es war, als sei jegliches Geräusch da draußen im Schneemeer ertrunken. Außer dem Baß des Propstes vernahm man nur das Prasseln des Ofenfeuers und das einförmige Nachsprechen des Papageis, der drinnen im Wohnzimmer bei dem Fräulein in einem Bauer saß.

Der junge Gast war der neue Kaplan des Propstes, dessen Ankunft man nicht nur auf dem Pfarrhof, sondern überall in der Gemeinde mit der größten Spannung entgegengesehen hatte. Schon mehrere Stunden, gleich seit man vom Mittagstische aufstand, hatten die beiden geistlichen Herren da drinnen im Studierzimmer gesessen, allerlei Dinge erwägend, die ihren gemeinsamen, verantwortungsvollen Beruf betrafen. Der Propst führte fast ausschließlich das Wort. Der Kaplan war ein noch ganz junger

Mann von 26 Jahren, und erst vor wenigen Tagen hatte er vom Bischof die feierliche Weihe für seinen Seelenhirtenberuf empfangen. Er fühlte sich augenscheinlich auch noch ein wenig bedrückt von seiner neuen Würde. Jedesmal, wenn sich der Propst mit der Anrede »Herr Pastor« an ihn wandte, stieg ihm das Blut in die Wangen, und er sah verlegen auf seine Stiefelschnauzen nieder.

Propst Tönnesen hatte seinen vierstündigen Vortrag in einem besonnenen, beherrschenden Ton begonnen, ein wenig unnötig lange bei den einzelnen Worten verweilend, als genieße er im stillen selber den tiefen Erzklang seiner schönen Stimme und das Formvollendete seiner Sätze. Es war ihm nicht oft beschieden, einen so verständnisvollen Zuhörer zu haben, und er widerstand daher nicht der Versuchung, seiner Beredsamkeit einen etwas weiten Tummelplatz zu gewähren. Aber allmählich, als er in eine nähere Besprechung der Stellung der modernen Kirche hineingeraten war, und namentlich als er die verschiedenen, sich bekämpfenden Strömungen der Zeit innerhalb der Kirche berührte, war sein Ton weniger ruhig, seine Sprache weit weniger beherrscht geworden. Jetzt beugte er sich sogar ganz zu seinem Kaplan hinüber und sagte mit kräftigem Nachdruck:

»Was ich also, Herr Pastor Hansted, Ihnen in diesem Zusammenhang namentlich und eindringlich zu sagen wünschte, ist in wenigen Worten folgendes: Es ist nicht nur das Recht des Geistlichen, sondern auch seine heilige und unverbrüchliche Pflicht, dem Herrn gegenüber, dem er dient und dessen Reich hier auf Erden er unter Verantwortung verwaltet... ich sage, es ist die unabweisbare Pflicht des Geistlichen, bei jeder Gelegenheit die unbedingte Autorität der Kirche zu betonen. Das schöne alte patriarchalische Verhältnis, das ehemals zwischen dem Seelenhirten und der Gemeinde bestand, ist – leider – bald nur mehr eine Sage. Und wessen Schuld ist das? Wer hat nun seit Jahren systematisch die Macht der Kirche untergraben und den angestammten Respekt des Volkes vor seinen göttlich eingesetzten Lehrern zerstört? Sind es die sogenannten Freidenker? die offenbaren, frechen Gottesleugner? Wohl pflegt man so zu sagen. Glauben Sie das aber nicht! Nein, innerhalb des eigenen Rahmens der Kirche hat das Verderben Nahrung gefunden. Es sind das diese unglücksschwangeren Strömungen, die unter dem Namen von Freiheits- und Gleichheitsbestrebungen aus der Volkstiefe aufgestiegen sind und jetzt auch zu den heiligen Hallen der Kirche den Weg gefunden haben... und nicht allein durch vereinzelt, jugendliche Brauseköpfe, sondern – leider! – in der letzten Zeit sogar durch die höchsten Vertrauensmänner der Kirche. Ich brauche mich wohl nicht näher zu erklären. Sie wissen gewiß, worauf ich hinziele ... Wie aber soll dies enden? heißt das nicht, den Antichristen selber, den alten Aufrührergeist der Kirche in seinen Sold nehmen? Was sind wohl diese sogenannten Grundtvigianer mit ihren Brüderversammlungen und ihren ländlichen Hochschulen, die in letzter Zeit sogar vom Staat unterstützt werden? Und was ist dies Kolporteurunwesen, was sind diese predigenden Schuster und Schneider, diese gänzlich unwissenden Personen, die – beachten Sie das wohl! – von *Geistlichen* über das Land ausgesandt werden, mit der Befugnis, im Namen der heiligen Kirche zu zeugen? Ich begreife nicht die Blindheit, mit der gewisse Amtsbrüder von uns geschlagen sind, daß sie nicht einsehen, wie untergrabend ein solches Vorgehen für die Würde, die Autorität ist, – die wir – es nützt doch nicht, es unter uns leugnen zu wollen – wahrlich nicht entbehren können, dem gemeinen Mann gegenüber, der unmöglich imstande ist, die wahre Überlegenheit zu schätzen und geistige Eigenschaften richtig zu

beurteilen. Und was ist die Folge davon? Sehen wir nicht bereits die Früchte? Diese Schuster- und Schneiderzeugen – sind sie nicht in den Augen des gemeinen Mannes Wunder an Beredsamkeit, halbe Propheten, um die man sich überall scharft, und deren Phrasen und Redensarten die Gemeinde demoralisieren, so daß sie schließlich kaum mehr ein Ohr hat für eine ordentlich durchdachte Predigt oder Sinn für die Feierlichkeit des Gottesdienstes ... Es sind wahrhaftig erst ein paar Tage her, daß so ein Vagabund sich mir hier als »Kollege« vorstellte und obendrein noch die Frechheit besaß, mich um Erlaubnis zu bitten, die Kirche für seine Præstationen benutzen zu dürfen. Dahin ist es mit uns gekommen! Landstreicher auf der Kanzel, Insassen des Armenhauses vor dem Altar! Schustergesellen und Lehrlinge als geistige Vormünder des Volkes! ... Wo soll das enden? Ich frage Sie, Herr Pastor Hansted, wo soll das enden?«

Propst Tönnesen hatte sich in eine immer heftigere Leidenschaft hineingeredet. Sein Gesicht war aschgrau geworden, sein ganzer Körper zitterte. Bei den letzten Worten richtete er sich zu seiner ganzen Höhe auf und reckte seine Hünengestalt, als wolle er auf der Stelle zum Kampf herausfordern.

Von seinem Stuhl aus betrachtete der Kaplan ihn in unsicherm Staunen, und drinnen im Wohnzimmer fing der Papagei an zu schreien und mit den Flügeln zu schlagen.

Ganz außer sich vor Gemütsregung begann der Propst in der Stube auf und nieder zu wandern. Als er nach Verlauf einiger Minuten zurückkehrte, stellte er sich vor den Kaplan hin und betrachtete ihn mit einem Blick, der unter den dunklen Brauenbüscheln flammte, wie ein Blitz hinter einer Gewitterwolke.

»Ich hoffe,« – sagte er mit noch immer bebender Stimme, »ich hoffe, Herr Pastor Hansted, daß Sie meine Sorgen bezüglich der Sache, die ich hier nannte, vollauf verstehen... Ich will Ihnen nicht verheimlichen, daß ich auch hier in der Gemeinde die ersten Spuren einer Gärung, einer ausschweifenden Tendenz bemerkt habe, die es ohne Schonung im Keim zu ersticken gilt. Ein gewisser Weber Hansen, ein ebenso unwissender, wie frecher Kerl, ein trauriges Produkt dieser sogenannten Hochschulbewegung, hat in den letzten Jahren versucht, hier in der Gemeinde eine Art Revolutionspartei zu bilden, eine Schar von Großsprechern und Ignoranten, die es offen wagen, sich gegen mich aufzulehnen und die durch allerlei Tollheiten den Frieden in der Gemeinde zu stören suchen. Aber dergleichen dulde ich nicht! Ich halte es für meine Pflicht, mit unerbittlicher Strenge diesen Geist des Aufruhrs zu unterdrücken und ich erwarte, Herr Hansted, daß ich in Zukunft auch auf Ihren Beistand in diesem Punkte rechnen darf. Es ist überhaupt meine Hoffnung, daß wir einander in allem Wesentlichen werden verstehen können, so daß unser gemeinsames Wirken hier zur Ehre Gottes des Herrn und zum Segen der Gemeinde gereichen kann!«

»Ich hege keinen höheren Wunsch«, erwiderte der junge Mann bewegt und sah zu Boden nieder.

»Davon bin ich auch überzeugt«, fuhr der Propst fort, sichtlich zufrieden mit der Antwort des Kaplans. »Trotzdem freut es mich, die Bestätigung aus Ihrem eigenen Munde zu hören ... Ich zweifle überhaupt nicht daran, daß wir bei gegenseitigem Entgegenkommen gut miteinander fertig werden.«

Nach diesem Wortwechsel gewann Propst Tönnesen verhältnismäßig schnell sein Gleichgewicht wieder. Er ging in eine Ecke des Zimmers, stopfte seine Pfeife, zündete

sie an einem Fidibus an und nahm wieder Platz im Lehnstuhl, um seinen unterbrochenen, sachlichen Vortrag fortzusetzen.

Indem er zu dem überging, was er halb scherzend »einen kleinen Kursus in der praktischen Theologie« nannte, begann er eine Erklärung über die einzelnen Aufgaben der geistlichen Wirksamkeit abzulegen. Er sprach von dem Verfahren bei der Tauffeierlichkeit, bei der Verabreichung des Abendmahls in der Kirche, wie auch am Krankenbett; gab dann seinem jungen Schüler Anleitung in bezug auf die passende Länge der Predigt, auf die Messe, den Altardienst usw., und erteilte schließlich allerlei praktische Winke bezüglich des rein äußeren Anstands, der ebenfalls nicht versäumt werden dürfe.

»Da ist nun zum Beispiel das mit den Händen, was dem jungen Kanzelredner zu Anfang oft große Schwierigkeiten bereitet. Wie Sie wissen werden, lieben es einzelne Geistliche, sehr stark zu gestikulieren, während andere es vorziehen, die Hände ruhig gefaltet zu halten. Das letztere verleiht unleugbar mehr Innigkeit und ist daher beispielsweise namentlich am Platz bei Trauungen, wo man im allgemeinen mehr zu den weichen Gefühlen zu reden sucht, als gerade das Schuldbewußtsein der Zuhörer zu wecken. Bei anderen Gelegenheiten finde ich dahingegen, daß ein passendes Gestikulieren ganz angebracht ist. Bei Worten wie z.B. der Fluch des Herrn, der Zorn des Himmels, die ewige Höllepein, usw., ist es sogar sehr natürlich, daß man seine Worte mit einem Erheben des Armes, einem Ballen der Hand oder dergleichen begleitet, um ihnen mehr Kraft zu verleihen ... Eins aber möchte ich Ihnen noch sehr ans Herz legen, lieber Freund – –«

In diesem Augenblick schlug eine feinklingende Tafeluhr drinnen im Wohnzimmer acht. Und in der Tür erschien die Tochter des Propstes und forderte die Herren auf, zum Tee zu kommen.

»Ja, dann müssen wir wohl gehorchen!« unterbrach der Propst sich lebhaft und stand auf. Und seine Hand auf die Schulter des Kaplans legend, fügte er lächelnd hinzu: »Wie Sie wohl bereits bemerkt haben werden, Herr Hansted, hat nämlich meine Tochter hier im Hause das Regiment – und ich will Ihnen nur sagen, sie ist ein gestrenger Kommandant! ... Nun, wir fahren gelegentlich fort. Kommen Sie jetzt herein und nehmen Sie fürlieb mit unserm ländlichen Abendbrot.«

* * *

Das Eßzimmer war – so wie die meisten Zimmer des Pfarrhauses – ein hoher, herrschaftlicher Raum mit Gipsstuck unter der Decke und Landschaftsdekorationen über den Türen. Obwohl die Pfarre von Vejlbj und Skibberup keineswegs zu den fetten gehörte, war das ganze Pfarrhaus mit den dazugehörigen Wirtschaftsgebäuden in einem Stil aufgeführt, der mehr an den Sitz eines Rittergutsbesitzers, als an eine Wohnung für einen Diener der Kirche erinnerte.

Propst Tønnesens Vorgänger im Amt war nämlich ein steinreicher Mann gewesen, dessen erste Handlung in der Gemeinde darin bestand, daß er das alte Pfarrgebäude bis auf den Grund niederriß und an seine Stelle auf eigene Rechnung dies Palais aufführen ließ, dessen Kostbarkeit damals förmliche Wallfahrten aus dem ganzen Amt

veranlaßt hatte. Es waren noch die fabelhaftesten Erzählungen im Umlauf über den Leichtsin, mit dem dieser Mann sein Geld verschwendete. Kam ein Bauer zu ihm und klagte über Unglück mit seinem Vieh oder Brand in seinen Saaten, so machte er gleich einen Strich über seine Zehntenschuld und steckte ihm zuweilen obendrein noch einen Fünfigtalerschein in die Hand, wenn er sich verabschiedete. Dafür forderte er nur, daß man ihn zwischen seinen Büchern und Kunstgegenständen in Frieden ließ; und da die Bevölkerung der Gegend von jeher weniger Sinn für die Schätze der Religion als für handgreiflichere Güter gehabt, so hatte in den fünfzehn Jahren, während welcher der Millionenpastor hier residierte, das beste Einverständnis zwischen der Gemeinde und ihrem Oberhaupt geherrscht.

Indessen hatte Propst Tönnesen allen Grund, sich über seinen Vorgänger zu beklagen, der durch sein Verfahren die Begriffe in der Gemeinde völlig verwirrt hatte. Alle hatten sich in dem Maße daran gewöhnt, den Zehnten und das Opfergeld als etwas zu betrachten, das sie ganz nach Belieben zahlen oder zu zahlen unterlassen konnten, daß, als Tönnesen die Einführung geordneter Verhältnisse verlangte und sogar mit Strenge die pünktliche Hinterlegung der verschiedenen Abgaben forderte, dies als eine für einen Geistlichen ungeziemende Geldgier betrachtet wurde und Anlaß zu einer Meuterei gab, die den ersten Anfang zu dem gespannten Verhältnis bildete, das seither ununterbrochen zwischen dem Pfarrhause und einem gewissen Teil der Gemeinde bestanden hatte.

Hatte aber der Propst in dieser Hinsicht wirklich Grund, mit seinem Vorgänger unzufrieden zu sein, so war er ihm dahingegen doppelt dankbar für die fürstliche Wohnung, die ihm dieser hinterlassen hatte. Sie entsprach gerade dem, was seiner Ansicht nach eine passende Residenz für des Herrn Christi Statthalter in der Gemeinde von Vejlbj und Skibberup war; und sie war auch nicht ohne Schuld daran, daß er noch immer diese – im Verhältnis zu seinem Alter und seiner Anciennität – ziemlich unbedeutende Pfarre innehatte. Hierzu trugen auch vermeintliche Kränkungen bei, die man ihm höheren Orts zugefügt hatte, und die er einem persönlichen Groll seines nächsten Vorgesetzten, des sowohl in kirchlicher, wie in politischer Beziehung selten freisinnigen Bischofs zuschrieb, auf dessen Ernennung er vorhin in seiner Unterredung mit dem Kaplan hingedeutet hatte. Es war nämlich nicht Propst Tönnesens Fehler, sich selbst zu gering einzuschätzen; und da er ein paarmal bei der Besetzung einiger der fettesten Ämter des Landes übergangen worden war, betrachtete er dies als Zurücksetzung und beschloß, unter dem jetzigen Bischof nicht wieder eine Versetzung zu beantragen – ein Entschluß, den ohne große Selbstverleugnung durchzuführen, ihm sein kleiner Haushalt und die Zinsen eines mäßigen Privatvermögens ermöglicht hatten.

Ein wenig Balsam für seine Wunde nahm er jedoch entgegen, als er sich vor ein paar Jahren zum Propst – oder – »Amtspropst«, wie er sich hartnäckig von seinen Gemeindecindern angedet wissen wollte, ernennen ließ.

In dieser Stellung fand seine aufgesparte Tatkraft einen passenden Tummelplatz und sein Selbstgefühl Genugtuung für alle erlittenen Kränkungen. Er lebte und atmete von diesem Tage an in alten Verordnungen und Gesetzesparagrafen, arbeitete mit leidenschaftlicher Sorgfalt bogenlange Eingaben an Stiftsobrigkeit und Amtsrat aus, stellte bei jeder Gelegenheit den ihm untergebenen Geistlichen weitläufige Fragen und war insonderheit ein Schrecken für die Schullehrer der Propstei, die er mit einer

Unendlichkeit von Berichtlisten und Meldebogen verfolgte, bei deren Ausfüllung die pünktlichste Genauigkeit von ihnen verlangt wurde.

Mit allen diesen organisatorischen Veranstaltungen unterhielt er denn auch am Teetisch seinen Kaplan, indem er ihn verstehen ließ, daß, wenn er schon jetzt um Beistand für seine kirchliche Arbeit hier in der Gemeinde nachgesucht habe, dies hauptsächlich geschehen sei, um sich mit desto größerer Kraft diesen mehr leitenden Aufgaben widmen zu können.

Kaplan Hansted verhielt sich noch immer schweigend. Er saß still da und hörte seinem Vorgesetzten zu, während er in Gedanken sein Brot auf dem Tischtuch zerkrümelte, ohne etwas zu genießen. Trotzdem machte er keineswegs den Eindruck, als fühle er sich hier nicht wohl. Im Gegenteil, es lag ein eigener Ausdruck von Freude und Dankbarkeit in seinen hellen, kindersanften Augen, wenn er hin und wieder den Blick erhob und ihn im Zimmer umherschweifen ließ, um ihn zuletzt flüchtig die Tochter des Hauses streifen zu lassen, die hinter der dampfenden Teemaschine stand, im Begriff, den Tee zu bereiten.

Fräulein Ragnhild Tønnesen war – ebenso wie der Vater – eine stattliche Erscheinung, wie überhaupt sein ausgesprochenes Ebenbild. Sie hatte dieselben großen, ausdrucksvollen Augen – nur ein klein wenig heller – dieselbe südländisch geformte Nase und den üppigen Mund. Aber ihre Figur war schlank, fast bis zur Magerkeit, auch hatte sie nicht Propst Tønnesens gesunde, brünette Gesichtsfarbe geerbt. Ihre Haut war mondscheinbleich, wie die einer Dame aus einem Provinzstädtchen und hatte zwei kleine braune Schönheitsflecke auf der linken Wange.

Fräulein Ragnhild war 21 Jahre alt und Propst Tønnesens einziges Kind. Wenn sie im ersten Augenblick vielleicht einen etwas älteren Eindruck machte, so lag das zum Teil in ihrem überlegenen, gemessenen Wesen, das Zeugnis dafür ablegte, daß sie schon lange dem Haushalt ihres Vaters vorgestanden hatte. Sie war noch ein Kind, als Propst Tønnesen seine Frau verlor; und gerade unter dem überwältigenden Einfluß dieses Verlustes hatte er, der damals als Adjunkt an einer der Lateinschulen des Landes angestellt war, sich entschlossen, seine pädagogische Laufbahn zu unterbrechen und in das stille Pfarrhaus auf dem Lande zu ziehen, um dort Trost und Ruhe für sich selbst und sein Kind zu suchen.

* * *

Sie waren gerade im Begriff, vom Tische aufzustehen, als die alte, hinkende Magd des Hauses den Kopf aus der Küche hereinsteckte und meldete, daß draußen vor der Haustür ein Schlitten mit einem Menschen halte, der absolut mit dem Propst sprechen wolle.

»Zu dieser Zeit des Tages!« rief der Propst aus und runzelte unheilverkündend die Brauen. »Was mag er nur wollen, Lone?«

»Ja, wer kann das wissen«, entgegnete die alte Dienerin mürrisch. »Aber er sagte ja, es wär' für einen, der sehr krank wär', für den sollt' er den Propst holen.«

»Zu einem Kranken! In diesem Wetter! Und jetzt, zu nächtlicher Stunde!... Wer mag der Mensch sein, Lone?«

»Ja, was weiß ich das... Aber er sagt ja, daß er Anders Jörgens Sohn aus Skibberup is.«

»Hm! Ach so!... Herr Gott! Dann ist es also der alte Anders Jörgen, der jetzt davon soll. Wo ist der Bote?«

»Ich hab' ihn in das Studierkantor 'reingelassen.«

Der Propst leerte seine Tasse, fuhr sich mit der Serviette über das Kinn und erhob sich.

Auf dem Wege durch das Wohnzimmer zog er aus der hinteren Rocktasche ein schwarzes, seidenes Käppchen, mit dem er seinen Kopf zu bedecken pflegte, ehe er sich seinen Pfarrkindern vorstellte. Nachdem er gleichzeitig sein Erscheinen durch ein kräftiges Räuspern vorbereitet hatte, trat er in das Studierzimmer – oder das »Studierkantor«, wie es die Leute in der Gemeinde zu nennen pflegten.

Hier im Halbdunkel, neben der Tür, stand eine kleine Gestalt in einem viel zu großen Radmantel, aus dem nur ein heller Haarbüschel, zwei blaurote Hände und ein Paar Füße in weißen, wollenen Socken hervorguckten.

»Guten Abend!« sagte der Propst und machte eine Bewegung mit der Hand. »Du also wünschst mit mir zu sprechen?«

Als Antwort kam erst ein Hicksen und dann ein schüchtern geflüstertes »Ja!« »Wie heißt du, mein Freund?« fuhr der Propst ermunternd fort. Man hörte einen Augenblick nur die Zähne des Burschen klappern.

Endlich kam es heiser und hastig heraus:

»Ole Kristian Julius Andersen.«

»Bist du ein Sohn des alten Anders Jörgen in Skibberup?«

»Ja.«

»Dann also habe ich dich im vergangenen Jahr zur Konfirmation vorbereitet, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und nun kommst du, um mich zu ersuchen, deinem alten Vater das Abendmahl zu reichen... Ich meine gehört zu haben, daß er seit einiger Zeit gekränkelt hat.«

Bei diesen Worten lief ein Jucken durch die Gestalt des Jungen. Er fing an, unruhig auf den Socken hin und her zu trappeln, und die Pelzmütze lief wie ein Rad durch seine Hände.

»Es ist ja freilich ein wenig spät am Abend und unter schwierigen Verhältnissen«, fuhr der Propst unbeirrt fort. »Aber in Anbetracht des Ernstes der Sache will ich mich trotzdem nicht weigern ... Nun, was gibt's? Hast du sonst noch etwas auf dem Herzen? Die Wege sind jetzt wohl einigermaßen fahrbar? Ist die Landstraße geschaufelt?«

»Ja – aber –«

»Ist auch unterhalb des Hügels der Schnee weggeschafft?«

»Die Schneeschaufler sind da draußen –«

»Gut, dann gehe zu deinen Pferden und halte dich bereit. Ich werde gleich fertig

sein.« Bei diesen Worten grüßte der Propst wieder mit der Hand und kehrte nach dem Wohnzimmer zurück, ohne des ratlos weitgeöffneten Augenpaares zu achten, mit dem ihm der Junge von der Tür aus nachsah.

Als Tönnesen in das Wohnzimmer trat und hier den Kaplan erblickte, der im selben Augenblick mit dem Fräulein aus dem Eßzimmer kam, huschte es wie ein Leuchten über sein Gesicht.

»Da kommt mir ein Gedanke!« rief er lebhaft aus. »Sie haben ja gehört, Herr Hansted, daß ein älterer, kranker Mann aus der Nebenpfarre, der das Abendmahl wünscht, nach mir geschickt hat. Wahrlich, ich kann mir keine bessere Gelegenheit für Sie als Beginn Ihrer Tätigkeit hier vorstellen, als gerade diese. Ich kenne den Alten sehr gut – er ist stets ein äußerst achtbarer und strebsamer Mann gewesen, für den ein paar allgemeine Worte des Trostes sicher ausreichen werden. Ich bin überzeugt, daß das Ganze Ihnen nicht die geringste Schwierigkeit bereiten wird.«

Die Aufforderung des Propstes setzte den jungen Geistlichen in sichtliche Verlegenheit. Die Farbe auf seinen Wangen wechselte ein paarmal, und er fing an, Entschuldigungen zu stammeln. Der Propst habe – sagte er – versprochen, ihm in der ersten Zeit beizustehen, bis er einige Übung erlangt habe; auch sei er ganz unvorbereitet. –

Der Propst aber unterbrach ihn hastig:

»Ach, das hat nicht das geringste zu bedeuten. Sie können ja auf dem Wege dahin über die paar Worte nachdenken, die Sie sagen wollen. Das tue ich selber immer, und – wie gesagt – einige allgemeine Worte des Trostes sind in diesem Falle alles, was erforderlich ist. Seien Sie nur guten Mutes, lieber Freund, so wird das Ganze schon gehen. Es handelt sich nur darum, daß man das Ritual klar im Kopf hat und sich nicht verwirren läßt. Gehen Sie mit Gott, lieber Freund! Und vertrauen Sie getrost auf seinen Segen!« Der Kaplan machte nach diesen Worten keine Einwendungen mehr. Schweigend verließ er das Zimmer und begab sich hinauf, um das Ornat anzulegen.

* * *

Eine Viertelstunde später war der Kaplan von dannen gefahren, und über dem Pfarrhause lag wieder, wie gewöhnlich, Stille und Friede. Fräulein Ragnhild ging im Wohnzimmer umher und brachte alles für die Nacht in Ordnung. Sie schloß den großen Flügel, der in einer Ecke unter einer lorbeerbekränzten Beethoven-Büste stand, legte die Noten in einen Schrank und kraute den bereits halb entschlummerten Papagei ein wenig im Nacken, ehe sie das schwarze Tuch über sein Bauer hängte. Dann setzte sie sich an ihren gewohnten Platz an den Tisch unter den seegrünen, seidenen Schirm der Lampe und nahm ihre Straminstickerei wieder zur Hand.

Währenddes hatte der Propst seine Pfeife in seinem eigenen Zimmer gestopft und fing nun an, durch beide Stuben hin und her zu wandern. Von Zeit zu Zeit sah er verstohlen zu der Tochter hinüber, indem er schwere Rauchwolken durch den zugespitzten Mund ausstieß.

Schließlich blieb er vor ihr stehen und sagte mit einer etwas erkünstelten Munterkeit:

»Nun, liebe Ragnhild! Wie gefällt unser neuer Gast denn *dir* eigentlich?«

Das Antlitz der jungen Dame nahm einen noch verschlosseneren Ausdruck an. Die Frage berührte sie augenscheinlich unangenehm.

»Ach – er macht ja einen ganz tüchtigen Eindruck«, sagte sie gleichgültig.

»Ja, nicht wahr? Auch mir will es scheinen, als liege eine wohltuende Unmittelbarkeit ... etwas kindlich Frisches über ihm – heutzutage wirklich eine Seltenheit. In unserer Zeit sind die jungen Menschen von zwanzig Jahren ja schon alte, lebensmüde Greise... Es freut mich wirklich, Ragnhild, daß er auch dir gefällt. Er ist ja doch von nun an unser täglicher Hausgenosse.

Die Brauen der jungen Dame zogen sich zusammen.

»Das wichtigste,« erwiderte sie kurz, »ist ja, ob er die rechten Gaben für seinen Beruf hat; das wird sich jetzt ja zeigen.«

»Freilich, freilich!« unterbrach sie der Propst und setzte seine Wanderung durch die Zimmer fort. »Darin stimme ich ganz mit dir überein – vollkommen! – – Hm! – – Na ja!« unterbrach er sich selbst, indem er nach der Uhr sah: »Ich sehe, es ist schon spät geworden. Es wird wohl Zeit, daß ich an meine Arbeit komme.«

Er küßte seine Tochter zur Gutenacht auf die Stirn und ging in sein Zimmer.

Kaum hatte er die Tür hinter sich geschlossen, als die Tür zum Speisezimmer knarrte und das torfbraune Gesicht der alten hinkenden Magd sich in der Öffnung zeigte. Sobald sie sah, daß das Fräulein allein war, schlich sie in die Stube, wo sie sich etwas am Ofen zu schaffen machte, während sie beständig den Kopf umdrehte und Ragnhild mit einem verschlagenen und neugierigen Blicke betrachtete. Schließlich humpelte sie auf ihren Socken an den Tisch, wo das Fräulein saß.

»Na –« sagte sie mit flüsternder Stimme und kniff die Augen verschmitzt zusammen. »Wie finden Fräulein ihn denn?«

»Wen?« fragte Ragnhild, indem sie den Kopf erhob und die alte Magd fest ansah.

»Ih! Natürlich ihn – den Kaplan!«

Aus Fräulein Ragnhilds graublauen Augen fuhr ein Blitz, der einen artigen Donner verieß. Aber sie besann sich gleich, bezwang ihren Zorn, bemühte sich sogar zu lächeln und antwortete schnell und gleichsam in herzlicher Ausgelassenheit:

»Ja, vielen Dank, liebe Lone! Er gefällt mir wirklich ganz ausgezeichnet. Ich bin schon ganz verliebt in ihn. Morgen verlobe ich mich mit ihm, und Donnerstag wollen wir Hochzeit halten. Und wenn du, liebe Lone, uns Sonntag in acht Tagen die Freude machen willst, zum Kindlbier zu kommen und unsern Erstgeborenen über die Taufe zu halten, würden mein Mann und ich dir beide sehr dankbar sein. – Bist du nun zufrieden?«

Das alte Mädchen schob beleidigt ihren großen Unterkiefer vor und zog sich murmelnd nach der Tür zurück.

* * *

Währenddes hatte der junge Kaplan schon ein gutes Stück des Weges nach Skibberup zurückgelegt. Die Befangenheit, die ihn im ersten Augenblick bei der unerwarteten Zumutung des Propstes befallen hatte, war allmählich verschwunden. Er war guten Mutes und hatte sich in den großen Wagenstuhl zurückgesetzt, von wo aus er überrascht die weitgedehnte Winterlandschaft betrachtete. Die Luft war nach Sonnenuntergang völlig still geworden. Der Himmel war dunkelblau und mit Sternen übersät. Nur längs des westlichen Horizonts lag noch eine Erinnerung an das vorübergegangene Unwetter in Gestalt einer langgestreckten Wolkenbank, über der sich das goldene Horn des Mondes krümmte.

Auf den Kaplan wirkte dieser ganze Anblick fast wie eine Traumoffenbarung. Er war ein Stadtkind und kannte den Winter nur aus dem Kohlenrauch, dem Nebel und dem Schneeschlamm der Stadt. Noch vor anderthalb Tagen war er in dem zollhohen Schmutz der Kopenhagener Straßen umhergewandert, betäubt von dem Gerassel der Droschken, dem Klingeln der Straßenbahnen und den heiseren Rufen der Muschelverkäufer – und nun saß er hier in dem großen Bärenpelz des Propstes und glitt dahin durch ein Märchenland, durch ein luftiges Feenreich, in dem Bäume und Büsche über den Feldern aufragten, wie weiße oder bläuliche Korallen, während der Schlitten in einem lautlosen Wiegen dahinfuhr, als schwebte er auf langen weichen Schwingen.

Er war auf einmal stark bewegt. Das Bild seiner verstorbenen Mutter stieg vor seiner Seele auf und füllte seine Augen mit Tränen. Er wußte, es war ihr höchster Wunsch gewesen, diesen Tag zu erleben; und er fühlte es in diesem Augenblick stärker denn je, wie sie – nächst Gott – diejenige gewesen war, die ihm Mut gemacht hatte, dem Ruf als Verkünder des heiligen Wortes zu folgen... Jetzt nützte es seinem lieben Vater, dem Etatsrat, nicht mehr, den Kopf über seine »wilde« Idee zu schütteln. Die Würfel waren gefallen! Sein munterer Bruder, der Gardeleutnant, konnte jetzt auf der Straße gehen, ohne Furcht, ihm mit einem Hut zu begegnen, der gerade nicht nach der neuesten Mode war, oder mit einem Bekannten, der »nicht zur Gesellschaft gehörte«. Und seine gute, kleine Schwester, die Frau Generalkonsul, auch sie brauchte jetzt keine Tränen mehr zu vergießen über seinen Mangel an Gesellschaftston und an geschliffenen Manieren... Emanuel war abgereist, »der Seminarist« war weg, und er würde sicher nicht so bald zurückkehren.

Nein, er würde sicher nicht zurückkehren. Er ließ den Blick glücklich über die weitgedehnten, bläulich schimmernden Schneefelder schweifen, und er hatte ein Gefühl, als sei er aus einem finstern und tiefen Brunnen zu einem Lande aufgestiegen, das dem Himmel ganz nahe lag. Ringsumher auf den Feldern sah man kleine rötliche Lichter aus den erleuchteten Fenstern der Hütten schimmern, die im Schnee wie herabgefallene Sterne glitzerten. Über der ganzen Natur ruhte ein überirdischer Friede. Unter dem Himmelsbogen war kein anderer Laut hörbar, als die rostigen Schellen der Pferde; aber in der unendlichen Stille tönte dies Geläute mit einem tausendstimmigen Klang, als hinge die Luft voll von unsichtbaren Glocken.

Er faltete die Hände in seinem Schoß und versank in Gedanken... Hier also war jetzt seine Heimat! Über diese Felder sollte er wandern, in diese Hütten hinein sollte er eintreten, als der auserwählte Diener des Herrn!... O daß er doch würdig werden möchte der großen Aufgabe, die ihm anvertraut war! Daß er doch Gnade finden

möchte, Segen zu verbreiten und Gottes Frieden zu bringen, wenn auch nur in ein einziges Armeleutestübchen!

Er war so erfüllt von diesen Gedanken, daß er gar nicht bemerkte, wie der junge Bursche, der sein Kutscher war, sich zu wiederholten Malen halb nach ihm umwandte, als wollte er ihn anreden, und sich dann wieder schnell in seinen großen Mantel niederduckte, als wenn er es doch nicht wagte. Plötzlich aber wurde er durch einen lauten, vielstimmigen Ruf geweckt. Der Schlitten war in einen Hohlweg hinabgeraten, wo sich der Schnee zu so mächtigen Schanzen aufgehäuft hatte, daß sich die Pferde Schritt für Schritt durch die ellenhohen Schneemauern bewegen mußten, die zu beiden Seiten aufgeschaufelt waren. Der Kutscher hielt augenblicklich die Pferde an, und im Schein des letzten Stückchen Mondes, das noch über die Wolkenbank im Westen hervorlugte, sah der Kaplan ungefähr 50 Ellen vor sich eine Schar Schneeschaufler in geschäftiger Arbeit. Ein wenig näher, nur 20 Schritte entfernt, stand eine andere Schar von Männern auf ihre Schaufeln gestützt; und diese Männer hatten den Schlitten angehalten, indem sie durcheinander riefen:

»Ihr müßt ein wenig warten ... der Schnee ist hier gerutscht... In einem Augenblick ist die Bahn frei...«

»Wer seid Ihr übrigens?«

»Ich bin der Pfarrer!« rief der Kaplan, ein wenig verlegen, weil es das erstemal war, daß er seinen neuen Titel laut nannte.

»Wir sind auf dem Wege zu einem Kranken.«

Der Laut seiner Stimme veranlaßte die Männer, aufzusehen. Sie fingen an, die Köpfe zusammenzustecken, zu flüstern und lange Hälse zu machen.

Schließlich ging einer von ihnen an die Pferde heran, von wo aus er leise mit dem Kutscher sprach; und bald kam Bewegung in die ganze Schar. Zögernd näherte man sich dem Schlitten von beiden Seiten. Die meisten von den Männern waren kleine, gedrungene Gestalten, deren Augen wie Heringsschuppen in den roten Gesichtern schimmerten. Einige humpelten in großen Schneestiefeln herbei, andere hatten Holzschuhe und lange, weiße, wollene Strümpfe an, die außen über die Hosen gezogen waren und bis hoch über die Knie hinaufreichten. Der größte Teil trug große Pelzmützen mit Klappen über den Ohren, ein einzelner hatte einen Südwester auf.

Kaplan Hansted ward's ein wenig wunderbar zumute, als er sich plötzlich von dieser Schar neugierig starrender Fremder umringt sah. Er überlegte, ob er sie anreden sollte. Es waren doch offenbar seine Pfarrkinder.

Da trat ein großer, bärtiger Mann aus der Schar vor – ein Hüne unter den andern zu schauen, und offenbar auch derjenige, der gewohnt war, das Wort unter ihnen zu führen. Mit seinen weißen, kräftigen Zähnen zog er einen großen Fausthandschuh von seiner rechten Hand und sagte darauf mit starker Stimme:

»Entschuldigen Sie ... wir sind die Dorfleute aus Skibberup, und wir hören, daß Sie unser neuer Kaplan sein soll'n .. und da müssen wir doch woll Erlaubnis haben, daß wir uns die Freiheit nehmen und Ihnen hier willkommen heißen. – Willkommen, Herr Pastor Hansted!«

Jetzt traten auch die andern hastig herzu – und ehe der Kaplan sich besinnen konnte, sah er sich umgeben von einem Dutzend großer, roter Fäuste, die ihm mit einem treuherzigen »Willkommen« entgegengehalten wurden.

Er wurde einen Augenblick ein wenig verwirrt. Er wollte gern etwas sagen und merkte auch, daß die Männer das erwarteten. Aber das Ganze war ihm so unerwartet gekommen; ihm wollte nichts weiter einfallen als wieder und wieder sein »Danke, danke« zu sagen, während er herzlich die dargereichten Hände drückte.

Im selben Augenblick wurde von den Schneeschauflern da vorne gerufen, daß der Weg fahrbar sei. Der Kutscher zog die Zügel an, und der Schlitten setzte sich in Bewegung.

Da fiel es ihm im letzten Augenblick ein, zu sagen:

»Adieu, Freunde!... habt Dank für euren Willkommengruß! Ich preise mich glücklich, solche Männer gefunden zu haben, die mir den Weg bahnen! Ich hege die Hoffnung, daß wir gut miteinander auskommen werden.«

»Das werden wir woll!« ertönte die Antwort aus vielen Mündern zurück.

»Und wir haben's nötig!« rief eine tiefe, drohende Stimme ganz hinten in der Schar, von beifälligem Murmeln begleitet.

Diese Worte, und namentlich der Ton, in dem sie geäußert wurden, machten den Kaplan stutzen. Was sie wohl eigentlich damit meinten? – dachte er, während der Schlitten wieder wiegend über den Schnee dahinflog. Da kamen ihm die Worte des Propstes von den Unruhstiftern in der Gemeinde ins Gedächtnis; und eine leise Melancholie befiel ihn. Also auch hier herrschte Streit und Zwietracht!

Bald darauf erreichte der Schlitten das Skibberuper Dorf. Beim Anblick der ersten Häuser fuhr er erschreckt in die Höhe ... er hatte den kranken Mann unterwegs völlig vergessen und noch gar nicht überlegt, was er ihm sagen sollte. Aber er beruhigte sich bald. Die Begegnung mit den Schneeschauflern hatte ihn in dieser Hinsicht zuversichtlich gemacht. Er zweifelte nicht daran, daß ja der liebe Gott im entscheidenden Augenblick ihm die rechten Worte in den Mund legen werde.

* * *

Skibberup lag unten in einer Niederung, umgeben von einem Kranz mächtiger Hügel, die sich nur nach Osten, nach dem nahe gelegenen Fjord erschlossen. Das Erstaunen des Kaplans erregte sogleich die ungewöhnliche Menge kleiner Häuser und unansehnlicher Halbhufen, aus denen das Dorf in der Hauptsache bestand. Man sah kaum ein einziges wirklich großes Bauerngehöft; aber ringsum einen langgestreckten Dorfteich, der mitten in dem weißen Schnee den Sternenhimmel in seinem dunklen Wasser spiegelte, lagen wohl an fünfzig Hütten malerisch unter den Hügeln gruppiert, einige in die Abhänge selbst hineingegraben, wie ein Sennerdorf um einen Gebirgssee. Im übrigen war das Dorf halb unsichtbar gemacht durch die ungeheuren Schneemassen, die der Sturm aus dem Fjord hineingeführt hatte. Von mehreren Hütten ragten nur ein paar Stützbalken und ein rußgeschwärzter Schornstein auf. An einzelnen

Stellen schimmerte noch Licht durch die Fenster. Auf einer Türfliese stand ein alter Mann mit einer Krücke und schwenkte munter seine Mütze, als der Kaplan vorüberfuhr.

Der Schlitten hielt vor einer Halbhufe, die ein wenig für sich am Rande des südlichen Dorfes lag. Die geteerten Torflügel waren geöffnet, und unter der Decke des Torwegs hing eine schläfrige Laterne und drehte sich langsam an einer Schnur herum. Unter dieser Laterne mußte der Kaplan absteigen; denn der Hofplatz war so mit Schnee angefüllt, daß der Schlitten nicht weiter kommen konnte. Auf einem schmalen Steig, der durch die Schneeschanze geschaufelt war, begab er sich nach dem niedrigen Wohnhaus hinauf. Überall herrschte Totenstille. Nur vom Stall her hörte man ein schwaches Rasseln von eisernen Ketten, und irgendwo hinter einer Mauer schlich eine Katze und miaute. Aber als er auf die Diele trat, hörte er, wie eine Tür da drinnen geöffnet wurde und eine gedämpfte Frauenstimme hastig sagte:

»Es war mir, als wenn ich die Schlittenglocken hörte ... der Propst ist wohl hier!«

Er pochte an die Tür und befand sich einen Augenblick später in einer niedrigen und tiefen, altmodisch ausgestatteten Stube mit kleinen Fenstern, Balkendecke und dunklem Lehm Boden.

Am Ende eines schweren eichenen Tisches stand ein dünnes Talglicht und brannte, und dort erhob sich bei seinem Eintreten ein kleiner, ältlicher Mann mit sturrer, graugesprenkelter Haarmähne und einer grüspanigen Messingbrille auf einer breiten Kartoffelnase. Der Mann hatte dagesessen und in einer Zeitung gelesen, die er nun – sichtlich verwirrt – eiligst unter dem Tisch versteckte; und als ihm, im selben Augenblick, seine Brille einfiel, riß er sie mit einer verlegenen Miene von den Augen, als sei er bei einer Narrheit ertappt. Als er sich dann aber dem vermeintlichen Propst nähern wollte, fuhr er plötzlich hintenüber vor Schrecken und starrte mit offenem Munde den fremden Mann an, der an der Tür stand und mit freundlicher Stimme guten Abend sagte.

»Werden Sie doch nicht bange!« fuhr der Kaplan fort und näherte sich. Ich bin der Stellvertreter des Propstes – sein Kaplan – und komme auf seine Veranlassung zu Ihnen. –«

Im selben Augenblick öffnete sich die Tür zu dem Seitenzimmer, und ein schwerknochiges Frauenzimmer in mittleren Jahren mit stahlgrauem Haar und hellen, vorstehenden Augen trat ein. Auch sie blieb sofort in stummem Erstaunen stehen und maß einen Augenblick den fremden Geistlichen mit einem nicht gerade freundlichen Blick. Aber auf einmal huschte ein liches Lächeln über ihr Gesicht, und indem sie sich dem Kaplan ohne Verlegenheit näherte und ihm ihre fleischige Hand reichte, sagte sie mit einer eigentümlichen weichen und herzensguten Stimme:

»Es ist doch wohl nicht möglich, daß das unser neuer Kaplan is?... Na, denn soll'n Sie uns so recht von Herzen willkommen sein!... So was hab' ich mir denn doch nicht träumen lassen!... Sie sind wirklich hierher gekommen?... Na, das is doch zu nett, das... Sie sind wirklich unser neuer Pastor?... Und so sehen Sie also aus!... Ja, so hatt' ich Sie mir auch grad' gedacht... Na, dies ist denn doch wirklich zu nett...«

Sie hatte sich in einiger Entfernung von ihm aufgestellt, beide Hände auf dem dicken Magen, und fuhr fort, ihre Ausrufe zu wiederholen, während sie ihn entzückt von Kopf zu Fuß betrachtete. Der Kaplan, der sich schließlich durch diese Musterung ein wenig geniert fühlte, fing an, sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen.

Sie aber konnte sich nicht von ihrer freudigen Überraschung erholen, oder sich von seinem Anblick losreißen. Erst als der Mann sie von hinten ein paarmal am Rock gezupft hatte, beantwortete sie die Frage des Kaplans.

»Danke für gütige Nachfrage«, sagte sie dann in verändertem Ton und sah nach der Tür hin, die sie nur angelehnt hatte. »... Nu hat es doch Gott sei Dank ein bißchen nachgelassen ... aber so um Mittag sah es ja schlimm aus, und als dann das Wetter ein bißchen besser wurd', da meinten wir ja, es wär am besten, wenn wir nach'm Propst schicken täten... Aber am End' hatten wir es lieber nachlassen soll'n, denn nu is da, glaub' ich, keine Gefahr mehr... Und es is doch kein Pläsier für Herr Pastor, so zu nachtschlafender Zeit und in so'n Hundewetter über Land zu fahren...!«

»Ach, machen Sie sich deswegen keine Sorge«, unterbrach sie der Kaplan. »Mir tut dies nichts. Sie können mich rufen, wann Sie wollen, und ich werde immer bereit sein... Und wenn Sie meinen, und wenn bei dem Kranken alles bereit ist, wollen wir da nicht—«

Die Frau öffnete vorsichtig die Tür zu dem Seitenzimmer, und alle drei traten leise in eine längliche, schwach erleuchtete Kammer, die eine Stufe niedriger lag als das Wohnzimmer. Am Kopfende eines breiten Bettes, das die eine kurze Wand einnahm, stand ein kleiner Tisch mit einer Nachtlampe, einer Medizinflasche und einem Gesangbuch. Im Bette lag ein braunhaariges, junges Mädchen mit schwergeschlossenen Lidern und einer dunklen Fieberröte auf den Wangen. Der junge Geistliche wandte sich verwirrt um und rief aus:

»Aber – was ist denn das?«

»Das ist unsere Tochter«, antwortete die Frau und sah ihn verwundert an.

»Wieso?... aber der Propst sagte doch« – der Kaplan fing an zu stottern. Aus Scham wandte er dem Bett beständig den Rücken zu; denn das junge Mädchen lag nach Bauernart im bloßen Hemd und hatte in der Fieberhitze die beiden nackten Arme auf das Deckbett geworfen. »Es war doch ein älterer Mann, der krank war ... der Propst sagte, es wäre ... hieß er nicht Anders Jörgen?«

»Ich?« rief der Mann beim Klang seines Namens aus und sah mit seinen kleinen, halbblinden Augen verwirrt auf.

»Ich danke für gütige Nachfrage ... aber ich bin sonst ganz gesund.«

»Aber dann muß das Ganze ja auf einem Mißverständnis beruhen.«

»Ja, das ist unsere Tochter Hansine«, fuhr die Frau eifrig fort und fing an zu erzählen, wie die Krankheit vor drei Tagen mit Schmerzen im Rücken und über den Lenden begonnen habe. Au Anfang hatten sie nicht geglaubt, daß es etwas zu bedeuten habe, aber dann waren die Schmerzen in den Nacken hinaufgezogen, und letzte Nacht war die Tochter plötzlich so krank geworden, daß sie den Doktor hatten holen müssen. Der Doktor hatte den Kopf geschüttelt, und noch heute mittag hatte er gesagt, da könne allerlei aus werden... Aber nun glaubten sie doch, daß das Schlimmste überstanden sei.

Während dieses Berichts hatte der Kaplan Zeit gehabt, einigermaßen seine Fassung wiederzugewinnen. Er empfand sogar eine gewisse Beschämung über seine Verwirrung, und während er nun mit Gewalt alle seine Gedanken auf die heilige Handlung konzentrierte, die bevorstand, näherte er sich wieder dem Bette.

Im selben Augenblick erwachte die Kranke und schlug ein Paar dunkelblaue Augen auf, die sich in den Fieberphantasien mit einem starren verständnislosen Blick auf den fremden Mann richteten. Die Mutter beugte sich über sie herab und erzählte, wer er sei ... und da stieß das junge Mädchen einen langen, gleichsam erleichterten Seufzer aus und schloß die Augen von neuem mit einem Ausdruck, als wolle sie sagen, daß sie sich gesehnt habe und bereit sei.

Die Mutter legte fürsorglich das Federbett um sie zurecht, nahm das Gesangbuch vom Tisch und setzte sich auf einen Stuhl am Kopfende, um ihr behilflich zu sein, wenn sie aus dem Kelch trinken sollte. Der alte Vater hatte sich andächtig am Fußende des Bettes aufgestellt, und im letzten Augenblick klemmte sich auch der junge, blondlockige Bursche durch die Tür, wo er an dem Pfosten gelehnt, stehen blieb, mit von unterdrückter Gemütsbewegung bebenden Lippen, während er mit runden Augen das Gnadenbrot und den kleinen silbernen Kelch anstarrte, den der Kaplan inzwischen aus dem Etui genommen und auf den Tisch unter die Lampe gestellt hatte.

Alles war still. Man hörte nur den Laut einer schwer tickenden Perpendikeluhr aus einer Ecke und die angestregten Atemzüge der Kranken.

Der junge Pfarrer war an das Bett getreten und faltete die Hände zum Gebet.

Aber mochte nun der Anblick des jungen Mädchens schuld daran sein, oder die Gemütsbewegung, in die ihn die heilige Handlung versetzte ... oder lag der Grund in dem plötzlichen Übergang aus der frischen Frostluft in die beklommene Krankenstube ... er konnte keinen vernünftigen Satz in seinem Gehirn sammeln. Ein sonderbarer Schwindel ergriff ihn mehr und mehr, die Zunge wollte nicht reden, und er fühlte, wie der kalte Schweiß anfang, auf seiner Stirn zu perlen. Eine Todesangst befiel ihn...

Da fiel ihm ein kleiner Vers ein, ein Abendgebet, das seine Mutter ihn gelehrt hatte, als er ganz klein war. Viele Jahre war dieser Vers aus seiner Erinnerung ausgelöscht gewesen. Jetzt stieg er zu ihm herab, wie ein rettender Engel vom Himmel. Er hatte ein Gefühl, als stelle sich jemand ihm an die Seite und nehme ihn bei der Hand. Fast wie einen Fremden hörte er sich selbst, warm empfundene Worte von der Gnade des Herrn, von Gottes Allgüte, von Jesu Tod für die Sünde der Menschen reden. Selbst die bekannten Sätze des Rituals wurden gleichsam neu und lebend in seinem Munde, und als er schließlich die Hand auf die Stirne der Kranken legte, um ihr Vergebung der Sünden zu erteilen, fühlte er mit seiner ganzen bebenden Seele, daß sich Gottes allmächtiger Geist in diesem Augenblick durch ihn mitteilte.

* * *

In derselben Nacht saßen vier Menschen in des Dorfschulzen Jensen himmelblauer Staatsstube und spielten Karten. Es waren – außer dem Wirt – der Tierarzt der Gegend, Aggerbölle, der alte Schullehrer Mortensen und Kaufmann Villing, alle aus Vejlby.

Seit 10 Uhr des Vormittags hatten sie hier an demselben Tisch gegessen – ohne andere Unterbrechungen, als sie die Mahlzeiten erforderten. Jetzt war die Uhr drei geworden. Zweimal waren die Lichter in den Leuchtern niedergebrannt und viermal im Laufe des Abends war neues, heißes Grogwasser aus der Küche hereingebracht worden, aber noch schien niemand an Aufbruch zu denken, obwohl der fuselhaltige

Kognak, der Dunst von dem rotglühenden Ofen und der dichte blaue Tabaksqualm, der sie einander halb unsichtbar machte, die Sprungfeder ihrer Leidenschaft merklich erschlaft hatten.

Es wurde kein überflüssiges Wort geredet. Halb mechanisch spielte man die Karten aus und nahm die Stiche ein. Selbst die scheckigen Augen des kleinen Kaufmanns Villing, die sonst überall geschäftig umherschweiften, um die Karten des Mitspielers auszuspionieren, hingen ihm starr und blutunterlaufen aus dem fetten Kopf, wie bei einer toten Flunder, und überhaupt wurde das Spiel nur fortgesetzt, weil ihnen allen sogar die nötige Willenskraft fehlte, um sich zu einem endgültigen Abschluß aufzuraffen.

Der einzige, der sich noch tapfer hielt, war der bejahrte Schullehrer Mortensen. Aber dieser Mann war nun auch »über einem L'hombretisch geboren«, wie es von ihm hieß. Von dem Augenblick an, wo er seine geräumigen Frackschöße ausbreitete, um seinen Platz einzunehmen, und bis man ihm klar und deutlich zu verstehen gab, daß das Spiel aus sein müsse und solle, saß der ehrwürdige Alte gleich aufrecht mit seinem silberweißen Haupt da und verbarg das Fieber, in das ihn der Anblick von Karten und Geld allemal versetzte, unter einer strengen, unbeweglichen, ernsthaften Maske; hin und wieder strich er sich mit einem roten, seidenen Taschentuch über die hohe Stirn, die in kritischen Augenblicken von Schweiß perlte; und wagte er ein seltenes Mal nach gewissenhaften Erwägungen eine »Frage«, so schloß er gleichzeitig die Augen, als füge er im stillen ein »In Jesu Namen« hinzu.

Zu seiner Rechten saß der Wirt, der Dorfschulze Jensen, und kämpfte verzweifelt mit dem Schlaf. Er war ein großer, dicker Bauer mit einem hochroten Gesicht, aus dem eine blaue Nase wie ein Kalekutenschnabel auf seinen Mund herabhing. Er war der »reiche Mann« der Gegend, und seine Haltung, wie auch seine Kleidung verrieten, daß er sich für etwas Besseres hielt als für einen gewöhnlichen Bauer. Von seinen Mitspielern wurde er auch gewöhnlich »Gutsbesitzer Jensen« oder »Herr Jensen« angeredet; und in seiner Freude hierüber und darüber, daß er dies standesgemäße Spiel »Lummer« gelernt hatte, erlaubte er ihnen ruhig, daß sie ihn rupften, ja, fühlte sich förmlich geschmeichelt durch ihr gieriges Werben um seine Geldstücke, und warf ihnen die Kronen mit einer muntern Miene hin, als fütterte er eine Herde Schweine.

Dem Schullehrer gegenüber saß Tierarzt Aggerbölle – ein kräftiger, breitschulteriger Mann, mit starkem rotbraunem Haar und Bart, in den sich hier und da einige graue Büschel mischten. Er saß, die Hand unter dem Kopf, in finsternes, stumpfsinniges Grübeln versunken. Von Zeit zu Zeit fuhr er sich, zusammenschauernd, mit der Hand durch seine buschige Mähne und klopfte sich an die Stirn, während er bittere Flüche murmelte. Der Grog war ihm zu Kopf gestiegen, und er hatte heute abend kein Glück gehabt. Von den Silberlingen des Dorfschulzen hatte nur ein verschwindender Teil den Weg in seine Westentasche gefunden, – – und für Tierarzt Aggerbölle war Kartenspiel nicht wie für die andern ein angenehmer Zeitvertreib, sondern ein Kampf auf Tod und Leben um die Existenz.

Jeden Vormittag zog dieser hartbedrängte Mann in einem kleinen, vom Wege kotbespritzten Gig aus seinem Heim aus, feierlich erfüllt von einem Gelöbnis, das er jeden Morgen sich selbst und seiner Frau gab: daß er eine Rundreise zu allen seinen Patienten machen wolle. Aber selten kam er weiter als bis zu dem ersten Gehöft, wo

Aussicht war, ein Spiel Karten zu machen und bares Geld zu verdienen. Sein Leben war eine ununterbrochene wilde Jagd nach einem oder zwei Zehnkronen-Scheinen, die er notwendigerweise vor Ablauf von 24 Stunden an den Schlachter, den Bäcker oder den Schuster bezahlen mußte; und da die Krankenbesuche ihm kein Geld in die Hand gaben, widerstand er nie der Versuchung, mit einem flotten Griff in den Beutel des Glücks zu versuchen, sich aus seiner Verlegenheit zu retten.

Plötzlich fingen Schullehrer Mortensens Stiefel an, unter dem Tisch zu knarren. Hinter den silbergrauen Brauen schielte sein ernsterfüllter Blick unruhig nach einer Untertasse mit 25 Örestücken – dem sogenannten »Solotopf« hinüber.

Einmal über das andere strich er sich mit dem Taschentuch über sein bleiches Antlitz, schloß endlich die Augen und sagte leise: »Solo!«

Das gab einen Ruck in den schlaftrunkenen Leibern. Der Tierarzt erhob seinen schweren Kopf und sah ihn mit verbissener Wut an.

»Welche Farbe?« brummte er.

»Treff«, sagte der Schullehrer in singendem Ton; er hatte seine Karten auf den Tisch gelegt und hielt beide Hände darüber mit derselben Miene, mit der er des Sonntags von der Tür des Chors aus sang.

Man kaufte schweigend. Der Tierarzt richtete sich kampfbereit auf, trank sein Glas aus und strich sich mit seiner behaarten Hand von unten über den Bart. Seine Augen waren rot wie die eines Stiers. Er wollte noch einmal einen Kampf mit dem Glück wagen. Wurde nämlich dies Solo gewonnen, so war das Spiel von selbst zu Ende und damit für ihn jede Hoffnung in dieser Nacht aus.

Mortensen hatte »drei Matadore, vier kleine« in Trumpf; außerdem König, Dame, drei in Coeur und zwei kleine Piques. Dazu war er in der Vorhand. Als vorsichtiger General hielt er seinen Coeurkönig zurück; nachdem er einen Matador gezogen hatte, sandte er erst die Dame ins Feuer.

Der Tierarzt, der Renonce war, ließ sich jedoch nicht hinters Licht führen.

»Das ist wohl ein Pharisäer!« brummte er und stach mit Trumpf.

Auf Schullehrer Mortensens Stirn fingen schon die ersten klaren Schweißtropfen an hervorzuperlen.

Der Tierarzt spielte einen kleinen Pique; der Kaufmann stach mit dem König; Mortensen mußte bedienen.

Aber nun kam Villing wieder mit Coeur; Mortensen bediente mit seinem König, der Tierarzt stach mit Trumpf und spielte Piquedame aus.

Mortensen, der gesehen hatte, daß Aggerbölle noch mit Trumpfkönig in der Hinterhand saß, begriff jetzt, daß er verloren war. Seine Stiefel hörten auf zu knarren, und sein Gesicht war weiß wie eine Gipsmaske.

Da ließ er unbemerkt den kleinen Pique, mit dem er bedienen mußte, auf den Schoß fallen und von da zwischen den Knien an die Erde gleiten, wo er leise den Fuß daraufsetzte. Dann stach er die Dame mit einem kleinen Trumpf; hierauf warf er seine beiden Matadore und sein drei in Coeur so schnell hintereinander auf den Tisch, daß es ihm möglich ward, unbemerkt die fehlende Karte mit einer andern aus seinen

eingenommenen Stichen zu ersetzen: und in der allgemeinen Benebeltheit beachtete es niemand, daß eine Trumpf-Sechs aus seinem zweiten Stich noch einmal in dem letzten fungierte.

Schullehrer Mortensen gewann zur allgemeinen Überraschung sein Solo, und das Spiel fand endlich seinen Abschluß.

Im selben Augenblick schlug auch die feuervergoldete Uhr oben auf der Chiffonniere vier kleine, gewöhnliche Schläge. Mit einem frommen Lächeln sammelte Mortensen seine gewissenhaft aufgestapelten Geldstücke und steckte sie in eine altmodische Lederbörse, die er dann auf dem Grunde seiner ellentiefen Hosentasche verwahrte, indem er sorglich darüber zuknöpfte.

In der Tür zu dem Nebenzimmer erschien plötzlich die kleine verwachsene Frau des Wirtes, die in einen großen, wollenen Schal gehüllt, dadrinnen am Ofen gesessen und geschlafen hatte. Mit kaum hörbarer Stimme, die vornehm klingen sollte, und einer ungeschickten Bewegung ihrer welken Hand lud sie die Herren zu »einer kleinen Erfrischung« ein. Gleichzeitig erhob sich auch der Dorfschulze und wiederholte in seiner lärmenden Weise die Einladung.

»Ja, bitte, meine Herren! Eine kleine Erfrischung, meine Herren!... Es wird gut tun, ein wenig in den Leib zu kriegen nach dieser Strapaze!«

Diese kleine Erfrischung, die im Nebenzimmer angerichtet war, entpuppte sich als vollständig gedeckter Tisch mit Schweinesülze, Schweinsbraten, Schmorwurst, Spiegeleiern, Leberpastete, verschiedenen geräucherten Sachen außer – als Vorgericht – einem warmen Beefsteak mit Zwiebeln; dazu Branntwein und bayrisch Bier im Überfluß. Obwohl die Gäste im Laufe des Tages und der Nacht vier solide Mahlzeiten an demselben Tisch eingenommen hatten, setzten sie sich doch gutwillig um die Anrichtung und erleichterten allmählich ganz gehörig sowohl die Branntweinflasche, wie auch die wohlgefüllten Schüsseln. Hinterher wurde Kaffee und Kognak gereicht.

Mitten während der Mahlzeit stieß Tierarzt Aggerbölle einen schrecklichen Fluch aus und setzte sein eben geleertes Schnapsglas so hart auf den Tisch, daß der Fuß abbrach. Ihm war plötzlich eine kranke Kuh in einem der benachbarten Dörfer eingefallen, nach der sich umzusehen er versprochen hatte; – er war gerade auf dem Wege dahin gewesen, als er heute morgen unglücklicherweise hier bei dem Dorfschulzen vorgesprochen hatte. Dieser hatte sogleich vorgeschlagen, zum Schullehrer und zum Kaufmann zu schicken, um eine kleine Partie Karten zu machen; und da Aggerbölle gerade in großer Verlegenheit um einige Kronen zur Bezahlung einer Bäckerrechnung war, ließ er sich schnell überreden, zu bleiben, in der Hoffnung, im Laufe von wenigen Stunden gewinnen zu können, was er gebrauchte. Während des Spiels war ihm dann die kranke Kuh wie alles andere auf der Welt aus dem Gedächtnis entschwunden.

Er versank nun in einen Zustand völliger Stumpfheit. Ohne es selbst zu wissen, leerte er ein Glas nach dem anderen und fiel schließlich mit offenem Munde hintenüber auf seinen Stuhl, wo er erst erwachte, als der kleine Kaufmann Villing die Hand auf seine Schulter legte und sagte:

»Kommen Sie jetzt, Aggerbölle ... die Uhr ist fünf!«

* * *

Als Schullehrer Mortensen daheim in seinem weichen Daunenbett lag, faltete er die Hände über dem Deckbett und betete sein Vaterunser. Neben ihm lag seine Frau und drehte ihren großen, schweren Körper im Halbschlaf herum, so daß der Boden des Bettes unter ihr krachte.

Endlich war sie so weit wach, daß sie mit näselnder Stimme fragen konnte:

»Hast du was gewonnen, Mortensen?« Mortensen betete unbeirrt sein Vaterunser zu Ende und antwortete darauf:

»Zwölf Kronen, meine Liebe!« – worauf er sanft und friedlich entschlummerte.

Währenddes war auch Kaufmann Villing daheim in seinem Laden angelangt, der ungefähr mitten im Dorf in der Nähe des Teiches lag. Er war halb im Schlaf den Weg entlang gegangen, aber als er nun in den Laden trat und den gewohnten gemischten Duft von Seife, Rosinen, Kaffee und Kautabak einatmete, machte dieser ihn aber sofort ganz wach. Er blieb einen Augenblick mit gespitzten Ohren im Dunkeln stehen, um dem ruhigen Schnarchen zu lauschen, das aus einem kleinen Alkoven hinter dem Kramladen, wo der Ladenjunge schlief, ertönte. Dann zündete er einen Lichtstummel an, der auf dem Ladentisch stand und auf ihn wartete, zahlte lautlos das Wechselgeld in der Geldschublade nach, untersuchte die hinterlistig vor den Zwetschen- und Rosinenschubladen angebrachten Papierzeichen, guckte durch die Bodenluke und hielt das Licht in den Kellerraum hinab. Erst nachdem er sich auf diese Weise vergewissert hatte, daß sich nichts Verdächtiges vorfand, begab er sich in die Schlafkammer.

Hier richtete sich seine junge Frau im Bett auf, rieb sich die Augen und fing sogleich einen umständlichen Bericht über alles an, was sich im Laufe des Tages im Laden zugetragen hatte: von dem Müller, der mit Grütze dagewesen war, von Hans Jensen, der einen Anker Branntwein gekauft, von dem alten Schneider Sören, dem sie ein Pfund Kandis auf Borg gegeben hatte usw. Sie war eine kleine mollige Person mit einem runden und rotwangigen Kindergesicht, das von einer großen Altweiber-Nachthaube eingerahmt war.

Villing entkleidete sich indessen schnell und gab von Zeit zu Zeit hörbar seinen Beifall zu erkennen. »Gut ... sehr gut, liebe Sine ... ganz recht, kleiner Schatz«, schob er ununterbrochen ein, während er in Unterhosen und auf Socken im Zimmer umhersprang, als sei er auf Jagd nach seinem eigenen Schatten, der bald wie eine Kröte in einer Ecke zusammenkroch, sich bald wie ein Gespenst an den niedrigen Wänden der kleinen Kammer hinaufstreckte.

Dann kroch er ins Bett. Aber noch lange, nachdem das Licht schon gelöscht war, fuhren Mann und Frau unter dem Federbett fort, über Kaffeepreise, Mehl und Kredit zu schwatzen. Selbst in ihren allerzärtlichsten Augenblicken konnten diese beiden vernünftigen Menschen ihren Laden und ihr Geschäft nicht aus den Gedanken lassen. Sie umfingen einander gleichsam mit hoffnungsvollen Berechnungen über Einnahme und Verdienst, ihre Küsse waren Besiegelungen von wohlgelungenen Geschäften; und wenn sie schließlich einschliefen und ihre runden Köpfe nebeneinander auf dem Kissen lagen, mit halbgeöffneten Mündern wie zwei Sparbüchsen, füllten sich ihre Träume mit

schönen Bildern von langen Zahlenreihen, großen Warenlagern und gewichtigen Kassenbüchern.

Tierarzt Aggerbölle war derjenige von den drei nächtlichen Wanderern, der am weitesten bis nach Hause hatte.

Er bewohnte ein verfallenes Haus, eine Viertelmeile von dem Dorf auf dem Wege nach der Küste. In längst entschwundenen Zeiten – vor fünfzehn Jahren, als er mit seiner jungen Frau hierher in die Gegend gezogen war – hatte er absichtlich dies entlegene Haus gewählt, um hier in romantischer Einsamkeit sein Liebesglück zu genießen. Aus den Fenstern war eine weite Aussicht über den Fjord und den Strand, und an manchem stillen Frühlingsabend und in mancher mond hellen Herbstnacht hatte das junge Ehepaar hier Arm in Arm und Wang' an Wange zwischen den stillen Hügeln geschwärmt, während die Herzen vor Wonne und sommerlicher Hoffnung pochten.

Jetzt verfluchte er manch liebes Mal den weiten Weg, wenn er in dunklen Nächten – wirr vom Spiel und Trunk – zu Fuß durch Nässe und Schnee heimwärts taumelte. Sein Gig pflegte nämlich die Nacht über dort stehen zu bleiben, wo er im Laufe des Tages gestrandet war, da er in der Regel um die Heimfahrtszeit in einer solchen Verfassung war, daß man ihm die Lenkung eines Pferdes nicht anvertrauen konnte. Auch in dieser Nacht hatte ihm der Dorfschulze sein Fuhrwerk nicht ausliefern wollen, obwohl die Luft infolge des Schnees hell und der Weg fast bis zu seiner Wohnung freigeschaufelt war. Aber Aggerbölle ging auch gar nicht auf dem Wege entlang. In großen Bogen schlingerte er über die Felder hin, bis über die großen Kniestiefel im Schnee, blieb jeden Augenblick mit lauter Wehklage stehen, schlug sich mit der geballten Hand vor die Stirn und murmelte Flüche gegen sich und die ganze Welt. Nie – fand er – war das Schicksal so hart gegen ihn gewesen wie gerade heute! Nie – fand er – hatte er seine Frau und seine Kinder so herzerreißend geliebt, wie gerade jetzt, wo ihm alle Wege versperrt waren! Morgen würde der Bäcker zum drittenmal mit seiner Rechnung kommen. Schon das letztmal hatte er ihm mit dem Gerichtsvollzieher und Pfändung gedroht. Wo sollte er jetzt nur einen Ausweg finden? Er besaß ja kaum mehr einen Strick, um sich zu erhängen! Ach, Sophie, Sophie!... Er blieb abermals in einer großen Schneewehe stehen, knüpfte seinen Rock auf, griff mit seinen steifgefrorenen Fingern in seine Westentasche und nahm das kleine Geld heraus, das den Spielgewinst des Abends ausmachte und legte es in seine hohle Hand. Auf schwankenden Beinen stand er da und zählte es sehr genau nach. Dann stieß er wieder eine Reihe schrecklicher Flüche aus, erhob die Arme gen Himmel und schlingerte weiter.

Als er endlich sein Heim erreicht und die Pforte in dem halb niedergetretenen Gitterzaun gefunden hatte, machten Furcht und Scham ihn einen Augenblick ganz nüchtern. Auf der Diele zog er vorsichtig seine langen Schafstiefel von den Füßen, worauf er auf Socken in das Schlafzimmer schlich. In dem kleinen, niedrigen Raum, der mit Kinderbetten angefüllt war, brannte aus einem Stuhl vor dem Bette seiner Frau eine herabgeschrobene Nachtlampe.

Ein Seufzer der Erleichterung durchfuhr ihn. Die Augen seiner Frau waren geschlossen, ihre magere Hand lag leicht gekrümmt unter der verblaßten Wange; sie schien fest zu schlafen. Aber kaum hatte er angefangen, sich zu entkleiden, als er sie den Kopf auf den Kissen bewegen hörte; er sah dorthin und begegnete dem Blick ihrer

großen, dunklen Augen, deren blanker Glanz ihm deutlicher als Worte erzählte, daß auch ihr die Nacht keinen Schlaf gebracht hatte.

»Guten – guten Abend, liebe So – phie!« hickste er liebevoll und stützte sich gegen den Bettpfosten.

»Guten Morgen!« antwortete sie ruhig.

»Hm – na ja –«, sagte er mit einem Anlauf zu einem frischen Lachen. »Es ist freilich ein wenig spät geworden – oder früh, hä!... Aber dieser Mortensen, weißt du ... ein reiner Hund am Spieltisch ... ein reiner Hund!«

Sie antwortete ihm nicht, schloß nur die Augen wieder schwer, öffnete sie abermals und sagte:

»Da war ein reitender Bote von Anders Jensen in Egedet. Du hattest ja versprochen, dich nach der kranken Kuh umzusehen.«

»Ich?« rief er aus, flammend rot und bemühte sich, ihr fest in die Augen zu sehen. »Davon weiß ich nichts ... das muß ein Irrtum sein!«

Unbeirrt fuhr sie fort:

»Der Bote sollte nur den Bescheid bringen, daß es jetzt nichts mehr nützte, denn die Kuh wäre tot. Aber du solltest dir auch nur in Zukunft nicht die Mühe machen, dich da sehen zu lassen, fügte er hinzu.«

Tierarzt Aggerbölle verstummte. Mit bebenden Lippen und blau angeschwollenen Stirnadern stand er gegen den Bettpfosten gelehnt und sah vernichtet zu Boden. Auf einmal richtete er sich mit einer frierenden Bewegung auf, fuhr sich mit der Hand durch das buschige Haar, ging dann festen Schrittes auf seine Frau zu und hielt ihr die rechte Hand hin.

»Hier hast du meine Hand darauf, Sophie, es ist diese Nacht das letztemal, daß ich ein Spiel Karten angerührt habe ... diesmal kannst du dich auf mich verlassen... Ich schwöre dir, daß ich vom heutigen Tage an ein anderer Mensch werden will... hörst du, Sophie... Du sollst dich auf mich verlassen... Du sollst dich diesmal auf mich verlassen«, wiederholte er einmal über das andere, während die Tränen sich hervordrängten. »Ich schwöre dir ... es soll auch alles wieder gut werden. Und ich will es dir vergelten, Sophie – ich will dir all die bösen Tage vergelten... Alles, was du um meinetwillen gelitten hast ... um der Kinder willen ... um – – ach Gott, ach Gott!«

Der Rausch hatte ihn wieder übermannt. Er sank neben dem Bett seiner Frau nieder und begrub die Hände und den Kopf in den Kissen wie ein Kind, während ein entsetzliches Schluchzen seinen starken Körper erbeben machte.

Sie lag einen Augenblick ganz still mit festgeschlossenen Augen. Dann hob sie ihre matte Hand von den Kissen und ließ sie über sein Haar gleiten; sie konnte es nicht lassen, obwohl sie mehr als hundertmal dasselbe herzerreißende Weinen der Reue gehört und sich von denselben heiligen Versprechungen hatte täuschen lassen. Und schließlich füllten sich auch ihre Augen mit Tränen, und, indem sie die beiden Hände um seinen großen Kopf legte, preßte sie ihn an ihre eingefallene Brust und flüsterte über ihm:

»Mein armer – armer Bernhard!«

Zweiter Teil

Die Skibberuper Kirche lag fast eine halbe Meile von dem Dorf – einsam auf dem Gipfel eines kahlen Hügels, der sich eine Strecke draußen im Fjord erhob. Nur ein niedriger und schmaler Erdstreifen verband die »Kirchen-Landspitze« mit dem übrigen Lande, und zwischen ihrem Kies und Gestein wuchsen nur ein klein wenig bleiches Gras, etwas Heidekraut und einige an der Erde kriechende Dornsträucher. Die Kirche selbst war ein uraltes, stark zerfallenes Granitgebäude mit einem später angebauten Mauersteinturm. Der ganze Platz machte in seiner öden Verlassenheit einen recht unheimlichen Eindruck. Ringsumher zwischen den vom Winde zerzausten Gräbern lagen herabgestürzte Ziegelsteine, Kalkbrocken und Fensterscheiben; und wenn man das halbdunkle Innere der Kirche betrat, schlug einem eine eisige Feuchtigkeit von den vollkommen kahlen Kalkmauern entgegen, die selbst mitten im Sommer ganz grün von Nässe waren und im Winter eine so bitterliche Kälte ausströmten, daß das Wasser im Taufbecken zuweilen bis auf den Grund gefror und der Pfarrer in Binsenschuhen und großen Fausthandschuhen auf der Kanzel stehen mußte.

An den Alltagen lag die Kirche in ungestörtem Frieden da, nur besucht von dem langen, knochenhagern Küster – dem »Tod« – wie man ihn nannte – der, die langen Gerippearme tiefsinnig auf dem Rücken gekreuzt, jeden Morgen und jeden Abend aus dem Dorfe hier herauswanderte, um die rostige Turmglocke zu bewegen und einige baßtiefe Töne über die Föhse hinausschallen zu lassen, die zwischen dem Dornestrüpp umherschlichen, und über die Schafe des Küsters, die melancholisch draußen vor der Kirchhofsmauer grasten, – hin und wieder auch über einen einsamen Fischer, der mit seinem Boot unter den steilen Abhängen lag und tolkte.

An Sonntagen dahingegen – namentlich an den hohen Feiertagen – herrschte hier Leben und Festlichkeit. Da wimmelte es auf dem Wege von Skibberup hier hinaus von festtäglich gekleideten Fußgängern und blank geputzten Fuhrwerken; und rund um die Landspitze herum kamen die Fischerfamilien in Booten gesegelt und legten an den großen Steinen am Strande an, von wo aus die Männer die Frauen auf ihren Armen an Land trugen. Die Frauen hatten alle schwarze Kirchenhüte auf dem Kopf – auf den Armen trugen sie Mooskränze oder Blumenkreuze, die sie auf die zerzausten Gräber legten, ehe sie sich im Gänsemarsch in die Kirche begaben. An einer Ecke der Kirchhofsmauer stand »der Tod« auf Ausguck. Unbeweglich starrte er nach dem Vejlbyer Weg hinüber, von woher der Wagen des Pfarrers kommen mußte, und sobald der gewölbte Kaleschenhimmel da draußen zwischen den Hügeln sichtbar wurde, eilte er mit langen Schritten quer über die Gräber und in seinen Türmerraum hinein. Und während nun auch die Männer, die sich in plaudernden Gruppen vor der Kirchentür geschart hatten, sich langsam in die Kirche verzogen und unter andachtsvollem Husten und Schnauben unter den widerhallenden Wölbungen Platz nahmen, begann die Glocke im Turm zu bimmeln, so daß die dicken Mauern der Kirche davon zu zittern anfangen.

Doch – dies alles war im Grunde jetzt eine halbvergessene Sage. Seit Propst Tönnesen hierher in die Gemeinde gekommen war, hatte die Kirche auch an den Festtagen manch liebes Mal öde gestanden; die rostige Glocke hatte über

menschenleeren Wegen gebimmelt; in den Stuhlreihen husteten nur ein paar arme Zehntenschuldner, die sich dem Zorn des Propstes nicht auszusetzen wagten, und doch war es auf Tönnesens Veranlassung hin geschehen, daß vor wenigen Jahren ein Ofen in der Kirche aufgestellt und dicke Binsenmatten auf den Fußboden unter die Stuhlreihen gelegt wurden.

Aber gerade im Skibberuper Dorf hatten sich hauptsächlich die aufrührerischen Köpfe der Gemeinde gesammelt, wie auch dort der berüchtigte Weber Hansen sein Standquartier hatte. Kein Wunder daher, daß der Anblick dieser leeren Stuhlreihen Propst Tönnesen jeden Sonntag mit heiligem Zorn erfüllte. Er konnte sich während der Predigt in eine flammende Leidenschaft hineinreden und seine Hand mit einer solchen Kraft auf das Pult niedersausen lassen, daß St. Peter selbst, der in Gemeinschaft mit den andern Aposteln an den Seiten der Kanzel in Holz ausgeschnitten war, einmal buchstäblich Nase und Mund vor Schrecken verlor.

Nachdem Kaplan Hansted in die Gemeinde gekommen, war indessen eine Veränderung in diesen Verhältnissen eingetreten, und eines Sonntags Ende März – an dem ersten Lenztage des Jahres – tönte der Gesang aus der Kirche wieder vielstimmig über den Fjord und mischte sich hier in den Schrei der Möwen, die am Ufer kreisten.

Draußen am Wege vor der Kirchhofsmauer hielt eine lange Reihe von Fuhrwerken und wartete darauf, daß der Gottesdienst beendet sein würde. Einige von den Kutschern saßen oben auf ihrem Bock und schliefen halbwegs, den Kopf in den Händen. Andere lagen unten im Graben und vertrieben sich die Zeit mit Tabakrauchen und Plaudern. Zuvörderst in der Wagenreihe, dicht vor dem Kirchhofstor, hielt die Kalesche des Propstes mit einem hochschwebenden Bock, auf dem ein alter, weibisch aussehender Kutscher in einem großen blauen Radmantel thronte.

Unter den wartenden Bauernburschen war es Sitte, Scherz mit dem Kutscher des Propstes zu treiben: »Maren« hatte man ihn nach seiner verstorbenen Frau benannt, der man dafür (und nicht ohne Grund) seinen eigenen Taufnamen Rasmus zuerteilt hatte. Auch heute standen vier, fünf muntere Burschen, die Hände in den Taschen, um ihn her und lachten.

»Sag' mal, Maren,« begann einer von ihnen. »Was wird eigentlich aus die Geschicht' mit euren Frölen und den Kaplan? Ich sollt' meinen, die haben sich nu lang genug angeguckt, so daß sie nachgerad' in klaren sein müßten!«

»Ach, ich will dir was sagen,« meinte ein anderer, der nachlässig an dem Kirchhofstor gelehnt stand. »Das darf nich so hastig gehn mit die feinen Leite. Mit diese Frölens is es so wie mit die Hühner, – die müssen immer 'n bischen mit den Hintersten wackeln, eh' sie sich geben. Hab' ich nich' recht, Maren?«

Der Angeredete saß regungslos auf seinem hohen Bock und starrte geradeaus über die Ohren der Pferde hinweg, ohne zu antworten. Er fand es ganz unvereinbar mit seiner geistlichen Stellung, sich mit solchen Gotteslästerern einzulassen, die des Propsten Kutscher verspotteten und Fräulein Ragnhilds Namen lästerlich im Munde führten.

Im selben Augenblicke verstummte der Gesang in der Kirche. Die Tür zu der Vorhalle tat sich auf, und die Leute fingen an herauszuströmen.

Unter den Männern, die sich allmählich vor dem Eingang versammelten, um hier ihre Zusammenkunft abzuhalten, war einer Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit. Es war ein Mann von mittleren Jahren in Bauernkleidung, groß, mager, ein wenig vornübergebeugt, mit langen nach vorn hängenden Armen und einem auffallend kleinen Kopf. In diesem kleinen, ein wenig flachgedrückten Kopf saß ein eigentümliches Katzengesicht – klug und spähend – mit zwei rotgeränderten Augen und einem dünnen, rötlichen Vollbart. Die meisten von den Männern gingen hin und reichten ihm die Hand, während sie ihn gleichzeitig mit einem bekümmert fragenden Blick ansahen, den er regelmäßig damit beantwortete, daß er den Mund zu einem schiefen Lächeln verzog.

Plötzlich teilte sich die Menschenmenge vor der Kirchentür, und in derselben erschien Kaplan Hansteds talarbekleidete Gestalt.

Obwohl er bereits mehrmals, sowohl hier als auch in Vejlbj, gepredigt hatte, sah er blaß und angestrengt aus und grüßte mit sichtlicher Verlegenheit die versammelte Menge, die denn auch ziemlich träge die Köpfe entblößte, indem er vorüber ging. Der Mann mit dem Katzengesicht griff nicht einmal an seinen Hut, sondern blieb mit seinem schiefgezogenen Mund stehen, während ein spöttischer Blick aus seinen halbgeschlossenen Augen die jugendliche Pfarrergestalt bis an die Wagentür verfolgte, wo »der Tod« mit dem Hut in der Hand stand und sich wie ein Wurm im Staube krümmte.

Sobald der alte Kutscher die Pferde in Bewegung gesetzt hatte, sank der Kaplan in die Wagenecke zurück und legte mit einem leidenden Ausdruck die eine Hand auf den Scheitel. Seinen weichen, breitrandigen Flauschhut hatte er gleich vor sich auf den Rücksitz geworfen, als ob er ihn auf der Stirn brenne. Und während nun die Kalesche knarrend und knirschend auf dem holperigen Wege dahinhumpelte, blieb er mit geschlossenen Augen und fest zusammengepreßtem Munde sitzen – als werde es ihm schwer, die Tränen zurückzuhalten.

* * *

Daheim im Pfarrhause wurde er von Propst Tönnesen empfangen, der eben vom Gottesdienst in Vejlbj zurückgekehrt war. Die kirchlichen Geschäfte waren nämlich derart zwischen den beiden Geistlichen verteilt, daß sie beide jeden Sonntag predigten, der eine in Vejlbj, der andere in Skibberup. Dies war eine Erfindung des Propstes, der nicht ohne Grund fürchtete, daß die übelgesinnten Skibberuper, die so hartnäckig seiner eigenen Verkündung fernblieben, ihrer Feindschaft noch deutlicheren Ausdruck verleihen würden, indem sie in die Kirche strömten, sobald der Kaplan predigte. Deswegen gab er auch erst im letzten Augenblick kund, in welcher Kirche er selbst den Gottesdienst zu verrichten wünschte, und die Folge davon war gewesen, daß eine Zeitlang beide Kirchen von Scharen gefüllt waren, die jede an sich hoffte, den neuen Geistlichen predigen zu hören.

Neubelebt von dem Anblick seiner treuen Vejlbjyer Anhänger, kehrte der Propst jetzt in heiterer Stimmung zurück und setzte sich mit einem vorzüglichen Appetit an den Frühstückstisch. Hierzu trug noch eine Festlichkeit bei, die am Abend im Pfarrhause stattfinden sollte, und zu der man schon seit mehreren Tagen eifrig mit Vorbereitungen beschäftigt gewesen war. Für gewöhnlich lebten der Propst und das Fräulein sehr still,

indem sie niemals an der Geselligkeit der Bauern und nur äußerst selten an derjenigen der wenigen und ziemlich einfachen Gutsbesitzersfamilien der Gegend teilnahmen. Aber zweimal im Jahr hielt der Propst eine größere, gleichsam offizielle Bespeisung ab, zu der die Vertreter der verschiedenen Schichten der Gemeinde angesagt wurden, ungefähr wie zu der Tafel eines Fürsten. Propst Tönnesen stand bei dieser Gelegenheit selbst der Leitung der Festlichkeit vor. Es war nun einmal seine Leidenschaft zu regieren, zu ordnen, Befehle zu erteilen. So hatte er sich denn auch kaum am Frühstückstisch niedergelassen und seine große Serviette unterm Kinn angebracht, als er auch schon anfang, seiner Tochter genaue Anweisungen in bezug auf das Temperieren des Weines, die Zubereitung der Salate usw. zu erteilen.

Währenddem saß Kaplan Hansted schweigend und geistesabwesend da und zerkrümelte seiner Gewohnheit gemäß sein Brot auf dem Tischtuch, fast ohne etwas zu genießen. Sein Aussehen hatte sich im Laufe des Winters sichtlich verändert. Er war noch hohlwangiger geworden und über seinen einst so kindlich klaren Augen lag gleichsam ein Schleier, der verriet, daß ein Wurm an seinem Herzen nagte.

Von der andern Seite des Tisches beobachteten Fräulein Ragnhilds blaugraue Augen ihn mit einem aufmerksamen Blick. Auch Propst Tönnesen fiel schließlich seine tiefe Geistesabwesenheit auf, und als er – auf eine plötzliche Frage, die er an ihn richtete – eine verwirrte Antwort erhielt, runzelte er mißbilligend die Stirn. Er fand es nicht passend, daß sein Kaplan unaufmerksam war, wenn er sprach, selbst wenn es sich nur um Pasteten und Salate handelte.

Überhaupt war Propst Tönnesen keineswegs so zufrieden mit seinem Kaplan, wie er es einstmals zu werden geglaubt hatte. Er fühlte sich bedrückt durch diesen, mit jedem Tage sonderbarer und verschlossener werdenden Menschen, der in seinem Hause umherging, als sei er die Beute einer fixen Idee. Er begriff nicht, was ihn quälen konnte, sintemal er sich bewußt war, daß er selbst wie auch seine Tochter sich auf jede Weise bemühten, ihm den Aufenthalt so heimisch und behaglich wie nur möglich zu machen.

»Ich verstehe mich nicht auf den Menschen!« rief er aus, als das Frühstück beendet und der Kaplan auf sein Zimmer gegangen war. »Ich begreife nicht, worüber er nachsinnt. Tag für Tag sitzt er so schweigsam und teilnahmslos hier, als sei ihm ein großes Unglück widerfahren!... Kannst du verstehen, was der Grund sein mag, Ragnhild?«

»Ach,« entgegnete die Tochter kurz; sie war am Tisch sitzen geblieben, gegen den Stuhlrücken gelehnt, und sah mit erkünstelter Gleichgültigkeit zu den Fenstern hinaus. »Es wäre doch nicht so wunderbar, wenn er sich noch ein wenig fremd in seinem Beruf fühlte. Er ist ja noch jung... und vielleicht hat er auch gemerkt, daß seine Predigten keinen Beifall bei der Bevölkerung gefunden haben.«

»Nun, deswegen brauchte er sich doch wirklich keine Gewissensbisse zu machen,« erwiderte der Propst mit Selbstgefühl. »Und ich glaube auch nicht, daß es so etwas ist, was ihn bedrückt ... dann wäre er sicher mit seinen Sorgen zu uns gekommen. Nein, ich fürchte, daß er hier umhergeht und nicht recht mit sich selbst ins klare kommen kann. Es liegt etwas Unentschlossenes über ihm. Ich glaube er fängt Grillen. Das liegt so in der Familie. Seine Mutter soll – nach dem, was mir Pastor Petersen vor einiger Zeit

erzählte, – eine ziemlich überspannte Dame gewesen sein, die sogar in einem Anfall von Geistesumnachtung ihrem Leben auf unglückliche Weise ein Ende machte.«

Fräulein Ragnhild wandte ihr Gesicht dem Vater zu und sah ihn mit einem erschreckten Blick an.

»Was sagst du? ... Seine Mutter?« ...

Der Propst hielt mit seiner Wanderung durch das Zimmer inne und räusperte sich. Er hatte sich in seinem Eifer hinreißen lassen, von einer Sache zu reden, die er aus Schonung für den Kaplan und aus Rücksicht auf die Gemeinde zu verschweigen für richtig befunden hatte.

»Nun – ich meine das nicht so buchstäblich!« sagte er, indem er mit einem ausglättenden Lächeln und einer Handbewegung seinen Gang fortsetzte. »Die Leute reden ja auch so viel... Ich meine nur, daß unser lieber Herr Hansted eine allzu große Neigung hat, sich in sich selbst zu vertiefen, einen Mangel an Fähigkeit sich zu assimilieren ... Ich glaube doch, getan zu haben, was in meiner Macht steht, damit er sich wohl unter uns fühlen möge. Und daß auch du das getan hast, weiß ich. Ich habe euch ja häufig zusammen im Garten spazieren gehen sehen. Ihr habt – soweit ich es beurteilen kann – so ziemlich die gleichen Interessen; deine Musik schätzt er sehr, das hat er mir selbst erzählt. Ich kann daher nicht begreifen, was ihn so zurückhaltend macht ... denn ich kann mir doch nicht denken, daß du, liebe Ragnhild, daß du ihn auf irgendeine Weise verletzt haben solltest?«

Propst Tønnesen blieb wieder stehen – diesmal in einer Ecke des Zimmers – und betrachtete von hier aus seine Tochter mit einem vorsichtig forschenden Blick.

Sie tat, als habe sie seine Worte nicht gehört. Die Arme unter der Brust gekreuzt saß sie da und sah mit dem unzugänglichen Ausdruck vor sich hin, mit dem sie dem Vater gegenüber regelmäßig jede Zusammenstellung ihres und des Kaplans Namen abwies.

Propst Tønnesen zog seine buschigen Brauen in die Höhe.

Hm! Sollte da doch am Ende?... Er fing schnell an, über andere Dinge zu reden und verließ bald darauf das Zimmer.

* * *

Kaplan Hansted war auf sein Zimmer gegangen, eine geräumige Mansardenstube, die still und einsam, von einem großen leeren Bodenraum umgeben, dalag, eine Welt für sich. Trotz der schrägen Dachwand und des spärlichen Lichts, das durch das einzige Fenster des Zimmers drang, sah es dort gemütlich aus. Da war ein Schreibtisch, ein Sofa, ein altmodisches Mahagonischreibpult, Borte voller Bücher, ein großer Lehnstuhl, kleine Teppiche auf dem Fußboden und ein Bett hinter einem Wandschirm. Die Luft da drinnen war frisch und würzig. Der Kaplan war nämlich ein Phänomen unter Theologen – er rauchte nicht: dahingegen war er ein eifriger Blumenzüchter; das Fenster stand voll von Topfpflanzen, und am Fenstergesims hinauf schlang sich eine Efeuranke mit lichtgrünen Blättern.

Über dem Sofa, zwischen zwei großen Bildern von Luther und Melanchthon, hing eine kleine Sammlung von Familienporträts. Hier sah man den Vater des Kaplans, einen

großen, hageren, stattlich aussehenden Herrn, der diplomatisch zugeknöpft an einer Konsole lehnte, den Zylinder in der Hand und ein breites Ordensband im Knopfloch. Daneben hing ein kleines Daguerreotypbild seiner Mutter, umgeben von einem Kranz gelber Immortellen. Das Bild stammte aus Frau Hansteds Mädchenzeit. Es war so verblaßt von der Sonne, daß man gleichsam durch einen Nebel nur noch eben einen jugendlichen Kopf mit einer merkwürdig hohen Frisur und zwei großen hellen, weitgeöffneten Augen erkennen konnte. Außerdem waren da Bilder von dem Bruder des Kaplans, dem Gardeleutnant – einem schönen jungen Mann mit einem schneidigen muntern Gesicht – wie von der Schwester, der Generalkonsulin, einer kleinen, vogelfeinen Gestalt, fast noch ein Kind, mit nervös zwinkernden Augen und einem krankhaften Lächeln.

Und dort am Schreibtisch saß nun Emanuel, der älteste von Etatsrat Hansteds Kindern. Er saß, die Wange in die Hand gestützt, in einem braunen Tuchsclafrock, mit dem Lesen eines Briefes beschäftigt.

Der Brief war von seinem Vater. Er hatte ihn schon am vorhergehenden Tage erhalten, es aber hinausgeschoben, ihn zu lesen, um nicht in der Ausarbeitung seiner Predigt gestört zu werden. Es waren die gewöhnlichen, umständlichen Berichte von nichtssagenden Familienereignissen, von dem Bruder, der auf dem Hofball gewesen war, von dem Geburtstagsdiner des Etatsrats, von dem Baby der Schwester, das Zähne bekommen hatte usw. usw.

Der Schluß des Briefes lautete:

»Wie Du Dir denken kannst, mein lieber Sohn, freut es uns alle, zu hören, daß Du immer gesund bist und Dich dadraußen in Deiner Wüste, wie Dein Bruder stets scherzend Deinen entlegenen Aufenthaltsort nennt, noch immer wohlfühlst. Es ist ja ein schöner und erhabener Beruf, den Du Dir gewählt hast; und wenn ich auch noch immer nicht leugnen kann, daß ich Dich lieber eine Lebensstellung hätte wählen sehen, die mehr in Übereinstimmung mit unseren Familientraditionen stünde, und Dich namentlich nicht so weit von uns fortgeführt hätte, so wünschen ich und wir alle Dir doch aus ganzem Herzen Glück und Segen zu Deinem bedeutungsvollen Lebenswerk. Es ist natürlich nicht ganz leicht für uns, die wir stets ausschließlich im Verkehr mit Leuten unserer eigenen Bildungsklasse gelebt haben, vollauf die Möglichkeit eines solchen fruchtbringenden Einverständnisses zwischen Menschen von ungleichen Lebensbedingungen und verschiedenartiger Erziehung zu verstehen, für das Du in Deinen Briefen wiederholt das Wort ergreifst und das Du – nach Deinen Äußerungen zu urteilen – bestrebt bist, zwischen Dir und der Bevölkerung, unter der zu leben Du erwählt hast, zu schaffen. Ich leugne nicht, daß ein befriedigender geistiger Verkehr unter solchen Verhältnissen – natürlich außerhalb des eigentlichen religiösen Gebietes – für mich immer wie ein unaufgeklärtes Rätsel dagestanden hat. Aber vielleicht liegt das in meiner Unkenntnis der Verhältnisse, und ich kann nur wiederholen, daß alle unsere besten Wünsche Dich bei Deiner Arbeit begleiten.«

Emanuel las das letzte Stück langsam zweimal durch – und während des Lesens lagerte sich ein beständig tiefer werdender Schatten über sein Gesicht. Dann sank die Hand mit dem Brief langsam in seinen Schoß, und er blieb unbeweglich sitzen, die Augen starr auf den Boden gerichtet.

Plötzlich erhob er sich und begann händeringend im Zimmer auf und nieder zu wandern. Nein, nein! Er *konnte* nicht, er *wollte* nicht glauben, daß der Vater und die anderen recht hatten: – daß alles, was er so glücklich geträumt und gehofft hatte, nichts als leere Phantastereien waren! ... Und doch! Und doch! ... War es nicht derselbe Zweifel, der ihn jetzt selber quälte und peinigte?...

Er wußte, daß er versucht hatte, sich mit aller Kraft und ganzem Willen für seinen Beruf tüchtig zu machen. Die vielen dicht beschriebenen Bogen in seiner Schreibtischschublade konnten Zeugnis ablegen für den unermüdlichen Fleiß, die gewissenhafte Sorgfalt, mit der er Tag für Tag, Woche für Woche sich auf seine Predigten vorbereitet hatte – in der Hoffnung, daß es ihm doch schließlich gelingen möge, seine Zuhörer durch die Macht seines Wortes, seines Bekenntnisses zu fesseln. Aber vergebens! ... Sobald er am Sonntag auf die Kanzel trat und die vielen fremden Augen von unten aus der Kirche auf sich gerichtet sah, war es, als gefriere ihm alle Wärme der Worte und der Überzeugung auf den Lippen. Voller Verzweiflung hörte er seine Sätze hohl und leer unter den hallenden Wölbungen klingen, während er fühlte, wie eine immer schwerer lastende Schläfrigkeit sich auf die ganze Versammlung herabsenkte. Es war, als tue sich zwischen ihm und der Gemeinde ein immer breiterer Schlund auf, über den seine Stimme nicht hinüberzugreifen vermochte – ein eisiger Abgrund, in den alle seine gen Himmel strebenden Worte eins nach dem andern wie erfrorene Vögel hinabsanken ...

Er hatte mit seinem rastlosen Gang innegehalten und sich in die breite Fensternische gestellt, von wo aus er mit Tränen in den Augen über das Land hinausstarrte. Die Sonne fiel goldig auf seine magere Gestalt; und wie er in seinem braunen lose gegürteten Schlafrock dastand, die Schulter gegen die Mauerkante gestützt, den Kopf von der grünen Efeuranke des Fenstergesims umrahmt, erinnerte er an einen jungen Mönch, der aus seiner einsamen Klosterzelle auf die Welt hinausstarrt, die all sein Sehnen umschließt.

Er konnte von seinem Fenster aus fast das ganze Kirchspiel übersehen. Gerade unter ihm lag eine Ecke des Pfarrgartens, und darüber hinweg sah er auf ein paar von den großen mit Zement abgeputzten Gehöften von Vejlby und auf den steingefassten Dorfteich. Von hier aus konnte er mehr als eine halbe Meile lang die breite Landstraße verfolgen, die sich über die hochgelegenen Felder schlängelte, bis sie weit im Süden zwischen drei großen, kahlen Erdwellen verschwand, hinter denen sich Skibberup so sorgfältig verbarg, daß auch nicht ein Schornstein über den Hügelkämmen zu erblicken war. Weiterhin ragte der Turm der einsam gelegenen Kirche auf, und an dem ganzen östlichen Horizont entlang sah man die blauende Fläche des Fjords und die grünen und weißen Abhänge drüben hinter dem jenseitigen Ufer.

Jeden Tag hatte er hier gestanden und hinausgestarrt, und er kannte schon jedes Haus, jeden Baum, jeden Hügel in der Landschaft. Träumerisch war sein Blick bald der Pflugschar des Bauern gefolgt, die den einen Tag im Regen, den andern Tag im Sonnenschein sich schwer über die nassen Acker bewegte, bald den Booten, die mit

weißen oder braunen Segeln zwischen den Küsten kreuzten, bald den schnellen aus der Stadt heimkehrenden Fuhrwerken der Skibberuper, wenn sie auf der gewundenen Landstraße dahinrollten, wo sie mit jeder Biegung vor seinen Augen kleiner und kleiner wurden, bis sie gleich winzigen Mäusen zwischen den drei in der Ferne gelegenen Maulwurfshügeln hineinschlüpfen. Am Abend, wenn die letzte Sonnenfackel im Südwesten erloschen war, hatte er die Lichter, eins nach dem andern, in den Hütten anzünden sehen, gleich Sternen an einem Himmel, und in seiner Einsamkeit hatte er sich in das genügsame und sklavenhafte Leben der armen Bewohner hineingedichtet und davon geträumt, in brüderlichem Verkehr mit ihnen als ihr Freund und Helfer zu leben.

Er wußte jetzt, daß er sich geirrt hatte. Seine Augen waren ihm aufgegangen für den tiefen und unübersteigbaren Abgrund, der ihn von diesen Hüttenbewohnern der Erde trennte, die hier in ihren halb unterirdischen Wohnungen lebten und in dem schwarzen Erdboden gruben und wühlten – eine Art Gnomenvolk, deren Wesen ein Rätsel war, deren Sprache man kaum mehr verstand, deren Gedanken, Träume, Sorgen und Hoffnungen niemand kannte. Und würde das jemals anders werden? War es nicht, als habe die Menschheit völlig das Zauberwort vergessen, das die Hügel sich auf Feuersäulen heben hieß und das Erdvolk an des Tages Licht und Luft bringen konnte?

– – – Er wurde plötzlich durch ein munteres Vogelgezwitscher über seinem Kopf aus seinen Betrachtungen gerissen.

Er sah auf. Ein Star!

Er war überrascht. Den ganzen Tag war er so von sich selbst und seinen Gedanken in Anspruch genommen gewesen, daß er gar nicht bemerkt hatte, wie die Sonne endlich durch die kalten Nebel gebrochen war, die seit Wochen das Land eingehüllt hatten. Er sah sich um ... und abermals flötete ein Star in seiner Nähe und noch einer und noch einer ... der ganze Garten war voller Frühling.

Er lächelte wehmütig. Er mußte an die vielen Male denken, die er sich im Laufe des Winters nach dem Kommen des Frühlings gesehnt hatte – weil er einen wunderlichen Glauben gehabt, daß damit alles gut werden würde, daß mit dem Durchbruch des Frühlings in dem wintergebundenen Feld und Fjord auch der Quell der Liebe entfesselt werden würde, den er in seinem eigenen Herzen aufgestaut fühlte. – Und nun!

Er wandte sich wieder dem Zimmer zu, trat an den Schreibtisch, wo er den Brief des Vaters sorglich in einer der Schubladen verwahrte, strich sich darauf mit beiden Händen von der Stirn aufwärts durch das Haar, um alle bedrückenden Gedanken zu verscheuchen, nahm seinen Hut und einen seidenen Regenschirm, der neben der Tür stand und verließ die Stube.

* * *

Er ging die knarrende Bodentreppe hinab, über die Diele und durch eine der Pforten neben dem Hauptgebäude, um durch den Garten auf das freie Feld hinaus zu gelangen. Als er an dem ersten großen Rasenplatz vorüberkam, hörte er, daß ihn jemand rief. Es war Fräulein Ragnhilds Stimme. Er wurde ein wenig ungeduldig. Er wäre jetzt am liebsten allein gewesen. Aber er mußte sich umwenden und grüßen.

Fräulein Ragnhild kam ihm von oben von der Veranda entgegen. Sie trug ein hellgeblühtes Vormittagskleid von weichem, warmem Stoff mit großen Schulterpuffen und einer langen, spitz zulaufenden Taille. Als sie die Stufen der Veranda hinabstieg, sah man unter dem Rande des Kleiderrocks ein Paar spitzschnauzige Lackschuhe mit Spangen, über dem Rücken und dem oberen Teil der Arme lag ein blaßblauer Schal. Auf ihrem eichkätzchenroten krausen Haar saß ein riesenhafter Strohhut, im Nacken aufgeschlagen und mit einer Agraffe gehalten.

»Kann ich ein paar Worte mit Ihnen reden, ehe Sie gehen, Herr Hansted?« fragte sie ungezwungen. »Haben Sie etwas dagegen, mich einen Augenblick in die Kastanienallee hinab zu begleiten ... ich wollte sehen, ob ich nicht ein paar Veilchen finden kann.«

Sie schritten nebeneinander dahin. Der Garten, der, ebenso wie das Pfarrhaus selbst, eine der Nachlassenschaften des »Millionenpfarrers« war, erinnerte mit seinen ausgedehnten Rasenflächen, seinen Bosketts, seinen großen Steinvasen, seinen langen Alleen und kunstfertig beschnittenen Ligustrumhecken mehr an den Park eines adligen Rittergutes, – und Propst Tönnesen setzte eine Ehre darein, ihn nach Kräften in seiner ehemaligen Herrlichkeit zu erhalten. Über einen tiefen Graben, der den Garten durchschnitt, war eine hölzerne Brücke in chinesischem Stil mit Drachenköpfen und Bambusdach gebaut, – und über diese Brücke gingen nun Fräulein Ragnhild und Emanuel.

»Nun,« sagte der letztere nach kurzem Schweigen, »darf ich mir die Frage erlauben, was Sie mir zu sagen wünschen, gnädiges Fräulein.«

Sie lachte ein wenig. »Sind Sie so neugierig?«

»Das nicht gerade. Aber – offen gestanden – ich bin in Anspruch genommen. Wie Sie sehen, bin ich in Reisekleidung, in Pilgrimstracht ... Ich bin auf dem Wege nach meinem gelobten Lande!«

»Nach Ihrem gelobten Lande? Was meinen Sie damit?«

»Ach ... ich meine eigentlich nichts damit,« sagte er ernsthaft und sah vor sich nieder. Sie gingen wieder ein paar Minuten schweigend weiter.

»Welch ein undankbarer Mensch Sie doch im Grunde sind!« sagte sie dann, mit einem Versuch, wieder einen muntern Ton anzuschlagen.

»Ich hätte wirklich Lust, Ihnen eine kleine Strafpredigt zu halten; kann denn nichts auf der Welt Ihrem Antlitz mehr ein Lächeln abringen? ... Ich will Ihnen nur sagen, ich bin wirklich auf dem besten Wege, mich ein wenig beleidigt durch Sie zu fühlen, ich bin z. B. überzeugt, daß Sie gar nicht beachtet haben, wie ich heute den Frühstückstisch geschmückt hatte, einzig und allein, weil Sie neulich sagten, daß Sie mehr Wert darauf legten, einen Blumenstrauß auf einem Tisch zu sehen, als einen Rinderbraten. Sie wissen, daß ich für mein Teil absolut dem Rinderbraten den Vorzug gebe.«

Er lächelte zerstreut. »Ich fühle es sehr wohl, gnädiges Fräulein, – ich bin ein ganz unwürdiger Mensch. Schelten Sie mich nur ... ich verdiene es gewiß. Es ist wohl so eine Art Kinderkrankheit, die ich aus dem Körper herausbringen muß. Sie wissen ja, was die allerneusten Propheten predigen. Wir tragen alle ein Erbe von mottenzerfressener

Romantik mit uns herum, – sagen sie, und wahrscheinlich hat entweder mein Vater oder meine Mutter ein größeres Kapital davon besessen, als die meisten.«

»Ihre Mutter –

»Ja – aber sprechen wir von etwas anderem, mein gnädiges Fräulein. Sie sollten doch nicht vergessen, was Sie mir erzählen wollten.«

Sie waren in eine breite Kastanienallee gekommen, die den Abschluß des Gartens nach den Feldern zu bildete. Eine jubelnde Heerschar von metallglänzenden Staren schwärmte hier im Sonnenschein zwischen den Baumkronen herum, und von draußen her, aus dem freien Lande, strömte ein warmer Dampf herein, der nach Erde und frischen Keimen duftete. Zwischen zwei Baumstämmen stand eine sogenannte Naturbank. Davor blieb Fräulein Ragnhild stehen, indem sie sagte:

»Wollen wir uns nicht ein wenig setzen? ... Hier scheint die Sonne so schön.«

Mit den Quasten ihres Schals fegte sie einige welke Blätter von dem Gittersitz der Bank und nahm in der einen Ecke Platz. Emanuel blieb vor ihr stehen, auf seinen Regenschirm gelehnt, und machte keine Miene, sich zu setzen.

Sie saß einen Augenblick vornüber gebeugt da, die Hände im Schoß vereint und betrachtete schweigend die Spitzen ihrer Schuhe, dann sagte sie, ohne den Kopf zu erheben:

»Sie sprachen von Ihrer Mutter« ... da fällt mir ein ... habe ich es geträumt oder haben Sie es mir einmal erzählt, daß Sie noch sehr jung waren, als Ihre Mutter starb?«

»Ich?« sagte er und sah mit einem mißtrauischen Blick zu ihr nieder. »Ach, ich war fünfzehn, sechzehn Jahre alt ... Aber warum fragen Sie danach?«

»Ach, ich weiß nicht, –«

»Haben Sie kürzlich mit jemandem von meiner Mutter gesprochen?«

»Ja, Vater und ich sprachen heute über ... Vater hat, glaube ich, jemand getroffen, der seinerzeit Ihre Mutter gekannt hat ...

Der Blick des Kaplans verfinsterte sich.

»Dann hat Ihr Vater vermutlich auch von dem ... Ende meiner Mutter gesprochen?«

»Ja.« Eine tiefe Röte war in die Wangen des Kaplans gestiegen. Nach kurzem Schweigen sagte er – gedämpft, mit leidenschaftlich bewegter Stimme:

»Meine arme Mutter war ein Opfer ihrer Zeit, ihrer Familie, der Gesellschaft, der auch Sie und ich angehören, und die von Geburt an eine Zwangsjacke um uns alle legt, die denjenigen, denen es entweder an Mut oder an Kraft ermangelt, sie zu zerreißen, langsam das Leben nimmt.«

Sie sah ihn ein wenig überrascht an und sagte:

»Ja, wie meinen Sie das eigentlich –?«

»Ach, ich meine, daß, wenn wir wirklich ehrlich sein wollen, wir wohl einräumen müssen, daß wir uns alle herumschlagen mit einer mehr oder weniger schweren Last von Lebensmüdigkeit, Lebensüberdruß, Einsamkeitsgefühl oder wie wir nun diese moderne Krankheit nennen wollen, die die bitterste Frucht unserer Überkultur ist. Es

gibt Menschen, die hinreichend Seelenkraft besitzen, um diese Last zu tragen, ohne ganz zu verkrüppeln; aber es sind darum nicht allemal die Geringsten, deren Herz darunter bricht. Sie werden sehen, wir fallen schließlich vielleicht alle um im Kampf ... namentlich wir armen Menschenkarikaturen, die in dem Fieber der großen Städte gezeugt, zwischen Schornsteinen, Telegraphendrähten, Eisenbahnen und Straßenbahnen geboren sind ... wie viele Generationen, meinen Sie, werden wir noch aushalten? – – – Und das ist es ja gerade, was so verzweifelnd ist!« fuhr er mit einem plötzlichen Übergang in der Stimme fort, indem er mit Gewalt in die alten nagenden Gedanken zurückgeschleudert wurde. »Können Sie denn nicht begreifen, gnädiges Fräulein, wie völlig umgekehrte Welt es ist, daß ich berufen bin, *andere* das Leben und Sterben zu lehren – ich, der ich es gerade selbst so sehr nötig habe, zu lernen, wie man das Leben richtig lebt – und zwar von denen, zu deren Lehrer ich eingesetzt bin? Oder ist es denn nicht wahr, daß wir alle von ganzem Herzen den armen Häusler beneiden müssen, der fröhlich und ohne zu klagen wochenlang Sklavenarbeit verrichtet, sein trocknes Brot isst und auf altem Stroh süß schläft. Gibt es eine größere Lebensweisheit? ... Aber wie töricht ist es da, daß ich, die arme, verderbte Kulturmißgeburt – daß ich ein Führer der Gesunden, ein Beispiel für die Unbesudelten sein will! Ich versichere Sie, Fräulein Ragnhild ... ich überschreite niemals die Schwelle der elendesten, ärmlichsten Hütte, ohne daß mir das Herz vor heiliger Andacht klopft. Ich habe ein Gefühl, daß ich meine Schuhe ausziehen müßte – daß ich ein Heiligtum betrete, wo auf alle Fälle *einige* von den menschlichen Gefühlen noch in ihrer schönen, edlen Ursprünglichkeit bewahrt sind, so wie sie der liebe Gott am Morgen der Zeiten in die Brust der Menschen niederlegte – – –«

Er war in seine gewöhnliche Lobpreisung des Lebens der Landbewohner hineingeraten, worüber Fräulein Ragnhild und er im Laufe des Winters so manch eine warme Debatte gehabt hatten. Fräulein Ragnhild gestand nämlich ganz offen, daß sie das Leben auf dem Lande verabscheue, und verhehlte auch nicht, daß sie Bauern als Wesen betrachtete, die einer niedrigeren Menschenkaste angehörten, – als eine Art bald kriechender, bald anmaßender, stets übelriechender Halbmenschen, mit denen sie nicht in nähere Berührung zu kommen wünschte, als wie dies allerhöchst notwendig war. Auch jetzt bekämpfte sie aufs eifrigste Emanuels Anschauungen. Wenn viele von diesen Bauern – sagte sie – sich so wohl in ihrem Schmutz und ihrem verfaulten Stroh fühlten und kaum ein Verlangen nach einem höheren Glück hatten, so bewies dies ja doch nur, wie wenig sie sich in Wirklichkeit immer noch von den Tieren, z. B. von den Schweinen, unterschieden, bei denen doch sicher auch alle Gefühle des Herzens in unverfälschter Schweinerei erhalten seien.

»Aber es hat wohl keinen Zweck, daß wir darüber reden«, schloß sie lebhaft. »Sie sind nun einmal rettungslos von einem tollen Erdarbeiter gebissen – und es ist ganz töricht von mir, den Versuch zu machen, Sie überzeugen zu wollen. Diese Arbeit wird schon einmal die liebe Wirklichkeit verrichten! Warten Sie es nur ab!«

Sie lachte – und wie sie so dasaß in ihrer hellen, nach der neusten Mode genähten Toilette, so beherrscht in jeder Linie des schlanken Körpers, von der Spitze des kleinen vorgestreckten Lackschuhs bis hinauf zu dem riesenmäßigen Florentinerhut, der über die Hälfte ihres bleichen Antlitzes einen geprickelten Schatten, ähnlich einem Spitzenschleier, warf – da konnte man wirklich einen Augenblick in Zweifel geraten, ob

sie auch derselben Menschenrasse angehörte, wie die schwerfällige, ungeschickte, in der Erde wühlende, ärmlich gekleidete Bevölkerung, in deren Mitte sie lebte. Emanuel, der sich von ihren Worten beleidigt gefühlt hatte, machte Miene, zu gehen. Zuvor wandte er sich jedoch noch einmal nach ihr um und sagte:

»Ich möchte doch gern wissen, was Sie mir vorhin mitteilen wollten ... Sie vergessen wohl, daß Sie es mir noch nicht gesagt haben.«

Fräulein Ragnhild errötete ein wenig. Sie hatte nämlich keinen anderen Grund gehabt, ihn zurückzurufen, als das Bedürfnis, ein wenig zu plaudern und unterhalten zu werden. Da fiel es ihr denn ein, zu sagen:

»Ja, sehen Sie, Herr Hansted ... wie Sie vielleicht wissen, haben wir heute eine kleine Geselligkeit hier im Pfarrhause.«

»Freilich, ich glaube wirklich, daß ich ein Vögelchen davon habe singen hören.«

»Nun ja, – machen Sie sich nur lustig! Dergleichen gestaltet sich hier auf dem Lande, wo das ganze Jahr hindurch nichts Interessanteres vorkommt, immer zu einem Ereignis – was übrigens gerade das beweist, was ich vorhin über die Sache gesagt habe. Aber genug davon! ... Wie Sie sich wohl schon gedacht haben, werde ich die liebenswürdigste Wirtin für unsere Gäste sein. Diese sind – soweit ich weiß – die Herren Peter Nielsen und Niles Petersen und Peter Nielsen Petersen und Niels Peter Nielsen ... Ja, jetzt dürfen Sie wirklich die Stirn nicht so entsetzt runzeln. Ich habe ja nicht das geringste gegen die lieben Menschen. Nur kann ich mich nicht damit aussöhnen, daß sie auf meine Teppiche spucken, – ja, denn das tat das letztmal einer. Vielleicht ist so etwas eine Äußerung der Gefühle edler Unmittelbarkeit, wovon Sie vorhin so schön redeten; trotzdem aber entbehre ich das gern. Und nun wollte ich Sie also darum bitten, daß auch Sie sich unseren Gästen gegenüber heute abend recht liebenswürdig zeigen möchten. Und sollte es auf irgendeine Weise geschehen, daß ich im Laufe des Abends verhindert würde – z. B. indem mich meine argen Kopfschmerzen befielen – so haben Sie wohl die Güte, mein galanter Stellvertreter bei den Damen zu sein.«

»Gnädiges Fräulein können – wie Sie wissen – ganz über mich befehlen« – entgegnete Emanuel, indem er mit ironischer Höflichkeit den Kopf entblözte und sich verneigte. »Kann ich dem gnädigen Fräulein sonst irgendwie zu Diensten sein?«

»Ja – Sie werden vielleicht die große Güte haben, ausnahmsweise heute einmal nicht allzu unpräzise zu sein. Ich glaube, daß Vater bei dieser Gelegenheit ungewöhnlich ungeduldig werden würde, falls wir gezwungen wären, auf Sie zu warten. Kommen Sie daher lieber eine halbe Stunde vor der Zeit – dann können Sie mir obendrein ein wenig bei dem Arrangement helfen.«

»Ich werde mein Bestes tun! ... Aber dann müssen Sie wirklich auch gestatten, daß ich Sie jetzt verlasse. Da sehe ich außerdem Ihren Herrn Vater mit eiligen Schritten kommen. Sie können mir glauben, es ist etwas Ernstliches mit den Salaten passiert!... Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen!«

Unten am Ende der Allee war Propst Tönnesen wirklich sichtbar geworden; er ging, die Hände auf dem Rücken, offenbar beschäftigt, eine Festrede zu memorieren. Sobald er aber das junge Paar bei der Bank erblickte, machte er schleunigst kehrt und schlug den anderen Weg durch den Garten ein.

Fräulein Ragnhild blieb noch eine Weile auf der Bank sitzen und sah gedankenvoll zur Seite. Dann erhob sie sich und ging langsam auf das Pfarrhaus zu, wo sie von der zur Feier des Tages völlig verwirrten alten Magd empfangen wurde, die ganz außer sich war über ihre lange Abwesenheit und Hunderte von Fragen in bezug auf die Bereitung der Speisen und das Decken des Tisches zu stellen hatte. Fräulein Ragnhild erteilte ihre Anweisungen in kurzem, befehlerischem Ton und ging dann in das Wohnzimmer, wo sie sich mit einem Buch an das Fenster setzte, mit einem englischen Roman, den sie aufs Geratewohl aus dem Bücherschrank nahm. Sie war verstimmt. Als sie eine Viertelstunde dagesessen hatte, ohne zu wissen, was sie las, sah sie nach der Uhr über dem Eckpedestal. Es war drei. Dann legte sie das Buch hin und erhob sich, kramte ein wenig im Zimmer herum, stand einen Augenblick da und betrachtete den Papagei, der in seinem Bauer eingeschlafen war, und setzte sich schließlich an den Flügel, wo sie anfang, eins von Chopins Präludien zu spielen.

Dann sah sie wieder nach der Uhr. Zehn Minuten nach drei. Sie schlug wieder ein paar Akkorde an, brach aber plötzlich ab, erhob sich, nahm eine Zeitung von dem schweren, runden Mahagonitisch, der mitten im Zimmer stand, und setzte sich darauf abermals auf den Stuhl am Fenster. Die Zeitung auf dem Schöße ausgebreitet, das Kinn in die schmale, weiße Hand gestützt, versank sie tiefer und tiefer in Gedanken, während der Blick rastlos über den großen, leeren Hofplatz und die öden Strohdächer der Stallgebäude hin und her glitt. Endlich schlug die Uhr halb vier. Da erhob sie sich und ging in ihr Zimmer, um sich umzukleiden.

Die fremden Gäste wurden um 6 Uhr erwartet, und da die Mittagsmahlzeit heute der Gesellschaft wegen überschlagen werden sollte, war reichlich Zeit zu einer sorgfältigen Toilette. Aber selbst unter gewöhnlichen Verhältnissen war das tägliche Umkleiden für Fräulein Ragnhild eines der Hauptereignisse des Tages. In ihrem – nach ländlichen Verhältnissen – üppig ausgestatteten Schlafgemach, in dessen Luft man stets den Duft einer feinen Veilchenessenz spürte, verbrachte sie regelmäßig ihre zwei Stunden vor Tische. Es war ihr eine Unterhaltung, vor ihrem lebensgroßen Spiegel zu stehen und ihre Person während des Ent- und Ankleidens zu betrachten, den Anblick ihres Nackens, ihrer entblößten Schulter, ihres aufgelösten Haares zu bewundern, eine neue Frisur, eine neue Farbenzusammenstellung ihrer Toilette auszuprobieren, – nicht, weil das ihre Eitelkeit befriedigt hätte, noch weniger aus leerer Sucht, zu glänzen – für wen würde es sich auch wohl lohnen, in dieser Einöde zu glänzen? – aber nach schwachen Kräften tröstete sie sich in diesen Stunden für die Entbehrung des Lebens und der Welt, wovon sie ausgeschlossen war.

Was sollte sie auch sonst wohl anfangen? Jeden Morgen trieb sie ihre Musik – und das waren ihre glücklichsten Augenblicke. Aber mehr als drei Stunden am Klavier zuzubringen, hatte ihr der Arzt auf das bestimmteste untersagt. Zwei Stunden beschäftigte sie sich täglich mit Lektüre – am liebsten mit fremden Sprachen – und zwei Stunden konnte sie zur Not totschlagen, indem sie sich im Haushalt betätigte, obwohl ihre persönliche Hilfe dort ganz überflüssig war. Aber noch immer hatte der Tag acht lange leere Stunden – was sollte sie damit machen? Spaziergehen? Ach, in den acht Wintermonaten lagen Felder und Wege als unpassierbarer Morast da oder der Schnee türmte sich als undurchdringliche Mauer um das Pfarrhaus auf. Selbst im Sommer versetzte der Anblick der großen stummen Äcker, der kahlen einförmigen Steindämme,

des unveränderlich entweder blauenden oder grauenden Fjords sie in eine gedrückte Stimmung. Am schlimmsten war es jedoch, durch das Dorf zu gehen, wo sie im voraus wußte, was für Menschen sie begegnen würde; wo sie gezwungen war, die vertraulichen Grüße der Bauernburschen zu erwidern und die einfältigen Redensarten der halb angekleideten Häuslerfrauen über Wetter und Ernteaussichten und Nachtfroste zu beantworten. Im allgemeinen beschränkte sie daher ihre Wanderungen auf einen einsamen Pfad, der vom Pfarrgarten nach den Strandhügeln hinausführte. Hier machte sie sich in der Regel um Sonnenuntergang eine tüchtige kleine Bewegung – bis das Geräusch einer Schar heimkehrender Arbeiter oder ein schwüler Lufthauch von einem gedüngten Acker sie heimjagte. Eigentlich hatte sie nur einen einzigen Freund, mit dem sie verkehrte, nämlich »Methusalem« – den Papagei. Nun, sie konnte sich eine trübseligere Gesellschaft vorstellen. Sie hatte niemals einsehen können, daß das menschliche Plappern so eines kleinen Tieres nicht gerade so unterhaltend war, wie das tierische Brummen und Grunzen, woraus in ihren Ohren eines Bauern Rede hauptsächlich bestand. Und dann war da doch ein wenig Temperament in so einem kleinen Kerl; er konnte schelmisch sein, niedergedrückt, ausgelassen, kokett, aufbrausend – alles in einer und derselben Stunde, gleichsam mit der Nervosität der Intelligenz.

Fünf Jahre lang hatte sie nun hier in gleicher Einsamkeit gelebt. Sie war in dem jütischen Provinzstädtchen geboren, wo ihr Vater seinerzeit Adjunkt gewesen, und von ihrem dreizehnten Jahr an, als sie ihre Mutter verlor, bis zur Konfirmation, hatte sie sich bei ein paar Tanten in Kopenhagen aufgehalten, um ihre Ausbildung in einem höheren Mädcheninstitut zu vollenden. Erst mit ihrem vollendeten sechzehnten Jahr hatte sie festen Aufenthalt im Pfarrhause genommen.

Das junge Herz schwellend vor glücklicher Erwartung, war sie damals hier herausgekommen. Aus den Romanen und vom Theater wußte sie, daß die dänische Frau in den jungen Töchtern der ländlichen Pfarrhäuser ihre holdesten Blüten gezeitigt hatte, auf deren Besitz das zärtliche Sehnen aller edlen jungen Männer gerichtet war. Sie entsann sich noch heute, wie sie damals zur Sommerzeit ganze Tage draußen im Garten zubringen konnte, wo sie – geschmückt mit einer frischen Moosrose am Busen – sich bald hinsetzte, um im Schatten eines Baumes zu träumen, bald auf den nach den Feldern zu gelegenen Damm hinaufstieg, und, die Augen mit den Armen beschattend, auf die sonnenflimmernde Landschaft hinausstarrte – als könne sie jeden Tag allen Ernstes gewärtig sein, daß zwei zu Fuße reisende Studenten am Horizont auftauchen würden. Sie stellte sich lebhaft vor, wie sie beide aussahen; wie sie – bestaubt und sonnenverbrannt – neugierig in die Gartenpforte lugen würden, und wie der Vater im selben Augenblick auf die Veranda heraustreten und sie einladen würde; wie sie dann zu Anfang rot und verlegen, später aber munter und natürlich sein und schließlich draußen im Mondschein im Garten Bellmannsche Lieder singen würden; wie endlich der eine – nicht der amüsante und lustige, sondern der mit dem tiefen, gedankenreichen Blick – ihr beim Abschied die Hand drücken und einige verwirrte Worte stammeln würde, daß sie ihn nicht vergessen solle, und wie er im Jahre darauf als Kandidat mit bestem Examen zurückkehren und in bewegten Worten bei dem Vater um ihre Hand anhalten würde.

Aber es kamen niemals Touristen in diese waldlose, entlegene Gegend des Landes, und Sommer für Sommer verging, ohne daß sich die geringste Aussicht auf irgendein Märchen zeigte.

Ragnhild Tønnesen lächelte mitleidig, wenn sie jetzt an diese Schwärmerei ihrer sechzehn Jahre zurückdachte. Sie war seit jener Zeit häufig durch Anträge von den bierdicken Gutsbesitzersöhnen der Gegend belästigt worden, die gar nicht verstehen konnten, daß sie ihr Angebot nicht mit Kußhand annahm. Im übrigen aber waren die Jahre still und einförmig an der Seite des Vaters hingeglitten, ohne äußere Erlebnisse von irgendwelcher Bedeutung. Wenn sie auf ihr Leben zurücksah, begriff sie eigentlich nicht, daß sie wirklich nicht älter als 21 Jahre war, daß sie sich also gerade in ihrer »Blütezeit« befand. Es gab im Grunde nichts in der Welt mehr, was sie interessierte – außer ihrer Musik. Selbst der alljährliche Frühlingsbesuch in Kopenhagen war ihr nicht länger ein wirkliches Erlebnis. Sie war den Verhältnissen in der Hauptstadt allmählich fremd geworden, ihre alten Freundinnen und Bekannten waren zerstreut, ihre Tanten waren gestorben ... und dann war es auch, als wenn hinterher das Leben hier zu Hause doppelt leer werde und die Natur um sie her doppelt unheimlich in ihrer stummen, versteinerten Lebllosigkeit.

Daher war es ihr auch gar nicht angenehm gewesen, als der Vater sich seinerzeit entschloß, einen Kaplan zu nehmen. Sie wünschte nicht, in dem Nachtwandlerdasein gestört zu werden, in dem sie allmählich zur Ruhe gekommen war. Als sie obendrein merkte, daß die Leute sie, noch vor der Ankunft des Kaplans, ohne weiteres mit ihm zusammenbrachten, ward ihre Gesinnung ihm gegenüber von vornherein nicht milder. Allmählich aber, als sie sah, daß der neue Hausgenosse nur den Wunsch hegte, in derselben ungestörten Zurückgezogenheit zu leben, wie sie, hatte sie sich mit seiner Anwesenheit ausgesöhnt. Trotz seiner vielen Sonderlichkeiten fing er sogar bald an, sie zu interessieren. Es amüsierte sie, mit ihm zu plaudern, sich mit ihm zu zanken, und da gleichzeitig Emanuel ein immer größeres Bedürfnis empfand, jemanden zu haben, dem gegenüber er sich aussprechen, dem er sich anvertrauen konnte, so entwickelte sich nach und nach und fast, ohne daß sie selbst es merkten, jenes ungezwungene, halbkameradschaftliche Verhältnis, das Propst Tønnesens Aufmerksamkeit und Nachdenken erregt hatte.

Wenn indessen der Propst – und auch andere außer ihm – auf dies Verhältnis Zukunftspläne für das junge Paar aufbauten, so beruhte dies auf einem Mißverständnis. Freilich war Ragnhild keineswegs eine so kühle Natur, wie es ihr Aussehen und ihr Wesen vermuten ließ; sie hatte im Gegenteil ihres Vaters leichterregte Leidenschaftlichkeit und sein heißes Blut geerbt. Aber gerade deswegen war ihr der Kaplan zu ätherisch. Sie fühlte sich ihm außerdem zu überlegen, und es ärgerte sie immer, wenn sie – so wie an diesem Vormittag – von Langweile verleitet zu viel von ihrer Würde ihm gegenüber abgelegt hatte. Was Emanuel betraf, so gingen seine Zukunftsträume so hoch über dem Kopf der selbstbewußten jungen Dame hinweg, daß sie nie auch nur für einen Augenblick darin existierte.

* * *

Emanuel war durch eine Pforte am äußersten Ende des Pfarrgartens hinausgegangen, von wo man auf das freie Feld gelangte. Er befand sich hier auf dem höchsten Punkt der Gegend, dem sogenannten »Pfarrhügel«, von dessen Gipfel man meilenweit über das Land hinaussehen konnte. Überall lagen die lichtgrünen Roggenfelder und glitzerten in der Sonne zwischen den dunklen Brachäckern; über Sümpfen und Moorland wogten leichte, blaue Nebel; Gräben und Mergelgruben dampften – über dem ganzen Lande lag eine so fruchtbarfeuchte, so lenzfrische Luft voll Sonne und verheißendem Vogelgezwitscher, als könne der Sommer jeden beliebigen Tag seinen festlichen Einzug halten.

Emanuel schritt einen Steig entlang, der von dem Pfarrhof über eine Reihe öder Felder nach dem Fjord zu führte. Es war gerade derselbe Steig, aus dem Fräulein Ragnhild ihre kleine, hastige Sonnenuntergangspromenade zu machen pflegte. Doch daran dachte er nicht, auch war das nicht der Grund, weshalb dieser Steig allmählich auch sein Lieblingsspaziergang geworden war. Wenn sie beide eine Vorliebe dafür gefaßt hatten, so kam es, weil sie hier am ungestörtesten sein konnten. In ihrer Einsamkeit suchten sie unwillkürlich noch einsamere Stätten, und auf diesen entlegenen Feldern sah man nur ab und zu eine kleine Hütte und einen einsamen Bauernburschen, der hier ging und pflügte.

Jeden Tag im Laufe des Winters war Emanuel hier gewandert in seinem langen Rock und mit seinem gewöhnlichen Begleiter, dem schwarzen, seidenen Regenschirm, der ihm allmählich unentbehrlich geworden war, fast wie sein treuer Freund. Oft war er halbe Tage zwischen den Hügeln und an dem öden Strand umhergeschweift ohne Zweck und Ziel; und in diesem Zusammenleben mit der Natur hatte er mehr und mehr einen Ersatz für die Entbehrung menschlichen Verkehrs gefunden. Er hatte sich früher nie gedacht, daß in dem Anblick der schwerfälligen Wanderung eines wintergrauen Wolkenhimmels über die Erde etwas so Fesselndes liegen, daß man so hingerissen dem wilden Schrei der Krähen lauschen könne, wenn sie um Sonnenuntergang scharenweise über die Felder heimwärtszogen. Und die erste Lerche! Nie würde er den Augenblick vergessen, als er mitten in dem mächtigen Schweigen der unbestellten Felder plötzlich die kleine Himmelsglocke sommerlich über seinem Haupte läuten hörte, während noch alles ringsum ihn her im Wintertod erstarrt lag.

Er ging täglich hinab an den Strand, wo er sich einige Zeit aufzuhalten pflegte, um die Meeresfrische einzuatmen und die Möwen zu beobachten, die stumm und unruhig einen Punkt in der Luft umkreisten, als verschwiegen sie ein wichtiges Geheimnis. Heute aber war der Strand leer – die Wärme hatte die Vogelscharen nach der Fjordmündung hinausgetrieben – und so setzte er denn seine Wanderung längs der Küste fort und genoß den Anblick der großen Fläche des Fjords, in dem die gegenüberliegenden Fischerdörfer und mit Strauchwerk bewachsenen Abhänge sich prachtvoll spiegelten. Schließlich stieg er auf eine Anhöhe ganz im Süden, von wo aus er wieder einen weiten Blick über die Gegend hatte. Gerade unter ihm lag hier Skibberup zwischen seinen drei nackten Erdhügeln.

Er fühlte sich immer eigentümlich angezogen von diesem Dorf, das ihm mit seinen Haufen von kleinen Hütten, seinem weitverzweigten Dorfteich und seinen vielen kleinen Wiesen und sonderbaren engen Gassen und Schlupfwinkeln weit freundlicher erschien, als die Gruppen neuer, regelrechter Bauernhöfe von Vejlby, die er tagtäglich vor Augen

hatte. Er hatte sich ganz verliebt in diesen kleinen romantischen Fleck, der hier gleich einer fruchtbaren Oase zwischen den unbewachsenen Hügeln lag; und es war ihm daher ein doppelter Kummer, daß gerade in diesem Dorf die kirchenfeindliche Bewegung in der Gemeinde ihren Hauptsitz haben mußte. Er fühlte gleichsam jedesmal einen Stich durch das Herz, wenn sein Blick ein bestimmtes, auffälliges Haus in der Mitte des Dorfes streifte, über dessen Strohdach oft eine große Dannebrogflagge wehte. Er wußte, daß hier der Versammlungssaal war, von wo aus der berühmte Weber Hansen seinen heftigen Kampf gegen Propst Tönnesen und – in letzter Zeit – gegen seine eigene Verkündigung führte.

Lieber weilte sein Blick an einem Häuschen am westlichen Ende des Dorfes mit gelbgetünchten Wänden und einem mit Reisig umzäunten Garten. Es war die Halbhufe, wohin er an jenem Winterabend im Schlitten geholt worden war, um der kranken Tochter des Besitzers das Abendmahl zu reichen. Er hatte seither oft an den Abend gedacht und an die fremden Menschen, unter denen er auf so eigentümliche Weise seine priesterliche Tätigkeit eingeweiht hatte. Wiederholt war auch der Wunsch in ihm aufgestiegen, seinen Besuch bei ihnen zu wiederholen und sich nach dem Befinden des jungen Mädchens zu erkundigen, aber er hatte sich noch nicht überwinden können, eine persönliche Annäherung mit diesem Teil der Bevölkerung zu versuchen, nachdem sie – fast unmittelbar nach seiner ersten Predigt – so unzweideutig eine unfreundliche, ja feindliche Gesinnung gegen ihn an den Tag gelegt hatte.

Aber heute war es, als ob die Sonne und die Lenzluft ihm neuen Mut einflößten. Er sagte sich selbst, er könne nicht fortfahren, hier auf diese Weise weiterzuleben; es müsse notwendigerweise eine Entscheidung getroffen werden. Er müsse sehen, sich über seine Stellung klar zu werden, und deswegen beschloß er, einen letzten ernstesten Versuch zu machen, den Widerstand zu brechen, der sich ihm von hier aus entgegenstellte, und sich durch Liebe das Verständnis dieser Menschen zu erkämpfen und dadurch den Weg zu ihrem Herzen zu finden.

* * *

Es war das erstemal, daß Emanuel sich ohne Talar in Skibberup zeigte, und sein Erscheinen erregte daher überall im Dorfe große Aufmerksamkeit. Die Frühlingsluft und die Sonntagsfreiheit hatte die Leute aus den Häusern gelockt; selbst alte Krüppel waren aus den Ofenecken hervorgekrochen und saßen auf den Türfliesen und sonnten sich, während die Häusler und ihre Frauen mit dem Umgraben der kleinen Gartenflecke an den Giebelwänden beschäftigt waren.

Aber nicht viele, weder von den Männern, noch von den Frauen, hatten einen Gruß für den jungen Geistlichen übrig, obwohl sie alle von ihrer Arbeit aufsahen und ihm mit den Augen durch die Straße folgten. In der Tür eines niedrigen Hauses stand ein Mann in blaugestreiften Hemdsärmeln und mit einem Kind auf dem Arm. Es war der große, bärtige Schneeschaufler, der Emanuel an jenem Winterabend auf dem Wege zu dem kranken Mädchen eine kleine herzliche Willkommensrede gehalten hatte. Jetzt lüftete der Mann den Hut nur ein klein wenig, und als das Kind im selben Augenblick zu weinen anfang, sagte er lachend und so laut, daß Emanuel nicht umhin konnte, es zu hören:

»Man nich bange werden, mein Dirn!... Das is ja man bloß uns jung Hochehrwürden!«

Emanuel, der auf seiner Wanderung durch das Dorf beständig seine Schritte beschleunigt hatte, atmete nicht eher frei auf, als bis er Anders Jörgens' Halbhufe erreichte und in den Torweg hineinkam, wo die Laterne noch unter dem Deckenbalken hing und sich langsam an ihrer Schnur drehte.

Auf dem Hof blieb er stehen und sah sich um, aber da war kein Mensch zu sehen. So ging er denn nach dem niedrigen Wohnhaus hinauf, fand den Weg nach dem Vorzimmer und klopfte hier an die Türen rechts und links. Niemand antwortete. Nachdem er sich einen Augenblick besonnen hatte, öffnete er selbst und trat in die niedrige Wohnstube, deren eigentümliche, jahrhundertalte Ausstattung schon damals seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Die Stube war leer. Auch aus den Nebenräumen vernahm man keinen Laut außer dem schweren Perpendikelschlag der Uhr im Zimmer nebenan, wo das junge Mädchen krank gelegen hatte. Er fing an, unschlüssig zu werden. Er klopfte an verschiedene Türen, die in den inneren Teil der Wohnung führten. Aber nirgends erhielt er eine Antwort. Das Haus war wie verlassen.

Einen Augenblick blieb er mitten in der Stube stehen und ließ den Blick umherschweifen. Er erkannte den schweren Eichentisch und die Bank unter den kleinen, vielscheibigen Fenstern wieder, auch die grüngemalten Panelierungen der Wände, den viereckigen Ofen mit den dünnen geschnörkelten Beinen, der von außen geheizt wurde, den dunklen sandbestreuten Lehmfußboden, den Spinnrocken und den blaugestreiften Alkovenvorhang in der einen Ecke der Stube. Auf einem Bort oben unter der Decke stand eine Reihe sonnenblanker Zinnteller und an der Wand über einem alten Armstuhl am Ofen hingen als Schmuck ein Kranz aus Ähren – ein »Maibusch« und zwei eingerahmte Zeichentücher mit der Jahreszahl 1798. Alles verriet einen peinlichen Sinn für Ordnung und Reinlichkeit. Über der ganzen sonnenerfüllten Bauernstube lag eine treuherzige, sonntägliche festliche Traulichkeit, die ihn ganz bezauberte. Unwillkürlich verglich er diese stille Schlichtheit mit dem unruhigen Luxus seines eigenen Heims, mit der bunten Ausstattung der modernen kleinstädtischen Wohnungen, mit ihren orientalischen Teppichen und Portieren und Sammetmöbeln, Gemälden und leichtfertigen Pariser Nippes –, und er dachte bei sich: »Wie gedankenlos doch die Menschen mit ihrem eigenen Glück umgehen! Wie leicht sie sich das Schlechte aneignen; wie schwer sie das Edle und Schöne bewahren!«

An dem Pfeiler zwischen den Fenstern entdeckte er ein Bild, das aus einer Sammlung von bekannten Männern in einfachem Holzschnitt bestand. Da waren Tscherning, Grundtvig, Monrad und noch ein paar Männer, die er nicht kannte. Den mittleren Teil bildete ein größeres Gruppenbild, das Friedrich den Siebenten in dem Augenblick darstellte, als er von seinen Ministern umgeben, das Grundgesetz unterschreibt. Emanuel entsann sich, dasselbe Bild in dem Zimmer seiner verstorbenen Mutter gesehen zu haben –, und es machte einen sonderbaren Eindruck auf ihn, ihm nach Verlauf so vieler Jahre in dieser Umgebung wieder zu begegnen.

Plötzlich hörte er Schritte draußen auf dem Hofe. Aus einer kleinen Pforte zwischen den Stallgebäuden kam ein junges Mädchen mit einer Milchtracht über den Schultern, gefolgt von dem weißhaarigen Burschen, der an jenem Winterabend sein Kutscher auf der Schlittenfahrt hierher gewesen war. Das junge Mädchen war im Sonntagsstaat und trug ein kirschrotes Kleid mit schwarzem geschnörkelten Schnurbesatz auf Brust und Armen. Den Kleiderrock hatte sie vorne in den Gürtel geheftet und um den Kopf hatte

sie ein helles Tuch gebunden, das stramm unter dem Kinn zusammengeknöpft war und daher ihrem rundlichen Gesicht ein doppelt frisches und volles Aussehen verlieh. Rundum den einen Milcheimer krümmte sich eine weißsockige Katze, deren unruhige Aufmerksamkeit gleichmäßig geteilt war zwischen dem jungen Mädchen und zwei kleinen Kätzchen, die der Bursche auf dem Arm trug. Ungefähr in der Mitte des Hofes sprang sie plötzlich mit einem Satz nach einem ausgehöhlten Stein vor einer leeren Hundehütte, wo sie offenbar gewohnt war, ihre Portion Milch zuerteilt zu erhalten. Als aber das Mädchen gedankenvoll ihren Weg fortsetzte, ohne hieran zu denken, sprang das Tier wieder zu ihr hin und fing an, mit der Pfote an dem Rande ihres Rockes zu kratzen. Da kehrte sie um und goß eine reichliche Portion der noch dampfenden Milch in den ausgehöhlten Stein. Nun aber begann das Martyrium der Katze allen Ernstes. Statt ihr die Kätzchen auszuliefern, nahm der Junge sie in seine Hände und hob sie unter Gelächter hoch über seinem Kopf empor, während er sich mit dem Fuße gegen die rasende Mutter zu wehren suchte, die bald an seinem Bein zu entern suchte, bald sich mit unglücklicher Miene dem jungen Mädchen zuwandte, als sei sie gewohnt, dort Schutz zu finden. Das Mädchen bat für das arme Tier; der Junge wollte aber seine Beute nicht loslassen und fuhr fort, sie auf dem Hofe herumzutragen, die miauende Katze auf seinen Fersen.

Drinne hinter dem Wohnstubenfenster hatte Emanuel regungslos gestanden und diese Szene beobachtet. Sein Blick ruhte namentlich auf dem gedankenvollen jungen Mädchen, in dem er augenblicklich die Tochter des Hauses wiedererkannte. Er hatte sie sich ein wenig größer und stattlicher vorgestellt, war aber auf der anderen Seite ganz angetan von dem tiefen, fast düstern Ernst, der ihrer kleinen gedrungenen Gestalt das Gepräge verlieh. »Sie erinnert an die Natur hier,« sagte er zu sich selbst und konnte sich nur mit Mühe von seinem Beschauen losreißen.

Doch als der Junge mit seinem Spiel fortfuhr, hielt er es für das richtigste, nicht länger mit dem Kundgeben seiner Gegenwart zu zögern. Er ging durch die Tür zurück, durch die er hereingekommen war und trat auf die Steinfliesen vor der Diele heraus.

Als die beiden Geschwister seiner ansichtig wurden, entfuhr ihnen beiden ein kleiner Ausruf des Schreckens. Mit dunkelroten Wangen löste das junge Mädchen schnell den Zipfel des Kleides aus ihrem Gürtel und riß das Melktuch vom Kopf, während der Bruder schleunigst die Kätzchen losließ und durch die nächste Scheunentür die Flucht ergriff.

Emanuel stieg die beiden Stufen hinab und sagte guten Tag.

»Lassen Sie sich doch ja nicht stören,« sagte er entschuldigend. »Ich kam hier zufällig vorüber und bekam Lust, einmal einzusehen und zu hören, was Sie machten. Wie ich sehe, haben Sie sich ganz wieder erholt, nicht wahr?«

»Danke, – ja,« murmelte sie und sah sich unruhig mit einem finstern Blick um, als suche sie Entsatz.

Im selben Augenblick öffnete sich die eine Scheunentür und der alte Anders Jörgen kam stampfend in schweren, blechbeschlagenen Holzschuhen, einen Kuhpfahl in der Hand, heraus. Er war in schwarz und weiß gestreiften wollenen Hemdärmeln und trug auf seiner struppigen Haarmähne eine Pelzmütze mit ledernem Schirm.

Emanuel reichte ihm die Hand.

»Ich kam hier nur zufällig vorüber, da wandelte mich die Lust an, zu sehen, wie es hier bei Ihnen stünde,« wiederholte er. »Ich sehe, daß Ihre Tochter... Hansine heißt sie, nicht wahr?«

»Jawohl, Hochwürden.«

»Ich sehe, daß sie sich ganz wieder erholt hat... Sie hat jetzt doch ihre Krankheit wohl ganz überstanden ...«

»Ich bedank' mich auch vielmals ... Ja, ich glaub', daß sie nu, Gott sei Dank, wieder ganz gesund is' ... Aber bitte – will der Herr Kaplan nich' nähertreten. Mutter kommt gleich ... sie is' man bloß mal zu eine Frau inner Nachbarschaft gegangen.«

Sie gingen über den Hofplatz und traten in die Stube, wo die Sonne noch warm auf den Fenstern brannte und vielscheibige Vierecke aus goldnem Licht auf den Tisch und den sandbestreuten Fußboden warf. Anders Jörgen, der auf der Diele die Holzschuhe abgestreift hatte, bat Emanuel auf dem Ehrensitz der Stube, dem alten Lehnstuhl am Ofen, Platz zu nehmen, während er sich selbst auf den Rand eines hölzernen Stuhls am Fußende des Alkovens setzte. Unwillkürlich faltete er die Hände im Schoß – die Handflächen nach oben gewendet, so wie er es während der Predigt am Sonntage zu tun pflegte – und lauschte in dieser Stellung mit unruhiger und gespannter Miene auf jedes Geräusch vom Hofe her, in der deutlich ausgedrückten Hoffnung, daß es seine Frau sein möge, die zurückkehrte.

Emanuel fühlte sich immer wohler in diesem gemütlichen kleinen Bauernhause. Er hatte schnell einen Gesprächsstoff in dem schönen Frühlingswetter gefunden, und mit einer Leichtigkeit, die ihn selbst überraschte, sprach er von der Freude und Dankbarkeit, die ja namentlich der Landmann empfinden müsse, wenn er den lieben Gott so seinen Segen auf seine Arbeit legen sähe. Er bemerkte Anders Jörgens unruhige Zerstreutheit gar nicht. Dahingegen sah er im Laufe seiner Rede oft aufmerksam zu Hansine hinüber, die inzwischen hereingekommen war und sich mit einer Handarbeit auf die Bank unter das Fenster gesetzt hatte, das Emanuel am fernsten war.

Die Sonne schien auf ihre kleine, feste Gestalt und warf einen warmen Glanz über ihre dunklen Flechten. Sie hatte ihren Anzug durch einen breiten gehäkelten Kragen vervollständigt, der in Zacken auf die Schultern fiel; das Haar war mit Wasser glattgekämmt und über dem Nacken in einem Kringel aufgesteckt.

Still wie eine Maus und halb abgewandt saß sie da, über ihre Handarbeit gebeugt, als sei sie bemüht, ihre Anwesenheit soweit wie möglich in Vergessenheit zu bringen, während doch der Ausdruck des Gesichts und die Farben der Wangen deutlich verrieten, daß sie in ihrer Ecke ganz Ohr war und aufmerksam jedes Wort des Kaplans auffing.

Emanuel dachte nicht daran, daß sein Blick vielleicht manchmal reichlich ungeniert auf ihr ruhte; – dazu war er zu sehr erfüllt von der Freude, endlich hier einen kleinen freundlich gesonnenen Zuhörerkerkreis gefunden zu haben; und er vergaß allmählich alle Verlegenheit.

Mitten während seiner Rede vernahm man Schritte draußen auf dem Hofe. Anders Jörgen richtete sich mit einem Ausdruck der Erlösung im Sitz auf, und das junge

Mädchen am Fenster warf einen schnellen Blick hinaus, um die Kommende vorzubereiten. Plötzlich aber wechselte ihr Gesicht die Farbe. Mit verwirrter, fast entsetzter Miene sah sie zu dem Vater hinüber.

Einen Augenblick später wurden drei bedächtige Schläge gegen die Tür hörbar.

* * *

Der Eintretende war der große, magere, ein wenig vornübergebeugte Mann mit dem eigentümlichen Katzengesicht, der am Vormittag nach dem Gottesdienst Gegenstand so großer Aufmerksamkeit unter Emanuels Zuhörern gewesen war. Er blieb einen Augenblick an der Tür stehen, indem er sich, gleichsam überrascht, mit scharfgezogenem Munde umsah. Dann sagte er mit schleppender Stimme »guten Tag« und ging langsam herum und gab die Hand.

Der alte Anders Jörgen, der sich erschreckt von seinem Stuhl erhoben hatte, sah den Fremden mit einem verlegenen flehenden Blick an, den dieser jedoch ganz deutlich zu meiden suchte.

Auf Emanuel, der sich flüchtig entsann, das Gesicht des Fremden ein paarmal in der Kirche gesehen zu haben, machten seine Person und sein Wesen einen äußerst unangenehmen Eindruck. Und dies Gefühl von Unbehagen ward nicht minder rege bei ihm, als ihn der Unbekannte jetzt, indem er ihm die Hand gab, mit einem Blick fixierte, der halb von seinen roten geschwollenen Lidern versteckt wurde, und sich gleichzeitig vorstellte mit den in unschuldigem Ton vorgebrachten Worten: »Mein Name ist Weber Hansen.«

Emanuel fühlte selbst, daß er rot wurde, bewahrte aber doch Geistesgegenwart genug, den Gruß des Mannes mit passender Zurückhaltung zu erwidern. Scheinbar unbeirrt setzte er darauf die Unterhaltung mit Anders Jörgen fort, während freilich seine Haltung und sein Ton – unwillkürlich beeinflusst durch die Anwesenheit des Webers – eine immer vornehmere geistliche Würde annahm, die an Propst Tönnesen erinnerte.

Indessen schien es, als führe der Weber nichts Böses im Schilde. Er hatte sich auf die Bank am Ende des Tisches gesetzt und saß dort vornübergebeugt, die Ellenbogen auf den Knien und die großen roten Hände vor dem Mund, als sei er einzig und allein hier hereingekommen, um ein andächtiger Zuhörer mit den andern zu sein.

Es währte jedoch nicht lange, bis sein Gesicht anfang sich zu kleinen Grimassen zu verziehen, während er sich bald räusperte, schnaubte, bald sich anstrebte zu husten, wobei er sich lächelnd umsah von dem Alkoven bis zum Fenster hin, wo Hansine – mit blutroten Wangen und wogendem Busen – über ihre Näharbeit gebeugt dasaß, als wage sie nicht die Augen aufzuschlagen.

Emanuels Gesicht hatte indes alle Farbe verloren: er war leichenblaß. Noch bezwang er jedoch seinen Zorn; als aber der Weber schließlich anfang, hinter seinen Händen zu murmeln und halblaute Bemerkungen zu seiner Rede zu machen, verließ ihn allmählich die Selbstbeherrschung. Mit einer Mischung von jugendlicher Hitzigkeit und geistlicher Empörung wandte er sich nach ihm um und rief aus:

»Ich weiß nicht, ob es Weber Hansens Absicht ist, mich hier aus dem Zimmer zu verdrängen. In dem Falle will ich Ihnen nur sagen, daß Ihnen das nicht gelingen soll ... und daß ich mich unter keinen Umständen in Ihre Störungen finden will.«

Neben dem Alkoven erhob sich Anders Jörgen ganz bestürzt und wollte Frieden vermitteln. Aber Emanuels Blut war ins Sieden geraten und da war er nicht leicht zu halten.

»Ich kenne Sie ja sehr gut vom Hörensagen,« fuhr er mit bebenden Lippen fort. »Propst Tönnesen hat mir allerlei von Ihnen erzählt, und ich will Ihnen nur sagen, daß weder er noch ich gewillt sind, Ihre Bemühungen, Spaltung und Unfrieden in die Gemeinde zu bringen, länger mit anzusehen. Was namentlich mich selbst betrifft, so will ich Sie auf das dringendste ersuchen, mich nicht in meiner Tätigkeit zu verunglimpfen. Ich weiß, daß ich mich nach Kräften bemüht habe, ein Vertrauensverhältnis zwischen mir und der Gemeinde zu schaffen ... Ist es aber die Absicht, daß hier Krieg sein soll – wohlan! Dann nehme ich ihn auf! Wir werden dann sehen, wer der stärkere ist!«

Es war totenstill in der Stube nach seinen Worten. Selbst der Weber saß einen Augenblick da und duckte den Kopf wie nach einem unerwarteten Nackenschlag. Bald aber spielte wieder das schiefe, aufreizende Lächeln in seinem zusammengedrückten Gesicht. Es sah fast aus, als ob das Aufbrausen des jungen Geistlichen ihm förmlich Spaß mache. Nach kurzem Schweigen sagte er auf seine langsame, unbeirrte Art:

»Herr Pastor tun mir wirklich ganz unrecht. Sie sagen, daß Sie mich kennen und wissen, was für ein schlimmer, ruchloser Mensch ich bin ... und das haben Sie ja von dem Herrn Propst selbst gehört, dann muß es wohl seine Richtigkeit haben. Denn Herr Propst, der hat mich nu so oft inne Höll' braten un räuchern lassen, daß ich ja denken muß, er tut es aus 'n ehrlichen Herzen. Aber sehn Sie, das wissen Sie ja auch, Herr Pastor, daß es nich' immer akkerad so kommt, wie die Herrn Pröpste predigen... Und am End' bin ich gar nich' so schwarz, wie der Herr Propst mich machen will. Aber ich will ja gar nich' abstreiten, daß ich hier wirklich reingekommen bin, weil ich Sie treffen wollt' und ein bißchen mit Sie schnacken wollt' – so zwischen Tür und Angel, wie man sagt –... denn das hab' ich schon ümmer gern mal gewollt; ich wollt schon ümmer hin und Sie 'n Besuch machen. Ich dacht' mir nämlich, daß wir woll so allerlei zusammen zu bereden hätten. Un' als ich da hört', daß Sie hier zu Anders Jörgen reingegangen waren, da meint' ich ja, ich wollt' die Gelegenheit nich' verpassen...«

»Wir haben sicherlich nichts miteinander zu bereden,« unterbrach ihn Emanuel kurz und mit einer Stimme, die noch von Gemütsbewegung zitterte.

»Ja, ja – das mag ja sein,« fuhr der Weber ebenso ruhig, aber in verändertem Tone fort, während das Lächeln einen Augenblick aus seinem Antlitz wich und seine halbgeschlossenen Augen den Kaplan mit einem gleichsam prüfenden Blick scharf beobachteten. »Ich glaub' nu doch, daß der Herr Pastor uns Skibberuper verkehrt anfaßt! Denn es is nu mal so mit uns, daß wir ümmer unsre eigne Metod' haben, wie wir die Sachen anfassen. Wir reden so grad aus über allens... und sehen Sie, Herr Pastor, darum sind Sie ja heut' bös auf mir geworden. Und doch will ich Sie sagen, daß ich gar und ganz nich' da an gedacht hab', Herr Pastor zu beleidigen.«

»Dann begreife ich allerdings Ihr Benehmen nicht,« entgegnete Emanuel noch immer abweisend, obwohl er schon angefangen hatte, ruhiger zu werden und sich wegen

seines jugendlichen Aufbrausens beschämt zu fühlen.

»Na, das is es ja grad, Herr Pastor! ... Das is es ja grad, daß Sie uns hier nich *verstehen*. Das haben wir ja die ganze Zeit gemerkt, und darum sind wir ja allzusammen so schrecklich traurig gewesen, kann ich woll sagen. Und darum haben wir es uns auch schon lange überlegt, ob es nicht das richtigste wär', wenn wir mal 'ne Unterredung darüber mit Sie haben könnten.«

Der plötzliche Ernst, mit dem er diese Worte sagte, und das breite Selbstbewußtsein, mit dem er hier im Namen der ganzen Gemeinde sprach, verfehlten ihre Wirkung nicht auf Emanuel. Er sah mit einem unschlüssigen Blick zu ihm hinüber und sagte:

»Wenn Sie wirklich etwas mit mir zu bereden haben, so werde ich natürlich bereitwillig zu Ihren Diensten stehen ... Nur will es mir scheinen, als wenn die Gelegenheit ein wenig passender hätte gewählt sein können.«

»Ja, sehen Sie – das sag' ich ja grad! Wir Skibberuper kommen ümmer so verquer wie 'ne Katz durch 'nen Schornstein! ... Aber nu erlauben Sie mir woll, Herr Pastor, daß ich mir darüber aussprech', daß es Sie ja doch eigentlich nich' wundern kann, daß uns so schnurrig zu Mut' gewesen is, daß wir Sie hier bei uns haben. Wir konnten ja doch unmöglich anders als ümmer an die Frau denken, die einstmals für uns Freunde der Volkssache hier in diese Gegend so wie 'ne heilige Jungfrau gewesen is, und die noch in unsere Erinnerung lebt, als das Schönste und Heiligste, was wir haben.«

Emanuel sah ihn verständnislos an.

»Was meinen Sie eigentlich?«

»Wen ich meine?« wiederholte der Weber und fuhr fort, den Kaplan anzustarren, als wollte er ihn mit seinem Schlangensblick an den Stuhl festbannen. »Ja, wen kann ich woll sonst meinen als sie, die von allen Menschen, auch Ihnen am nächsten gestanden hat, Herr Pastor Hansted, und die nu längst von alle Sorgen und Schmerzen erlöst ist ... Ihre Frau Mutter.«

Emanuel zuckte zusammen... hatte er recht gehört?

»Meine ... meine Mutter?« sagte er nur halblaut, – und unwillkürlich suchten seine Augen die kleine Porträtsammlung an der Wand zwischen den Fenstern.

»Ja, das war ja nu freilich, eh sie Herr Kaplan seine Mutter wurd', daß sie für uns Volksfreunde das war, was wir ihr nie vergessen werden... Wenn wir auch Beweise dafür haben, daß sie uns nie ganz aus den Augen verloren hat, weil sie auch Ihres Vaters Frau war. Aber nu können Sie doch woll verstehen, Herr Pastor, was das für ein Stolz und für eine Freude bei uns war, als wir hörten, daß wir Frau Hansted ihren eignen Sohn als unsern Kaplan haben sollten. Wir dachten natürlich, daß das so recht ein Pastor nach unserm Herzen werden müßt! Un so'n Mann, den hatten wir hier bei uns in der Gemeinde so bitter nötig ... ja, den haben wir bitter nötig, Herr Pastor Hansted!«

Emanuel war ganz schwindlig geworden. Er konnte sich nicht von seinem Erstaunen erholen, zum zweiten Mal im Lauf dieses Tages die Mutter nennen zu hören, diesmal sogar als unvergeßliche Beschützerin, – die Mutter, deren Andenken in seinem eigenen Heim wie ausgelöscht war – deren Name ängstlich in den Ecken geflüstert wurde, um

nicht die Erinnerung an die Schande wieder zu erleben, die ihr Ende über die angesehene Hanstedsche Familie gebracht hatte.

»Aber sehen Sie, nu müssen Sie mir auch erlauben, daß ich es Sie sage,« fuhr der Weber fort, während seine Augen beständig wachsam auf dem jungen Geistlichen ruhten: »Nu müssen Sie mir auch erlauben, daß ich es Sie ganz ehrlich sag', Herr Pastor, daß wir bei Sie nich' so recht das gefunden haben, was wir so sehr gehofft haben ... und ich denk' mir, das haben Sie auch selbst merken können. Seh'n Sie, da sind nu zum Beispiel Ihre Predigten ... ja, ja nu müssen Herr Pastor nich' böse werden,« unterbrach er sich selbst mit erheuchelter Ängstlichkeit, als er bei dem letzten Wort ein Zucken über das Gesicht des Kaplans huschen sah. »Aber ich darf doch am Ende sagen, daß wenn wir uns auch freuen, daß Sie nich' – so wie gewisse andere – zu uns reden, wie zu das liebe Vieh – und wenn wir auch ganz gut merken können, daß Ihre Predigten sehr schön ausgedacht und schön und poetisch sind und so recht was man gut gesalzen nennt, – so is das ja man doch ümmer alles dasselbe, was wir nu schon so viele, viele Mal gehört haben. Und was is es denn eigentlich, was unsre guten Pastors uns Bauersleute immer erzählen? Sie sagen, wir sollen tugendsam und gehorsam sein un nich' stehlen un nich' fluchen, sondern uns mit unsern Sorgen an Gott wenden und auf die Gnade des Herrn hoffen, usw. Aber das können wir uns doch allens selbst an unsere zehn Finger abzählen, und wir werden wahrhaftig keine bessern Menschen, wenn wir auch jeden Sonntag, den Gott werden laßt, den ganzen Katechismus und die schönsten Gesangsverse vorgepatert kriegen! ... Nein, wenn aber ein Mann wie Sie, Herr Pastor Hansted, uns was von sich *selbst* erzählen wollt', un nich' von uns – denn *daüber* können Sie uns doch nie was anderes erzählen, als was wir schon so viel besser wissen – ne, aber so richtig von sich selbst und davon, wie Sie mit Ihre Studien und Ihre Erziehung zu Ihre Anschauung über das Christentum und das Volksleben gekommen sind ... sehen Sie, *das wär'* was, wo wir Bauern was von lernen könnten ...

Das ist das, was uns not tut, damit wir sehen können, wie andere Menschen in ihre Verhältnisse leben und denken. Und sehen Sie, *das* hatten wir uns ja so gewünscht, daß unser Pastor uns dazu verhelfen sollt'. – Ja, ich weiß nu nich', ob Herr Pastor mich verstehen. Ich bin ja man einen ungelehrten Mann und hab nich' Pastor studiert un nich' Küster, so daß ich meine Wörter nich' so bewegen kann.«

Emanuel hatte ihn ausreden lassen, obwohl er recht gut fühlte, wie demütigend es für ihn war, diese Rede mit anhören zu müssen, obendrein in Gegenwart anderer. Aber er hatte kein unterbrechendes Wort über seine Lippen zwingen können, weil er im Innersten seines Herzens erkennen mußte, daß der Weber recht hatte, ja, daß dieser Mann hier den Ausdruck für genau dieselben Gedanken gefunden, die ihm selbst in letzter Zeit dunkel vorgeschwebt hatten.

Erst, als der Weber schwieg, und er merkte, wie Aller Blicke erwartungsvoll auf ihn gerichtet waren, nahm er sich zusammen. Mit einer krampfhaften Bemühung, den letzten Rest der geistlichen Würde diesen Leuten gegenüber aufrecht zu erhalten, antwortete er stammelnd:

»Ich erkenne natürlich die Offenherzigkeit an, mit der Sie sich mir gegenüber ausgesprochen haben. Ein solches gegenseitiges Vertrauen ist ... sicher die erste

Bedingung zu einem wirklichen Verständnis ... was wohl niemand mehr wünscht und erhofft, als ich.«

»Ja, das is auch akkerad unsere Meinung,« sagte der Weber mit plötzlichem Eifer. »Und darum meinten wir ja auch, daß es am Ende gut wär', wenn wir Sie mal zur Sprache kriegten – so ganz gerade heraus. Wir kennen Sie ja man bloß von 'ner Kirche her – und ich will auch man sagen, daß wir mehrmals sehr zufrieden mit das gewesen sind, was wir da von Ihnen gehört haben – aber wir finden ja ümmer, wir könnten Sie ein bischen näher kennen als bis jetzt. Wir Leute auf'm Land haben ja ümmer so 'ne eigenartige Neugier, unsern Pastor richtig kennen zu lernen, so daß wir mit unsere Fragen in alle Teile frei und offen zu ihm gehen können. Wir Bauern, die wir uns hier Tag aus, Tag ein mit dieselbe Arbeit abmarachen, wir haben so'n mächtiges Bedürfnis, einen Menschen zwischen uns zu haben, der uns Aufklärung und Belehrung geben kann. – Auch über solche Sachen, über die man nich grad von 'ner Kanzel runter reden kann. Aber sehen Sie, das woll'n nu unsre guten Herren Pastors nie verstehen, und darum sieht es auch manch liebes Mal so schlimm mit uns aus. Sehen Sie, da haben wir zum Beispiel in Skibberup so'n Art Versammlungshaus, wie wir es nennen ... ja, ja, ich kann mir's denken, Herr Kaplan haben woll schon davon gehört und wissen, was für 'ne Räuberhöhle das is – denn so hat der Propst es mehr als einmal genannt. Aber übrigens tun wir nichts weiter, als daß wir uns in guten Einverständnis versammeln und über das schnacken, wo wir Lust zu haben, oder wir lesen was aus unsern Büchern vor, mal is es ne fromme Schrift, mal sind es diese Volksunterhaltungsbücher, wie wir sie nennen, – denn wir finden ja nu, daß es ein ebenso guter Zeitvertreib sein muß, wenn wir 'n gutes Wort hören, als wenn wir die Abende auf 'ner Ofenbank schlafen oder sie zu Kartenspiel und andern Verlustierungen gebrauchen, so wie es in die gute alte Zeit Mode war, wo der Herr Propst so viel mit in'n Sinn hat. Aber das versteht sich ja von selbst, daß es mit das, was wir Bauernsleut uns zu erzählen haben, nich so weit her sein kann; – ne, aber wenn wir so'n Mann wie Sie, Herr Pastor, dazu kriegen könnten, daß er uns besucht un so ganz gemein und niederträchtig mit uns schnacken tät und uns was erzählte, was Sie selbst grad möchten, – ja, dann wär' das ja ganz was andres; darüber würden wir uns freuen, und dafür würden wir Sie sehr dankbar sein. Denn wir finden ja nu doch mal, daß Sie so einen einfachen, natürlichen Menschen sind, an den wir uns recht innerlich anschließen könnten. Un denn sehen Sie Ihrer Mutter ja auch so lächerlich ähnlich, in Ihren ganzen Ausdruck, so weit ich das beurteilen kann, wenn ich sie auch man einmal vor vielen Jahren gesehen hab' bei einer unserer Freundes-Versammlungen in Sandinge. Darum kann ich Sie versprechen, da wird helle Freude sein, den Tag, wo es heißt, unser Herr Kaplan will unser Versammlungshaus besuchen – denn da wüßten wir doch, daß wir endlich gefunden haben, was wir so lange und so von Herzen gewünscht haben. Ja, sehen Sie, das waren man bloß diese paar Worte, die ich mir gern erlauben wollte, zu sagen; un nu müssen Herr Pastor auch nich böse sein, weil ich so offen gesprochen hab' – ich kann Ihnen versichern, ich hab' es bloß inner allerbesten Absicht getan.« – Emanuel verhielt sich noch immer schweigend. Er war so merkwürdig betäubt, von den Worten des Webers und wußte nicht mehr, was er glauben sollte. Konnte dieser Mensch, von dem er so viel Schlechtes gehört hatte, wirklich ein Freund sein?... Und Anders Jörgen und seine Tochter? waren sie im Einverständnis mit diesem Manne?... Es schien ihm fast so. Zufällig fing er den gespannten, erwartungsvollen Ausdruck auf, mit dem das junge Mädchen ihn in diesem

Augenblick über ihrer Näharbeit hinweg beobachtete, als wolle sie ihm mit ihrem Blick die Antwort von den Lippen stehlen.

Aus Angst diesen fremden Menschen gegenüber, die so offenbar eine entschiedene Äußerung von ihm erwarteten, gänzlich die Fassung zu verlieren, erhob er sich, um Abschied zu nehmen. Mit einer verwirrten Entschuldigung, daß seine Zeit ihm nicht gestattet, die Unterhaltung länger fortzusetzen, griff er nach Hut und Schirm. Unter dem tiefen Schweigen der andern ging er herum und gab die Hand. Und als er die Stube verließ, gab ihm niemand das Geleit.

* * *

Emanuel hatte, seit er erwachsen war, seine Mutter nicht oft erwähnen hören, überhaupt wußte er nicht viel mehr von ihr, als was er selbst gesehen hatte; aber schon zu ihren Lebzeiten hatte er das Gefühl gehabt, daß da in ihrem Jugendleben irgend etwas war, was die Familie sorgfältig zu verbergen suchte. Was es war, hatte er nur undeutlich geahnt. Seine Jugendfreunde und Kameraden waren – nach dem unglücklichen Tode der Mutter – in seiner Gegenwart immer bange gewesen, auch nur auf sie hinzudeuten; und ihn selbst hatte eine natürliche Scheu verhindert, von ihr zu sprechen, namentlich, da der Vater und die übrigen Verwandten beständig das unverbrüchlichste Schweigen über alles bewahrten, was die Mutter und ihre Verhältnisse betraf. Nur eine sehr alte Tante, die in einem Kloster wohnte, hatte einmal in einem erregten Augenblick zu ihm gesagt, er solle doch nicht vergessen, »wie tief sich seine Mutter gegen ihren Stand versündigt habe. –«

Jetzt wurden die Worte des Webers und die Bilder an der Wand des Bauernstübchens ihm ein bestimmterer Fingerzeig zum Verständnis ihres wunderlich einförmigen Lebens im Hause seines Vaters. Er sah sie wieder vor sich mit dem hochaufgesteckten Haar und dem schwarzen, schlichten Kleide, das ihn in seinen Knabenjahren zuweilen ein wenig beschämt machen konnte, weil es so wenig der Kleidung der andern Damen ihres Umgangskreises glich, die sich ja auch offenbar in ihrer Nähe immer ein wenig gedrückt fühlten. Er erinnerte sich ihres eigenen Wohnzimmers, das ebenfalls nicht den übrigen Räumen des Hauses ähnelte und in das sie sich oft tagelang einschloß, ohne Besuch empfangen zu wollen. Gar oft hatte er, als Kind in der Dämmerstunde draußen vor der Tür gestanden und nicht gewußt, ob er anklopfen dürfe oder nicht. Und wenn er dann endlich Mut gefaßt und sich hineingeklemmt hatte, sah er sie zusammengekauert in der Ecke des langen Mahagonisofas sitzen und unbeweglich vor sich hinstarren, als habe sie ihn nicht kommen hören. Erst wenn er eine Weile neben ihr gestanden und »Mutter« geflüstert hatte, legte sie wohl die Hand auf seinen Kopf und streichelte ihm schweigend das Haar, oder auch sie preßte ihn mit einer so heftigen Zärtlichkeit an sich, daß ihm fast ängstlich dabei wurde, oder auch sie nahm ihn auf ihren Schoß und fing an, ihm Sagen und Märchen von Helden und Königssöhnen zu erzählen, die unter Christi Banner in die Welt hinausgezogen waren, um für Wahrheit und Recht zu streiten, die so ergreifenden Erzählungen, die noch lange nachher seine Wangen brennen machten und ihn oft des Nachts wach hielten, während wechselnde Bilder von goldbehelmten Kriegern und barfüßigen, dunklen Kuttenträgern an ihm vorüberzogen. Er entsann sich auch, daß seine beiden Geschwister die Mutter seltener in ihrem

Zimmer besuchten, und in der Regel über ihren Erzählungen einschliefen. Sie waren jünger und belustigten sich besser in des Vaters schönem Lesezimmer mit den Bilderbüchern und dem großen Globus. Darum nannten die Dienstboten sie auch »die kleinen Herrschaften« während er selber mit einem Spottnamen »der Gnädigen Junge« gerufen wurde. Wie oft und bitter hatte er es nicht auch empfunden, daß er vom Todestage der Mutter an allein und unverstanden in seines Vaters Hause zurückgeblieben war!

So lange schritt er nun auf dem Heimwege am Strande entlang und vertiefte sich in seine Kindheitserinnerungen, daß er Zeit und Raum völlig vergaß. Als er endlich nach dem Pfarrhofe zurückkehrte, sah er zu seinem Schrecken, daß die geladenen Gäste bereits angefangen hatten, zu erscheinen und daß er sich mit dem Umkleiden beeilen mußte, um nicht zu spät zu kommen.

Als er eine Viertelstunde später in das Wohnzimmer trat, wo die ganze Gesellschaft jetzt versammelt war, wurde er mit einem höchst ungnädigen Blick von dem Propst empfangen, der – in Frack und Käppchen – mitten im Zimmer stand und sich gestikulierend mit ein paar ebenfalls befrackten Herren unterhielt. Es waren wohl an zwanzig Menschen versammelt. Da waren die drei Gutsbesitzer des Kirchspiels, der alte Schullehrer Mortensen, Tierarzt Aggerbölle und Kaufmann Villing, alle mit ihren Frauen in seidenen Kleidern. Außerdem waren da sechs Vejlbyer Bauern mit ihren Eehälften, sowie der junge Hilfslehrer Johansen. Von den Skibberuper Leuten war niemand zugegen und ebenso fehlten Vertreter der Vejlbyer Häusler, da die letzten von den Getreuen unter diesen kürzlich zu Propst Tønnesens großem Ärger als Zuhörer in Weber Hansens Versammlungslokal ertappt worden waren.

Zwei von den Gutsbesitzern waren große, kräftige Gestalten, die einander glichen wie ein paar Brüder, ohne es doch zu sein. Der dritte war ein kleiner, grämlich aussehender Dicksack mit einem rotgeäderten Gesicht, in dem ein Paar blasse, hervorquellende Augen gleichsam in Fett schwammen, wie ein Paar Spiegeleier. Von seinem breiten Unterkiefer, der sich einen halben Zoll vor das Obergesicht vorschob, so wie ein Freßtrog, wuchs ein Gestrüpp von grauen Bartstoppeln über einen ungeheuren Kinnbeutel hinab, der gleich einem faltigen Bauch über den Hals hing. Die kurzen Arme auf dem Rücken, ging er leise grunzend vor der Tür zum Eßzimmer hin und her und sah jeden Augenblick nach seiner Uhr.

Die sechs ganz gleich gekleideten Bäuerinnen – in schwarzen, wollenen Kleidern und Hauben mit breiten Goldgalons – saßen in einer schweigsamen Reihe unter den Fenstern und hielten die braunen Hände unbeweglich im Schoß um ein zusammengelegtes Taschentuch. An den Wänden in ihrer Nähe standen ihre Männer in selbstgewebten Anzügen und sahen nicht weniger ernsthaft aus. Nur wenn der Propst von Zeit zu Zeit einmal zu ihnen herankam, und in liebenswürdiger Gesellschaftsstimmung eine scherzhafte Bemerkung an den einen oder den andern von ihnen richtete, zogen sie alle auf einmal die steifen Mundwinkel in die Höhe mit einem Versuch, zu lächeln.

Nur der Dorfschulze Jensen bewegte sich ungeniert im Zimmer mit seinem blauroten Kalekutenschnabel und ließ freimütig seine Stimme bis an die Decke gellen, wie ein Mann, der gewöhnt war, sich in höherem Gesellschaftsleben zu bewegen.

In den Lehnstühlen um den runden Tisch in der Mitte des Zimmers saßen die Damen und breiteten ihre langen, seidenen Schleppen über den teppichbedeckten Fußboden aus. Hier gingen die Münder lebhaft in einer Art Unterhaltung, bei der niemand weiß, was er selbst sagt, noch was die andern antworten. Das Wort wurde namentlich von der einen Gutsbesitzersehefrau geführt – von einer Dame mit Gardemaß in grünem Satin mit weißen Blonden – die kürzlich von einer Reise nach Kopenhagen heimgekehrt war und unermüdlich von allem erzählte, was sie gesehen und erlebt hatte.

Nur die kleine, magere Frau Aggerbölle saß schweigend da und starrte mit zerstreuter Miene vor sich hin, als wenn ihre Gedanken sich noch nicht von Haus und Kindern hätte, losreißen können. Sie hatte die Hände im Schoß gefaltet und sah aus, als müsse sie umfallen, vor Müdigkeit und Nachtwachen. Es hatte den Anschein, als habe sie absichtlich den Platz hinter Schullehrer Mortensens schwellender Frau gewählt, damit der Abendschein nicht zu spottend auf ihre früh gealterten Züge fallen solle und auf ihr verschossenes seidenes Kleid, das mit einem altmodischen Schnitt und seiner viel zu geräumigen Taille melancholisch von entschwundener Jugendherrlichkeit erzählte. Hin und wieder sah sie besorgt zu ihrem Gatten hinüber, der sich vor den Ofen gestellt hatte und sich von hier aus mit einer herausfordernden Haltung umsah, als wolle er jede Kenntnis von dem Benzinduft verleugnen, der sich aus seinem stark glänzenden Leibrock über den Teil des Zimmers verbreitete, in dem er sich aufhielt. Er war erst hoch am Vormittage von einer Kindtaufe bei einem Bauern im benachbarten Kirchspiel heimgekehrt und rings umher in dem bartlosen Teil seines Gesichts saßen noch Erinnerungen an die Strapazen der Nacht in Form von dunkelroten Flecken, die davon zeugten, daß das betreffende Kind nicht mit Wasser allein getauft war.

Einsam am Flügel stand der junge Hilfslehrer Johansen in einer einstudierten Stellung, das eine rundliche Bein leicht über das andere geworfen, so daß die Zehenspitze eben den Fußboden berührte. Er hatte einen weißen Handschuh an der einen Hand und zwischen der Weste und dem getollten Manschettenhemd steckte ein Taschentuch. Herr Johansen, der ungefähr gleichzeitig mit Emanuel in das Kirchspiel gekommen, war – im Gegensatz zu diesem – schnell der erklärte Löwe von Vejlbj geworden. Sein starkes, dunkles Haar, das bei festlichen Gelegenheiten über den ganzen Kopf gelockt war, sein fettes, blasses, bartloses Schauspielergesicht, seine kleinstädtische Kleidung und sein »gebildetes Wesen« hatten ihm im Laufe des Winters sogar auf den Gütern Zutritt verschafft, und man hielt es bereits nicht mehr für ganz unwahrscheinlich, daß eine der jungen Damen der Gegend über kurz oder lang auf den Einfall kommen könne, ihm mehr als ihre Bewunderung zu schenken.

Kurz nach Emanuels Erscheinen wurde die Flügeltür zum Eßzimmer geöffnet und Fräulein Ragnhild kam herein und bat die Gesellschaft, zu Tische zu gehen.

Sie trug einen schwarzen Seidenstoff mit großen, brandgelben Palmenblättern und einem Art Spitzenüberkleid, das an dem oberen Teil der Brust und dem unteren Teil der Arme durchsichtig war. Rund um den hohen, schlanken Hals lag eine dünne, vierdoppelte goldene Kette, die vorn mit einem Opalschloß zusammengehalten wurde. Über der Nackenschnecke des braunroten Haares saß ein großer Schildpattkamm.

»Wollen die Herren, bitte, die Damen führen,« rief der Propst und bot selbst der Gutsbesitzersfrau mit Gardemaß den Arm.

Unter den älteren Herren entstand ein Wettlauf auf Fräulein Ragnhild zu. Der Schulze Jensen, der ihr am nächsten stand, ward der Glückliche, und führte sie mit erhobenem Schnabel ins Eßzimmer. Emanuel verbeugte sich vor Frau Aggerbölle, die übrig geblieben war, nachdem die anderen Herren Damen gewählt hatten. Die Bauern nahmen ihre eigenen Frauen bei der Hand und schlossen sich in stummen Trupp der feierlichen Prozession an.

* * *

Mitten auf dem Tisch unter der Hängelampe stand ein hoher Blumenaufsatz. An jedem Ende des Tisches strahlte ein Armleuchter mit sieben Lichtern. Auf jedem Teller stand die Serviette aufrecht in Form einer Bischofmütze, unter der sich ein Brötchen verbarg. Im übrigen war die Tafel mit einer Sammlung ausgewählter Gerichte bedeckt. Da waren Fische in verschiedenfarbigen Gelees, farziertes Geflügel, mehrere Arten Salate in großen blauen Glaskummen, Hummer und Sardinen in Dosen und noch mancherlei mehr. Obwohl die Anrichtung eigentlich keine Überraschung für die Anwesenden bot, indem sie bei diesen Gelegenheiten immer so ziemlich dieselbe war, machte doch das festliche Gepräge der Tafel und das ungewöhnlich hübsche Service gleich einen starken Eindruck auf die Gäste, und die Mahlzeit verlief zu Anfang unter andachtsvollem Schweigen. Nur der kleine, dicke Gutsbesitzer setzte sich gleich gierig zurecht, die Ellenbogen nach den Seiten gespreizt, und füllte sich mit Messer und Gabel von allem auf, was in seine Nähe kam. Dahingegen kämpfte Tierarzt Aggerbölle tapfer gegen seine schlechten Triebe. Lange saß er mit demselben Glas Rotwein vor sich da und füllte nie mehr als die Hälfte seines Tellers –, weswegen er auch einmal über das andere mit einem Blick voll stolzer Selbstzufriedenheit zu seiner Frau hinübersah. Er hatte ihr nämlich auf dem Wege zum Pfarrhause feierlich – sogar mit erhobenem Finger – geschworen, Mäßigkeit und Beherrschung zu üben, damit sie an diesem Abend keine Schande an ihm erleben solle. Propst Tønnesen war zu Anfang sozusagen der einzige, der redete, überhaupt offenbarte er sich als ein ebenso lebenswürdiger, wie unterhaltender Wirt. Er sorgte dafür, daß die Schüsseln die Runde machten, bat die Herren, sich einzuschenken, erzählte kleine Geschichten und verriet in seinem ganzen Wesen den ehemaligen Gesellschaftsmann, den der Anblick von festlicher Beleuchtung, von Blumen und Damen in Seide unwillkürlich mit fortriß und in Stimmung versetzte.

Als man eine Viertelstunde gespeist hatte, schlug er an sein Glas und hielt eine Rede. Von einem Spruch Salomonis ausgehend, sprach er in formvollendeten Worten von der Stärke, die man empfinde, wenn man sich in schwierigen Zeiten von einer treuen Freundesschar umgeben wisse. Er sprach die Hoffnung aus, daß der Kreis von Gesinnungsgenossen, die er in diesem Augenblick um sich sähe, – »auch um des Friedens in der Gemeinde willen« nie gesprengt werden möge und schloß, indem er in herzlichen Worten den Gästen für ihre Anwesenheit dankte.

Gleich darauf erhob sich der eine von den großen, schwerknochigen Gutsbesitzern und übermittelte in einem vollendeten Vortrag Propst Tønnesen den Dank der Gesellschaft für sein segensreiches Wirken in der Gemeinde. Einen Augenblick drohte er damit, sich auf eine nähere Erörterung der ernstesten Fragen einzulassen, die Propst Tønnesen soeben gestreift hatte, indem er eine Bemerkung über die »untergrabenden

Tendenzen der jetzigen Zeit« machte, gegen die der Propst gottlob eine so treffliche Wehr sei. Aber da er im selben Augenblick stecken blieb, als sei sein Wortvorrat auf einmal erschöpft, so schloß er jäh mit dem Vorschlag, ein Hoch auf Propst Tönnesen und Fräulein Ragnhild auszubringen.

Nachdem man sich abermals erhoben und angestoßen hatte, wurde die Stimmung freier unter den Gästen; und als nun der Nachtisch, – ein mächtiger Plumpudding – flammend aufgetragen wurde, äußerte sich die Zufriedenheit bald in einer allgemeinen Lebhaftigkeit.

Da aber schlug auch Tierarzt Aggerbölles böse Stunde. Plumpudding war eins seiner Lieblingsgerichte, und außerdem fingen nun die Karaffen mit den Dessertweinen an zu kreisen. Das Unglück wollte es außerdem, daß er dem kleinen schweinefetten Gutsbesitzer gerade gegenüber saß, der während der ganzen Mahlzeit dieselbe mürrische gierige Miene aufgesetzt und wie ein Bandwurm alle die leckersten Gerichte verschlungen hatte, so daß Aggerbölle förmlich die Augen hatte abwenden müssen, um nicht in Versuchung zu geraten. Aber nun war es ihm auch platterdings unmöglich, noch länger zu widerstehen. Indem er einen verzweifelt-flehenden Blick zu seiner Frau hinüberwarf, schnitt er sich ein Stück von anderthalb Pfund aus dem Pudding heraus und leerte gleich darauf zwei bis an den Rand gefüllte Gläser Sherry, um sich schleunigst taub gegen die Stimme des Gewissens zu machen.

Rings umher am Tische ertönte jetzt munteres Lachen und laute Rede. Nur die Bauern verhielten sich noch immer gleich stumm. Einer von ihnen – ein kleiner, kindlich pausbackiger Greis, der während der ganzen Zeit dagesessen und ängstlich in den rätselhaften Gerichten herumgestochert hatte, als habe er tote Ratten vor sich, und der an dem Wein genippt hatte, als sei es Medizin – flüsterte seinem Nachbarn zu, indem er mutlos ein Stück Pudding betrachtete, das noch auf seinem Teller zu brennen fortfuhr:

»Wer doch einen von Mutterns Apfelkuchen hätt'! Dies rauchende Zeug is' woll nichs nich für'n Bauernmagen.«

Emanuel hatte seinen Platz ungefähr in der Mitte einer der Längsseiten des Tisches bekommen. Auch er hatte während der ganzen Mahlzeit nur wenige Worte geredet, und seine Tischdame, die ganz davon in Anspruch genommen war, ihren Mann zu überwachen, regte ihn auch nicht dazu an. Er ärgerte sich über das leere und aufgebauschte Fest. Noch summte ihm die Unterhaltung mit dem Weber in den Ohren und durch den gelben Lichtnebel des Zimmers hindurch sah er beständig das Bild des sonnendurchströmten kleinen Bauernstübchens mit seiner treuherzigen, sonntäglich festlichen Traulichkeit vor sich.

Von dem untersten Tische suchte Fräulein Ragnhild mehrmals seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, um ihm zutrinken zu können. Aber absichtlich wich er ihrem Blick aus; denn von allen in der ganzen Gesellschaft war sie beinahe diejenige, die ihm heute abend am meisten zuwider war. Er fand ihre Kleidung anstößig und mit tiefer Beschämung beobachtete er, wie der junge Hilfslehrer Johansen, der in ihrer Nähe saß, ihren weißen Hals und die Arme, die durch den Spitzenstoff schimmerten, förmlich mit den Augen verschlang, während er sich über den Tisch lehnte und ihr Annehmlichkeiten sagte. Und – wie es schien, – lauschte sie nicht ganz gleichgültig dieser lächerlichen Karikatur eines Großstädtlers. Sie hatte sich in den Stuhl

zurückgelehnt und sah ganz angeregt aus. Die Wärme, der Wein und das Geräusch der vielen Menschenstimmen hatten zwei kleine hektisch rote Flecke auf ihre Wangen gemalt; und wenn sie lächelte, senkte sie wohlbehaglich die Augenlider ein wenig, fast wie in einem leichten Rausch.

Unwillkürlich mußte er sie in Gedanken mit dem ernsthaften, gesund rotwangigen Bauernmädchen vergleichen, mit dem er vorhin zusammen gewesen war, und das ihm in seinem einfachen, dunkelroten Kleid hundertmal schöner erschien, als irgendeine von diesen papageienhaft aufgeputzten Damen in Seide und Tüll. Indem er seinen Blick langsam über die ganze Gesellschaft hingleiten ließ, – von den selbstzufriedenen Gestalten des Propstes und des Gutsbesitzers bis hinab zu den schweigsamen Reihen der Bauern – dachte er daran, wie entsetzlich er sich doch hatte hinters Licht führen lassen. Er, der für immer den Widerwärtigkeiten des Kulturstaates entronnen zu sein glaubte, war hier ja nur dem Zerrbild dieser Gesellschaft in die Arme gefallen. Oder herrschte hier etwa nicht dieselbe Leichtfertigkeit, derselbe Hochmut, dieselbe Heuchelei?

Die Tafel wurde aufgehoben ... und die Gäste zerstreuten sich in die Zimmer. Die Damen ließen sich im Wohnzimmer nieder, während sich die Herren zum Rauchen im Studierzimmer versammelten.

In der Tür der Eßstube begegneten sich Fräulein Ragnhild und Emanuel.

»Gesegnete Mahlzeit!« rief sie lebhaft aus und streckte die Hand aus. »Sie hätten übrigens gern zu mir kommen können, sollte ich meinen. Oder finden Sie etwa, daß meine Tafel kein Lob verdiente? ... Und warum sind Sie fortwährend so ungalant gewesen, mich nicht anzusehen? Ich wollte Ihnen zutrinken!«

»Ach ... ich habe Sie allerdings sehr gut gesehen. Aber Herr Johansen war so stark von Ihnen in Anspruch genommen, daß ich es nicht übers Herz bringen konnte, Sie ihm zu entziehen.«

»Der arme Johansen!« lachte sie. »Auf den haben Sie es doch immer abgesehen. Ich gebe zu, daß er ein wenig lächerlich ist ... Aber, mein Gott ... er ist doch immer eine Art Mensch. Er spricht doch nicht fortwährend von Kühen und Kornpreisen. Er ist sogar ein Mann mit Geschmack. Ich habe heute die Bemerkung gemacht, daß er ein Parfüm gebraucht, das wirklich gar nicht übel ist ... Und er hat mich sowohl über Wagner wie über Beethoven unterhalten. Was kann man mehr verlangen?«

»Sie haben sicher recht. Ich finde auch, daß Sie und Herr Johansen vortrefflich zueinander passen.«

Der Ton von Emanuels Antwort veranlaßte das Fräulein, die Stirn zu runzeln. Sie sah ihn an und sagte mit Entfaltung ihrer ganzen Würde:

»Sie vergessen sich wohl, Herr Hansted ... Es will mir überhaupt scheinen, als hätten Sie in letzter Zeit in beklagenswertem Maße angefangen, Ihre frühere Liebenswürdigkeit einzubüßen.«

»Sie haben wohl auch in diesem Punkte Recht, mein gnädiges Fräulein! Ich fühle selbst, daß ich nicht in diese Gesellschaft hineinpasse, und daher war ich eben auch im Begriff, sie zu verlassen, als ich Ihnen begegnete. Sollte Ihr Herr Vater nach mir fragen, so haben Sie vielleicht die Güte, mich bei ihm zu entschuldigen.«

Er grüßte mit einer steifen Verbeugung und verließ das Zimmer.

Fräulein Ragnhild blieb auf der Schwelle stehen und sah ihm nach, wie aus den Wolken gefallen vor Erstaunen.

Dritter Teil

An einem Sonntag nachmittag im Mai war das Versammlungshaus in Skibberup mit einer großen Schar von Menschen angefüllt, auf deren gespannt erwartungsvollen Gesichtern man lesen konnte, daß etwas Ungewöhnliches bevorstand. Es war in Wirklichkeit auch ein Merktag in der Geschichte des Dorfes Skibberup. Der Redner, den man heute erwartete, war kein Geringerer als Propst Tønnesens Kaplan, Herr Pastor Hansted.

Jeder Platz in dem langgestreckten, halbdunklen Saal – einer ehemaligen Scheune – war besetzt, und in den geöffneten Fenstern baumelten Haufen von Knechten und Burschen, die mit ihren Körpern das halbe Tageslicht aussperrten. Überall ertönte ein lebhaftes Summen von frohen und lauten Stimmen. Man merkte gleich, daß man keine Versammlung von Vejlbyer Bauern vor sich hatte; denn obwohl die Entfernung zwischen Vejlby und Skibberup nicht mehr als eine gute halbe Meile betrug, waren die Bewohner der beiden Zwillingsdörfer doch so verschieden, als wenn sie nicht demselben Landesteil angehörten. Dies Verhältnis beruhte auf keinem Zufall, sondern hatte seinen Grund in der ungleichen Belegenheit und den verschiedenen Lebensbedingungen, denen die Bewohner im Laufe der Zeit unterworfen gewesen waren. Während die sanftmütigen Vejlbyer Bauern von Olims Zeiten her sich ausschließlich damit beschäftigt hatten, ihre großen Äcker zu pflügen und die Ernte einzuheimsen, war Skibberup ursprünglich – und zum Teil noch jetzt – ein Fischerdorf, dessen Bewohner sich teilweise vom Meere ernährten. Noch vor ein paar Menschenaltern, betrachteten die Skibberuper das Bestellen ihrer Felder als eine Art Nebensache, die man in der Regel den Frauen überließ, während sich die Männer auf abenteuerlichen Fahrten in nahen und fernen Fjorden umhertrieben und rings umher an den Küsten an Land gingen, um ihren Fang abzusetzen.

An dem einen Ende des Saales stand eine einfache Rednertribüne, hinter der die rohe Lehmwand der alten Scheune mit einer Dannebrogflagge bedeckt war, die man so aufgehängt hatte, daß sich das weiße Kreuz aufrecht von dem roten Grunde abhob. Die Bänkreihen vor der Rednertribüne waren fast ausschließlich von Frauen eingenommen, während die Männer in dem unteren Teil des Saales und an den Wänden zu beiden Seiten Platz gefunden hatten.

Eine besondere Aufmerksamkeit in der Versammlung erregte Else Anders Jörgen und ihre Tochter Hansine, die auf einer der mittleren Bankreihen saßen. Else Anders Jörgens üppige Gestalt mit den hellen vorstehenden Augen, dem stahlgrauen Haar und der großen Mütze aus Goldbrokat, von der zwei breite rote, seidene Bänder an der einen Seite herabhängen, würde in jeder Versammlung die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben; aber der besondere Grund zu dem Aufsehen, das sie heute erregte, war der bekannte Umstand, daß der Kaplan und Weber Hansen in ihrem Hause die Zusammenkünfte gehabt hatten, die die Einleitung zu dem großen Ereignis dieses Tages bildeten.

Gewissermaßen glaubte man sogar, Else das glückliche Zustandekommen dieser Angelegenheit zu verdanken. Da sie nämlich bei des Kaplans und Weber Hansens

erstem Zusammentreffen in ihrem Hause nicht zugegen gewesen war, und da sie bei ihrer Heimkehr von dem unglücklichen Ausfall hörte, den es gehabt, hatte sie den Beschluß gefaßt, auf eigene Hand Herrn Hansted aufzusuchen, für den sie – trotz allem – eine ungeschwächte Zuneigung bewahrt hatte, seit sie sich zum erstenmal am Krankenbett der Tochter begegnet waren. Gleich am folgenden Sonntag ging sie nach dem Gottesdienst vor der Kirche auf ihn zu und bat ihn, doch gelegentlich seinen Besuch bei ihr zu wiederholen, »um dort gute Freunde zu treffen, die gern mit ihm reden wollten.« Herr Hansted hatte gleich und mit Freuden ihre Aufforderung angenommen, und da sie sich im voraus Weber Hansens und einiger anderer leitender Männer Gegenwart gesichert hatte, kam es dann endlich zu einem ernsten Meinungs austausch zwischen dem Kaplan und der Gemeinde.

Anläßlich dieser wiederholten Besuche Hansteds in Anders Jörgens Haus, hatten Hansines Freundinnen sie oft mit dem Kaplan geneckt, zu dem sie schon seit dem erstenmal, als sie ihn gesehen, eine heimliche Liebe im Herzen getragen haben sollte. Freilich protestierte sie selbst eifrig, ja, mit Zorn gegen diese Beschuldigung, und es hatte den Anschein, als ob sie, um ihre Unschuld noch zu bekräftigen, heute – im Gegensatz zu den meisten jungen Mädchen in der Versammlung – ein ganz einfaches dunkelgrünes, eigengemachtes Kleid ohne jeglichen Schmuck oder Besatz angezogen hatte.

Trotzdem sah sie gut aus; – nicht umsonst zählte man sie zu den hübschen Mädchen des Dorfes, obwohl ein kleines Mißverhältnis zwischen dem oberen Teil des Gesichts mit den dunklen zusammengewachsenen Brauen über den tief liegenden ernsten Augen und der kindlich unentwickelten Form des Untergesichts herrschte. Sie saß nun da mit ihrer fast unnatürlichen steifen Haltung, die ihrer kleinen, gedrungenen Gestalt ein Gepräge von Selbstbewußtsein und Kraft verlieh und nahm weder Teil an dem lebhaften Geschwätze, das zwischen den Frauen in ihrer Nähe geführt wurde, noch hörte sie überhaupt danach hin. Dieser Mangel an Teilnahme für das, was um sie her vorging, war so altgewohnt an ihr, daß er bei niemand mehr Verwunderung erregte. Schon als sie noch ein Kind war, hatte man sich über die possierlich mürrische Miene gewundert, mit der sie jede – freundliche wie unfreundliche – Annäherung von Fremden beantwortete. Namentlich aber war ihre Verschlossenheit auffällig geworden, nachdem sie vor einigen Jahren Zögling einer ländlichen Hochschule gewesen war und in dieser Eigenschaft an einer »Freundesversammlung« in Kopenhagen teilgenommen hatte, wo unter anderen der alte Grundtvig selber geredet hatte – zum letztenmal. Seit jener Zeit sah man sie nicht oft außerhalb ihres Vaters Hauses und Feldes und namentlich hielt sie sich den zu jener Zeit noch ziemlich freien Vergnügungen, mit denen sich die Jugend des Dorfes an Sonntagen und an hellen Sommerabenden die Zeit vertrieb, völlig fern. Dahingegen hörte man sie beständig bei ihrer Arbeit im Stall und in der Küche singen, wie auch wenn sie mit der Milchtracht den langen Weg über die Felder hinaufging. Unter den Bewohnern des Dorfes machte man sich ein wenig lustig über sie, beachtete aber im übrigen ihre Eigenheiten nicht sonderlich. Sie war ja noch ein halbes Kind, erst 19 Jahre alt, und außerdem kannte man sehr wohl dies aparte Wesen von anderen jungen Mädchen der Gegend, die die Hochschule besucht hatten. Man wußte, daß immer eine geraume Zeit vergehen mußte, ehe sich die jungen Leute wieder in den einfachen, täglichen Bauernverhältnissen zurecht fanden.

Indessen war die Uhr fünf geworden, und der Kaplan hatte sich noch nicht eingefunden. Unter der Schar von Männern, die sich mit Weber Hansen an der Spitze an der Eingangstür versammelt hatten, um ihn zu empfangen, machte sich bereits einige Besorgnis bemerkbar. Man wußte, daß in der letzten Zeit ein sehr gespanntes Verhältnis zwischen Propst Tönnesen und dem Kaplan geherrscht hatte, nachdem sein Verkehr mit Weber Hansen und anderen bekannten Skibberupern dem Propst zu Ohren gekommen war. Und jetzt ängstigte man sich, daß Tönnesen – trotz aller Vorsichtsmaßregeln – zur Unzeit auch von dieser Zusammenkunft erfahren und im letzten Augenblick Herrn Hansteds Erscheinen geradezu verboten haben könne.

* * *

Endlich gewahrte man eine einsame Gestalt oben auf den Strandhügeln. Es war Emanuel. Er trug einen hellen Sommerüberzieher über dem einen Arm und ging mit hastigen Schritten nach dem Dorf hinab. Als er die wartende Schar vor dem Versammlungshaus erblickte, beschleunigte er seinen Gang noch mehr, und ein paar Minuten später stand er an der Eingangstür. Sein Gesicht war bleich, trotz der Wärme und des schnellen Marsches; die Augen trugen das Gepräge nervöser Unruhe. Mit stummem Händedruck begrüßte er ziemlich geistesabwesend Weber Hansen und ein paar von den umherstehenden Männern, worauf er sogleich den Saal betrat.

Hier verstummte augenblicklich jede Unterhaltung. Rings umher an den Wänden reckte man die Häuse, um sehen zu können. Mit seinen langen, affenartigen Armen bahnte ihm Weber Hansen einen Weg durch die Menge und führte ihn nach dem oberen Ende des Saales, wo er ihn aufforderte, sich auf den Ehrenplatz, einem alten Korbstuhl mit durchlöcherter Sitz, zu setzen. Nachdem hier ein paar Worte zwischen ihnen gewechselt waren, bestieg der Weber die Rednertribüne und zog ein Liederbuch aus der hinteren Rocktasche. Das Buch in den Händen stand er einige Augenblicke gänzlich schweigend da und ließ den Blick langsam über die Versammlung gleiten, während sich auf seinem Gesicht ein verschmitzt triumphierendes, Propst Tönnesen gewidmetes Lächeln ausbreitete, das von den Männern an den Fenstern und am unteren Ende des Saales mit einer verständnisvollen Munterkeit beantwortet wurde. Endlich sagte er mit seiner unschuldig klingenden Stimme:

»Ja, dann müssen wir wohl mit einem Lied anfangen, guten Freunde! Herr Pastor Hansted hat keinen besonderen Wunsch nach der Richtung hin, da können wir wählen, was wir selbst mögen. Was wollen wir denn singen?«

Aus der Versammlung wurde der Wunsch nach verschiedenen Gesängen laut. Schließlich einigte man sich auf: »Vorwärts, Bauer, vorwärts!« »Ja, dann singen wir das,« sagte der Weber mit einem neuen Lächeln. »Das ist ein Lied, das für uns paßt!«

Er gab selbst mit gellender Fistel den Ton an. Und gleich darauf brachen die Stimmen ohrenbetäubend von allen Seiten los. Es war kein Singen. Es war ein wildes Schreien ohne Maß, ein Berauschen in der eigenen Lungenkraft, das die Trommelhäute zu sprengen drohte.

Emanuel hatte sich in den Korbstuhl gesetzt, wo er vornüber gebeugt mit gekreuzten Beinen saß und sich oft unruhig mit der Hand durch das Haar fuhr. Er nahm nicht Teil

an dem Gesang und fühlte sich überhaupt nicht so recht behaglich. Der düstere, ungemütliche Saal, die forschenden Blicke, die ihm von allen Seiten begegneten, sobald er den Kopf erhob, Weber Hansens prosaische Einleitungsworte, und dieser lärmende unharmonische Gesang hatten ihn einen Augenblick ganz aus der Stimmung gebracht.

Außerdem peinigte ihn der Gedanke, daß er infolge eines unberechenbaren Zufalles keine Gelegenheit gehabt hatte, Propst Tönnesen von seinem Entschluß, hier zu reden, Mitteilung zu machen. Mit wohlüberlegter Absicht hatte er dies bis zum letzten Augenblick hinausgeschoben, wie er auch Weber Hansen ersucht hatte, das Abhalten der Versammlung nicht öffentlich bekannt zu machen, damit sie so wenig wie möglich den Charakter einer Herausforderung bekäme. Aber als er kurz, bevor er das Pfarrhaus verließ, den Propst in der obengenannten Absicht aufgesucht hatte, war dieser zufällig eine halbe Stunde zuvor ausgefahren, um einen benachbarten Geistlichen zu besuchen. Da hatte er es denn für das Richtigste gehalten, wenigstens Fräulein Ragnhild, die indessen viel weniger Verwunderung verriet, als er erwartet hatte, Mitteilung von seinem Vorhaben zu machen. Sie hatte nämlich durch die alte Magd des Pfarrhauses allerlei von dem gehört, was man sich rings in der Gemeinde von dem Kaplan erzählte; und außerdem hatten verschiedene von seinen eigenen Äußerungen in letzter Zeit sie ahnen lassen, was bevorstand. War aber Fräulein Ragnhild nicht erstaunt, so war es Emanuel seinerseits um so mehr – infolge der ungewöhnlich bestimmten Art und Weise, mit der das Fräulein bei dieser Gelegenheit ihm gegenüber das Blatt vom Munde genommen hatte.

»Sie sind doch bei all Ihrer Verzagtheit ein ungewöhnlich leichtsinniger Mensch,« hatte sie gesagt. »Da stürzen Sie sich blindlings in etwas hinein, von dem Sie gar nicht wissen, was es ist – nur weil Sie sich in den Verhältnissen, in denen Sie sich augenblicklich befinden, nicht zufrieden fühlen. Es ist sicher ganz töricht von mir, wenn ich den Versuch mache, Sie zur Vernunft zu bringen. Aber ich will es doch nicht unterlassen, Sie zu bitten, ernsthaft zu bedenken, Herr Hansted, welche Folgen ein solcher Schritt für Sie haben kann ... und auch für uns. Wenn Sie wissen – und das wissen Sie – auf welche Weise dieser Weber Hansen und seine Nachbeter Vater gegenüber aufgetreten sind, sollte man eigentlich meinen, daß es überflüssig sei, Sie darauf aufmerksam zu machen, wie, gelinde gesprochen, sonderbar ... ja, geradezu unpassend jede Annäherung in diesem Falle erscheinen muß ... und in Wirklichkeit auch ist.«

Ohne ihm Zeit zu einer Entgegnung zu lassen, hatte sie ihm damit den Rücken gewendet und war aus dem Zimmer gegangen.

Diese Worte und namentlich der Ton, in dem sie gesprochen wurden, hatten die letzten Schuppen von Emanuels Augen weggeblasen. Er war zwar keineswegs blind dafür gewesen, welche Folgen sein Austreten im Versammlungssaal für ihn im Pfarrhaus – und anderwärts – haben würde. Namentlich war er völlig darauf vorbereitet, daß seine Tage als Propst Tönnesens Kaplan fortan gezählt sein würden. Aber er hatte doch geglaubt, daß man wenigstens seine ernste Überzeugung respektieren würde – ja, er hatte sogar eine schwache Hoffnung, daß der Sturm mit einer gütlichen Übereinkunft enden könne, nicht ganz fahren lassen wollen. Jetzt begriff er, daß jeder Versuch, einander gegenüber zu einem Verständnis zu gelangen, fruchtlos war; und gerade

deswegen war es ihm doppelt peinlich, daß er dem Propst, infolge eines Zufalls, seinen Entschluß auf eine Weise verschwiegen hatte, die ihm als Feigheit ausgelegt werden konnte. Deswegen empfand er aber auch jetzt eine gesteigerte Sehnsucht, allen Ernstes mit seiner Vergangenheit zu brechen, und sich freizumachen. Selbst in diesem Augenblick, wo die Ungemütlichkeit des dunklen Saals und die geringe Feierlichkeit der Versammlung ihn ganz aus der Stimmung gebracht hatten, brannte seine Ungeduld, zu einer Entscheidung zu gelangen, die Brücken hinter sich abzubrechen und den Schritt zu unternehmen, der sein Verhältnis über jede Zweideutigkeit erheben würde.

Sobald der Gesang verstummte, erhob er sich und bestieg die Rednertribüne.

Er hatte seinen Vortrag absichtlich vorher nicht ausgearbeitet. Er wollte einmal versuchen, sich auf die Eingebungen des Augenblicks zu verlassen und die Worte so fallen zu lassen, wie sie ihm das Herz jeden Augenblick zuflüsterte. Trotzdem war er nicht unvorbereitet. Das Thema, das er für seine Rede gewählt, hatte ihn im Gegenteil in der letzten Zeit täglich und auf eine besondere Weise beschäftigt. Er wollte nämlich der Anweisung folgen, die ihm Weber Hansen bei ihrer allerersten Unterredung gegeben hatte, und von sich selber reden. Er wollte versuchen, in großen Umrissen ein Bild von dem Leben eines Großstadtkinds während des Heranwachsens zu zeichnen und Rechenschaft von den Eindrücken abzulegen, denen ein solches Kind ausgesetzt war, um dadurch die Lebensbedingungen und Einflüsse ahnen zu lassen, die für seine eigene Entwicklung bestimmend gewesen waren und ihn schließlich an den Scheideweg geführt hatten, an dem er jetzt stand.

Er fing damit an, eine kleine Geschichte zu erzählen. Es war die Erzählung von der jungen Prinzessin, die eines Tages von einem Freier eine schöne Blume geschenkt bekam und anfänglich sehr entzückt davon war; sie wollte sie an den Busen stecken, entdeckte aber dabei, daß die Blume keine künstliche Nachbildung der Natur, aus Seidenstoff oder gefärbten Federn war, sondern eine echte, lebende Rose. Da warf sie sie beleidigt von sich und befahl ihrer Kammerzofe augenblicklich die häßliche Bauernblume wegzufegen.

Diese Erzählung – sagte er – scheine ihm, auf unsere Tage angewendet, eine tiefe und traurige Wahrheit zu enthalten. Es seien nämlich heutzutage nicht nur junge, verwöhnte Prinzessinnen, die also höhnisch die lebenden Blumen des Lebens verachteten ... nein, die ganze sogenannte moderne Kultur, so wie sie namentlich in den großen Städten emporwachse, sei ein bewußtes Streben, Gottes irdische Gaben zu verfälschen, ein hochmütiger Versuch, Gottes Werk hier auf Erden umzubilden, oder – wie es heiße – zu entwickeln und zu verbessern« und hier auf Erden eine Weltenordnung nach dem eigenen, armseligen Verstand der Menschen zu schaffen. Man brauche nur daran zu denken, wie sich die Menschen in den großen Weltstädten zu Hunderttausenden zusammendrängten und mit Kohlenstaub und hohen Häusern und Dampfschornstein des lieben Gottes Sonne und Luft ausschlossen ... und man habe gleich ein Gefühl von der Naturwidrigkeit, mit der diese ganze Gesellschaftsordnung aufgebaut sei. Oder sähe man die Menschen an, die aufgeputzten Damen, die mit allerlei künstlichen Maschinen – Korsetts, Krinolinen, oder wie nur alle das Zeugs heiße – ihr Aussehen »verschönerten«; die jungen und die alten Herren, die sich nach der letzten Pariser Mode ausstaffierten und mit Hilfe von Wachs, Pomaden und warmen Eisen ihr Haar und ihren Bart jedes natürlichen Falls beraubten

... im Großen wie im Kleinen merke man diese triumphierende Auflehnung gegen alle Gesetze der Natur.

Oder man gehe von der Straße in die Häuser hinein, man suche diese Leute bei ihrer Arbeit, bei ihren Zerstreuungen, in ihren Freuden und Sorgen auf ... überall fühle man, wie die Zivilisation der Jetztzeit, indem sie die Menschen von ihrer ewigen Lebensquelle losgelöst habe, sie zu einer Scheinwelt und einem Scheindasein verdamme, das ihnen schließlich noch gar als das Einzigwahre und Vernünftige erscheine. Der müde Arbeiter, der am Abend die Schnapsschenke aufsuche, um beim Glase einen Augenblick künstlicher Lebensfreude hervorzurufen; die jungen Damen, die sich in der Dämmerstunde ans Klavier setzen, um mit Hilfe von Tönen Mondscheinstimmungen, Wellenbrausen und Lerchentriller in ihren vier Wänden hervorzuzaubern, alle die Menschen, die in die verpestete Luft der Theater hineinstürmten, um sich froh zu lachen oder Tränen zu vergießen über eine Schar bezahlter Gaukler, die zwischen bemalter Leinwand menschliche Sorgen und Leidenschaften erheuchelten; »der Kunstliebhaber,« der den Anblick der erregten See oder der blühenden Wiese am besten genoß, wenn er sie hinter Glas und Rahmen an seiner Wand hängen hatte... waren alle diese nicht genau so, wie die Prinzessin, die gefärbte Federn der lebenden, duftenden Rose vorzog?

»Und doch« – fuhr er fort – »dies ist trotzdem nur das Unwesentliche, die äußere Seite der Sache. Sehen wir tiefer in die modernen Verhältnisse hinein, suchen wir das innere Leben hinter dieser häßlichen Maske ... was sehen wir da? Wir sehen die Menschheit durch eine ungeheure Kluft geteilt, die nicht die Guten von den Bösen, nicht Gotteskinder von den Sklaven der Sünde trennt – sondern die die Reichen von den Armen, die Genießenden von den Arbeitenden und Leidenden scheidet. Auf der einen Seite haben wir die große Menge in Arbeit und Armut; auf der anderen Seite einen auserwählten Kreis in Müßiggang und Überfluß. Hier herrschen Kälte, Finsternis und Unwissenheit; dort Licht, Pracht und geistige Übersättigung. So hat die Kultur unserer Zeit Christi Gesetz von Brüderschaft unter den Menschen durchgeführt! So hat sie das große Gesetz von der Nächstenliebe erfüllt! und je höher die Kultur in einer Gesellschaftsordnung steigt, um so entsetzlicher weitet sich die Kluft, um so schrecklicher ruft der Jammer hier, um so frecher tummelt sich die Leichtfertigkeit dort ... bis wir in den großen Millionenstädten, den sogenannten Kulturzentren, die ganze Gesellschaftsordnung im wild-moralischen Auflösungs Zustand sehen und die Stimmen von beiden Seiten zu einem eintönigen Ruf: dem Schrei des Sterbenden nach Luft, verschmelzen hören!«

Er hatte sich schnell warm geredet. Er merkte sehr wohl, daß er sich kopfüber in einen Gedankengang hineingestürzt hatte, der lieber als Ergebnis seiner Nachweisungen hätte kommen sollen. Aber er hatte ein Bedürfnis gefühlt, seinen Zuhörern sofort seinen Standpunkt klarzumachen, ein Verlangen, rückhaltlos seine Lebensanschauung zu bekennen, die sich nach der Einsamkeit und Selbstvertiefung der letzten Monate in ihm festgewurzelt hatte. Als er erst in sein altes KampftHEMA hineingeraten, war es, als wenn ein Sturm seine Gedanken packte; die Worte schwangen sich von seinen Lippen mit einem Flug und einer Wärme empör, die ihm selbst ganz überraschend war.

Er fühlte sehr wohl, daß es der Stachel in Fräulein Ragnhilds Worten war, der ihn noch ins Herz stach und seine Leidenschaft in Atem hielt; – daß ihre offene

Herausforderung diese unverschleierte Antwort hervordrängte. Dazu kam noch die feierliche Stille rings um ihn her, diese langen Reihen gespannt lauschender Köpfe, die sich bis ganz in das Dunkel des fernen Hintergrundes erstreckten. Hier spürte er nicht – wie in der Kirche – eine eisige Schlucht zwischen sich und seinen Zuhörern. Zum ersten Male fühlte er die Berausung, die in dem Bewußtsein liegt, die Gedanken von Hunderten mit der Macht seines Wortes fesseln, die Blicke von Hunderten an seine Lippen bannen zu können.

Er schlug nun einen etwas leichteren Ton an, indem er zu der eingehenden Schilderung des Lebens in einem wohlhabenden Großstadthause überging.

Er versuchte zuerst eine Vorstellung von der aufreibenden Unruhe zu geben, die von der Straße, aus dem Geschäftsleben, aus dem Café- und Gesellschaftstaumel, auch in die Familien hineindringe. Er sprach von dem flatternden Visitenleben, der eifrigen Jagd nach Genuß und der alles verschlingenden Geselligkeit. Während die Augen seiner Zuhörer immer größer und größer wurden, – wie die der Kinder, wenn Märchen erzählt werden – machte er eine lebhaftere Schilderung von einem eleganten Gesellschaftssalon, erzählte von den dreistündigen Mahlzeiten an Tischen, die fast zusammenbrachen unter der Last des Silbers, des Kristalles, der Blumen und Früchte ... Mahlzeiten bis zu einem Dutzend verschiedener Weine und zehn, zwölf Gerichten, deren französische Namen mit goldenen Buchstaben auf doppelflügeligen Karten gedruckt waren, »so wie die zehn Gebote auf Moses Gesetzestafeln«. Auch die Damen dieser Gesellschaften und ihre Toiletten besprach er mit großer Sachkenntnis und gab unter anderen ein ganzes Bild von einer Dame in Gesellschaftskleidung, beschrieb humoristisch ihre lange Schleppe, ihren Straußenfederfächer, ihre parfümduftenden Handschuhe – »so lang wie Strumpfschäfte« – ihre Spitzen und Diamanten, – »alles zuweilen zu Preisen, von denen eine Arbeiterfamilie mehrere Jahre sorgenfrei leben könnte«.

Dann redete er eine Weile über die Gespräche der Gäste, über die »Konversation«, worin die Unterhaltung zwischen den Männern und Frauen der Gesellschaft bestand. Von denjenigen, die das Talent besaßen, auf eine flotte und scherzende Weise mit allem zwischen Himmel und Erde Ball zu spielen, sagte man, sie hätten Konversationstalent, und allein hiernach wurde das Benehmen der Menschen in der geselligen Welt beurteilt. Ernsthaft über ernste Dinge zu sprechen, das innerste Sehnen, die tiefsten Gedanken der Menschen zu behandeln, werde als nicht passend betrachtet und Seminarismus genannt. Ebenso widerspreche es dem guten Ton von seinen eigenen Lebenszielen oder Hoffnungen zu sprechen, wohingegen es sehr geschätzt werde, wenn man über allerlei Stadtneuigkeiten, Tagesklatsch, über Kunst, Damenmoden und Theater reden könne.

»In dieser Fieberluft« – fuhr er fort – »wächst nun die Jugend auf. Zwischen dieser Leichtfertigkeit, diesem Hochmut und diesen Eitelkeiten empfangen die Kinder die ersten tiefen Eindrücke, die von einer so entscheidenden Bedeutung für das spätere Menschenleben sind. Schon, wenn sie noch ganz klein sind, werden sie in der geselligen Heuchelei angelehrt, und in die Maskerade des Gesellschaftslebens eingeführt, werden nach Tische als eine Art Dessert serviert, wie Konditorengel geschmückt, mit steifen Rücken und künstlich arrangierten Locken. Es gilt, bei Zeiten die Jugend an die Uniform zu gewöhnen, und in der Disziplin zu üben. Da ist so unendlich viel, was unterdrückt werden, beschnitten, geknickt, abgeschliffen, poliert

werden muß, ehe ein aus Gottes Werkstatt hervorgegangenes Kind ein präsentabler Salonmensch werden kann. Noch ehe man die Kinder gelehrt hat, ihr Vaterunser zu beten, unterrichtet man sie gewissenhaft in den geselligen Gebräuchen wie in einer Katechismuslehre ... und die Schule geht hier Hand in Hand mit dem Hause. Das Modejournal ist die Bibel dieser Kreise geworden. Die gesellschaftliche Gewohnheit ist ihr höchstes Moralgesetz. Kann man sich da über die Ergebnisse wundern? Seht die Damen an, die den Ballsaal in ausgeschnittenen Kleidern betreten, die jede wirklich sittliche Frau vor Scham vergehen machen würde ... und das nur, weil die Mode des Augenblicks eine solche unzüchtige Entblößung fordert. Das sind die Mütter und Schwestern, ja Tanten und Großmütter der heranwachsenden Generation, die da halbnackend in den Armen fremder Männer tanzen. Wahrlich, ein gutes Beispiel! So weit ist es nämlich gekommen, daß es auch für die tiefsten Gefühle des Herzens Moden gibt – ganz so wie für Stiefel und Hüte! Die Forderungen der Keuschheit, die Ansprüche der Schamhaftigkeit werden nicht mehr von Stimmen in der eigenen Brust des Menschen gestellt, sondern für die Saison von der Schneidergilde in Paris vorgeschrieben! ... Oder seht die heranwachsenden Männer an, diese Jünglinge, deren künftige Bestimmung es ist, Lehrer, Leiter und Richter der großen Menge zu sein! Ehe sie das zwanzigste Jahr erreichen, haben die meisten von ihnen jedes höhere und edlere Streben aufgegeben, haben sie jeden Glauben an die wahren, tragenden Mächte des Lebens über Bord geworfen. Sie haben ja gelernt, daß die Gesellschaft von ihnen nur ein tadelloses Äußere, ein korrektes Auftreten, ein verbindliches Lächeln fordert, daß ein gesteiftes Manschettenhemd ein Schild ist, der sie im Kampf des Lebens unverwundbar macht; daß wohlfrisiertes Haar, gutsitzende Kleider und ein gedrehter Schnurrbart – die Mittel sind, deren sie in erster Linie bedürfen, um sich eine schöne, strahlende Zukunft zu sichern! »Ein hoffnungsvoller Jüngling« – so nennt man denjenigen, der sich gelehrig zeigt in der Heuchelei des geselligen Lebens, während »der Kummer der Familie« der Name für denjenigen ist, dessen ganze Natur sich gegen diese Gesellschaftsordnung auflehnt, und der sich mit Händen und Füßen gegen das Gift wehrt, das ihm das Leben um ihn täglich in Augen und Ohren träufelt!« – –

Er hielt inne. Er fühlte, daß bittere Erinnerungen aus seinem Elternhause anfangen, seinen Gedanken die Herrschaft zu rauben, und er wollte einen Augenblick schweigen, um sich zur Ruhe zu zwingen. Als er nun aber seine Uhr hervorzog, entdeckte er zu seinem Schrecken, daß ihm die Zeit enteilt war. Er hatte bereits über fünf Viertelstunden geredet.

»Ja, dann muß ich wohl aufhören,« sagte er ein wenig verlegen; und obwohl man von allen Seiten der Versammlung lebhaft protestierte und ihn bat, fortzufahren, beschloß er dennoch abzubrechen.

»Ich glaube doch, daß es am besten ist, wenn ich hier schließe ... ich kann heute doch nicht mit allem fertig werden, was ich Euch gern sagen möchte. Aber vielleicht einigen wir uns über einen anderen Sonntag, an dem wir uns hier versammeln werden, dann kann ich ja fortfahren.«

»Ja-a!« schallte es aus der ganzen Versammlung ihm entgegen.

»Ja, sagt mir nur Bescheid; ich werde stets bereit sein. – Aber bevor ich heute schließe, muß ich doch noch ein paar persönliche Bemerkungen hinzufügen. Wenn man – so wie ich – aus den Verhältnissen hervorgegangen ist, die ich hier zu schildern

versucht habe, so empfindet man eine unsagbare Dankbarkeit gegen diejenigen, die in den Jugendjahren an unserer Seite standen und das Auge offen hielten für das Licht, das aus all der Finsternis herausführt und auf den Weg hinwies, der über alle Abgründe reicht. Diesem Wege bin ich gefolgt, und so bin ich zu Euch gelangt. Was für Werke ich unter Euch auszurichten vermag, weiß nur Gott allein. Aber ich empfinde das Bedürfnis, Euch auszusprechen, daß, wie auch immer sich meine Stellung hier in der Gemeinde künftig gestalten mag, – und möglicherweise wird vom heutigen Tage eine Änderung darin eintreten – ich den festen Glauben hege, daß, wenn wir uns erst ganz kennen und verstehen lernen, unser Zusammenleben sich auch zu Glück und Segen entwickeln wird. Wenn diese Stunden dazu beitragen können, so ist mein Zweck mit ihnen erreicht.«

Er machte eine leichte Verbeugung und stieg von der Rednertribüne herab.

* * *

Ein Sausen von Kleidern und verhaltenem Atem ging durch den Saal, als er geendet hatte. Man war hingerissen von Freude und Überraschung. Eine so freie Sprache hatten selbst die Hoffnungsvollsten nicht zu erwarten gewagt! Aber die Andeutungen, die in den letzten Worten des Kaplans lagen, warfen zugleich einen unbestimmten Ernst auf die Gemüter. Nur die wenigsten hatten daran gedacht, daß diese Versammlung möglicherweise weittragende Folgen haben könnte.

Alle sahen Weber Hansen an, der nun auch seine lange, schwankende Gestalt von einem Bankende in der vordersten Reihe erhob und langsam die Rednertribüne bestieg. Mit auffallend wenigen und trocknen Worten verlieh er dem Dank der Versammlung für den »belehrenden Vortrag« Ausdruck, worauf er – wie es in diesen Versammlungen Sitte war – die Zuhörer fragte, ob noch jemand eine Bemerkung an die gehaltene Rede zu knüpfen wünsche ... »das heißt, wenn der Herr Pastor nichts dagegen hat,« fügte er hinzu, indem er sich lächelnd an Emanuel wandte, der stumm den Kopf schüttelte.

»Ja, dann ist das Wort frei!« sagte er, mit einer Handbewegung über die Versammlung hin und kroch wieder herunter.

Im selben Augenblick schoß auf einer der mittleren Bänke eine Gestalt in die Höhe – ein kleines, häßliches, ärmlich gekleidetes Frauenzimmer, dessen Erscheinen sofort allgemeine Unruhe im Saal hervorrief. Einige fingen sogar an zu zischen und zu rufen, sie solle sich setzen. Aber die Frau war augenscheinlich daran gewöhnt, sowohl öffentlich aufzutreten wie auch Widerstand bei ihrem Auftreten zu begegnen. Ohne sich im geringsten von den Rufen anfechten zu lassen, entblößte sie ein Paar fürchterliche, gänzlich zahnlose Gaumen und begann mit fast unhörbarer Stimme, die wie Katzenmiauen aus einem Sack klang, und mit vielen stoßweisen Gebärden ihrer klauenförmigen Hand, eine lange Reihe von Fragen an den Kaplan zu richten, den sie hartnäckig »den letzten geehrten Redner« titulierte.

All das, was der Kaplan hier heute gesagt habe – begann sie – könne am Ende sehr schön und richtig sein. Aber sie wollte doch den letzten geehrten Redner gern fragen, wie er über das Steuergesetz und die neue Schulordnung denke. Sie wollte auch gern fragen, wie sich der geehrte Redner zum Frauenwahlrecht stelle, und ob er finde, daß

es richtig sei, wenn ein Mann, der selbst vierzehn Kühe habe, seinem Häusler nicht ein wenig Weide an einem Grabenrande gönnen wolle. Dann wollte sie auch gern des geehrten letzten Redners Ansicht über die Verdammungslehre wissen, und über die Friedenssache und die Altersversorgung...

Die Unruhe in der Versammlung steigerte sich. Aller Augen wandten sich wieder dem Weber zu, der indessen ganz davon in Anspruch genommen schien, etwas höchst Sonderbares unter seiner Stiefelsohle zu betrachten. Erst als das Zischen so allgemein wurde, daß es die Stimme der Sprecherin ganz übertäubte, sah er förmlich überrascht auf, lächelte darauf breit und erhob sich.

»Hör' nu mal, gute Schmiede-Maren – woll'n wir mit all dem nich' bis zu einem anderen Mal warten. Ich finde, wir sollten den schönen Eindruck von Herrn Pastors Rede nich' mit zuviel Reden hinterher verderben.«

»Sehr gut!« tönte es von allen Seiten.

Der Weber, der scheinbar noch etwas hinzufügen wollen, hielt plötzlich inne und setzte sich. Gleichzeitig wurde Schmiede-Maren von einem halben Dutzend Hände von hinten am Kleiderrock gezogen, so daß sie mit einem Bums wie eine Holzpuppe auf die Bank niedersank.

Emanuel, der sich erhoben und mit verständnisloser Miene bald die Rednerin, bald die Zischenden betrachtet hatte, wurden von den Zunächststehenden ein paar erklärende Worte zugeflüstert, worauf er sich wieder hinsetzte.

Aber nun entstand eine Bewegung im Hintergrunde. Ein Mann stieg schnell auf die hinterste Bank und bat mit lauter Stimme um das Wort.

Es war die große, bärtige Wikingergestalt, der Emanuel bereits ein paarmal auf seinem Wege begegnet war – zum erstenmal als Wortführer der Schneeschaufler an jenem Winterabend auf der Schlittenfahrt nach Skibberup.

Mit einer Stimme, die durch die Halle gellte, wie eine Posaune, sagte er:

»Darf auch ich Herrn Pastor Hansted meinen Dank aussprechen für das, was wir heute von ihm gehört haben – am meisten aber dafür, daß er hier gewesen ist. Ich glaube, jetzt können wir alle sagen, daß wir den Mann gefunden haben, nach dem wir uns gesehnt haben, und daß wir nicht fehlgingen, wenn wir uns freuten, als wir hörten, wer unser Kaplan hier in der Gemeinde werden würde. Am Ende sind wir uns bis jetzt nich' so ganz klar darüber gewesen, – un da will ich man sagen, das muß Herr Kaplan uns nich' übel nehmen – aber heut' sind uns die Augen aufgegangen, wer er is' un' wir bedanken uns auch vielmals.«

»Sehr gut!« tönte es von den jungen Leuten in den dichtbesetzten Fenstern her und von den Männern an den Wänden, während die Frauen beifällig nickten.

»Und soll ich nu nich' bloß noch sagen, daß wenn der Herr Kaplan in Folge von dies heute hier Unannehmlichkeiten und Scherereien haben sollt' – so is auch hier bei uns Platz für'n Geistlichen! Wenn Herr Hansted in Verlegenheit kommt – nich so, Freunde? – denn steh'n wir hier alle mit off'ne Arme parat und nehmen ihn mit lautes Hurra auf! Woll'n wir uns da das Wort auf geben?«

Ein donnerndes »Sehr gut!« überall von Fenstern und Wänden, ja, selbst aus den Reihen der Frauen, folgte diesen Worten. Hier hatte das Feuer die Mine erreicht. Ein Wogen und Brausen lief über die ganze Versammlung, und an einem der Fenster nahmen ein paar junge Burschen einen Anlauf zu kriegerischen Hochrufen für den Kaplan.

Emanuel hatte sich erhoben. Mit einem Ausdruck, der verriet, daß die Kriegsposaune des Wikingers auch in seinem Gemüt Wellen aufgewühlt hatte, stellte er sich neben die Rednertribüne – und gleich darauf wurde alles still. Einen Augenblick stand er da, als ringe er mit sich. Dann sagte er mit leiser, aber fester und deutlicher Stimme:

»Ich danke Euch für Euer Einverständnis, Freunde! Es hat mich froh und sicher gemacht. Niemand weiß, was die Zukunft bringen kann; aber ich hege keine Furcht mehr.« – Und mit erhobener Stimme fügte er hinzu, indem seine Wangen auf einmal glühten: »Jetzt kenne ich meine Berufung und sollte ich auch auf Widerstand, ja auf Kampf stoßen, – nichts soll mich hindern, ihr zu folgen. Seid überzeugt davon! ... Und indem ich Euch jetzt alle für den heutigen Tag danke, bitte ich Euch, daß Ihr Euch mit mir in einem Gebet vereinigt. Und ich will Euch bitten, dies zu tun, indem wir unser altes, schönes Kirchenlied »Alles steht in Gottes Vaterhand« miteinander singen.

Der Gesang wurde gesungen und noch einer und hinterher baten mehrere noch um einen – da aber erhob sich Weber Hansen und erklärte kurz die Versammlung für geschlossen.

Die Uhr war auch schon weit über sieben. Im Saal war es fast ganz dunkel, und die Luft dadrinnen war zum Ersticken. Ein wenig heller wurde es, als die jungen Burschen nun von den Fenstern herabsprangen, – einige hinaus, andere hinein. In dem rötlichen Schimmer der untergehenden Sonne brach die Versammlung auf, und drängte sich dem Ausgang zu.

Auf seinem Wege aus dem Saal wurde Emanuel überall von Leuten umringt, die ihm die Hand drücken und ihm danken wollten. Er fühlte sich förmlich getragen von Dankbarkeit und Huldigung. Es summte um ihn her von Ausdrücken der Freude und Bewunderung: »Na, na, 'n schönen jungen Mann!« – »Ja, er sieht doch leibhaftig aus wie ein Kind Gottes!« – »So fromm und gut!« – »Und er soll jawoll seiner selgen Mutter gleichen.«

Vor dem Eingang kam auch Else auf ihn zu und ergriff gerührt seine Hand, während ihr Freudentränen in den hellen Augen standen. Er sagte lächelnd: »Ich hab' zu danken, Else!« und sah sich dabei nach Hansine um.

Sie war nicht da.

Er zweifelte jedoch nicht daran, daß sie zugegen sei; und es war ihm inmitten der Freude eine kleine Enttäuschung, daß er keine Gelegenheit fand, in dieser bedeutungsvollen Stunde auch ihr die Hand zu drücken.

* * *

Im selben Augenblick kam der »Wiking« auf ihn zu und stellte sich selbst als Zimmermann Nielsen vor. Mit einem starken Händedruck und einem offenen Lächeln,

das seine schimmernden, weißen Zahnreihen entblößte, sagte er, nachdem ihm Emanuel mit ein paar Worten für seine Aussprache gedankt hatte:

»Würd' es Herrn Paster am End' Vergnügen machen, mit uns an den Strand zu gehen? Wir versammeln uns da gewöhnlich nach den Zusammenkünften und singen so ein bischen und plaudern in aller Einfachheit zusammen, wenn das Wetter danach is'– Und heut' Abend haben wir ja das schönste Herrgotts-Sommerwetter wie wir es nennen, un' wir würden uns ja so freuen, wenn Herr Paster uns mit seine Gegenwart beehren wollt'.«

Emanuel nahm die Einladung mit Freuden an. Er empfand keine Lust, seine neuen Freunde schon jetzt zu verlassen und in das Pfarrhaus zurückzukehren.

Sofort flüsterte man sich von einer Gruppe zur anderen zu, daß der Herr Kaplan mit an den Strand kommen wolle. Die Nachricht erregte Geschäftigkeit bei denen, die zu Hause noch etwas zu verrichten hatten, die entweder Kinder stillen oder Vieh füttern mußten, ehe sie fort konnten. Sogar den »alten Erich« sah man auf seiner Sonntagskrücke zu seiner Katze nach Hause humpeln, ganz nach der anderen Seite des großen Dorfteiches, über dem ein Feuerhimmel flammte.

Eine Schar junger Leute – Mädchen und Burschen – hatten sich schon auf den Weg gemacht nach dem Versammlungsplatz am nördlichen Strand – die Mädchen voran, Arm in Arm, eine Melodie vor sich hinsummend; die Burschen haufenweise hinterher mit brennenden Pfeifen und Zigarren. Bald folgten auch die älteren Leute – meist paarweise, sich schwer den steilen Pfad hinanarbeitend, der über die hohen Strandhügel führte.

An Emanuel hatten sich ein paar von den älteren Männern des Dorfes angeschlossen, zwei kleine lebhafte Gestalten von dem Skibberuper Typus: mit langen, nach vorn überhängenden Armen und krummen Beinen, die beim Gehen hoch in die Höhe gehoben wurden. Sie gehörten beide zu den leitenden Persönlichkeiten von Skibberup und suchten auf vielen Umwegen und unter vielem vorsichtigem Hüsteln und Räuspern Emanuel zu bewegen, sich näher darüber zu äußern, was er wohl meine, daß der Propst zu »diese Geschicht« sagen würde, und wie er glaube, daß sich in Zukunft das ganze entwickeln würde.

Aber Emanuel schweifte beständig von dem Thema ab. Er hatte das Bedürfnis, eine Weile Sinne und Gedanken ruhen zu lassen und in diesen kurzen Stunden sein Glück und sein Freiheitsgefühl unbeschnitten zu genießen. Auch schien ihm der Abend zu schön, um kriegerische Zukunftspläne zu machen. Es war, als wenn die Natur selber jetzt eine Weile zu Frieden und Versöhnung mahnen wolle. Oft blieb er stehen und zwang die Männer zum Schweigen, indem er sich mit einem Ausruf des Entzückens in der lenzgrünenden Landschaft umsah. Lauter Farbenharmonie über dem Himmel, lauter träumende Hingebung in der Erde tiefem Empfängniserröten! Und kein Lufthauch, kein Laut! – Ja! ... Hoch, hoch oben unter dem flammenden Himmel läutete eine unsichtbare Lerche die Sonne zur Ruh ... ein Lichtpunkt inmitten der unendlichen Stille, ein einziger, zitternder Ton, zugleich fern und eigentümlich nahe, an das Glitzern eines einsamen Sterns erinnernd.

Als sie den Gipfel des Hügels erreichten, sahen sie – nur ein paar hundert Schritte entfernt – die Karawane der Jugend, die ihr Lager auf einem blumenbunten Rain am

Wegesrande aufgeschlagen hatte, jetzt aber wieder aufbrach und weiterzog – die Vordersten singend.

Emanuel durchzuckte es auf einmal leise. Unter den Nachzüglern hatte er diejenige erblickt, nach der er während der ganzen Zeit gespäht hatte – Hansine.

Sie ging Arm in Arm mit einem großen, kräftigen, rothaarigen Mädchen, in dem er die Pflgetochter des Holzwärters, Ane, Hansinens beste Freundin erkannte; in der Kirche hatte er sie immer in Hansinens Gesellschaft gesehen. An dem anderen Arm dieses Mädchens hing eine kleine, dünne, armselige Gestalt, deren vielzulanges schwarzes Kleid und knabenhafte Schritte sie als Konfirmandin kennzeichneten. Ane trug auf ihrem ziegelsteinroten Haar einen winzig kleinen, hellen Strohhut mit schottischem Band, der für ein Kind bestimmt zu sein schien; dazu hatte sie ein dunkelgrünes, eigengemachtes Kleid an, das Hansinens glich und ein brandgelbes Halstuch, das mit einer dreieckigen Schnippe im Rücken herunterhing. Hansine trug einen niedrigen, breitrandigen, braunen Strohhut und es hing ihr keine Tuchschnippe im Rücken hinab, dahingegen reichte ihr schwarzes Hutband fast bis in die Taille hinunter, die ein blanker Ledergürtel umschloß, das Kennzeichen der Schülerinnen der ländlichen Hochschule. Die Konfirmandin hatte einen schwarzen Schal mit Fransen um und einen Winterhut mit grünen Weintrauben auf dem Kopf.

Es sah so aus, als wenn die Tochter des Holzwärters die beiden anderen zurückgehalten habe, um ihnen eine wichtige Neuigkeit anzuvertrauen. Die Konfirmandin bog den Oberkörper vor, so daß er fast einen rechten Winkel mit den Beinen bildete und sah zu der Freundin auf, als sauge sie begehrllich die Worte mit ihrem Blick ein. Hansine dahingegen schien nur mit dem einen Ohr zuzuhören. Sie ging und sah vor sich nieder, ein wenig zur Seite, als wolle sie vor den anderen verbergen, daß sie nicht aufmerksam war. Wenn sie an einer Blume am Wegesrande vorüberkam, die sie erreichen konnte, ohne den Arm der Freundin loszulassen, beugte sie sich hinab und pflückte sie.

Emanuel wollte sich nicht recht eingestehen, wie eingenommen er von diesem jungen Mädchen war, obwohl er sie bisher noch so wenig kannte. Er hatte nur ein paarmal mit ihr gesprochen und es befahl sie stets eine undurchdringliche Wortkargheit in seiner Gegenwart; sie antwortete ihm nur eben auf das, wonach er sie fragte, und auf das kaum. Aber es lag in dieser halb scheuen, halb stolzen Unzugänglichkeit etwas, das seine Phantasie in Bewegung setzte und ihm Ahnungen von einem Seelenadel, von einer Tiefe und Ursprünglichkeit der Gefühle einflößte, die sie in seinen Augen jedesmal, wenn er sie wiedersah, gleichsam hatte wachsen lassen. So hatte sie denn auch schon größeren Einfluß auf ihn gehabt, als weder er noch sonst irgend jemand eigentlich wußte. Eines Abends, als er sie und die Mutter zufällig auf der Skibberuper Dorfstraße getroffen und sie eine Strecke über die Felder begleitet hatte, war die Unterhaltung auf ihren Aufenthalt in der Hochschule gekommen. Mit Verwunderung hatte er ihren Äußerungen über diese eigentümlichen Unterrichtsanstalten gelauscht, die in den letzten Jahren eine so weite Verbreitung auf dem Lande gefunden hatten und über die er in Kopenhagen und im Pfarrhause so oft hatte spötteln hören. Namentlich hatte die – fast herausfordernde – Wärme und Begeisterung, die Hansine in all ihrer Wortkargheit an den Tag legte, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht und in Wirklichkeit reichlich soviel beigetragen zu der großen Entscheidung, die jetzt ihren

Ausdruck in seinem Erscheinen im Versammlungssaal gefunden, als der Mutter sanfte Überredung und Weber Hansens schlaues Ränkespiel.

Er suchte nun den Gang seiner Begleiter zu beschleunigen, um sie begrüßen und wenn möglich in ihrem Gesicht lesen zu können, welchen Eindruck seine Rede auf sie gemacht hatte. Aber die beiden alten Bauern, denen sich allmählich mehrere andere von der Gesellschaft interessiert zugesellt hatten, waren schwer über einen sehr besonnenen Schrittgang hinaus zu bewegen, und ehe man die drei jungen Mädchen erreicht hatte, verschwanden sie den letzten, steilen Hügelabhang hinab, der zum Strande führte.

Wenige Augenblicke später befanden sich auch Emanuel und seine Begleiter auf dem Sammelplatz.

Es war dies ein sandiger Fleck unmittelbar am Wasser, eine halbrunde Erweiterung des sonst schmalen Ufers, das sich hier zwischen ein paar hohe, steile Abhänge hineinschob. »Die Kirche« hieß der Platz im Munde der Leute, weil sie behaupteten, daß er sie an eine Chorrundung erinnere. Ein altes, schwarzgeteertes Boot war auf den Strand hinaufgeschoben, und hierin hatten schon alle Mädchen auf den Ruderbänken und längs der Reling Platz genommen, während sich die Burschen in dem weißen Sande lagerten. Hansine und ihre Freundinnen hatten sich in das äußerste Ende des Vorderstevens gesetzt, das dem Fjord zugekehrt war, auf dem sich nach dem Gewitter des vorhergehenden Tages noch ein wenig Seegang bemerkbar machte. Ihre Gestalten zeichneten sich mit scharfen Umrissen gegen das plätschernde Wasser ab, das im Sonnenuntergang einen stets tieferen Purpurschimmer auf seinen dunkelblauen, gleichsam blutvermischten Wellen wiegte.

Allmählich kam nun auch die übrige Gesellschaft und nahm rings umher an den Abhängen Platz. Zu allerletzt – und mit Jubel empfangen – erschien der »alte Erik« an seiner Krücke, mit seinem krummen Bein und dem kranken Fuß, der mit den vielen umhüllenden Lappen einem Wickelkinde glich, glücklich den Steig hinabhumpelnd.

Dieser alte Mann, der Stolz und der Verzug des Dorfes, hatte eine Geschichte, die in kurzen Zügen die der ganzen Gemeinde war. Bis zu seinem fünfundsechzigsten Jahre war der alte Erik der berühmteste Rauf- und Zechbruder der Gegend gewesen, der in der Regel betrunken in den Landstraßengräben lag und hauptsächlich von dem lebte, was er während der Nacht rings umher auf den Höfen stahl oder raubte. Aber seit hier durch Weber Hansen ein neues, geistiges Leben wachgerufen war – vielleicht auch infolge der Verstümmelung, die ihn gleichzeitig bei einem Saufgelage zum Krüppel gemacht hatte – war er auf einmal zu einem ganz neuen Menschen geworden, der jetzt in friedlicher Gemeinschaft mit seiner roten Katze lebte, überall empfangen und hochgehalten als lebender Beweis für die wundertätige Macht des neuen Wortes.

Emanuel hatte sich von seinen Begleitern getrennt und sich auf einen höher am Abhang gelegenen Absatz gesetzt. Er hatte das Bedürfnis, einen Augenblick mit seinen Gedanken allein zu sein.

Und wie er nun da saß und zusah, wie ein Paar nach dem anderen langsam an den Strand hinabstieg – immer Frau und Frau und Mann und Mann; sah, wie sie alle einen Augenblick am Fuße des Steiges stehen blieben, gleichsam überwältigt von dem Schein von Himmel und Meer, und sich dann Sitzplätze an den Abhängen suchten – da

fiel ihm der Name »Kirche« ein, mit der die Bevölkerung diesen Platz getauft hatte. Es überkam ihn in diesem Augenblick selber ein Gefühl, als sei er Zeuge eines Kirchgangs, feierlicher als irgendeiner, dem er jemals beigewohnt hatte. In langen Reihen saß schließlich die ganze Gemeinde um ihn herum auf den terrassenförmigen Abhängen – die Frauen zu unterst, die Kleiderröcke im Schoß zusammengerafft, das Taschentuch zwischen den Händen, einige in großen, schwarzen Kirchenhüten, andere in ihren prachtvollen goldgestickten Mützen, die im schwindenden Tageslicht wie Heiligenschein um ihre Köpfe strahlten. In den Reihen über ihnen saßen die Männer, die Arme schwer auf die in die Höhe gezogenen Knie gestützt. Und ganz oben sah man eine Gruppe Kinder, die, die Hand unterm Kinn, dalagen und herabsahen – ähnlich den ruhenden Engeln zwischen den Wolken auf alten Altarbildern.

Dieser Eindruck einer Kirche wurde noch verstärkt, als es jetzt ringsumher auf den Abhängen ganz still ward. Die jungen Mädchen im Boot hatten angefangen zu singen. Die Arme gegenseitig um ihre Taille gelegt, die Gesichter der See zugewandt, sangen sie ein altes, frommes Abendlied:

Jetzt ziehet der Bauer sein Pferd in den Stall
Und schweigend ruhen die Wälder,
Die Vögelein schlafen in ihrem Nest,
Verlassen liegen die Felder.

Am westlichen Himmel da ragt eine Burg
Rot auf mit goldenen Zinnen,
Und dorthin wandern in Gottes Schoß
Die Menschen mit tagmüden Sinnen.

Du Zweiflerseel', die auf wirrem Pfad,
Der Finsternis suchst zu entkommen,
An des Himmelreichs Tür gehst du zagend vorbei
Voll Angst weil das Taglicht verglommen.

Der Gott, der für jedes Vögelchen sorgt,
Daß ihm ein Daunenbettlein nicht fehle,
Er hält auch bereit einen Gnadenhort
Für die heimatlose Menschenseele.

Nein, poch nur getrost an des Himmels Burg,
Die Engelein harren schon dein,
Sie nehmen deine Bürde, deine Angst, deine Sorg'
Und führen zum Vater dich ein.

* * *

Der Gesang klang schön an dem hellen stillen Frühlingsabend. Die Stimmen hatten hier im Freien nicht den schnarrenden Klang wie unter der niedrigen Decke des Versammlungssaales. Es war, als gäbe der weite Raum ihnen Fülle; als ob Himmel und

Erde ihnen ihre Farben liehen. Hinterher sang man noch ein paar patriotische Lieder, in die die ganze Versammlung allmählich einstimmte, und dann rief eine kräftige Männerstimme: »Herrn Bures Tod.«

»Herrn Bures Tod!« – »Herrn Bures Tod!« wiederholten ringsumher eifrige Stimmen, während sich alle Burschen aus ihren halbliegenden Stellungen aufrichteten.

Ane, – Hansinens rothaarige Freundin – ward von den Mädchen zur Vorsängerin erwählt. Sie saß ganz am äußersten Ende des Bootes, wie eine Gallionfigur und begann sofort mit einer lauten, kräftigen Stimme zu singen, deren heller Klang an die Farbe ihrer Haare erinnerte. Die ganze übrige Versammlung sang den Refrain, indem die Mädchen mit der zweiten Stimme einfielen:

Und es war zur frühen Morgenstund',
Die Sonne ging auf!
Herr Bure, er küßt Frau Ingers Mund,
Ho! ha! so frisch war der Morgen!

Herr Bure, er sattelt sein Roß so grau,
Apfelgrau!
Vom Söller herab schaut die minnige Frau,
Ho! ha! wie ist doch der Wald so grün!

Er hißt das Segel unter der breiten Rah,
Seidensegel!
Das Schiff auf den Wellen sich wiegen sie sah,
Ho! ha! wie ist so schwer das Scheiden!

Es waren im ganzen einige zwanzig Verse. Als die letzten gesungen waren, sprangen die Mädchen aus dem Boot, während die Männer in die Hände klatschten.

Währenddessen waren im Hintergrund bei den Frauen die Vorratskörbe zum Vorschein gekommen. Einige von den Mädchen reichten Butterbrot auf Korbdeckeln und großen Klettenblättern herum, während andere mit Milch in Flaschen umhergingen. Zimmermeister Nielsen stand dem Ausschank einer Kruke sogenannten »Dünnbiers« vor und trat überhaupt als Zeremonienmeister auf, wohingegen Weber Hansen in erhabener Zurückgezogenheit oben auf einem Erdhügel saß und mit einigen alten Frauen plauderte.

Allmählich konzentrierte sich die Aufmerksamkeit auf einige junge Burschen, die draußen am Meeresrande standen und unter großer Heiterkeit zu einer mächtigen Wolke emporstarrten; sie behaupteten, sie gleiche leibhaftig einem dicken, versoffenen Weibe. Der Kopf »des Weibes« wurde von dem letzten schwachen Sonnenschimmer rot gefärbt und hatte mitten auf der Stirn ein himmelblaues Auge; der Oberkörper war wollgrau und üppig, wohingegen der Kleiderrock violett gefärbt war und wie ein Sack über dem östlichen Horizont hing, wo er Virslev, Gimminge, Brunkeby und noch ein paar von den gegenüberliegenden Kirchdörfern auf seiner Schleppe trug. Auf einmal brach die ganze Versammlung in ein schallendes Gelächter aus; der Kopf der Wolkenfrau hatte sich vom Rumpf getrennt und steuerte fröhlich seinen eigenen Kurs über den Himmel hin. Gleichzeitig schob er etwas, das einer langen Nase glich, nach

der einen Seite vor und sperrte das blaue Auge weiter und weiter auf, während der übrige Körper langsam, wie in hoffnungsloser Verzweiflung zusammensank.

Dies amüsierte die jungen Leute, so daß sie gleich anfangen, auch in den übrigen Sonnenuntergangswolken am Horizont Bilder zu suchen. In kleinen Gruppen stellten sie sich am Strande entlang auf, und schnell entwickelte sich nun ein lebhafter Wettstreit, wer am meisten sehen konnte.

Einige behaupteten, in den Umrissen der Wolken Schlösser und Kirchen mit rubinroten Kuppeln und goldenen Zinnen zu sehen. Andere gewahrten »ganz deutlich« Tiergestalten, Reiter und bekannte Menschengesichter. Einer sogar eine Kutsche mit Pferden davor, mit zwei Lakaien hinten auf und einer Braut im Wagen. Aber damit war auch der Schaum vom Krug gezapft und man zerstreute sich wieder unter Lachen.

Doch die Heiterkeit war jetzt entfacht. Vier junge Mädchen faßten sich bei den Händen und drehten sich herum, so daß die Röcke sausten. Andere Mädchen kamen herzu ... ein großer Kreis bildete sich unter Gesang. Da näherten sich auch die Burschen und wollten mit dabei sein. Aber hiergegen lehnten sich die Mädchen einstimmig auf; tapfer wehrten sie sich gegen jeden Burschen, der den Ring zu durchbrechen oder ihnen unter den Armen hindurch zu schlüpfen suchte ... bis einer von ihnen, ein kleiner, teckelartiger Dicksack hinterlistigerweise ganz vom Meeresrande aus einen Anlauf nahm und – ehe jemand es ahnte – über die Hände zweier Mädchen hinweg, in den Kreis sprang. Da war der Friede geschlossen und die Festung geöffnet.

Es war mehr Spiel als Tanz. Man stellte sich in zwei großen Rundkreisen auf, die Burschen nach innen, die Mädchen nach außen, die Gesichter einander zugewandt. Unter ständigem Gesang bewegten sich die Paare während der ganzen Zeit auf demselben Fleck, während sie bald in die Hände klatschten, bald mit dem Fuße stampften, bald andere Gebärden machten, die sie den Worten des Liedes anpaßten:

Und der Fuchs sprang schnell über das Eis dahin,
Und der Fuchs sprang schnell über das Eis dahin, –
So wollen wir, so wollen wir
Nun singen der Könige Weise.
Hier sehen wir die Könige, wie sie gehen,
Und wie sie sitzen und wie sie stehen,
Und wie sich drehen im Tanze.

Bei diesen letzten Worten umfaßten sich Burschen und Mädchen und drehten sich herum. Dann wurde derselbe Vers wiederholt, nur mit der Veränderung, daß es diesmal der »Königinnen Weise«, wie es auch das Wesen einer Königin war, das man beim Tanz nachzuahmen suchte; worauf in gleicher Weise die Reihe an den Edelmann, den Pastor, den Advokaten, den Bauer, den Schmied, den Tischler und andere Handwerker kam.

Es waren namentlich unter den Knechten nicht wenige, die die Gabe besaßen, in ganz witziger Weise die eigenartigen Gebärden der verschiedenen Beschäftigungen nachzuahmen. Namentlich erregte es stürmische Munterkeit unter den Zuschauern auf den Abhängen, als man schließlich an »des Schneiders Weise« gelangte, und sich alle

Burschen mit gekreuzten Beinen in den Sand setzten und anfangen, mit langen Stichen in der Luft zu nähen.

Emanuel saß da, die Wange in die eine Hand gestützt, und sah mit einem bewegten, halb abwesenden Lächeln auf diese Szene hinab. Die fröhlichen Töne der Jugend führten seine Gedanken über das Wasser... und weiter fort.

Er mußte an das Heim seiner Kindheit denken, an seine eigene freudlose Jugend, an alles, was er in seiner Einsamkeit gedichtet und geträumt hatte. Und seine Augen betauten sich mit Tränen der Dankbarkeit. Er fühlte es jetzt – hier saß er mitten in seinem verwirklichten Traum. Dies war das kinderfrohe Lebensfest, das er dunkel geahnt. Hier war das gelobte Land, nach dessen Milch und Honig er geschmachtet hatte.

Seine Augen suchten Hansine; er hatte sie nicht unter den Tanzenden entdecken können. Erst nach einigem Suchen fand er sie neben dem Boot, wo sie einsam stand, die Ellbogen gegen die Reling gestützt, den Kopf halb abgewendet und den Blick unbeweglich auf einen fernen Punkt draußen über dem Wasser gerichtet, als ob die Töne des Gesanges auch ihre Gedanken auf weite Reisen führten. Die Dämmerung war bereits so weit vorgeschritten, daß Emanuel in der Entfernung, in der er sich befand, die Augen des Gesichts nicht unterscheiden konnte.

Um so deutlicher aber hoben sich die Umrisse ihres Körpers von der jetzt fast einfarbigen pflaumenroten Meeresfläche ab. Und plötzlich erfaßte ihn eine dumpfe Unruhe. Er begriff nicht, warum sie ihn den ganzen Tag gemieden, warum sie ihm nicht Guten Tag gesagt, ihn nicht willkommen geheißen hatte. Konnte er sie durch seine Rede enttäuscht haben? ... Er hatte doch die ganze Zeit gerade mit dem Gedanken an sie geredet, hatte vor allen Dingen gewünscht, daß sie ihn verstehen möge.

Seine plötzlich unruhige Miene wurde von einigen Umsitzenden bemerkt, die sofort eine Mitteilung darüber zu den anderen weitergehen ließen. Da man infolgedessen zu der Annahme gelangte, daß der Kaplan möglicherweise den Tanz der Jugend mißbillige, gab man ein Zeichen, daß er aufhören solle. Der Abend war nun auch so weit vorgeschritten, daß es Zeit wurde, an den Aufbruch zu denken. Kalte Nebeldünste fingen an, aus der Erde aufzusteigen, und die Sterne im Westen waren vollzählig angezündet.

Ein paar alte Leute erhoben sich und begannen Abschied zu nehmen. Gleich darauf folgten andere dem Beispiel.

Übrigens war man ein wenig enttäuscht, weil man erwartet hatte, daß Emanuel noch einmal reden, ein Märchen oder dergleichen erzählen würde. Der alte Erik, der gerade unter ihm Platz genommen hatte – wie ein Jünger zu den Füßen seines Meisters – hatte sich alle Augenblicke, wenn in der Versammlung ein kleines Schweigen entstand, auf den Arm gestützt und ihn mit glückseliger, gespannter Miene angestarrt, wie ein Kind, das erwartet, daß sich die ganze Märchenwelt vor seinen Augen aufrollen wird.

Trotzdem gingen sie alle noch einmal an ihn heran und gaben ihm die Hand mit einem herzlichen »Danke, Herr Pastor«.

Nur Hansine nahm gleich, als der Aufbruch begann, ihre rothaarige Freundin unter den Arm und entfernte sich mit ihr am Strande entlang, um ihr auf dem Heimwege nach

dem einsam gelegenen Holzwärterhäuschen draußen am »Gehölz« das Geleite zu geben.

* * *

Wenige Minuten später stand Emanuel oben auf einem Hügelrücken, über den sich ein Pfad nordwärts nach Vejlbjy hinzog. Er hatte seinen breiten Flauschhut vom Kopf genommen und die Hand auf die Stirn gelegt, während er dem schon fernen Geräusch des langen Menschenzuges lauschte, der singend nach Skibberup heimzog.

Die letzten Töne erstarben. Er war allein.

Rings um ihn her dehnte sich die wüstenstille Erde aus. Über seinem Haupte wölbte sich die kalte, weißblaue Himmelskuppel mit bleichen fernschimmernden Sternen... Er hatte ein Gefühl, als sei er aus einem Paradies ausgeschlossen. Zögernd wandte er den Blick nach der Richtung von Vejlbjy, wo in der Ferne der hochragende Pfarrhauspark sichtbar wurde, der sich wie eine dunkle drohende Wolkenbank von dem letzten schwachen Lichtschimmer des Horizonts abhob. Dort erwartete ihn nun die Entscheidung, der Kampf, die Ächtung!

Er fühlte sich plötzlich so matt und schwer; die Beklommenheit, die er den ganzen Abend durch einen Machtspruch niedergehalten hatte, überfiel ihn jetzt hier in der Einsamkeit mit erdrückender Gewalt. Langsam schritt er eine Strecke vorwärts, blieb dann wieder stehen und setzte sich auf einen großen Stein, der an der Seite des Weges lag.

Den Kopf in die Hände gestützt, atmete er ein paarmal tief auf und versank in Gedanken. Nicht, daß er jetzt irgendwie den Schritt bereute, den er getan hatte – er fühlte sich nur so bitterlich allein.

Er saß da und dachte daran, daß, wenn er jetzt ein eignes Heim gehabt hätte, wo er Frieden und Geborgenheit in dem bevorstehenden Kampfe finden konnte, eine fromme und treue Frau, die seinen Sieg und seine Niederlage mit ihm teilen wollte ... da würde es eine wahre Lebenslust gewesen sein, für die Sache der Wahrheit zu kämpfen und zu leiden. Aber dies war wie ein Kampf auf kahler Heide und mit leeren Händen. Niemals Ruhe, nirgends eine Zuflucht!

Er saß eine Weile da und starrte vor sich hin, während ihm ein Name auf den Lippen schwebte... Hansinens. Wunderbar! Beständig kam ihm das junge Mädchen in den Sinn, er mochte niedergedrückt oder froh sein! Pochenden Herzens fragte er sich selbst, ob er denn bei ihr würde finden können, was er entbehrte. Da aber entsann er sich ihres Benehmens ihm gegenüber an diesem Abend und riß sich mit Macht von seinen Gedanken los.

»Träume!« sagte er halblaut und erhob sich. »Ich bin und bleibe ein Flüchtling hier auf Erden ... ein Fremdling in meiner eigenen Familie, ein beargwöhnter Gast unter Fremden!«

Plötzlich faltete er die Hände vor seiner Brust, erhob in Ekstase den Blick zum Sternenhimmel und betete:

»O, mein Vater in der Höhe ... du ... du allein verstößt mich nicht! Du bist meine Zuflucht und mein Trost ... meine Hoffnung und meine Liebe! Siehe, ich fürchte nicht! Laß nur die Stürme rasen, zu deinen Füßen ist Friede! O, laß den Kampf meines einsamen Erdenlebens einen Lobgesang zu deiner Ehre sein, ich verlange ja nichts weiter. Schenke du mir deine Gnade; sättige du meine hungernde Seele mit deinem Segen. Da will ich fröhlich sein. – Amen!«

Er neigte den Kopf, blieb eine Weile schweigend stehen und setzte dann langsam seinen Gang fort.

Aber noch immer pochte sein Herz. Er konnte doch den Gedanken an Hansine nicht los werden. Es war, als wenn alle seine Unruhe sich schließlich in dieser einen Frage vereine: Warum flieht sie mich? Womit stoße ich sie ab? ... Es erschien ihm mehr und mehr, als wenn die Antwort hierauf eine Vorbedeutung für seine ganze Zukunft enthalte. Er fühlte, daß er nicht in Wahrheit den Kampf im Namen der Gemeinde aufnehmen konnte, so lange er nicht wußte, ob diejenige, die er von allen am liebsten auf seiner Seite haben wollte, für oder wider ihn war.

Er blieb stehen.

Er mußte noch heute abend Klarheit haben. Er hatte Hansine den Versammlungsplatz am Strand entlang mit ihrer Freundin verlassen sehen und nahm an, daß sie denselben Weg zurückkommen mußte, da sie so spät am Abend kaum den Richtweg über das Moor und den Bach einzuschlagen wagte.

So kehrte er denn um, und nach wenigen Minuten befand er sich wieder bei der »Kirche«. Von hier aus ging er weiter am Wasser entlang, hatte aber noch nicht viele Schritte getan, als er jäh stehen blieb ... Da kam sie ihm wirklich entgegen, keine hundert Ellen entfernt, wunderbar groß zu sehen in der Dämmerung, gegen den nebelverschleierte Fjord wie ein Schatten zerfließend.

Sie ging hart am Rande des Meeres. Ganz langsam ging sie – wie jemand, der sich nach Einsamkeit gesehnt hat – und sang mit halblauter Stimme.

Plötzlich stand sie still, und ihre beiden Hände griffen unter das Herz. Sie hatte ihn gesehen.

»Erschrecken Sie nicht ... wie Sie sehen, bin ich es ja nur,« sagte er, nachdem er sich genähert hatte, und lüftete den Hut. »Ich hoffe, daß ich Sie nicht störe.«

Die letzten Worte entschlüpfen unwillkürlich seinem Munde beim Anblick ihres Schreckens; sie stand wie gelähmt da und antwortete nicht. In seiner hierdurch hervorgerufenen Verlegenheit fing er an, eine umständliche Erklärung für sein Kommen zu geben, er erzählte, daß er sie ihrer Freundin das Geleite haben geben sehen, und da er den ganzen Abend keine Gelegenheit gefunden, mit ihr zu sprechen, sei er ihr entgegengegangen, um sie zu begrüßen.

Aber sie stand noch immer stumm da und starrte ihn unbeweglich mit einem halb drohenden, halb flehenden Blick an, der an den eines zu Tode verwundeten Tiers erinnerte.

»Aber, beste Hansine!« rief er aus. »Sie zürnen mir doch nicht, weil ich Sie angeredet habe? Ich versichere Sie, Sie brauchen keinerlei Angst vor mir zu haben. Ich wollte, wie gesagt, nicht gern nach Hause zurückkehren, ohne Sie begrüßt zu haben... Dies ist ja

ein sehr bedeutungsvoller Tag für mich gewesen, wie Sie sich wohl denken können, und –«

Sie verharrte noch immer in ihrem Schweigen.

Das Blut schoß Emanuel in die Wangen. Sollte sie ihm wirklich im Ernst mißtrauen? Der Gedanke erschien ihm zu unglaublich, und doch sah er jetzt ein, daß er sich wirklich ein wenig unbesonnen benommen hatte, indem er sie zu dieser Zeit und in dieser Einsamkeit aufsuchte. Er bemühte sich deswegen jetzt, die Sache ins Scherzhafte hinüberzuspielen.

Und doch lag ein gut Teil Bitterkeit in seinem Ton, als er sagte:

»Ich scheine aber in der Tat ungelegen gekommen zu sein... Sie müssen mich entschuldigen... Es war wirklich nicht meine Absicht. Offen gestanden habe ich gar nicht daran gedacht, daß Zeit und Stunde vielleicht ein wenig unpassend gewählt waren. Nun denn – Gute Nacht! Ja, Ihre Hand werden Sie mir doch wohl zum Abschied geben können?«

Sie stand noch eine Weile da, reichte ihm dann zögernd die Hand und wandte sich mit einem geflüsterten »Gute Nacht« um. Dann ging sie langsam denselben Weg zurück, den sie gekommen war.

Emanuel blieb stehen, ganz verwirrt vor Überraschung. Er hatte gefühlt, wie kalt ihre Hand war, und wie sie zitterte.

»Hansine,« rief er, als sie schon eine ganze Strecke entfernt war. Sie tat, als höre sie ihn nicht und setzte ihren Weg fort.

»Hansine!« – rief er wieder und diesmal mit der ganzen Kraft seiner Stimme, – und da blieb sie stehen, gleichsam wie gebannt.

Er ging zu ihr hin und sagte:

»Was fehlt Ihnen nur einmal, Hansine? Und warum sind Sie so gegen mich?«

Der Klang seiner Stimme schien sie zu erwecken. Sie wandte ihr Antlitz ab und wollte wieder gehen. Da aber hielt er sie am Arm zurück und rief ganz entsetzt aus:

»Nein, nein – so dürfen Sie nicht weggehen. Was fehlt Ihnen nur einmal, Hansine? Habe ich Ihnen etwas zuleide getan? Oder sonst jemand? ... Wollen Sie sich mir nicht anvertrauen? Ich versichere Sie, ich bin Ihr Freund!«

Sie suchte sich mit Macht von ihm loszureißen; er aber hielt fest.

»Ich gebe Sie nicht frei, eh' Sie mit mir gesprochen haben. Um Himmels willen. Hansine – was habe ich Ihnen getan?«

»Lassen Sie mich gehen!« sagte sie heiser, und es lag Entsetzen und Flehen zugleich in ihrer Stimme.

Er wurde bange und wagte nicht, sie länger festzuhalten. Und doch floh sie nicht. Sie tat nur ein paar Schritte, blieb dann stehen, den Arm vor die Augen gepreßt, als schwindele es ihr.

Emanuel stand ganz ratlos da. War sie krank?... Sein eigenes Gemüt war in einer solchen Erregung, daß er sich kaum zu beherrschen vermochte. Denn gerade in diesem Augenblick gelangte er zur vollen Klarheit über seine Gefühle zu diesem jungen

Mädchen. Er wußte es jetzt – er liebte sie! Zum erstenmal in seinem Leben fühlte er die Liebe im Herzen aufflammen und Gemüt und Sinne überwältigen. Er liebte sie! Ja, er sah es jetzt – sie war es, die seine Jugendträume ihm offenbart hatten, sie, nach der er sich sein ganzes Lebenlang gesehnt hatte!

»Hansine!« sagte er mit einer Stimme, die beruhigend wirken sollte, die aber vergeblich bemüht war, seine eigene leidenschaftliche Gemütsbewegung zu verbergen. »Haben Sie denn gar kein Vertrauen zu mir? Sind Sie böse auf mich?... Sie müssen es mir sagen, denn ich habe heute den ganzen Tag so viel an Sie gedacht... Und ich habe mich so danach gesehnt, mit Ihnen zu sprechen,« fuhr er fort, indem er in seiner Benommenheit abermals ihre Hand ergriff, obwohl sie ihm noch immer den Rücken wandte. »Wollen Sie mir nur diese eine Frage beantworten? Hören Sie, Hansine? Sie dürfen nicht gehen, ehe Sie es mir gesagt haben. Sind Sie böse auf mich?«

»Nein.«

Etwas in dieser kurzen Antwort und in dem wilden Pochen ihres Herzens, das er bis in ihre Hand hinein spüren konnte, zündete ihm plötzlich ein Licht an. Konnte es möglich sein?... durfte er wirklich glauben?... Die Gedanken brausten ihm wie ein Sturmwind durch den Kopf... Ach Gott! Konnte es wirklich wahr sein? ...

Um sie nicht einzuschüchtern, zwang er sich mit Aufbietung seiner ganzen Willenskraft, ruhig zu sein. Zitternd beugte er sich über sie und stammelte:

»Hansine, Sie müssen mir nun noch auf eins Antwort geben. Sagen Sie mir ... irre ich nicht, wenn ich fühle, daß Gott selbst uns hier heute abend zusammengeführt hat? ... Nein, nein! Gehen Sie nicht fort! Sie dürfen mir nichts verbergen. Haben Sie mich ein wenig lieb? Sagen Sie es mir ... haben Sie mich nur ein ganz klein wenig lieb?«

Sie riß ihre Hand mit verzweifelter Kraft an sich, um loszukommen. Aber jetzt lagen seine beiden Arme um sie geschlungen und er zog sie mit unbeherrschter Leidenschaft an sich.

»Hansine ... liebe, liebe Hansine...«

Aber sie hörte nicht mehr. Sie war machtlos in seinen Armen zusammengesunken. Ein verzweifelt, krampfhaftes Weinen quoll hervor. Es sah so aus, als wüsche sie nur, daß die Erde sich öffnen und sie verschlingen möge.

Im selben Augenblick erscholl ein munteres Pfeifen irgendwo in der Nähe. Emanuel wandte sich um und war unangenehm überrascht, als er einen Mann erblickte, der am Strande entlang gegangen kam und seinen Stock schwenkte. Augenblicklich gab er Hansine frei und wurde dunkelrot. Er hatte den jungen Hilfslehrer Johansen erkannt, der seiner Gewohnheit gemäß hier zwischen den Hügeln nach alleingehenden Mädchen umherschneffelte.

»Komm, laß uns gehen,« sagte er schnell.

Aber der Hilfslehrer hatte ihn trotz der Dämmerung schon entdeckt und erkannt. Er blieb stehen, lüftete dann mit ausgesuchter Ehrerbietung den Hut und verneigte sich, als wolle er sagen: »Welche Überraschung!... Ich habe die Ehre zu gratulieren.«

»Laß uns gehen!« wiederholte Emanuel. Aber als er sich umwandte, war Hansine verschwunden.

* * *

Ueber dem Vejlbjyer Pfarrhaus ruhte am nächsten Morgen gleichsam schwüle Gewitterluft. Als Emanuel – ein wenig später als gewöhnlich – an den Teetisch hinabkam, fand er weder den Propst noch Fräulein Ragnhild vor. Die alte Magd, die aus der Küche kam, schenkte ihm schweigend den Tee ein und schob ihn ihm vorsichtig von der andern Seite des Tisches hinüber mit einer Miene, in der er bereits sein Todesurteil las.

Draußen in der langen Haselallee des Gartens wanderte Propst Tönnesen rastlos auf und nieder. Schwere Tabakwolken, die sich mit einer förmlich ängstlichen Hast in den Haselhecken verkrochen, verrieten deutlich seine Gemütsstimmung; – so dampfte Propst Tönnesen nur, wenn sein Sinn sich in höchster Erregung befand. Gleich beim Morgentee hatte ihm Fräulein Ragnhild von dem Auftreten des Kaplans im Versammlungshause erzählt; aber schon vorher hatte er von der Sache gehört durch eine Lumpensammlerin, die früh am Morgen bei Lone in der Küche gewesen war und dort wiedererzählt hatte, was sie ringsumher im Dorf über Herrn Hansteds Vortrag hatte erzählen hören. Der Propst, der sich noch in seinem Schlafzimmer befunden, hatte von hier aus einzelne Worte der Alten aufgeschnappt, so daß die Mitteilung der Tochter insofern nur eine Bestätigung von dem war, was er bereits geahnt hatte.

Vom Ende der Allee her näherte sich eine Person in hellem Sommerüberzieher und mit steifem Strohhut – Hilfslehrer Johansen.

Als der Propst ihn erblickte, blieb er stehen und rief ihm ungeduldig entgegen:

»Nun, was ist denn *jetzt* los?«

Herr Johansen entblöste seinen Lockenkopf, blieb in einer Entfernung von vier Schritten stehen, verbeugte sich und sagte:

»Entschuldigen, Hohehrwürden – ich habe eine Geburt für das Kirchenbuch zu melden.«

»Ach, nichts weiter! warum kommen Sie denn so angeschlichen, als sei ein Unglück geschehen ... wessen Kind ist es denn?«

»Des Mädchens Mette Andersen.«

»So, so. Wieder ein Mädchen! ... ja, natürlich! Leichtfertigkeit und Ausschweifungen an allen Ecken und Enden! Befreiung von allen Banden – das ist ja die Lösung der Zeit!«

Hilfslehrer Johansen sah nieder und dann mit einem unruhigen Blicke nach der Seite. Er war nicht ganz sicher, auf wen diese Worte hinzielten; und er hatte zurzeit selbst ein etwas belastetes Gewissen in bezug auf den berührten Punkt.

»Ich hoffe,« – fuhr der Propst strenge fort, – »daß Sie, Herr Johansen, die Schulkinder ernstlich zu dem Gebot der Pflicht erziehen. Das ist heutzutage, wo die Zügellosigkeit auf allen Märkten gepredigt wird, notwendiger denn je. Sehen Sie ihnen nichts durch die Finger! die bösen Geister müssen gezähmt werden!«

»Ich glaube, Hohehrwürden, versichern zu können, daß ich mich nach dieser Richtung hin aufs äußerste angestrengt habe. Ich bin gerade besonders sorgfältig

bemüht gewesen, den Kindern die Gebote der Pflicht einzuschärfen. Aber – – hm!... Hier kommt es ja in erster Linie auf das gute Beispiel an! Die Macht des schlechten Beispiels ist leider gerade in diesem Punkt so außerordentlich groß.«

»Freilich – ja, natürlich!« entgegnete der Propst und betrachtete Herrn Johansen mit leichter Überraschung. Aber woran denken Sie hier im Grunde? »Haben Sie da bestimmte Personen im Auge, die der Gemeinde ein schlechtes Beispiel geben?«

»Gott bewahre, Hochwürden! ... es war keineswegs meine Absicht, einen Bestimmten anzuklagen. Ich meine nur so ganz im allgemeinen –«

»Unsinn! Behalten Sie die Umschweife für sich und sprechen Sie sich ordentlich aus! Wen meinen Sie damit? Wen halten Sie für die besonders schädlichen Elemente in der Gemeinde?... Nun, so reden Sie doch!«

»Hm, Hochwürden haben mich wirklich mißverstanden. Ich meinte nur – so ganz im allgemeinen –«

»Keine Umschweife, sage ich noch einmal! Antworten Sie auf das, was ich frage!«

»Ich versichre Hochwürden, ich meinte nur, daß ... daß, zum Beispiel ein Mann wie der Herr Kaplan vielleicht im Interesse der Gemeinde etwas vorsichtiger in seinem Benehmen sein sollte... Die Leute auf dem Lande sind so geneigt, alles verkehrt aufzufassen.«

»Der Kaplan!« rief der Pfarrer mit gerunzelter Stirn aus und maß den Hilfslehrer dreimal vom Scheitel bis zur Sohle. »Wie kommen Sie nur darauf, Herrn Hansted in diesem Zusammenhang zu nennen? Sie werden doch Pastor Hansted nicht etwa beschuldigen, Schamlosigkeiten zu begehen? ... Nun, so reden Sie doch und erklären Sie sich, Mensch!« brüllte er und stampfte mit dem Fuß.

Herr Johansen wand sich wie ein Wurm. Er war dem Kaplan schon lange feindlich gesonnen, weil ihm der stets ganz offen seine Geringschätzung zu erkennen gegeben hatte, und es war nun seine Absicht gewesen, sich an ihm zu rächen und sich gleichzeitig bei dem Propst einzuschmeicheln, indem er sich den kleinen Einblick in das Privatleben des Kaplans zunutze machte, den ihm der Zufall am gestrigen Abend gewährt hatte. Doch war es nur seine Absicht gewesen, dem Propst vorläufig einen kleinen Verdacht in bezug auf den Kaplan beizubringen, nicht aber als sein eigentlicher Angeber aufzutreten. Nun saß er indessen in der Schlinge fest und begriff, daß er in seinem eigenen Interesse wohl daran tat, Herrn Hansted auf Gnade und Ungnade auszuliefern. Er richtete sich stramm auf, schob den Hals mit einer Bewegung vor, als schluckte er sein letztes Bedenken herunter und sagte:

»Ja, ich gestehe ... ich bin wirklich der Ansicht, daß es kein gutes Beispiel für die Gemeinde ist, wenn man Herrn Kaplan Hansted spät am Abend auf einsamen Pfaden in besonders zärtlicher Berührung mit einem der jungen Mädchen der Gegend treffen kann.«

Propst Tönnesens Gesicht wurde aschgrau. Wieder maß er den Hilfslehrer langsam seiner ganzen Größe nach und sagte endlich:

»Wer hat das gesehen?... reden Sie!«

»Ich selbst. Hochwürden!«

»Sie?... und spät am Abend, sagen Sie!«

»Zwischen zehn und elf!«

»Und wo?«

»Draußen an der Hammer Bucht ... bei der »Kirche«, wie die Bevölkerung den Ort nennt.«

»Und Sie sind ganz sicher, daß Sie nicht irren? ... in keiner Hinsicht?«

Herr Johansen senkte den Kopf und sah verschämt zur Seite.

»Es war wirklich nicht möglich, da zu irren, Hochwürden!«

Es entstand eine kleine Pause. Dann sagte der Propst:

»Können Sie ungefähr angeben, zu welcher Zeit ... ich meine, an welchem Abend Sie Herrn Hansted in der erwähnten Lage sahen?«

»Das ist nicht schwer, denn es war erst gestern abend.«

»Gestern?! Nach der Versammlung! Da also haben wir die Erklärung«, rief er aus, ohne zu wissen, daß er laut dachte.

Dann sah er den Hilfslehrer wieder strenge an und sagte:

»Was Sie mir da erzählt haben, bleibt vorläufig unter uns. Verstanden?«

Herr Johansen verbeugte sich demütig.

»Ich werde die Sache jetzt untersuchen lassen, und das will ich Ihnen sagen, es wird Ihnen teuer zu stehen kommen, wenn Sie sich auch nur in einem einzigen Punkt unzuverlässig gezeigt haben!...

Die Geburt, von der Sie sprachen, werde ich eintragen. Haben Sie die Papiere da? Gut! Ja, dann ist da nichts mehr für heute.«

Als Propst Tönnesen bald darauf von der Veranda durch die leere Eßstube kam, stieß er die Tür zur Küche auf und rief, so daß es durch das ganze Haus schallte:

»Ist Lone da?«

»Ja!« tönte es halberstickt irgendwo aus dem Keller heraus.

»Geh zum Kaplan hinauf und sage ihm, daß ich ihn zu sprechen wünsche. Ich bin in meinem Zimmer. Sag aber, daß er sofort kommen soll. Ich warte!«

* * *

Propst Tönnesen ging, die Hände auf dem Rücken, in seinem Studierzimmer auf und nieder, als Emanuel an die Tür klopfte und eintrat.

»Der Herr Propst wünschen mit mir zu reden.« Tönnesen antwortete nicht und unterbrach auch nicht seinen Gang, sondern lud ihn mit einer kurzen Handbewegung ein, sich zu setzen.

Emanuel nahm Platz auf einem Stuhl. Er hielt den Kopf erhoben, kreuzte die Beine übereinander und steckte die rechte Hand hinter den Aufschlag seines langen schwarzen, festzugeknöpften Rockes. Seine kampfbereite Haltung und Miene

bemäntelte indes nur unzureichend eine heftige innere Unruhe. Auf den Wangen kamen und schwanden kleine rote Fieberflecke in schnellem Wechsel. Die Augen waren matt und farblos, wie nach einer schlaflosen Nacht.

Als der Propst noch immer schwieg, rief Emanuel endlich in nervöser Ungeduld aus:

»Ich kann mir denken, daß der Herr Propst mit mir über meinen Vortrag gestern reden will. Ich bedaure natürlich, daß ich keine Gelegenheit fand, Sie vorher davon zu unterrichten. Es war meine Absicht, es zu tun, jedoch –«

Ein Blitzstrahl aus Propst Tönnesens Augen, der endlich am entgegengesetzten Ende des Zimmers stillstand, machte ihn verstummen.

»Von der Sache werden wir später reden. Daß Sie es passend gefunden haben – trotz der Stellung, die Sie bei mir einnehmen – eine Gastrolle in Weber Hansens Zirkus zu geben, habe ich freilich schon erfahren, und hierüber sollen Sie mir bei einer andern Gelegenheit Rechenschaft ablegen. Vorläufig ist da indessen noch eine andere Sache, über die ich eine Äußerung von Ihnen fordere. Es ist mir nämlich zu Ohren gekommen,« fuhr er fort, indem er jetzt langsam durch das Zimmer herankam, die Hände auf dem Rücken und die funkelnden Augen starr auf Emanuel gerichtet, »es ist mir zu Ohren gekommen, Herr Kaplan, daß Sie in einem Punkt, in dem Sie mehr als in jedem andern ein nacheifungswürdiges Beispiel für die Jugend der Gegend sein sollten, durch Ihr Benehmen geradezu Ärgernis in der Gemeinde erregt haben. Kurz und gut – ist es wahr, Herr Hansted, daß Sie nächtliche Zusammenkünfte mit gewissen jungen Mädchen hier in der Gegend haben?«

Emanuel hatte sich erhoben. Die Fieberflecken seiner Wangen hatten sich in einem Nu über Stirn und Schläfen verbreitet; sein ganzes Gesicht flammte.

»Wer hat das gesagt?«

»Das kann Ihnen einerlei sein«, schrie ihm der Propst jetzt gerade ins Gesicht. »Wie verhält sich die Sache? Ich wünsche eine kurze, unzweideutige Antwort, Herr Kaplan. Also – ja oder nein.«

Emanuel biß die Lippen zusammen. Nur mit der äußersten Anstrengung enthielt er sich, dem Propst eine Beleidigung ins Gesicht zu schleudern. Endlich sagte er:

»Falls mit gewissen jungen Mädchen Anders Jörgens Tochter gemeint ist – und von andern kann hier keine Rede sein – so ist es halbwegs wahr.«

»So, Sie gestehen also!«

»Ja; –sie ist nämlich meine Braut. Ein weiteres Ärgernis kann dies Verhältnis indessen bisher unmöglich in der Gemeinde erregt haben, da es gestern abend das erstemal war, daß ich mit ihr allein gesprochen habe. Und dies geschah sogar – soweit ich jetzt verstehe – nicht ohne Zeugen. Herr Hilfslehrer Johansen kam nämlich darüber zu.«

Propst Tönnesen war erst einen, dann noch einen schweren Schritt zurückgewichen. Seine Hände fielen vom Rücken schlaff an den Seiten herab und er starrte seinen Kaplan mit einem Blick an, der im Laufe einer halben Minute eine Skala der widerstrebendsten Gefühle zum Ausdruck brachte und sich schließlich gleichsam zu einem mitleidgemischten Entsetzen versteinerte.

Es war nun auch in diesem Augenblick gerade nicht die Glückseligkeit eines Neuverlobten, die sich in Emanuels Gesicht widerspiegelte. Seine übernächtigen Züge und rotgeränderten Augen verrieten deutlich den Kampf, den er in einsamen nächtlichen Stunden mit aufsteigenden Besorgnissen zu bestehen gehabt, weil er in einer der allerwichtigsten Angelegenheiten des Lebens in Übereilung gehandelt hatte, ohne sich hinreichend mit Gott und seinem Gewissen zu beraten.

Nach einem kurzen Schweigen trat der Propst abermals ganz nahe an ihn heran und legte vorsichtig die Hand auf seine Schulter. »Herr Hansted!« sagte er ganz bewegt. »Ich muß ein Wort mit Ihnen reden ... Nicht als Ihr Vorgesetzter, sondern als ein wahrer und aufrichtiger, väterlicher Freund. Vielleicht können Sie in der Gemütsverfassung, in der Sie sich augenblicklich befinden, mich nur schwer als solchen erkennen – und doch versichere ich Sie, ich bin Ihr Freund, und ich denke hier nur an Ihr Bestes. – Nein, nein, jetzt dürfen Sie mich nicht unterbrechen. Jetzt muß ich einmal zu Ende reden dürfen. Ich muß es – hören Sie? Sie wissen in dieser Zeit selbst nicht, was Sie tun. Sie sind krank, beredet, verlockt ... Ich weiß nicht was; aber ich bitte Sie mit all der Macht, die ich über Sie besitze, machen Sie diesen Schritt rückgängig, ehe ein größerer Schaden daraus entsteht. Hören Sie? Sie müssen es – Sie sollen es! Du großer Gott, wie ist dies denn nur einmal gekommen? Wo haben Sie denn nur Ihre Vernunft gehabt? Was, denken Sie, wird Ihre Familie, was werden Ihre Freunde, Ihr ganzer Bekanntenkreis dazu sagen? Gehen Sie doch in sich, Herr Hansted ... Bedenken Sie, worauf Sie sich einlassen; sehen Sie doch ein, was Sie aufs Spiel setzen –!«

Emanuel trat einen Schritt zurück, um seine Schulter von der Hand des Propstes zu befreien und rief aus:

»Ich kann Ihnen nicht erlauben, so zu reden. Zum Verständnis dieses meines Verhältnisses ... meiner Freude und meines Glückes – fehlt Ihnen jegliche Voraussetzung und es nützt nicht, daß wir noch weiter darüber reden.«

Der Propst biß sich in die Lippe und betrachtete ihn mit einem finstern, unschlüssigen Blick. Seine breite Brust wogte. Das Gesicht war hochrot; es sah aus, als ob ein Schwall von heftigen Worten ihm in der Kehle koche.

Dann wandte er sich auf einmal ab und trat langsam an das Fenster, wo er schweigend stehen blieb und hinausstarrte.

Mehr als zwei Minuten lang herrschte Todesstille im Zimmer.

Endlich sagte Emanuel:

»Hat der Herr Propst mir noch mehr zu sagen?«

Tönnesen wandte sich um.

»Ja, Herr Hansted,« erwiderte er mit erkämpfter Ruhe. »Ich halte es für meine Pflicht, Sie noch einmal auf das allereindringlichste vor dem verhängnisvollen Schritt zu warnen, den Sie vorzunehmen im Begriff stehen. Ich habe Sie in mein Haus aufgenommen und ich kann es nicht ruhig mit ansehen, daß Sie auf diese Weise sich selbst unglücklich machen – und andere mit Ihnen. Natürlich zweifle ich nicht daran, daß Sie in dem besten Glauben handeln«, fuhr er fort, indem er wieder langsam durch das Zimmer herankam. »Natürlich meinen Sie selbst, daß dies für Sie wie auch für das junge Mädchen ein Glück werden wird. Aber Sie sind ein Träumer, ein Schwärmer, Herr

Hansted, das habe ich schon lange bemerkt; Phantasterei liegt Ihnen als unglückseliges mütterliches Erbe im Blut und führt Sie wie einen geblendeten Mann auf verworrenem Pfade. Sehen Sie doch in Ihr wahres Ich hinein. Reißen Sie diese Traumbinde von den Augen und Sie werden selbst erschrecken über den Abgrund, an den man Sie hinausgelockt hat. Wie ist es doch nur zugegangen, daß Sie mit Ihren Kenntnissen und Ihrem Verstand sich bis zu diesem Maße verblenden lassen konnten? Was soll man von Ihnen glauben, was soll man von Ihnen denken, Herr Hansted?«

»Darüber werde ich mich nicht äußern. Ich weiß nur, daß ich Ihrem Wunsche, meine Handlungen zu bereuen – weder die eine noch die andere – nicht nachkommen kann.

Wenn ich gestern im Skibberuper Versammlungshaus geredet habe, so geschah das nach reiflicher Überlegung, ich habe keinen Grund, es ungeschehen zu machen. Ich fühle, daß ich gestern zum erstenmal in Wahrheit mit der Gemeinde zusammen war – wenn der Herr Propst zugegen gewesen wäre, er hätte sicherlich selber einräumen müssen, daß die Freude hierüber gegenseitig war.«

»Das glaube ich herzlich gern!« brauste Tönnesen auf. »Wenn man Kindern und Bauern Märchen erzählt und ihnen daneben ein wenig schmeichelt, so sind sie seelenvergnügt. Wenn *das* die große Entdeckung ist, die Sie gemacht haben, so haben Sie freilich ein wenig lange dazu gebraucht. Über *die* Weisheit hätte ich Sie schon lange belehren können!«

»Der Herr Propst irrt sehr«, erwiderte Emanuel beherrscht und mit einem Gepräge von Würde. »Es waren weder Märchen noch Schmeicheleien, die den Zuhörern die Ohren aufgaben, sondern allein der Umstand, daß ich mit meinem Zeugnis als Mensch unter Menschen auftrat, nicht als Richter unter Sündern. *Das* ist meine große Entdeckung – wenn dem Herrn Propst wirklich daran gelegen ist, sie zu kennen – daß man als Geistlicher auch noch eine andere Aufgabe haben kann als die, beständig als Steuereinnehmer des Himmels umherzugehen und die Sündenschuld der Menschen einzukassieren – und hierfür habe ich gerade gestern die gewünschte Bestätigung erhalten.«

»Ah – Ha! So weit also ist es mit Ihnen gekommen! So verstockt sind Sie also schon, daß ich alle Weber Hansens Redensarten aus Ihrem Munde hören muß! Wahrlich, Sie sind ein lernbegieriger Schüler gewesen, Herr Hansted! Steht es so mit Ihnen, dann begreife ich, daß ich mir die Mühe sparen kann, zu versuchen, Sie zu Verstand zu bringen ... Aber dann sind Sie wohl auch darauf vorbereitet,« fuhr er mit erhobener Stimme fort und ging jetzt Emanuel ganz scharf zu Leibe – »dann sind Sie wohl auch auf die Schritte vorbereitet, die ich, nach dem Geschehenen, vorzunehmen gedenke? Kurz und gut, Herr Kaplan! Sie haben jetzt zu wählen – ich oder Weber Hansen!«

»In dem Fall ... ist die Wahl getroffen!«

»So, also! Nun gut! Sie reden sehr kühn! ... Verstehen Sie nun aber auch wirklich, was das bedeutet? Sind Sie sich klar darüber, daß dies heißt, daß Ihre Zeit hier bei mir dann vorbei ist ... unwiderrufflich vorbei, verstehen Sie?«

»Das habe ich mir bereits gedacht, aber ich habe von nun an meinen eigenen Beruf hier in der Gemeinde – und der bleibt ganz unbeeinflusst davon, ob ich Kaplan des Propstes bin oder nicht.«

»Was Sie sagen! Also ein vorbereiteter Angriff! Eine förmliche Kriegserklärung! Sie wollen einen offenen Kampf in meiner Gemeinde entfachen!«

»Nein, keineswegs. Ich für mein Teil wünsche nur das Gute, was ich vermag, in Frieden ausrichten zu dürfen zu meiner Entwicklung und zu der der andern. Damit bin ich zufrieden.«

»Ich aber nicht. So leichtes Spiel werden Sie hier nicht haben – verlassen Sie sich darauf! Auf eine Kraftprobe kommt es hier an, ihr guten Leute, und ihr sollt nicht zu ruhig in bezug auf den Ausfall sein! ... Ja, sehen Sie mich nur an, messen Sie sich nur mit mir, mein junger Herr! das könnte Sie doch am Ende noch ein wenig zur Vernunft bringen. Die alten Bäume fallen nicht auf den ersten Hieb – das ist aber bei den jungen zuweilen der Fall; und das sollen Sie erfahren! Gestern haben Sie geredet, Herr Hansted! jetzt habe ich das Wort!«

* * *

Als Propst Tönnesen einen Augenblick später mit Gepolter die Tür zum Wohnzimmer öffnete, kam Fräulein Ragnhild im selben Augenblick aus dem Eßzimmer, eine Porzellanschale voll gelber Blumen in den Händen. Sie trug einen leichten Morgenrock, der um die Taille von einer dicken Schnur mit langen Enden und Quasten zusammengehalten wurde. Auf ihrem Kopf saß ein flacher, hellgrauer Filzhut ohne weiteren Schmuck als einen weißen Schleier, der ihr im Rücken herabhing. Sie war bleich, wie immer, aber unter ihr Kinn warfen die Blumen einen prachtvollen, rotgelben Schimmer, als trüge sie eine Schale voll flammenden Sonnenlichts.

»Was ist geschehen?« fragte sie sofort beim Anblick des erregten Aussehens des Vaters und blieb erschreckt vor dem schweren Mahagonitisch in der Mitte des Zimmers stehen.

»Ja, das fragst du wohl! Ich glaube wahrhaftig, die Welt ist in der letzten Zeit aus den Fugen gegangen! Die Leute sind behext, vollständig verrückt!«

»Was ist denn geschehen?«

»Ach – nicht mehr und nicht weniger, als daß unser Freund, Herr Hansted, sich verlobt hat!«

Fräulein Ragnhild setzte die Schale mit einer so hastigen Bewegung auf den Tisch, daß etwas von dem Wasser über die ausgelegten Prachtwerke verschüttet wurde. Ihre Wangen färbten sich rosenrot bis ganz an die Schläfen hinan.

»Was sagst du...Herr Hansted?«

»Ja, weiß Gott!... aber du wirst kaum erraten können, wer die Auserkorene ist!«

»Ist es ... ist es eine Dame hier aus der Gegend?«

»Ja, hier aus der Gegend ist sie freilich; aber eine Dame kann man sie gerade nicht nennen. Es ist nämlich Anders Jörgens' Tochter in Skibberup. Was sagst du dazu?«

»Ach, Unsinn! Das ist nicht möglich!«

»Ja, das sagst du wohl! Man weiß wirklich schließlich nicht mehr, was man von dieser Zeit der Tollheiten denken soll, in der wir leben. Es ist fast, als wenn alle gesunde

Vernunft im Begriff sei, die Welt zu verlassen!... Und überall diese jammervolle Katzenbuckelei vor dem Volke, diese wahnsinnige Bauernvergötterung, die heutzutage wie eine Pest in der Luft zu liegen scheint. Ich weiß sonst wahrhaftig nicht mehr, wie man es erklären soll, daß bisher ganz vernünftige Menschen auf einmal und scheinbar ohne alle Veranlassung wie besessen werden ... Daß es sogar unter meinen eigenen Studiengenossen Männer gibt, die in ihren alten Tagen plötzlich anfangen, sich zum Narren zu machen, sich in Beiderwandröcke kleiden, bäurisch sprechen und ihre Töchter Kühe melken lassen!«

»Und nun gar dies! Dies ist ja der reinste Wahnsinn! Und du sollst sehen, Ragnhild – es bleibt nicht dabei allein! Dies ist nur das erste Ergebnis der Tollheit. Es werden noch andere nachfolgen! Herr Hansted hat schon in dem Grade allen gesunden Menschenverstand eingebüßt, daß er wie alle beschränkten Personen, die von etwas Neuem gepackt werden, die Idee von sich hat, daß er hier eine Mission auszuführen habe. Er will der Prophet der neuen Zeit hier bei uns sein, ein Parteistifter, Aufzüge veranstalten, kurz und gut ... so wie es heutzutage Mode ist!«

Fräulein Ragnhild hatte mit der mechanischen Bewegung einer Nachtwandlerin den Hut von ihrem Kopf gelöst und war an das Fenster getreten. Wie überwältigt von Müdigkeit hatte sie sich hier auf einen Stuhl gesetzt und angefangen, die Hühnerschar auf dem Hofe zu beobachten.

»Nun ja –« rief sie in gleichgültigem Tone aus, als sie merkte, daß der Vater sie zu beobachten begann. »Gewissermaßen ist dies wohl nichts weiter, als was man erwarten mußte bei der Richtung, die Herrn Hansteds ganze Entwicklung in der letzten Zeit eingeschlagen hatte. Es war ihm ja schon lange anzumerken, daß so etwas kommen mußte!«

»Ja, das ist gerade der Vorwurf, von dem ich mich nicht ganz freisprechen kann, Ragnhild! Ich hätte ihn gleich von Anfang an mit festerer Hand anfassen sollen. Wer weiß, – vielleicht wäre er da zu retten gewesen. Ich faßte ja sehr bald Verdacht ... aber er war doch ein erwachsener Mensch, und es ist wirklich schwer, einen Mann als Kranken zu behandeln, ehe man ganz sichere Beweise für die Krankheit in Händen hat. Aber nun herrscht für mich kein Zweifel mehr .. er ist verrückt, komplett verschoben! Wenn ich zurückdenke, kann ich ja die Entwicklung der Krankheit Schritt für Schritt verfolgen von dem Augenblick an, als er unser Haus betrat. Es ist der Wahnsinn der Mutter, der bei dem Sohn wieder zum Ausbruch kommt. Sie hatte, wie ich gehört habe, in ihrer Jugend einen ganz ähnlichen Anfall des Gleichheitsraptus von achtundvierzig und machte einmal geradezu Skandal auf einer öffentlichen Versammlung durch eine völlig revolutionäre Rede. Und – ja, ist das nun nicht sonderbar? – drüben bei Pastor Petersens, von denen ich überhaupt das meiste von dem habe, was ich über sie weiß, erzählte man mir neulich, daß sie gerade hier – in unserer nächsten Nähe – ihrer Zeit ihre wilden Ideen ins Praktische zu übertragen suchte. Sie soll nämlich den eigentlichen Anlaß zu der Hochschule drüben in Sandinge gegeben haben, der ja auch wir in der Hauptsache alle unsere Unruhe in der Gemeinde verdanken. In dem Falle kann man mit Wahrheit sagen, daß Herr Hansted jetzt ein Opfer der Jugendtorheiten seiner Mutter geworden ist. Aber so geht es!«

Fräulein Ragnhild hörte nicht mehr des Vaters Worte, ja sie merkte es kaum, als er endlich seinen Redestrom anhielt und das Zimmer verließ. Sie begriff es eigentlich

nicht, daß diese Verlobung einen so starken Eindruck auf sie machen konnte, insofern, als sie sich bewußt war, selbst keine Enttäuschung dadurch zu erleiden. Ihr Interesse für Herrn Hansted war im Gegenteil in der letzten Zeit stark in der Abnahme begriffen gewesen, und es diente ihm in ihren Augen gerade nicht als Empfehlung, daß er sich in ein Bauernmädchen verliebt hatte. Und doch war es, als ob infolge dieses Ereignisses noch ein Licht in ihrem Dasein ausgelöscht, als ob inwendig in ihr noch ein leerer Raum entstanden sei. Sie verlor mit dem Kaplan ja doch einen Genossen, der gewissermaßen ihr einziger war; einen verständnisvollen Leidensgefährten in ihrer Wüsteneinsamkeit und Melancholie ... War da noch mehr?

... Währenddes befand sich Emanuel auf dem Wege nach Skibberup. Die Sonne schien und er schritt flott vorwärts mit festen, entschlossenen Schritten. Die stürmische Unterredung mit dem Propst und hinterher der Anblick der sonnenbestrahlten Frühlingslandschaft hatten den Selbstanklagen, mit denen er sich in der langen schlaflosen Nacht gequält hatte, ein jähes Ende bereitet. Er fühlte sich wieder stolz und glücklich in dem sichern Bewußtsein, mit seiner jungen Liebe den letzten Rest alten Vorurteils überwunden zu haben. Es schien ihm denn auch, als wenn ihm die Sonne und die wilden Blumen der Wiesen zulächelten, ja, daß selbst die Kühe auf dem Felde ihm im Vorbeifahren ein »Viel Glück!« zunickten.

* * *

Auch Hansine hatte die ganze Nacht kein Auge geschlossen. In halb verwirrttem Zustand war sie am Abend zu Hause angelangt, wo ihre Eltern sich glücklicherweise schon zur Ruhe begeben hatten, so daß sie in ihre Kammer schleichen und sich entkleiden konnte, ohne daß jemand sie sah. Obwohl der Gedanke, daß ein junger Geistlicher oder Volksredner eines schönen Tages – so wie der Prinz in dem Märchen – ihren Weg kreuzen, in Liebe zu ihr entbrennen und sie als seine Frau über das erdgebundene Leben der Bauern zu einem Fluge nach den lichten Höhen des Geistes emporheben würde, ihr keineswegs fremd war, indem er seit dem allerersten Mal, da sie als halberwachsenes Mädchen bei einer der großen Freundeszusammenkünfte drüben in Sandinge zugegen gewesen, wieder und wieder in ihren Träumen auftauchte, und obwohl es wirklich stimmte, was ihre Freundinnen behaupteten, nämlich, daß dieser Held ihrer Träume im Laufe des Winters mehr und mehr die Gestalt des Kaplans angenommen, so hatte sie während der Begegnung mit Emanuel doch keinen Augenblick geglaubt, daß seine Worte etwas anderes sein könnten, als ein Ausdruck des Mitleids, ein Versuch, sie in seiner Eigenschaft als Geistlicher zu trösten und ihr gütlich zuzureden. Deswegen wünschte sie jetzt, daß sie sterben möge. Die ganze Nacht lag sie da und zitterte unter dem Federbett aus Angst vor dem Kommen des Tages, weil sie nicht wußte, woher sie den Mut nehmen sollte, wieder Menschen zu sehen, nachdem sie so schmäzlich ihr teures Geheimnis verraten hatte. Und doch, als der Tag graute, und das schlaftrunkene Gepiepse der Vögel sich im Garten draußen vor ihrem Fenster hören ließ, wurde sie ruhiger. Sie fing an, mit mehr Besonnenheit zu durchdenken, was der Kaplan gesagt hatte und wie überhaupt alles zugegangen war. Und je lebendiger sie sich nun in der Erinnerung die Begebenheit des Abends zurückrief, um so mehr Gewalt mußte sie sich antun, um selbst den Gedanken von sich zu schieben, daß der Kaplan sie wirklich gebeten hatte, seine Frau zu werden. Sie

entsann sich des liebevollen Tons, in dem er sie gefragt hatte, ob sie ihn lieb habe. Und wie er ihre Hand genommen und sie an seine Brust gepreßt hatte ... es ward ihr immer unmöglicher, sich seine Werbung auszureden.

Und kaum war sie aufgestanden, als sie auch schon Gewißheit erhielt. Von der Lumpenhändlerin der Gegend ward ihr ein Brief durch das Fenster gesteckt, gerade als sie dastand und ihr Haar kämmte; und sie brauchte nur einen Blick auf die Aufschrift zu werfen, um zu wissen, von wem er war. Da stand: »An Jungfer Hansine Andersdatter«. Der Inhalt bestand nur aus einer einzigen Zeile.

»Ich komme heute vormittag und rede mit Deinen Eltern! Emanuel.« Dieser Brief brachte sie wieder ganz aus der Fassung; sie blieb auf dem Rande des Bettes sitzen, den Kopf zwischen den Händen und wußte in ihrer Verzweiflung nicht, was sie machen sollte. Hätte sie Ane doch niemals am Strande entlang begleitet – dachte sie – dann wäre dies Unglück vielleicht nicht geschehen!«

Sie beschloß, sich ihrer Mutter anzuvertrauen. Nachdem sie sich fertig angekleidet und sich bemüht hatte, die Spuren von dem Kampf der Nacht zu verwischen, ging sie in die Küche.

Else, die damit beschäftigt war, den Herd anzuzünden, rief sofort bei ihrem Anblick aus:

»Herr du meines Lebens, Kind! was ist dir denn passiert?«

Hansine wollte anfänglich nichts sagen und begann die Milchschüsseln von dem Bort herunterzunehmen. Als aber die Mutter nicht nachließ, in sie zu dringen, ja, sich schließlich förmlich böse stellte und sie beim Arm nahm, um sie zum Reden zu bringen, fing Hansine auf ihre gewöhnliche, mürrische Weise an zu erzählen, daß sie dem Kaplan gestern abend am Strande begegnet sei, und daß er – daß er –

Weiter konnte sie nicht kommen.

»Na, was denn? so erzähl' doch, Herzenskind!« sagte die Mutter.

»Er hat ... er hat mir einen Antrag gemacht!« rief sie endlich aus und warf sich bei den Worten unter stummem Schluchzen über die Lehne des Küchenstuhls.

Die Mutter faltete voller Entsetzen die Hände über die Feuerzange und vermochte lange nicht zu reden.

»Das ist nicht wahr, Hansine,« sagte sie endlich, fast flüsternd, – als sei von einem eingestandenen Verbrechen die Rede gewesen.

Als die Tochter nicht antwortete, sondern nur fortfuhr, stumm zu schluchzen, fügte sie immer bleicher und halb dem Weinen nahe hinzu: »Das ist aber doch ganz unbegreiflich. Hansine! ... Wenn ich man bloß verstehen könnt', wie es zugegangen is! Wer hätt' auch denken können, daß es so schlimm kommen würd'! ... Was sagen die Leute da man bloß zu! Das is ja rein fürchterlich!«

Im selben Augenblick kam Anders Jörgen mit zwei Bleheimern aus dem Hofe hereingestampft, um Milch für die Kälber zu holen.

»Was is' denn hier los, Kinners?« rief er morgenfröhlich aus und hielt die Eimer mit steifen Armen vor sich hin.

Als er endlich aus Elses stammelndem Bericht verstanden hatte, was los war, setzte auch er ein höchst bedenkliches Gesicht auf. Er hatte es sich nämlich ein für allemal zur Gewohnheit gemacht, die Mienen seiner Frau anzunehmen – aber im Grunde war es ihm nicht recht klar, was dabei zu weinen war. Er wäre weit eher geneigt gewesen, das Geschehene als eine glückliche Fügung des Himmels zu betrachten; aber er hütete sich stets, Meinungen zu äußern, die Else nicht zuvor als gut erkannt hatte, weil er überhaupt kein sonderliches Zutrauen zu seiner eigenen Urteilskraft besaß.

Nun stand er da mit seinen sonderbar toten, blauweißen Augäpfeln und starrte in verwirrter Unschlüssigkeit von Mutter zu Tochter hin und her. Und als keine von ihnen etwas sagte, entschlüpfte seinem Munde die Worte:

»Ja, aber – ja, aber. Hansine! Wie in aller Welt is' dies denn bloß einmal gekommen?«

»Das weiß ich nicht,« sagte endlich Hansine halb unhörbar. Sie hatte den Kopf noch auf den Arm gelegt, weinte jetzt aber nicht mehr. Der Eltern einstimmige Ausrufe des Bedauerns fingen an, sie zu kränken.

Aber nun näherte sich die Mutter und legte vorsichtig die Hand auf ihre Schulter.

»Ja, aber so sag' es mir doch, Hansine ... magst du ihn denn auch?«

Anfänglich antwortete sie nicht, als aber die Mutter ihre Frage wiederholte und dabei die Hand mit einer gleichsam verzeihenden Liebkosung über ihr Haar gleiten ließ, murmelte sie:

»Ja, das tue ich woll.«

»Ja, denn da kommt es doch schließlich auf an, Kind, daß ihr beide glaubt, daß es ein Glück für euch werden kann. Denn wenn es für uns auch ganz schnurrig zu denken is – denn – wo es nu doch mal so gekommen is – denn kann man ja blos den lieben Gott bitten, seinen Segen dazu zu geben.«

»– Seinen Segen dazu zu geben,« – wiederholte der Vater schnell; sein Gesicht fing an, sich zu einem Lächeln zu erhellen.

»Wenn nu man bloß die Leute nich' allzu schief dazu sehen wollten... davor bin ich am meisten bange,« fuhr Else fort, »natürlich wird da alles mögliche Häßliche über gesagt werden; und am End' werden auch welche meinen, daß wir unsere Finger mit dabei in Spiel gehabt haben, mit den Kaplan, bloß, um ihn anzulocken. Aber da muß man denn sehen, daß man da über wegkommt.«

»Ach, was sollt' man da woll groß über sagen,« versuchte Anders Jörgen vorsichtig, »die Leute kennen den Kaplan nu ja doch!«

Else pflegte nicht weiter danach hinzuhören, was er sagte, und auch jetzt beachtete sie seine Worte nicht weiter, sondern blieb schweigend stehen und betrachtete mit besorgten Sinnen die Tochter, die sich noch immer nicht rührte.

Nach Verlauf einer Weile sagte sie, halb verschämt:

»Ja, dann kommt er ... dein ... ich mein', der Kaplan, heut' woll am Ende her?«

»Er kommt heute vormittag«, murmelte Hansine.

»Dann müssen wir machen, daß wir an die Arbeit kommen. Es muß hier doch ein bißchen ordentlich aussehen, wenn er kommt. Er soll doch merken können, daß er

willkommen is' ... Du, Anders, mußt dich auch ein bißchen zurechtmachen, wenn du dein Vieh besorgt hast.«

»Ich?« sagte der alte Mann erstaunt und sah an seinem grauen geflickten, eigengemachten Anzug nieder, wo Spreu und Häckerling in den groben wollenen Haaren hingen und baumelten. –

Es war ein geschäftiger Morgen. Da es ein Montag war, lag vom vorhergehenden Ruhetag noch viel unbestellte Arbeit vor. Sahne zum Buttern war zum Sauerwerden aufgegossen, eine Schüssel mit Molken sollte zu Käse verarbeitet und ein halbes Schwein eingesalzen werden. Auch hatte man Wäsche auf der Bleiche, und im Stall stand eine kranke Kuh, die jede zweite Stunde gemolken werden mußte.

Else, die begriff, daß sie nicht sonderlich auf Hansinens Hilfe würde rechnen können, und die es auch nicht übers Herz bringen konnte, ihre Gedanken mit Beschlag zu belegen, schickte zu einer Häuslerfrau, die sich auch sofort einfand. Dieser wagte sie schließlich doch die Neuigkeit nicht mitzuteilen, obwohl die Frau mehrmals neugierige Anspielungen machte und schließlich geradezu fragte, ob Besuch erwartet werde.

»Ja, da kommt am Ende wer«, antwortete Else ausweichend und stieg in den Salzkeller hinab.

Währenddes hatte Hansine ihren Bruder Ole draußen im Stall aufgesucht und ihn gebeten, nach dem »Gehölz« zu Ane zu laufen und ihr zu sagen, sie solle auf alle Fälle schnell zu ihr kommen, denn sie müsse absolut noch heute vormittag mit ihr sprechen, und obwohl Ole keinen Muck davon begriff, was hier vor sich ging, versprach er den Bescheid in die rechten Hände abzuliefern, und einen Augenblick später sah man ihn in vollem Galopp über die Hügel dahinrennen.

Während Hansine voller Unruhe auf ihre Freundin wartete, setzte sie sich in ihre Kammer ans Fenster und starrte in den kleinen schattigen Garten hinaus, wo die eiförmigen Sonnenflecke über Gras und Gänge krochen in ihrer Schneckenwanderung von Westen nach Osten. Sie verstand es nicht, daß die Welt so ihren täglichen Gang ging, als sei nichts geschehen. Da spazierten die Hühner ruhig umher und scharrtten unter den Stachelbeerbüschen in der Erde, und die Elstern flogen geschwätzig von einem Baumwipfel zum andern, ganz so wie gestern. Hinter dem Damm sah sie den sonnenbeschiedenen Rücken des alten braunen Gauls, der unbeweglich mit gesenktem Kopf dastand und sich schmoren ließ; und sie konnte nicht umhin zu denken, wie gut so ein Tier es doch im Grunde hatte. Es hatte keine Sorgen, keine Angst, es kannte nicht diese schreckliche Beklommenheit, die das Herz klopfen machte, so daß der ganze Körper weh tat.

Endlich kam die Freundin. Unter vielen verlegenen Umschweifen und großem Kampf und schweren Tränen vertraute ihr Hansine auf dem Rande des Bettes an, was am vorhergehenden Abend geschehen war und daß sie ihren Verlobten jeden Augenblick erwarten konnte. Ane war lange nicht so erstaunt, wie Hansine geglaubt hatte. Sie umarmte sie gleich unter einem stürmischen Ausbruch des Entzückens und Stolzes und gestand offen, daß sie sich das alles schon längst gedacht habe, überhaupt – fügte sie hinzu – gehöre das zu den Dingen, die in Zukunft ganz alltäglich werden würden, da Gleichheit und Volkstümlichkeit jetzt ja überall gepredigt werde, also deswegen solle sich Hansine nur keine Sorgen machen.

Aber Hansine war nicht so leicht zu beruhigen. Sie fuhr fort zerstreut zu sein und zuckte ängstlich zusammen bei jedem Geräusch vom Hofe her; – die Zeit näherte sich, wo der Kaplan erwartet werden konnte.

»Ich glaub', weiß Gott, dieser Kaplan hat dir das Leben aus dem Leib geschüchtert!« rief Ane lachend aus. »Ich kenn' dich ja gar nicht wieder; bist du es wirklich, Hansine, die nicht mit einer Wimper zucken wollte, wenn man dich auch mit Stopfnadeln stäche!«

»Ja, du hast gut reden, du!« sagte Hansine, indem sie sich erhob. »Ich muß jetzt wohl in die Stube gehen ... aber du mußt am liebsten mitkommen,« fügte sie ganz mutlos hinzu, als sie bis an die Tür gelangt war.

Eine Stunde brachten die beiden Freundinnen im Wohnzimmer zu, wo Hansine sich mit einer Näharbeit hingesezt hatte, um ihre Beklommenheit zu bekämpfen, während Ane im Ofenstuhl saß, die Hände um das in die Höhe gezogene Knie gefaltet und phantastische Bilder von der Zukunft aufrollte, die jetzt Hansinens harrte.

»Man muß dich jetzt wohl eigentlich Fräulein nennen,« scherzte sie, »Fräulein Hansine Andersen – das klingt wirklich ganz flott!«

»Ach, schweig' doch, du!«

»Ja, so kannst du jetzt woll reden, weil du Frau Pastor werden sollst. Aber was soll aus solchem armen Wesen wie ich werden? Da kommt sicher kein Kaplan, der mich zum Schatz haben will. Ich muß woll noch seelenfroh sein, wenn ich'n alten Küster oder 'n buckligen Schuster krieg – –.« Auf einmal zuckten sie beide zusammen. Draußen auf der steinernen Treppe wurden Stiefeltritte hörbar.

* * *

Als Emanuel hereinkam, war auf seinem Gesicht gleich eine ernste Enttäuschung darüber zu lesen, daß er in diesem Augenblick die rothhaarige Freundin an Hansinens Seite finden mußte. Aber er beherrschte sich schnell, und als Ane auf ihn zutrat und ihm Glück wünschte – mit so glühendrotem Kopf, daß die Sommersprossen ihres Gesichts ganz weiß erschienen – da dankte er mit einem frohen Lächeln.

Dann ging er zu Hansine hin, die sich erhoben hatte, und streckte ihr beide Hände entgegen. Sie gab ihm – wenn auch zögernd und halb abgewendet – ebenfalls ihre beiden und er drückte sie warm und lange, während er sie stumm betrachtete. Sie verstand sehr wohl, daß er sie zwingen wolle, aufzusehen, aber sie war nicht imstande, den Blick vom Boden zu erheben. Als er endlich ihre Hand freigab, sah sie zu der Freundin hinüber und atmete erleichtert auf, sie war bange gewesen, daß er sie küssen würde. Im selben Augenblick tat sich leise die Tür zur Küche auf und die Mutter kam mit einer frischgeplätteten baumwollenen Schürze und einer kleinen schwarzen Mütze auf dem Kopf herein. Sie war im ersten Augenblick sehr befangen und da sie dies zu verbergen suchte, bekam ihre Art und Weise zu grüßen und ihr ganzes Wesen Emanuel gegenüber ein Gepräge mißtrauischer Zurückhaltung.

Emanuel nahm ihre Hand und sagte ein paar Worte, daß er hoffe, die Veranlassung seines Kommens sei ihr bekannt, und daß weder sie, noch ihr Mann Sorge hegen

würden, ihm Hansinens Zukunft anzuvertrauen; da würde er sich – fügte er hinzu – zum erstenmal in seinem Leben völlig glücklich fühlen.

Else antwortete, indem sie gleichsam mitleidsvoll die Hand über Hansinens Haar und Wange streichen ließ, und da es ihr überhaupt schwer wurde, von dem zu schweigen, wovon das Herz überfloß, so sagte sie:

»Das haben wir uns ja wahrhaftig nie gedacht, daß es so kommen könnt' ... und ich kann ja nich' anders als sagen, daß es sehr schnurrig für uns is'. Es is' uns ja auch auf jede Weise so recht, wie man zu sagen pflegt, überraschend gekommen. »Gleich und gleich gesellt sich gern,« heißt es ja, und Hansine is ja nu man als einfaches Bauernmädchen groß geworden. Aber wenn es nu doch mal so weit is', denn is' da ja nichts nich mehr zu zu sagen, und denn kann man ja bloß den lieben Gott bitten, daß er seinen Segen dazu gibt.«

Es entstand ein kurzes Schweigen.

Es wurde von Anders Jörgen unterbrochen, der in dunklem Feiertagskleide und mit reinen, weißen Wollsocken an den Füßen eintrat. Er blieb einen Augenblick unschlüssig an der Tür stehen und sah Else an, als warte er auf ein Zeichen von ihr; dann durchquerte er linkisch das Zimmer und sagte:

»Viel Glück und Segen!«

Emanuel drückte ihm schweigend die Hand.

»Wollen Herr Kaplan sich nich' gefälligst setzen,« sagte Else.

Während nun auch die andern ringsumher in der Stube Platz nahmen, – Hansine und ihre Freundin auf dem Ende der Bank unter dem einen Fenster –, setzte sich der Kaplan in den Lehnstuhl am Ofen. Er war verstimmt, beinahe ärgerlich. Es schien ihm, als habe er ein Recht gehabt, einen herzlicheren Empfang zu erwarten.

Else fing an, von dem Wetter zu sprechen, von dem Mangel an Regen, der sich an dem Gras und an der Sommersaat bemerkbar machte, von all der Krankheit, die in der Gegend herrsche und von dem neuen Kreisarzt in Kyndlöse. Emanuel antwortete nur mit einsilbigen Worten und schließlich verstummte die Unterhaltung ganz.

»Du, Anders,« sagte Else dann zu ihrem Manne gewendet, »du könntest dem Herrn Kaplan woll eigentlich mal das Vieh zeigen.«

Anders erhob sich halb vom Stuhl und in seine toten Augäpfel kam Leben.

»Ja – am Ende hat der Herr Kaplan Lust, das Vieh zu sehen?«

Emanuel sagte ja und stand ziemlich jäh aus, indem er seinen Rock eng zuknöpfte. Es sah fast aus, als denke er daran, das Haus sofort zu verlassen.

Da aber fing Else an, ängstlich zu werden. Sie trat an ihn heran und sagte, während sie versuchte, mit ihrem alten, herzwinnenden Lächeln zu lächeln:

»Ja! Nu bleiben Sie doch wohl heut ruhig hier bei uns? Sie nehmen heut mittag ja damit fürlieb, was wir in alle Einfachheit zubereitet haben. Hätten wir dies früher gewußt, dann hätten wir es ja ein bißchen festlicher machen können. Und nu müssen Sie nich' böse sein, weil uns erst ein bißchen schnurrig zumut war, als wir es zu hören kriegten. Wir hätten ja nie im Leben gedacht, daß unsere Hansine so 'ne feine Partie

machen würd' un so'n Mann wie Sie kriegen tät! Aber von Herzensgrund sind wir ja all' zusammen bloß froh und dankbar über das, was geschehen is; das müssen Sie wirklich glauben. Und nu' bleiben Sie doch heut' hier bei uns, nich'?«

»Liebe Else,« erwiderte Emanuel augenblicklich milder gestimmt und nahm ihre Hand. »Ich möchte allerdings gern die Erlaubnis haben, dies Haus von nun an als mein Heim zu betrachten. Ich habe mich so sehr danach geseht, das tun zu können ... Und ich habe gewissermaßen auch kein anderes Heim mehr.«

»Ja, dann soll'n Sie uns auch recht von Herzen willkommen sein,« sagte Else, indem sie ihre ganze Vertraulichkeit wiedergewann und ihn auf den Arm klopfte. »Wir haben Sie ja so lieb gehabt, gleich von dem allererstenmal an, als wir Sie sahen ... Weiß Gott, das haben wir. Aber gehen Sie nun mit Anders raus und sehen Sie sich ein bißchen um. Was Großes is es ja nich', was wir zu zeigen haben, denn Sie sind ja nur auf einen armen Bauernhof gekommen. Aber das haben Sie woll vorher gewußt, sollt' ich denken!«

»Ich wußte auf alle Fälle, daß ich nicht den Reichtum suchte, von dem geschrieben steht, daß Rost und Motten ihn verzehren,« antwortete Emanuel. Dann wandte er sich an Hansine und fügte lächelnd hinzu: »Willst du nicht auch mit hinauskommen und dich ein wenig im Stall umsehen?«

Sie verstand den Wink nicht, errötete und sagte – mit einem Blick auf die Mutter – sie müsse wohl in der Küche helfen.

»Nun ja, dann auf Wiedersehen!« sagte er und winkte ihr zu.

* * *

Anders Jörgen und Emanuel gingen erst in den Pferdestall hinaus, der in einem neuerbauten Flügel, dem alten Wohnhaus gerade gegenüber lag. Hier standen zwei große rote Stuten und ein zottiges einjähriges Füllen, die alle mit den Halfterketten zu rasseln und unten in den Krippen mit jenem hohlen, gemütlichen Geräusch zu »knaupeln« begannen, mit dem Pferde bekannte Personen im Stall empfangen.

Mit einer Lebhaftigkeit, die Emanuels größtes Erstaunen erregte, begann Anders Jörgen umständlich von dem Alter, dem Charakter und dem Stammbaum der Tiere Rechenschaft abzulegen. Mit besonderm Stolz erzählte er, daß »die Kleine da« – er meinte das Füllen –, ein direkter Sproß von dem berühmten Stärkodder II. sei, der drei Jahre hintereinander auf der Hengstschau in Roskilde den ersten Preis erhalten habe und der überhaupt seine Brust mit mehr Ruhmeszeichen und Ehrenmedaillen bedecken könne, als irgend ein Fürst.

Emanuel hörte ihm aufmerksam zu und besah mit Interesse die verschiedenen Einrichtungen im Stall und in der daranstoßenden Häckerlings- und Dreschscheune. Er untersuchte das Häckerlingsmesser und die Reinigungsmaschine, fragte nach der Bedeutung der einzelnen Schrauben und Zahnräder und ließ sich überhaupt gründlich in diese landwirtschaftlichen Mysterien einweihen, mit denen er nicht wieder in nähere Berührung gekommen war, seit er als Kind einen Onkel auf einem Gut drüben in Jütland besucht hatte.

Als sie in den Kuhstall kamen, wurde seine Aufmerksamkeit jedoch am meisten von einem Vogelnest gefesselt, das unter einem spinnenwebüberzogenen Deckenbalken angeklebt saß und aus dem ein Schwalbenpaar herausflog, als er eintrat.

»Aber nein!« rief er entzückt aus.

Anders Jörgen, der meinte, daß ein so begeisterter Ausruf allein seinem Viehbestand gelten könne, ließ mit vergnügtem Lächeln die Hand schwer auf den Rücken einer mächtigen Mastkuh fallen und sagte:

»Ja, hier können Herr Kaplan ein Stück Fleisch sehen!«

Die Kühe waren nämlich Anders Jörgens' Lieblinge, und als Viehzüchter und Mäster hatte er einen gewissen Ruf in der Gegend erlangt. Er wußte ganz genau, wieviel Milch eine jede von seinen sieben Kühen gegeben und wieviel sie während der ganzen Zeit, daß er sie im Stalle gehabt, gewogen hatten. Er wußte an den Fingern herzuzählen, wieviele Pfund Kleie, Schrot, Stroh und Rappkuchen sie verzehrt hatten und wie sich während der letzten 20 Jahre das Verhältnis zwischen Butter-, Fleisch- und Futterpreisen gestellt hatte, und über das alles erging er sich jetzt mit großer Zungenfertigkeit, indem er gleichzeitig eine fast wissenschaftliche Erklärung der modernen »Kraft- und Stallfütterung« gab, als deren leidenschaftlicher Anhänger er sich erwies.

Emanuel hörte mit wachsendem Erstaunen zu. Dieser kleine, halb blinde Mann mit dem linkischen Wesen, den er bisher für einen etwas einfältigen Sonderling gehalten hatte, stand hier voller Eifer vor ihm und verfocht selbständige Anschauungen, offenbarte eine Einsicht, entfaltete eine Sachkenntnis, die ihn ganz überwältigten. Und im stillen faßte er dies als erneute Bestätigung dafür auf, daß viel von dem Verkanntsein und dem Unrecht, unter dem die Bauern zu allen Zeiten gelitten hatten und noch litten, allein eine Folge des unrichtigen Verständnisses für sie war. Es ging ihm in diesem Augenblick völlig auf, wie unbedingt notwendig es sei – auch für diejenigen, die als Geistliche unter diesen Leuten wirken wollten – sich ihnen ganz und gar anzuschließen, um ihr Vertrauen zu erringen.

Anders Jörgen, der sich durch Emanuels Interesse für seine Wirtschaft geschmeichelt fühlte, wurde immer redseliger. Er führte ihn allmählich durch alle Stallungen und Wirtschaftsgebäude, zeigte ihm den Haferschuppen, den geschlossenen Pferdegang, nahm ihn mit in die Schafkoppel, hinab in den Rübenkeller – und Emanuel folgte ihm überall ohne Widerstand. Schließlich, als sie in den Schweinestall kamen, und Anders Jörgen ihn in seinem Eifer veranlassen wollte, über den Bretterzaun zu steigen, damit er die Schweine auf ihren Speck hin befühlen könne, wurde es Emanuel dann aber doch zu viel. Er legte ihm seine Hand auf die Schulter und sagte:

»Danke, lieber Anders Jörgen – aber *das*, glaube ich, will ich lieber für ein andermal zugute haben.«

Im selben Augenblick erschien auch der weißblonde Ole, um zu melden, daß das Mittagessen fertig sei. Emanuel begrüßte seinen zukünftigen Schwager kameradschaftlich und nahm ihn zum erstenmal genauer in Augenschein; es war ein hübscher, frischer 15jähriger Bursche, ein wenig klein, so wie Hansine, und mit einem noch ganz kindlichen Gesichtsausdruck.

»Wir beide wollen schon Freunde werden!« sagte er und kniff ihn in die apfelrote Wange.

Der Bursche starrte mit offenem Mund und Augen zu ihm auf und sah dann den Vater an; und sobald Emanuel ihn losließ, rannte er, was das Zeug halten wollte, um die Scheune herum in die Braustube, wo er grienend der Häuslerfrau erzählte, was der Kaplan gesagt hatte. Aber die Frau, die allmählich dahintergekommen war, was vor sich ging, zog den Mund bis an die Ohren hinauf und sagte:

»Du bist ein richtiger Schafskopf, Ole! kannst du denn nicht begreifen, was hier los is'?'«

Im selben Augenblick begriff Ole es. Rot wie Blut starrte er die Frau an, wandte sich dann schweigend um und lief davon. Als die Mutter nach einer Weile auf die Steinfliesen hinaustrat und ihn zum Essen rief, antwortete er nicht; und während der ganzen Mahlzeit ließ er sich nicht sehen.

Drinne im Zimmer war der Tisch mit einem reinen, weißen Tischtuch und blumenbemalten irdenen Tellern gedeckt. Der Platz am oberen Ende war Emanuel vorbehalten. Er hatte sogleich versucht, Hansine zu bewegen, sich an seine Seite zu setzen, aber er entdeckte bald, daß es gegen die gute Bauernsitte verstoßen würde, wenn die Tochter des Hauses am Tische Platz nahm, so lange die Gäste aßen. So mußte er sich denn damit begnügen, ihr zuzunicken, während sie aus der Küche ein- und austrug.

Die Gerichte waren für Emanuels Gewohnheiten recht einfach, und dabei wußte er nicht einmal, daß Reisbrei und gebratener Speck mit Rührei in einem Bauernhaus als Festtagsessen betrachtet werden. Nie aber war ihm eine Mahlzeit festlicher vorgekommen als diese. Die Sonne warf ihre goldenen Scheiben mitten auf das Tischtuch, und es war ihm, als sei er erst jetzt so recht aufs Land hinaus gekommen. Durch die geöffnete Dielentür strich ein frischer Duft nach Heu und Stall vom Hofe her herein, und auf den sanften Luftströmen glitt bald ein weißer Schmetterling – gleich einem kleinen Schiff mit vollen Segeln – bald eine geschäftige Hummel herein, die wie ein Dampfer der Luft dahergebraust kam und die Stube mit ihrem zornigen Summen erfüllte, bis sie wieder hinausflog.

Schließlich erschienen auch die Hühner in Scharen, herbeigelockt durch das Rasseln der Löffel und Gabeln. Eins nach dem andern hüpfen sie hausgewohnt über die Schwelle und fingen gleich an, die verlorenen Krumen von dem Leimboden unter Tisch und Bank aufzupicken. Nur der große, stattliche Hahn blieb draußen vor der Diele stehen und gluckste leise wie ein aufmerksamer Inspektor, ermunternd und warnend zugleich.

...Nach der schlaflosen Nacht und den vielen Gemütsbewegungen des Tages fühlte sich Hansine so müde, daß sie, als die Mahlzeit beendet war, in ihre Kammer gehen und ein wenig ausruhen mußte.

Dies war eine harte Enttäuschung für Emanuel, der sich danach gesehnt hatte, endlich einmal unter vier Augen mit ihr zu reden. Eine Stunde lang mußte er sich nun mit Elses Gesellschaft begnügen, da auch Anders Jörgen die Gelegenheit benutzte, um sich in die Scheune hinüberzuschleichen und seinen gewohnten Mittagsschlummer mit einem Holzschuh als Kopfkissen zu halten.

Nach Bauernfrauenart führte Else Emanuel jetzt im ganzen Hause umher. Sie zeigte ihm sowohl die Küche wie auch die Braustube, – wo die lächelnde Häuslerfrau ihm glückwünschend eine klatschnasse Hand reichte – und führte ihn dann in den Salz- und Milchkeller, wo sie ihm zu Ehren eine Partie frischgemachter Butter in ein Drittel schlagen ließ.

Schließlich gingen sie in den »Saak«, einem großen blaugetünchten Raum, der für sich an der andern Seite der Diele lag. An Möbeln war hier nur ein doppelter Kleiderschrank und drei große, grüngemalte Koffer vorhanden, in denen des Hauses Vorrat an Leinenzeug und Gedecken, und alte Familienerinnerungen verwahrt lagen. Else öffnete die Koffer einen nach dem andern, und Emanuel sah hier viele Dinge, die sein höchstes Interesse erregten. Da waren jahrhundertalte Brauthemden, Brustlatze und Wandbehänge kunstfertig bestickt und mit eingewebten Namen und Jahreszahlen, die eine jahrelange Arbeit gekostet hatten; außerdem alte Goldbrokat-Kopfbedeckungen und perlengestickte Mützen, die zu den Hochzeitstrachten der Vorfahren gehört hatten; Gebetbücher, Schuhspangen, Brustketten und silberne Knöpfe.

Else selbst war am meisten interessiert, ihren durch viele Jahre aufgesparten Vorrat an Leinwand, eigengemachten Stoffen und gesponnener Wolle zu zeigen; denn hierin bestand – woran Emanuel nicht dachte, und was er auch nicht verstanden haben würde – die hauptsächliche Mitgift der Kinder – da der Hof, der mit Anders Jörgens Tode zurückfiel, ein auf drei Generationen gepachteter Besitz war.

»Ja, das is alles, was wir gesammelt haben,« sagte sie, indem sie ihre Schätze Stück für Stück hervorholte und ihre Hand gleichsam liebkosend darüber hingleiten ließ. »Es is' ja grad' nich' so viel, denn Anders und ich haben uns erst spät verheiratet, und die ersten Jahre hatten wir man unser knappes Auskommen, so daß nich' viel an Zurücklegen zu denken war. Wir haben ja auch oft Unglück mit dem Vieh und Mißernten gehabt, so daß wir man froh sein können, daß wir überhaupt so weit gekommen sind, wie wir sind. Damals, als ich anfing, an Anders zu denken, hat mir meine Mutter prophezeit, wir würden in'n Armenhaus und in 'n Elend enden, aber der liebe Gott hat es anders mit uns gewollt, und wir sind ihm auch von Herzen dankbar dafür.«

Ihr Kramen zwischen allen diesen aufgespeicherten Sachen erweckte allerlei alte Erinnerungen in ihr, und sie fing von selbst an zu erzählen, wie Anders und sie sich in ihrer Jugend gefunden hatten, während sie zusammen auf einem Hof in einem benachbarten Kirchspiel dienten. Von Bewunderung erfüllt lauschte Emanuel ihrem halb scherzenden Bericht, wie sie während der 15 Jahre bei fremden Leuten hatten dienen und allerhand Ungemach ertragen müssen, ehe sie zusammen so viel aufgespart hatten, daß sie sich häuslich niederlassen konnten; – und er empfand in diesem Augenblick eine neue Freude bei dem Gedanken, daß er diesem alten, strebsamen und treuen Ehepaar in ihrem Alter ein Trost und eine Stütze werden könne.

* * *

Währenddes hatte sich das Gerücht von der Verlobung aus dem Pfarrhaus in die Umgegend verbreitet und war um die Mittagszeit auch bis nach Skibberup gelangt. Anfangs hatte man nicht recht daran glauben wollen, als es sich aber herausstellte, daß der Kaplan am Vormittag zu Anders Jörgens hineingegangen und seither nicht

zurückgekehrt war, wurde man doch zweifelhaft. Im Laufe der letzten Stunden hatten die verschiedensten Gesichter – Kindern wie Erwachsenen gehörig – über den Gartenzaun oder durch den Torweg gelugt, um einen Blick von irgend etwas zu erhaschen, was ein wenig Klarheit in die Sache bringen konnte, und während nun Else und Emanuel sich im »Saal« befanden, wagten sich ein paar Frauen des Dorfes ganz in die Braustube hinein, wo sie mit der Häuslerfrau zu flüstern begannen.

Als hierdurch festgestellt wurde, daß das Gerücht wirklich die Wahrheit geredet hatte, entstand eine große Überraschung in dem ganzen Dorf. Niemand konnte sich jetzt mehr zurückhalten, alle mußten an den Zaun, um womöglich einen Schimmer von den Neuverlobten zu erhaschen, und als Else und Emanuel in die Stube zurückkehrten, saßen hier schon ein paar von den nächsten Freunden des Hauses, die gekommen waren, um Glück zu wünschen.

Ihnen folgten bald andere, und es schien wirklich, als ob Elses Furcht vor Klatsch und Mißgunst gänzlich unbegründet sei. Alle faßten das Geschehene offenbar als eine Art Ehre auf, die der ganzen Gemeinde, ja, dem ganzen Bauernstand widerfahren war ... eine lebende Besiegelung des Bundes, den man am Tag zuvor im Versammlungshaus geschlossen hatte.

Hansine, die gleich, nachdem die ersten Gäste erschienen, aus ihrer Kammer herausgekommen war, gab nun auch freilich durch ihre Art und Weise sich zu benehmen keinerlei Anlaß zu irgendwelchen Tuscheleien. Während die Freundin, die nicht von ihrer Seite wich, mit siegesstolzer Miene den Arm schützend um ihre Taille geschlungen hielt, saß sie selbst halb abwesend da und nahm schweigend und ganz verschämt die Glückwünsche der Freunde in Empfang.

Den ganzen Nachmittag war die Stube angefüllt mit fröhlichen und stolzen Skibberupern. Man mußte schließlich alle Türen und Fenster öffnen, um in der erstickenden Hitze Luft zu schaffen, und auch nicht einen Augenblick kam der Kaffeekessel aus dem Kochen. Selbst Weber Hansen fand sich ein und begrüßte das junge Paar mit seinem schiefen, zweideutigen Lächeln.

Emanuel ward schließlich ein wenig sonderbar zumute, die Glückwünsche aller dieser Menschen in Empfang zu nehmen, ehe er noch ernsthaft mit Hansine selbst gesprochen, ja, ohne eigentlich das Jawort von ihren eigenen Lippen gehört zu haben.

Er fing an, eifersüchtig zu werden auf diese große, rothaarige Ane, die sich wie eine Wächterin an Hansinens Seite aufgepflanzt hatte und unablässig ihre Hand in ihrem Schoß streichelte, – fast, als ob sie beide das Brautpaar wären!

Endlich fand er Gelegenheit – ohne daß andere es hörten –, sie zu fragen, ob sie nicht ein wenig draußen im Garten spazieren gehen wollten.

Sie stand sofort auf. Aber Ane schloß sich ihnen an. Es war, als fühle sie sich »als Hansinens beste Freundin« berechtigt, an der Vertraulichkeit der Beiden teilhaftig zu sein.

Emanuel wurde es diesmal schwer, seine Ungeduld zu beherrschen, und nachdem sie ein paar Minuten im Garten umhergegangen waren, machte er den Vorschlag, in die Stube zurückzukehren.

Indem sie aber hineingehen wollten, legte er die Hand auf Hansines Arm und sagte laut und bestimmt: »Ich möchte übrigens gern mit dir über etwas reden, Hansine.«

Er sah, daß sie zu zittern begann. Diesmal hatte sie den Wink verstanden. Nach kurzem Zaudern zog sie die Hand aus dem Arm der Freundin und sagte zu ihr:

»Willst du nicht lieber hineingehen und Mutter beim Kaffee helfen? Ich komme gleich.«

Anes Gesicht nahm erst einen verständnislosen, dann einen höchst gekränkten Ausdruck an. Ohne ein Wort zu sagen, wandte sie sich um und verließ sie.

Hansine und Emanuel gingen langsam denselben Weg zurück, den sie gekommen waren. Keines von beiden sprach. Als sie aber eine Laube am äußersten Ende des Gartens erreichten, wo niemand sie sehen konnte, außer einem kleinen Vogel, der oben im Laubwerk saß und piepste, da ergriff er ihre beiden Hände und stand lange schweigend da und betrachtete sie. Sie war blaß und sah ein paarmal schnell und scheu zu ihm auf. Sie wartete darauf, daß er reden würde. Als er sie aber nur immer unverwandt mit seinem zärtlichen und fragenden Blick anstarrte, da schmiegte sie sich schließlich freiwillig an ihn und schloß die Augen, – und er drückte den ersten Kuß auf ihre Stirn.

Vierter Teil

Als Kaufmann Willing am Sonntag nach der Zusammenkunft im Skibberuper Versammlungshaus des Morgens seinen Laden öffnete, stand da unten an der steinernen Treppe die gewöhnliche kleine Schar zerlumpter und verkommener Gestalten, Männer und Frauen, die mit leeren, unter den Schürzen und Röcken verborgenen Flaschen voller Ungeduld darauf warteten, daß die Tür sich auftun würde. Mit einem stummen und scheuen Morgengruß schlüpfen sie einer nach dem anderen hinter dem Rücken des Kaufmannes hinein und legten mit zitternden Händen ihre grüspanigen Kupfermünzen auf den Ladentisch, während der Lehrling die Flaschen am Branntweinanker in der Ecke füllte; worauf sie ebenso still hinausschlüpfen und von dannen eilten – ein jeder seinen Weg über die Felder einschlagend.

Währenddessen war Willing auf der steinernen Türschwelle stehen geblieben, in gestickten Morgenschuhen, eine graue Leinwandmütze auf seinen großen, fetten Kopf gedrückt. Seine Daumen hingen in den Ärmellöchern der Weste; die übrigen Finger trommelten auf seiner Brust, während sein späher Blick seine gewohnte Morgenwanderung ringsumher durch das Dorf machte, in den Höfen herumforschte und in alle Ecken und Winkel schlich, wie ein Fuchs, der auf Beute ausgeht. Er konnte von seiner Tür aus fast das ganze Dorf übersehen, konnte riechen, was auf allen Herden gekocht und gebraten wurde und sofort feststellen, ob die Kaffeebohnen und die Gewürze in seinem Laden gekauft waren. Vejlby bestand nämlich nur aus sieben, acht Gehöften und einigen kleinen Häusern. Die Höfe waren alle neu und nach derselben Zeichnung erbaut, aus denselben nüchternen, gelben Steinen, mit einer langen, langweiligen Fensterreihe nach dem Dorfteich hinaus, mit einem hohen Zementsockel und einem Schieferdach. Vor oder neben jedem Hause lag ein Streif Gartenland mit frischgepflanzten Bäumen, die langen Besen glichen und weder Schutz noch Schatten gaben. Eine Feuersbrunst hatte vor einigen Jahren in einer einzigen Nacht das ganze Dorf in Asche gelegt und nur die Kirche, das Pfarrhaus und ein paar kleine Hütten verschont, die ein wenig höher, als das übrige Dorf gelegen waren.

Obwohl die Uhr nicht mehr als sieben war, brannte die Sonne ganz heiß. Nicht eine Wolke stand am Himmel, und bei dem leisesten Windhauch stieg ein Nebel von Staub über dem Dorf und den angrenzenden Feldern auf. Das Gras an den Gärtengraben und an der hohen Dornhecke des Pfarrgartens, die nach dem Wege zu lag, war so mit Staub bedeckt, daß es aussah, als sei es gekalkt; und in dem kleinen, steingefaßten Dorfteich war die Wasserfläche mit einer öligen Haut überzogen, die in den Strahlen der Sonne in allen Regenbogenfarben schillerte. In einem der Torwege stand ein Mann und putzte Pferdegeschirr; am Giebel eines anderen Bauerhauses war ein Knecht damit beschäftigt, seine Sonntagskleider zu klopfen und zu bürsten. Rings umher spürte man die festliche Geschäftigkeit des Sonntagmorgens.

Kaufmann Willing sandte tiefbekümmerte Blicke zum Pfarrhause hinauf, dessen rote Ziegeldächer majestätisch zwischen den hohen Baumkronen des Parkes aufleuchteten. Würde er nur, was heute geschehen würde! Er hätte gern hundert Kronen an die Armen gezahlt, hätte er nur eine halbe Sekunde in das »dunkle Chaos der Zukunft« schauen dürfen, so wie er sich in Gedanken ausdrückte, weil er überhaupt eine Schwäche für

hochtönende Redensarten hatte. Daß es jetzt wirklich Propst Tönnesens Absicht war, seine ganze Macht aufzubieten, um den Geist der Empörung in der Gemeinde zu unterdrücken, darüber konnte kein Zweifel mehr herrschen, nachdem er neulich durch Anschlag am Torweg des Schmieds bekannt gemacht hatte, daß er in Zukunft selbst in beiden Kirchen zu predigen gedenke, an diesem Sonntag zuerst in Skibberup. Würde es ihm aber gelingen? Hatte die Verblendung nicht schon eine solche Übermacht gewonnen, daß jeder Widerstand vergeblich war?

Vor sieben Jahren hatte sich Kaufmann Villing hier im Dorfe niedergelassen und seine »Kolonial-, Spezerei-, Delikatessen- und Diversehandlung en gros und en detail« eröffnet, mit dem festen Vorsatz, sich – im Interesse seines Geschäftes – niemals in die Streitigkeiten der Bevölkerung zu mischen. Mit einer Bescheidenheit, durch die man sich in beiden Lagern hatte zufrieden stellen lassen, erklärte er damals einem jeden, der den Versuch machte, ihn für seine Partei zu gewinnen, daß er »nur ein einfacher Kaufmann« sei, der sehr wohl einsähe, daß er hier im Kirchspiel einzig und allein die untergeordnete Aufgabe habe, der Bevölkerung so reelle und preiswerte Ware wie möglich zu verschaffen und durch prompte Expedition und leichte Abwicklungsbedingungen die Kunden zu befriedigen, die ihn mit ihrem Vertrauen beehren wollten. Aber nachdem Weber Hansen dessen ungeachtet vor ein paar Jahren einen sogenannten »Konsumverein« in Skibberup eingerichtet und ihm dadurch mehr als die Hälfte seines Kundenkreises entzogen, hatte er plötzlich eingesehen, zu welcher Verderbnis die große Volksaufklärung der modernen Zeit führte, und daß es für alle recht denkenden Bürger jetzt gelte, sich unverbrüchlich zusammenzuschließen, um das Land gegen die Anmaßungen des unwissenden Volkes zu schützen. In seinen mißmutigen Augenblicken sah er im Geiste, wie der verbrecherische Eigenwille der Skibberuper sich über die Gegend, ja über das ganze Land ausbreiten würde; daß Konsumvereine und Genossenschaftsunternehmungen wie giftige Pilze in jedem Dorf aufschießen würden, während alte, auf fachliche Ausbildung und Sachkenntnis begründete Geschäfte unbarmherzig zugrunde gerichtet würden. Wie sah es nicht bereits im öffentlichen Leben aus? Drängten sich dort die Bauern nicht überall vor und erzwangen sich die Herrschaft? Drüben in Kyndby hatten sie neulich zwei Gutsbesitzer, ja sogar einen Jägermeister aus dem Ortsvorstand herausgeschmissen und an ihrer Stelle drei Männer gewählt, die kaum ihre Namen schreiben konnten. Und im Reichstag? Gott seis geklagt! Bauern, Bauern und nichts als Bauern!

Wenn die Unterhaltung in Billings Garten jetzt auf die Skibberuper und ihr Treiben kam, und namentlich, wenn sich unter den Anwesenden ein paar von den kleinen Hufnern draußen am Gemeindeanger befanden, von denen es hieß, daß sich bei ihnen beginnende Neigungen zu Weber Hansens Versammlungssaal regten, dann trat er sofort als deklamierender Agitator auf.

»Ich bin wahrlich kein Feind der Freiheit!« rief er aus, während sein bleiches Gesicht sich rosenrot färbte in selbstgefälligem Eifer. »Ich finde nur, man soll überall die Sachkenntnis respektieren. Nicht wahr –, die Sachkenntnis, meine Herren, der sollen und müssen wir uns in allen Verhältnissen unterordnen. Das muß doch jeder verständige Mann einräumen. Wenn man sich ein Brillen kaufen will, geht man doch nicht zu einem Schneider, und wenn man sich einen Zahn ziehen lassen will, sucht man sich einen Arzt auf und geht nicht zu einem Advokaten oder einem Schornsteinfeger; habe

ich nicht recht mit diesen meinen Argumentationen?« schleuderte er heraus und tat gleichzeitig einen tiefen Griff in seinen einen Backenbart, den er darauf hastig um einen Finger wickelte, während sein Blick schwer über die Zuhörer hinglitt. Dann fuhr er fort: »Wenn heutzutage jeder Arbeiter glaubt, daß er sich darauf versteht, ein Kaufmannsgeschäft zu betreiben, oder wenn der erste beste Handwerker meint, daß er imstande ist, Seelsorger für seinen Nächsten zu sein –, so ist das doch ebenso unsinnig, als wenn sich ein Großhändler plötzlich als Weber niederlassen, oder als wenn ein Pfarrer Steine am Wege schlagen wollte – und hat man wohl je dergleichen gesehen?« Abermals eine Kunstpause und ein triumphierender Blick, unter dessen Gewicht die überzeugten Hufner beschämt die Augen zu Boden senkten. »Und was wird die Folge sein? Was für Waren sind es zum Beispiel, die diese sogenannten Konsumvereine ihren Kunden bieten?

Lauter Ausschuß natürlich ... halbverdorbene Sachen, die kein Grossist die Frechheit haben würde, einem ausgelernten Kaufmann anzubieten. Wollen die Herren gefälligst einen Blick auf diesen Reis tun, von dem ich kürzlich eine größere Partie erhalten habe? Ich möchte wohl das Konsumgeschäft sehen, das imstande ist, eine solche Ware zu liefern! Nicht wahr? Betrachten Sie nur genau jedes einzelne Korn. Eine einzig dastehende Qualität. Lauter Fett, lauter Nährwert! ... Wünschen vielleicht einige von den Herren ein paar Pfund zur Probe?«

So hatte Kaufmann Willing in den letzten Jahren zu Propst Tönnesens geschworenen Anhängern gehört. Er hatte eingesehen, daß mit der Macht und Autorität dieses Mannes im Kirchspiel seine Existenz hier bestand oder fiel. Die Nachricht von der Verlobung des Kaplans hatte ihn deswegen wie ein Faustschlag vor die Brust getroffen; er hatte buchstäblich nach Luft schnappen müssen. Es war ihm augenblicklich klar, daß die Skibberuper hiermit Trumpf-Aß in die Hand bekommen hatten. Freilich hieß es, der Propst habe eine Klage über den Kaplan beim Bischof eingereicht und bei ihm Herrn Hansteds sofortige Versetzung beantragt; aber man konnte sich selbst sagen, daß die Skibberuper diese Herausforderung nicht unbeantwortet lassen würden. Einige behaupteten denn auch, Weber Hansen habe mit seinem gewöhnlichen schadenfrohen Lächeln geäußert, jetzt wäre nicht eher Friede in der Gemeinde, ehe der Propst aus dem Vejlbyer Pfarrhof hinausgejagt sei, – und was der Weber lächelnd gelobte, pflegte er auch zu halten.

Mit einem mißmutigen Kopfschütteln ging Villing in seinen Laden, wo er seiner Gewohnheit gemäß seine schlechte Laune über den Lehrling ausließ, einem mageren, kellerbleichen Großstadtkinde, das »durch Gottes Fügung« – wie er sich mit seinem Hang zu hochtrabenden Redensarten ausdrückte, und mit welchen Worten er sich auf eine Annonce in der Adressenzeitung bezog – kürzlich seiner Obhut anvertraut worden war.

»Schnaub' dich aus, Bengel!« rief er dem kleinen Burschen zu, der sich gleichsam vor Angst in die finsterste Ecke des Ladens verkrochen hatte, wo er mit einer Kümme Kaffee in der einen und einem Schmalzbrot in der anderen Hand saß. »Dir läuft ja das reine Zweigroschenlicht aus 'n Schnabel raus!... Und immer und ewig sitzt du da und mästest dich, so daß es geradezu unappetitlich anzusehen ist. Ja, wie ich dir schon so oft gesagt habe – fressen, das kannst du, als wenn es sich um die große Freß-Medaille

handelte – aber ein Pfund Zucker abwiegen, so wie es abgewogen werden muß, das lernst du nie im Leben!«

Er wurde in seinem Wortschwall durch den Eintritt eines Kunden unterbrochen.

Nach einer Weile erschien noch einer, und im Laufe der folgenden Stunden bis zur Kirchzeit herrschte ein so lebhafter Verkehr von Leuten aus dem Dorf, daß der Laden fast ununterbrochen gedrängt voll war. Die meisten kamen freilich mehr, um die Zeit eine Weile mit Plaudern totzuschlagen, als um zu handeln. Der Laden des Kaufmannes war der gewöhnliche Sammelplatz der Männer, wohin man sich mindestens einmal am Tage begab, um Neuigkeiten aus der Gemeinde zu hören, die Post abzuholen und sich nach den Tagespreisen zu erkundigen.

Die Stimmung unter den Besuchern war heute morgen ungewöhnlich gedrückt. Doch waren es weniger die neuen Friedensstörungen der Skibberuper, als die anhaltende und namentlich für alle hochgelegenen Acker verhängnisvolle Dürre, die in diesen Tagen die bittere Mutlosigkeit der Vejlbyer Bauern bewirkte. Seit mehreren Wochen war kein Tropfen Regen gefallen. Ringsumher auf den Gipfeln der Hügel waren die Saatkeime schon ganz gelb, und das Gras welkte völlig hin. Unten in den tiefen Talniederungen der Skibberuper und auf ihren kleinen Wiesenstrecken nach dem Strand zu stand dahingegen alles noch grün und kräftig. Es war fast, als habe der liebe Gott gerade das Wetter nach dem Bedarf der aufrührerischen Skibberuper abgepaßt.

Wenn der Regenmangel noch viele Tage anhielt, konnte man einen förmlichen Mißwachs in diesem Teile des Kirchspieles befürchten, und nicht alle Bauern in Vejlby saßen so sicher auf ihren Höfen, wie ihre neuen Wohnhäuser und hohen Scheunen vermuten ließen. Jene furchtbare Brandnacht hatte allerlei Wohlstand erschüttert, wie sie auch nicht ganz ohne Schuld war an der Gedrücktheit der Gemüter und der leicht hervorgerufenen Mutlosigkeit, die sie bisher zu so willenslosen Gerätschaften in den Händen des Propstes gemacht hatte. Es war, als brüteten sie noch immer über den Erinnerungen an das rote Flammenmeer, das im Laufe von ein paar Stunden ihr Dorf und all ihr bewegliches Hab und Gut in eine rauchende Brandstätte verwandelt hatte, von der nur die nackten Schornsteinmauern der Häuser und die verkohlten Baumstämme der Gärten gespensterhaft aufragten. Es war, als sähen sie noch immer die Haufen von toten und verbrannten Leibern der Pferde, Kühe und Schweine vor sich, die Berge von zerbrochenem Mobiliar und rußgeschwärzten Balken, diesen ganzen Schutthaufen von Leichen, Gerümpel und Asche, auf den die Sonne des kommenden Morgens ihre Strahlen warf.

Hinter seinem Ladentisch bewegte sich Kaufmann Villing mit gespitzten Ohren, um die verschiedenen, halblauten Unterhaltungen zu verfolgen, die von den Bauern ringsumher in dem Lokal geführt wurden, und die Knie wurden ihm jedesmal ganz weich, wenn er Weber Hansens Namen nennen zu hören glaubte. Trotzdem versäumten weder er noch seine Frau, die inzwischen in frischgebügelmtem rosa Kattunkleid im Laden erschienen war, ihre Obliegenheiten als Geschäftsleute; galt es doch, Vorteil aus der Anwesenheit so vieler Menschen zu ziehen. Durch das dumpfe Gedröhne der schweren Stiefel, Holzschuhe und Menschenstimmen hörte man beständig entweder Billings Kommandorufe zu dem verwirrten Lehrling hinüber: »Ludwig! Einen Mittel-Priem für Hans Ohlsen – von bester Sorte, feinste Qualität! Und ein Pfund Kandis! Aber volles Maß, hörst du! Keine Knauserei bei Hans Ohlsen, das

bitt' ich mir aus!«—Oder die sanfte, überredende Stimme der Frau: »Wollen Sie sich nicht gleich ein Stück Baumwollstoff ansehen, Maren Hansen? Ich kann Ihnen garantieren, daß Sie solche Ware nirgends unter dem doppelten Preise finden! Aber es ist nun mal unser Geschäftsprinzip, wenn wir selbst einen guten Einkauf gemacht haben, daß unsere Kunden auch davon profitieren sollen.«

Da rief plötzlich ein Mann von der Tür her:

»Jetzt kommt der Propst!«

Alle wandten sich den Fenstern zu, und einen Augenblick später fuhr Tönnesen in heruntergeschlagener Kutsche vorbei – auf dem Wege zum Frühgottesdienst in Skibberup. Er saß allein auf dem breiten Sitz, leicht zurückgelehnt, die Hand selbstbewußt auf dem Rücken der Wagentür. Willing, der auf eine halb herausgezogene Schublade gestiegen war, um sehen zu können, stieß unwillkürlich einen kleinen Ruf aus. Der Anblick der Hünengestalt des Propstes, so wie er da in der feierlichen Amtstracht an ihm vorüberrollte, bestrahlt von der Sonne des Himmels, rief bei ihm einen so überwältigenden Eindruck von unbezwinglicher Kraft und gottbegnadeter Majestät hervor, daß er fühlte, wie ihm das Herz schwoll, und von neuem begann die Hoffnung auf den Sieg der Fachbildung und Sachkenntnis sich in ihm zu regen.

* * *

Draußen vor der einsam gelegenen Kirche von Skibberup hatten sich inzwischen mehrere hundert Menschen angesammelt. Nie hatten die melancholischen Baßtöne der alten Kirchenglocken über eine so zahlreiche Versammlung dahingeschallt, jedenfalls nicht über eine weniger feierlich gestimmte. Auf dem öden Kirchhof regte sich ein Leben, wie auf einem Marktplatze. Ringsumher standen und saßen Gruppen von Männern und Frauen, die alle vor Eifer und Spannung gleichlaute Stimmen und rote Köpfe hatten. Man hatte sich ringsumher auf den Grabsteinen gelagert; man rief einander über die Gräber hinweg zu, überall war da ein Zusammenströmen, ein Durcheinanderschwatzen, daß man die Kirchenglocken kaum hören konnte.

In dieser kriegerischen Unruhe bewegte sich Weber Hansen still und lächelnd umher, wie eine Katze in einer Milchstube. Er fühlte sich wieder als Beherrscher der Situation. Im täglichen Leben konnten die Skibberuper ja freilich über ihn murren und sein sonderbares, zuweilen ganz unverständliches Wesen und Vorgehen bekritteln, aber in unruhigen Zeiten scharte man sich mit unerschütterlichem Vertrauen um ihn – und heute bereitete man sich wirklich auf eine Hauptschlacht vor.

Im ersten Augenblick, nachdem Propst Tönnesens Anschlag an dem Tor der Schmiede erklärt hatte, daß er jetzt den Kampf in voller Rüstung aufzunehmen gedenke, hatte in Skibberup einige Uneinigkeit geherrscht bezüglich der Art und Weise, wie man ihm am besten begegnen solle. Einige von den älteren Bauern waren angefangen, ängstlich zu werden, und selbst der große Zimmermann Nielsen hatte sich auf einer Versammlung eines »Gemeinderats«, den man in aller Eile gebildet hatte, für »ein besonnenes, wenn auch bestimmtes« Auftreten erklärt.

Unter den jüngeren Leuten hingegen war die Stimmung überwiegend dafür gewesen, daß man sich, so wie in früheren Zeiten, der Kirche ganz fern halten und den Propst

seine Wut vor leeren Bänken austoben lassen sollte; man könne sich obendrein noch nach dem Gottesdienst am Wege versammeln und vielleicht, wenn der Propst vorbeifuhr, ihn mit einem Pfeifkonzert empfangen. Aber auf Weber Hansens Vorschlag hatte man diesen Kriegsplan geändert und nun beschlossen, daß man im Gegenteil vollzählig zum Gottesdienst erscheinen wolle, um so viele Zeugen wie möglich gegen den Propst zu haben, falls er – was ja zu erwarten war – sich in seiner Predigt vergaloppieren sollte. Es war die Absicht, ihn mit der vollsten Ruhe anzuhören. Aber überschritt er in seiner Rede eine gewohnte Schicklichkeitsgrenze, so sollte sich die ganze Gemeinde auf ein von Weber Hansen gegebenes Zeichen erheben und die Kirche verlassen, um später eine von allen Anwesenden unterzeichnete Klage an das Stift einzusenden.

Als der Wagen des Propstes draußen zwischen den nördlichen Hügeln sichtbar wurde, fingen die Frauen an, sich in die Kirche zu begeben, wohingegen die Männer sich zu beiden Seiten des Einganges versammelten, um hier den Propst in Scharen und ohne zu grüßen, zu empfangen. Das geschah ebenfalls auf Vorschlag des Webers. Wie er gesagt hatte: »Es steht nirgends geschrieben, daß die Leute den Hut vor ihrem Propst abnehmen sollen.«

Dies kleine einleitende Scharmützel mißlang jedoch zum Teil, indem einigen im entscheidenden Moment der Mut gänzlich abhanden kam, während die rechte Hand anderer gleichsam unter dem Einfluß eines unbezwinglichen Instinkts halbwegs an die Mütze hinauffuhr, als der Propst vorüberging.

Ein paar Minuten später, noch bevor alle Menschen in die Kirchentür hineingekommen waren, begann der Gesang unter der Leitung des Hilfslehrers Johansen.

Der Gesang klang nicht übel, obgleich die ganze Gemeinde, Männer wie Frauen, sofort mit herausfordernder Kraft einstimmten. Was man auch immer der alten düsteren Mönchskirche übles nachsagen konnte – und ihre feuchte Kellerluft und ihre grauschimmigen Gewölbe waren oft die Zielscheibe des Spottes in Weber Hansens Versammlungssaal gewesen – sie besaß auf alle Fälle eine wohltuende Macht, die rohe Kraft der Stimmen zu brechen und zu mildern. Die hohen Deckenbogen sammelten das verwirrte Tongewimmel zu friedlichen Harmonien und warfen es als Melodie zurück. Ja, sogar das unaufhörliche Husten und Räuspern der Gemeinde und das kräftige Nasenputzen des Propstes vor dem Altar wurde von den Wölbungen mit einer Feierlichkeit wiedergegeben, mit einem überirdischen Klange zurückgeworfen, der unwillkürlich zur Andacht stimmte. Nachdem zwei Gesänge gesungen waren, zog sich Hilfslehrer Johansen in seinen geschlossenen Stuhl zurück. Mit widerhallenden Schritten ging Tønnesen durch die Kirche und stieg die Treppe der Kanzel hinauf, deren Stufen unter dem Gewicht seines schweren Körpers krachten.

In diesem Augenblick vernahm man das Geräusch eines Wagens, der draußen auf dem Wege halt machte; und gerade, als der Propst das Einleitungsgebet begann, ward die Kirchentür von einem älteren, schwarzgekleideten Manne geöffnet, der einen weißen, leinenen Rock nachlässig über dem einen Arm hängen hatte.

Der Anblick dieser Erscheinung erregte in der ganzen Kirche eine Bewegung, die nicht viel größer hätte sein können, wenn sich der liebe Gott selbst hier plötzlich der

Gemeinde offenbart hätte. Sogar Weber Hansen, der sich an dem mittelsten Pfeiler aufgestellt hatte, damit alle in der Kirche ihn sehen konnten, schien einen Augenblick die Fassung zu verlieren; sein sonst so beherrschtes und katzenkluges, kleines Gesicht bekam plötzlich einen ganz schafsdummen Ausdruck vor Erstaunen.

In der untersten Stuhlreihe auf der Männerseite, wohin sich der Fremde begab, erhob man sich sofort, um die Bank zu räumen. Aber mit einer Handbewegung bat er sie, sich nicht stören zu lassen und nahm ruhig Platz neben einem dicken Bauersmann in der einen Ecke des schon im voraus dicht besetzten Stuhles.

Der einzige in der ganzen Kirche, der weder den fremden Mann, noch das Aufsehen, das seine Ankunft hervorrief, bemerkt hatte, war Propst Tönnesen. Als er das einleitende Gebet beendet hatte, griff er nach dem Altarbuch und begann mit erhobener Stimme den Text des Sonntags zu verlesen. Dahingegen hatte Hilfslehrer Johansen sofort die sonderbare Unruhe in der Versammlung entdeckt, und als er den Kopf aus seinem geschlossenen Stuhl hinaussteckte und den Fremden erblickte, standen ihm alle seine gebrannten Locken zu Berge, wie eine Handvoll Spahne. Mit einem entsetzten Blick sah er zu dem Propst empor, als wolle er ihm ein Zeichen geben. Tönnesen aber fuhr unbeirrt mit seiner Vorlesung fort, und als er damit fertig war, putzte er die Nase, so daß es aus allen Ecken der Kirche widerhallte, stemmte dann beide Hände auf die Kanzel und begann zu reden.

* * *

Zur selben Zeit ging Emanuel, eine muntere Melodie vor sich hinsummend, den Fußsteig entlang, der von dem Vejlbjyer Gemeindeanger nach Skibberup hinabführte. Er hatte seinen bisher so unentbehrlichen seidenen Regenschirm mit einem ländlichen Eichenstock vertauscht, statt seiner früheren Kopfbedeckung aus dunkelbraunem Plüsch trug er einen einfachen Strohhut mit breitem Rande. Die rastlose Bewegung in freier Luft in der sengenden Frühlingssonne hatte während dieser acht Tage sein Gesicht rot versengt und es auf dem Nasenrücken und unter den Augen mit kleinen, gelblichbraunen Sommersprossen bedeckt, während sein blonder Christusbart gebleicht war, so daß er sich fast weiß von der stark gefärbten Haut abhob.

Von der Beschaffenheit der Gärung und Unruhe, die er im Laufe der letzten Woche in der Gemeinde hervorgerufen, hatte er bisher nur eine unklare Vorstellung. Da er im Augenblick selber der Gegenstand des Kampfes war, hatten die Skibberuper – alles auf Vorschlag von Weber Hansen – ihn nicht in ihre Pläne eingeweiht; und da seine Schwiegereltern aus demselben Grunde jede Einmischung in den Streit vermieden hatten, wußte er nur, daß man die Absicht habe, auf irgendeine Weise Einspruch zu erheben gegen seine Ausschließung von jeder kirchlichen Wirksamkeit. Es war ursprünglich seine Absicht gewesen, selbst den dünnen Faden abzuschneiden, der ihn noch an das Pfarrhaus band, indem er sofort auszog und sich bei einer Skibberuper Familie einmietete, die ihm ein paar Zimmer angeboten hatte. Als er aber hörte, daß der Propst wirklich eine Klage gegen ihn bei dem Bischof eingereicht hatte, entschloß er sich, zu bleiben, damit es nicht so aussehen solle, als fürchte er, gegebenen Orts die Verantwortung für seine Handlungen zu übernehmen.

Im übrigen verbrachte er fast den ganzen Tag bei seinen Schwiegereltern, wodurch er jedes Zusammentreffen mit Tönnesen und Fräulein Ragnhild vermied, und außerdem war er noch so erfüllt von seinem jungen Liebesglück und von dieser ganzen neuen Welt, die ihm Anders Jörgens Haus und Stall und Feld und Vieh erschlossen hatten, daß er nur halb auffaßte, was sich sonst um ihn her zutrug.

Endlich mußte er sich auch mit seinen eigenen Zukunftsplänen beschäftigen, und darüber vergaß er oft ganz den Kampf des Augenblickes. Er war fest entschlossen, sich zu verheiraten, sobald die Verhältnisse es nur einigermaßen gestatteten. Für sein mütterliches Erbe, das sich auf einige tausend Kronen belief, wollte er sich eine kleine Bauerstelle irgendwo im Kirchspiel kaufen und sich in Zukunft ausschließlich als Landmann ernähren. Für die Tätigkeit, die er möglicherweise als Pfarrer und Lehrer in der Gemeinde ausüben würde, wollte er keine Bezahlung annehmen. Er wollte als freier und unabhängiger Mann auf seinem Hof leben und in allem sein Leben und sein Los mit seinen Freunden teilen. Er hoffte im Laufe eines halben Jahres seine Kenntnisse in der Landwirtschaft so weit zu fördern, daß er – mit Hansine an seiner Seite und außerdem mit dem Beistand guter Freunde – die Bewirtschaftung eines kleinen Gehöftes von zehn Tonnen Land mit einem Pferd, ein paar Kühen und ein paar Schafen ohne großes Risiko übernehmen konnte; weiter würden seine Mittel nämlich nicht reichen. Er hatte schon angefangen bei seinem Schwiegervater in die Lehre zu gehen, und hatte – so wollte es ihm selbst scheinen – in den wenigen Tagen bereits gute Fortschritte gemacht. Er hatte sich mit der Behandlung des Erdbodens vertraut gemacht, konnte beinahe ein paar Pferde fahren, sie vor den Wagen und den Pflug spannen und das Vieh füttern.

Draußen in Skibberup-Egede lag ein kleines Gehöft, das zurzeit zu verkaufen war, daran hatte er schon gedacht. Es war eine kleine Hufe, die in idyllischen Umgebungen in einer grünen Talmulde unmittelbar am Fjord lag. Die Gebäude waren etwas klein und baufällig; dafür war aber das Haus von einem ungewöhnlich schönen und großen Garten umgeben, und zu beiden Seiten der Haustür wuchsen Geißblatt und Steckrosen an den Mauern. Eines Abends hatte er mit Hansine von dem Gehöft gesprochen, die vorläufig die einzige war, der er seine Absichten anvertraute, und da es auch ihr gefiel, und sie überhaupt mit seinen Plänen einverstanden war, stand es für ihn so gut wie fest, daß dort ihr künftiges Heim sein sollte.

Er wußte schon genau, wie die Wohnung eingerichtet und ausgestattet werden, wie ihr Haushalt geführt und die Arbeit des Tages verteilt werden sollte. Vor allen Dingen sollte aller Luxus, alle Üppigkeit und jeglicher Müßiggang aus ihrem Hause verbannt sein. Das Mobiliar sollte aus einfachen, rotgemalten Föhrenholzmöbeln bestehen, und ihre Lebensweise derartig sein, daß auch der Ärmste sich nicht zu gering fühlen konnte, an ihrem Tische Platz zu nehmen. Am Morgen wollten sie mit der Sonne und der Lerche aufstehen, und am Abend, wenn die Arbeit des Tages beendet war, wollten sie Freunde in ihrer Stube versammeln, um sich gemeinsam mit ihnen durch Gesang, Unterhaltung, Vorlesen und Gebet zu erbauen. Er sah sich im Geiste schon selbst im Bauerkittel die Äcker auf und nieder gehen und pflügen, sah sich an stillen Sommerabenden auf den Fjord hinausrudern, um die Netze auszuwerfen und Reusen aufzustellen, während Hansine daheim in der Hütte beschäftigt: war und hin und wieder in die Haustür hinaustrat, um nach ihm auszusehen. Leibhaftig sah er ihre kleine, aufrechte Gestalt

unter dem Dachfirst stehen, die eine Hand in die Seite gestemmt, die andere an die Stirn erhoben, um die Augen zu beschatten, während sie in Gedanken mit dem leisen kindlich sanften Lächeln lächelte, das sie von ihrer Mutter geerbt hatte, und das plötzlich zwischen den ernsten Linien des Gesichtes aufleuchten konnte, wie ein Sonnenblick zwischen den Baumstämmen eines Tannendickichts. Ja, noch weiter hinaus in die Zukunft flogen seine glückberauschten Gedanken. Er sah ihre Kinder am Strande laufen und spielen, wie eine Schar munterer Vögel ... keine skrofulös bleiche Kulturmißgeburten in Sammetblusen und mit altklugen Zügen, sondern eine gesunde und starke Freiluftsbrut mit Bauerrosen auf den Wangen und klaren, wellenblauen Augen!

Er war indes auf den Hügelkamm hinaufgelangt, der sich um Skibberup herumzog und sah jetzt hinab auf das fast menschenleere Dorf, dessen viele kleine Fruchtgärten noch in halbwelkem Blumenflor standen. Als er ein Stück des Abhanges hinabgegangen war, blieb er plötzlich stehen –, er hatte Hansine erblickt, die draußen in der kleinen Koppel hinter dem Hause der Eltern kauerte, damit beschäftigt, einem mutterlosen Lamm aus einer Saugflasche Milch zu geben. Ganz bezaubert von diesem Anblick blieb er lange regungslos stehen, mit einem glücklichen Lächeln um die Lippen. Sie trug dasselbe kirschrote Sonntagskleid, das sie das erstemal angehabt, als er sie so recht eigentlich gesehen hatte und worin er sie deshalb am allerhübschesten fand. Dazu eine weiße Schürze und einen großen weißen Kiepenhut, der den ganzen Kopf verbarg.

In einem plötzlichen Anfall von Ausgelassenheit, der ihn vergessen ließ, daß es Kirchzeit war, hielt er die Hand vor den Mund und rief: »Kuckuck!« Sie sah schnell auf; und als sie ihn gewahrte, nickte sie zu ihm hinaus, verließ aber ihr Lamm nicht. Erst als er ganz zu ihr herangekommen war, stand sie auf und reichte ihm die Hand. Mit einem »du Liebe!« schlang er den Arm um sie und drückte einen Kuß auf ihre frische Wange. Sie war allmählich ziemlich vertraut mit ihrem Verhältnis zu Emanuel geworden, errötete jedoch noch jedesmal, wenn er sie küßte; und um ihre Verlegenheit zu verbergen, begann sie sofort und mit großem Eifer von allem zu erzählen, was sich im Hause zugetragen, seit sie sich am vorhergehenden Abend getrennt hatten, – von einer Sau, die Ferkel geworfen, von einer Kuh, die sich über Nacht im Stall losgerissen hatte, und von der Sahne, die beim Buttern keine Butter hatte geben wollen. Emanuels Interesse für Feld und Stall hatte ihre eigene Anteilnahme an allen diesen alltäglichen Sachen wieder wachgerufen, hatte diese gleichsam veredelt und überhaupt ihr Heim für sie erneuert.

Er hatte währenddes die Hand unter ihren Arm geschoben, und in langsamem, vertraulichem Gang näherten sie sich dem Hause. Hier stand Else halb entkleidet hinter dem geöffneten Schlafstufenfenster, im Begriff, ihr starkes, stahlgraues Haar zu kämmen. Weit davon entfernt, sich durch Emanuels Kommen erschrecken zu lassen, nickte sie sogar zu ihm hinaus und zog nur ein Handtuch, das sie um die Schultern gelegt hatte, vorn am Halse fester zusammen.

»Guten Morgen, Schwiegermutter,« erwiderte Emanuel munter ihren Gruß, »wie geht es denn heute?«

»Ach ja, danke, ganz gut! ... Die große Sau hat über nacht Ferkel bekommen.« »Ja, das höre ich; wie viele sind es denn?«

»Zwölf Stück, glaub' ich!«

»Nun, das ist ja aller Ehren wert.« Er sah sich um und fügte hinzu: »Wo ist Schwiegervater? Ist er in der Kirche?«

Else warf erst ihm, dann Hansine einen prüfenden Blick zu. Hast du etwas verraten? fragten ihre Augen.

Else wie auch Hansine hatten nämlich seit dem gestrigen Tage sehr wohl Bescheid darüber gewußt, was in diesem Augenblick da draußen in der Kirche vor sich gehen würde, aber sie hatten beschlossen, es Emanuel nicht zu erzählen, denn sie hatten das Gefühl, daß er Weber Hansens Vorgangsweise nicht recht billigen würde und wünschten doch nicht, daß er sich hindernd in den Weg stellen sollte.

»Anders ist auf die Wiese gegangen, um sich nach dem jungen Vieh umzusehen,« sagte sie, durch Emanuels Ausdruck beruhigt.

»So – wir müßten jetzt wohl eigentlich füttern.«

»Er kommt auch wohl gleich wieder. Übrigens bist du nun wohl schon so tüchtig, daß du allein füttern kannst, wenn es dir Pläsier macht.«

Emanuel lächelte.

»Ich kann es ja versuchen,« sagte er und ging in Oles Kammer neben dem Stall hinüber, um sich umzukleiden.

Hansine stieg langsam die steinerne Treppe nach der Braustube hinauf; sie wollte hineingehen, um sich nach dem Mittagessen umzusehen. Auf der obersten Stufe blieb sie einen Augenblick stehen, und während sie das Band des Kiepenhutes unter dem Kinn löste, warf sie einen unruhig spähenden Blick über die kleine Pforte zwischen den Wirtschaftsgebäuden, die nach dem Kirchenwege führte.

»Noch ist niemand zu sehen,« sagte sie zur Mutter, während das einzige bittere Gefühl, das in ihrem Herzen zurückgeblieben war, der rechtgläubige Skibberuper Haß auf Propst Tönnesen, aus ihren dunkelblauen Augen leuchtete.

... Emanuel trat in den Kuhstall, bekleidet mit einem langen Kittel aus Sackleinwand mit einem Gürtel und ein Paar Holzschuhen mit Lederkappen. Es war das erstemal, daß er die Fütterung ohne Hilfe des Schwiegervaters unternahm, und er konnte nicht umhin, sich deswegen ein wenig beklommen zu fühlen. Die Ungeschicklichkeit seiner Bewegungen und die übertriebene Gewissenhaftigkeit, mit der er die verschiedenen Rationen nach den erlernten Vorschriften abwog und abmaß, verrieten auch noch den ungeübten Arbeiter. Mit einer Genauigkeit, als handle es sich um die Herstellung eines wichtigen Medikamentes löste er einige Rappkuchen in einem Eimer Wasser auf und rührte den dadurch entstandenen Brei mit einer Mischung von Kleie, Schrot und gehobelten gelben Wurzeln zusammen. Die gesamte Masse verteilte er dann gleichmäßig unter die Milchkühe. Zwei Trockenkühen gab er einen Scheffel Kohlrabi, und schließlich erhielt jede Kuh eine Zuprobe von Gerstenstroh, das er mit ziemlicher Mühe oben vom Lattenboden herunterholte.

Er wurde schnell warm von der Arbeit und fühlte nach der glücklichen Vollendung die Zufriedenheit mit sich selbst und das Wohlbehagen, das körperliche Beschäftigung dem ungeübten Arbeiter verschafft. Er meinte schon nach Verlauf dieser wenigen Tage

spüren zu können, wie seine Muskeln wuchsen und wie das Blut frischer und wärmer durch seinen Körper rollte. Ach, seufzte er in dieser Zeit oft vor sich hin – warum hatte er nicht schon längst die rechte Bedeutung des alten Wortes von dem »Segen der Arbeit« verstanden? Immer wieder mußte er an seine Standesgenossen drinnen in der Stadt denken, die das Land nur als »Sommerfrische« benutzten und die in ihrer Verblendung glaubten, Heilung für ihre kranken Seelen und kraftlosen Körper zu finden, indem sie die Tage mit Ringspiel auf dem Rasenplatz oder, in einer Hängematte ausgestreckt, mit dem Lesen von Romanen verbrachten. Diese Ärmsten erinnerten ihn an Menschen, die gedankenlos umherliefen und nach dem suchten, was sie selbst in der Hand hielten. Unter Leiden und Klagen schleppte man sich von einem Badeort zum anderen, pflanzte sich voll von Medizin und stellte eine atemlose Jagd nach neuen Medikamenten, neuen Kuren, neuen Ärzten an – und doch lag das Heilmittel in jedermanns Hand, das einzige, wahre, irdische Heilmittel für die dahinkränkende Menschheit! Ach, wie lange würde man noch fortfahren, sich selbst um das wahre Glück des Lebens zu betrügen? Welche Herrlichkeit, welche Freude würde nicht von dem Tag an auf der Erde erblühen, wo der heilige Quell der Gesundheit, die körperliche Arbeit, von der ganzen Menschheit wiedergefunden würde! Welch Paradies würde nicht entstehen, wenn sich alle Hände vereinten, um die Erde fruchtbringend zu machen? Wüsten würden urbar gemacht, giftige Sümpfe ausgetrocknet werden, Korn und Früchte würden aus der Erde aufsprießen...

Er hatte die Schaufel und die Mistgabel genommen und angefangen, unter den Kühen auszumisten. Während ihm der Schweiß über die Augen hinabtrieb, schaufelte er den frischen Dünger auf eine Schiebkarre und fuhr ihn nach dem Dunghaufen, fegte dann den Mittelgang des Kuhstalles so rein wie ein Zimmer und legte frische Streu in die Ständer ... ja, nicht zufrieden hiermit, nahm er die Striegel von einem Nagel an einem der Deckenbalken und fing an, die Schenkel der Kühe von dem angetrockneten Schmutz zu reinigen, der dort in dicken Flecken saß. Er empfand fortwährend das Bedürfnis, sich gerade mit der schwersten und unreinlichsten Arbeit zu beschäftigen, um sich zu überzeugen, daß er sich jetzt ganz von jeglichem Vorurteil befreit und den falschen Stolz überwunden hatte, der eine so unheilbringende Schranke zwischen den Menschen errichtete.

Während er sich auf diese Weise beschäftigte, mußte er an seinen Vater und seine übrige Familie denken, – und es zog plötzlich ein finsterer Schatten über sein Gesicht. Seine armen, verblendeten Angehörigen! Wäre ihm doch die Gnade beschieden, auch sie aus diesem Sodom zu befreien! ... Er hatte gerade am vorhergehenden Tage Briefe von seinem Vater und seinen Geschwistern erhalten, anlässlich der Verlobung – das heißt, er hatte eine kurze Bestätigung erhalten, daß seine »überraschende Mitteilung« ihnen zu Händen gekommen sei. Nichts weiter. Hansinens Name war nicht einmal erwähnt, wie auch die Briefe nicht eine einzige Frage in bezug auf sie enthalten hatten. – Obwohl er nicht gewagt hatte, zu erwarten, daß man von dieser Seite eine besondere Freude, geschweige denn ein tieferes Verständnis für seine Handlung verraten würde, so hatte doch namentlich die Kälte des Vaters ihn überrascht, ihn betrübt. So weit waren sie also schon jetzt voneinander getrennt! Er begriff sehr wohl, daß sie ihn mit ihrem Schweigen hatten bedeuten wollen, daß sie ihn von nun an als unwiederbringlich verloren betrachteten, und daß sie auf keinerlei Weise eine Einmischung in seine neuen Familienverhältnisse wünschten. Er begriff, daß sie seine Verlobung als eine Art

Selbstmord betrachteten, der nicht weniger beschämend für die angesehene Hanstedsche Familie war, als es der Tod der Mutter seinerzeit gewesen, und er zweifelte deswegen auch nicht daran, daß auch sein Name fortan wie ausgelöscht aus ihrer Erinnerung sein würde.

* * *

Als Emanuel nach einer Weile auf den Hof hinaustrat, um seine Hände unter der Pumpe zu waschen, erblickte er einen starken Mann von geistlichem Aussehen, der im Begriff war, mit Hilfe eines Stockes die Fliesentreppe vor der Diele hinaufzusteigen. Als der Mann seine Holzschuhtritte auf dem Steinpflaster hörte, wandte er sich um und streckte ihm beide Arme mit einem lauten Ausruf entgegen.

Er trug einen langschößigen, schwarzen Rock und schwarze Beinkleider, die in Säcken über die breiten Stiefel hingen. Unter dem breiten Rand eines schmutzigen, gelben Strohhutes fiel das dunkle, glänzende Nackenhaar in langen Locken auf den Rockkragen und von dem fetten Gesicht hing ein Segen Gottes an graumeliertem Bart auf eine dunkle, mit zwei Reihen Hornknöpfen besetzte Weste herab, die bis oben an den Hals geschlossen war, so daß keine Spur von Wäsche sichtbar wurde.

Während Emanuel, der diesen Mann gar nicht kannte, verwundert an der Stalltür stehen blieb, stieg der Fremde beschwerlich die Treppenstufen hinab; und obwohl es aussah, als verursache ihm jeder Schritt Schmerzen, humpelte er doch mit freudestrahlendem Gesicht über das spitze Pflaster des Hofes und rief schon aus der Entfernung mit pfeifender aber durchdringender Stimme:

»Wenn Muhamed nicht zum Berge kommen will, so kommt der Berg zu Muhamed, wie geschrieben stehet! Denn daß *du* Emanuel bist,— danach brauche ich dich nicht erst zu fragen. Du wirst deine Mutter nicht leicht abschwören können, lieber Freund! Gratuliere, gratuliere!«

Bei diesen Worten brachte er seinen braunen Stock unter dem linken Arm an und begrüßte Emanuel, indem er seine beiden Hände ergriff und sie nachdrücklich schüttelte. Emanuel stand ganz ratlos da. Was für ein Mensch war dies in aller Welt?

»Um die Wahrheit zu sagen, lieber Freund!« fuhr der andere fort zu schreien. »Wir haben dich lange und mit Sehnsucht drüben bei uns erwartet. Fast jeden Morgen in der letzten Zeit hat Jette zu mir gesagt: ›Gott weiß, ob Emanuel heute nicht kommt.‹ Ja, sie ist nun schon ganz verliebt in dich, die gute Jette! Als wir von eurer schönen Versammlung hier drüben und von deiner Rede hörten, lieber Freund – ja, ich kann es nicht beschreiben, wie sehr wir alle uns gefreut haben! Und daß du dich nun ganz losgerissen und eine Braut aus der Mitte des Volkes erkoren hast! Ja, es soll so sein! So soll es sein! ... Aber du kannst mir glauben, wir waren überrascht! Jette wollte es anfangs gar nicht glauben, aber hinterher war sie so gerührt, daß sie wirklich zu weinen anfang. Ich selbst mußte gleich nach der Schule hinüber und den Mädchen die Neuigkeit mitteilen. Ach, du hättest sie sehen sollen! Sie waren wie aus dem Häuschen, die Schelme! Sie dachten wohl, nun stünde ein Pastor für eine jede von ihnen parat ... hahaha! Und dann sangen wir ›Liebe, die in Gott gegründet‹ und andere schöne Lieder;... denn als sie erst einmal angefangen hatten, wollten sie gar nicht wieder

aufhören. Den Abend kamen wir erst zu Bett, als die Uhr längst elf war. Aber der Mond guckte auch gerade zu ihnen in die Schulstube hinein; ja diese Schelme!«

In diesem Augenblick ging Emanuel ein Licht auf. Obwohl es ihm ein wenig schwer wurde, es zu begreifen, zweifelte er nun nicht länger daran, daß er hier den Hochschulvorsteher drüben aus Sandinge vor sich hatte. Er erkannte nun auch das Gesicht von einer Lithographie, die unter der Bevölkerung der Gegend sehr verbreitet war, und die auch über Hansinens Kommode hing.

Er suchte zu Worte zu kommen, aber der Fremde fuhr fort zu reden und unter Ausrufen des Entzückens seine Hände zu drücken.

»Ja, so soll es sein, – wir haben, weiß Gott, junge, frische Kräfte in unserem Lager nötig! Wir alten Knaben bedürfen bald einer Ablösung. Sieh mich nur einmal an ... ich bin nur noch ein elendes Wrack! Die Zeit hat mich mitgenommen, mein Freund! Nun, wir Alten müssen uns damit trösten, daß wir uns nicht geschont haben, solange wir noch die Kräfte der Jugend besaßen. Und – Gott sei gelobt und gepriesen! – wir haben die Genugtuung zu sehen, daß unsere Arbeit nicht umsonst gewesen ist. Ach, du kannst mir glauben, es ist herrlich für uns Alten, Zeugen zu sein, welchen Fortgang die Sache des Volkes allmählich in allen Gegenden und in allen Schichten der Gesellschaft im ganzen Lande nimmt! Und nun auch hier! Ja, so soll es sein! So soll es sein!« wiederholte er einmal über das andere, und seine gellende Stimme klang wie eine Trompetenfanfare. »Ich könnt' mich denn auch nicht länger daheim ruhig verhalten, sondern sagte heute morgen zu Jette: »Du, jetzt will ich, weiß Gott, nach Skibberup hinüber und sehen, wie es da steht,« sagte ich. Dann kann ich gleich auf dem Rückweg in Kyndby einsehen ... da haben wir nämlich auch einen kleinen Freundeskreis, der mich schon lange bei sich haben wollte. Ja, das ist eine Versammlung von prächtigen Herzensmenschen, das kannst du mir glauben... Ich war im letzten Herbst da und hatte eine herrliche große Versammlung drüben im Walde, zusammen mit Paul und Ernst aus Vallekilde. Paul und Ernst sprachen historisch und ich erzählte ein paar Märchen. Es war wirklich sehr amüsant!«

»Wollen wir aber nicht hineingehen!« gelang es Emanuel endlich einzuschieben. Er stand der überströmenden Vertraulichkeit des anderen ganz verlegen gegenüber und fühlte sich außerdem ein wenig bedrückt, weil er in seinen Arbeitskleidern war, in denen ihn bisher noch kein Fremder gesehen hatte.

»Nein, mein Freund ... noch nicht! Noch nicht! Aber ich komme bald wieder. Ich wollte hier nur im Vorübergehen eingucken und meine Ankunft melden. Ich traf hier nämlich am Strande Jens Iver, wie ihr ihn nennt. Er kam von der klugen Grethe auf Strynö herübergefahren. Seine alte Mutter liegt so krank danieder, die Ärmste!... Ich versprach, zu ihr zu kommen und ein wenig mit ihr zu reden; wir sind ja Freunde von alters her. Na ... sage du nur zu Else, daß sie mich zu Tisch erwarten kann; dann bringe ich am Ende ein paar von den Freunden mit, und dann sitzen wir hier und lassen es uns wohl sein. Auf Wiedersehen, mein Freund! Nein, wie ich mich freue, daß ich dich gesehen habe! Ja, nun will ich Jette von dir grüßen, das kannst du mir glauben. Wie sie sich freuen wird! Ich hatte ja die größte Lust, sie heute mit hierher zu nehmen; aber sie mußte ja in der Schule bleiben und für die kleinen Mädchen sorgen! Übrigens waren wir neulich in Kopenhagen ... du weißt, Frühjahrszusammenkunft des »Neuen Dänischen Vereins«. Wir wohnten bei Adolf Evaldsen und hatten eine herrliche Zeit. Den einen Abend waren

wir bei Lene Gylling, wo, wie du dir denken kannst, ein Gedränge von Menschen war, beinahe alle Teilnehmer der Versammlung. Da war es wirklich sehr nett. Tyge Jakobsen war auch da und hielt einen herrlich durchgeistigten Vortrag über das Taufwort. Es waren überhaupt schöne Tage, das kannst du mir glauben!«

»Aber wollen wir nicht hineingehen?« wiederholte Emanuel, diesmal mit mehr Nachdruck.

»Nein, nein ... jag' mich nur zum Tor hinaus, lieber Freund, denn sonst bleibe ich hier stehen und schwatze, bis mir der Atem vergangen ist. Also auf Wiedersehen! Freund! Adieu! Adieu!... Und grüß' mir die Familie da drinnen!«

Er war kaum vom Hofe herunter, als Hansine mit heraufgestreiften Ärmeln, eine Schüssel mit Küchenabfall in den Händen, in der Tür der Braustube erschien. Sie kam gerade noch rechtzeitig, um den breiten Rücken des Fremden zu sehen, der durch den Torweg entschwand.

»Aber!« rief sie aus, setzte die Schüssel auf die Fliesen und lief zu Emanuel hin. »Ich sollt' doch meinen ... das da war doch unser Hochschulvorsteher. Wie geht das zu? Habt ihr beide hier lange gestanden? Mutter und ich waren unten im Keller, wir haben euch nicht gehört ... denn er war es doch, nicht wahr?«

»Ja, er war es.«

Seine Antwort veranlaßte sie, hastig aufzusehen; es hatte eine gewisse Enttäuschung in seinem Ton gelegen.

»Gefällt er dir nicht?« fragte sie.

Sie sah in diesem Augenblick so lieb aus mit ihrer ängstlichen Miene und ihren aufgestreiften Ärmeln, daß Emanuel, der ihre begeisterte Liebe für den alten Mann kannte, es nicht übers Herz bringen konnte, ihr zu widersprechen, und deswegen antwortete er nur mit einem kleinen Lächeln und ließ seine Hand über ihre Wangen streichen. Er war in Wirklichkeit auch weniger enttäuscht als erstaunt, verwirrt, betäubt von dem unaufhaltsamen Wortstrom, von dem er nicht die Hälfte verstanden hatte.

Da war nun auch keine weitere Zeit zu langen Erklärungen.

Durch die kleine Pforte zwischen den Wirtschaftsgebäuden kam Ole hereingestürzt feuerrot im Gesicht und in Schweiß gebadet. Er hatte sich trotz der Mutter Verbot dem Gottesdienst nicht fernhalten können, und war nun direkt, ohne anzuhalten, von der Kirche hierher gelaufen.

»Der Bischof ist gekommen!« rief er, sobald er einen Fuß auf den Hof gesetzt hatte.

»Was sagst du da? ... Der Bischof!« riefen Emanuel und Hansine wie aus einem Munde.

»Ja, das ist ganz gewiß ... ich hab' ihn selbst gesehen! Er kam in die Kirche, als der Propst gerade auf die Kanzel stieg ... und nu is er mit dem Propst nach Haus gefahren.«

Emanuels Gesicht wurde dunkelrot.

»Dann muß ich gehen!« sagte er und begab sich sofort in Oles Kammer, um sich umzukleiden. Als er zurückkehrte, war auch Else in den Hof hinausgekommen, wo sie mit Hansine zusammenstand und Oles atemlosem Bericht lauschte.

»Was kann der Bischof nur wollen?« fragte sie mit besorgter Miene zu Emanuel gewendet.

»Das ist nicht gut zu wissen ... Wir müssen sehen!« antwortete er ein wenig kurz, nahm schnell Abschied und eilte davon.

Hansine begleitete ihn, aber sie sprachen beide nicht. Sie war ein wenig bleich um den Mund und stark bewegt, überhaupt war sie unnatürlich schreckhaft geworden seit ihrer Verlobung. Es war, als habe dies Ereignis etwas in dem sonst so soliden Grundwall ihres Wesens verrückt. Bei jedem noch so geringfügigen, unerwarteten Geschehnis wechselte sie die Farbe, als fühle sie beständig den Boden unter sich schwanken.

Als sie auf die Hügel hinaufgekommen waren, verabschiedete sie sich, indem sie sagte:

»Ja, dann kommst du wohl heute abend und erzählst uns, wie es gegangen ist.«

Gerührt darüber, wie sehr sie bestrebt war, ihre Angst vor ihm zu verbergen, küßte er sie auf die Stirn und sagte:

»Fürchte dich nicht, mein Schatz! Was sollten sie uns beiden wohl anhaben können?«

* * *

Im Torweg des Pfarrhofes stand ein kleines, höchst einfaches Gig, das dem des Tierarztes Aggerbölle glich, wie ein Zwilling Bruder dem anderen. Mit diesem fast im ganzen Lande berühmten Fuhrwerk rollte der Bischof in seinem Stift umher, im Sommer in einem weißen, leinenen Kittel, im Winter in einem schwarzen Pelz aus Lammfellen, nur begleitet von einem halbwüchsigen Stalljungen mit einem blanken Knopf an der Mütze. Ohne weder sich noch sein spatiges Pferd zu schonen, karrlierte er in Sonne und Regen meilenweit im Lande herum und überraschte seine Geistlichen, wenn sie am allerwenigsten an ihn dachten, – ganz im Gegensatz zu seinen hochwürdigen Kollegen, die ihre Ankunft stets einige Tage vorher feierlichst anmeldeten, damit in der Kirche wie in der Küche alles zu einem standesgemäßen Empfang bereit sein konnte.

Als Emanuel das Pfarrhaus erreichte, hatte man bereits um den Frühstückstisch Platz genommen, der ganz gegen die Gewohnheit draußen im Garten unter ein paar blühenden Kastanien gedeckt war. Dies war auf Veranlassung des Bischofs geschehen, der erklärt hatte, daß für ihn eine Mahlzeit im Grünen ein wahrhaft königlicher Genuß sei; und Fräulein Ragnhild hatte sich – freilich nicht sehr bereitwillig – seinen Wünschen gefügt.

Die Wärme war im Laufe des Vormittags ungeheuer drückend geworden, und die Stimmung um den Frühstückstisch schien stark von der Schwüle der Luft beeinflußt zu sein. Obwohl der Bischof eine nicht geringe Liebenswürdigkeit entfaltete und sich offenbar bemühte, das Mißtrauen zu beschwichtigen, das seine unvermutete Ankunft erregt hatte, beharrten der Propst wie auch Fräulein Ragnhild in stummer, kühler Zurückhaltung. Zwischen dem Bischof und Tönnesen waren bisher nur allgemeine Redensarten gewechselt worden. Auf der Fahrt von der Kirche hatte der Bischof den

Kirchengesang gelobt und über das Wetter und die Ernteaussichten geredet; später, während der Frühstückstisch gedeckt wurde, hatte er, scheinbar mit großem Interesse, den Garten besichtigt, hatte sachkundig über Blumen und Obstzucht geredet, über eine neue Art englischen Rasengrases das besser als andere, bisher bekannte Sorten die Überwinterung vertragen könne, sowie über Kompostdünger – ganz, als wenn es nur seine Absicht sei, ihnen einen Privatbesuch abzustatten.

Propst Tönnesen blieb dessenungeachtet auf seinem Posten, kampfbereit. Im selben Augenblick, als er nach dem Gottesdienst mit dem Bischof in der Kirche zusammengetroffen, hatte er gewußt, daß dieser Mann gekommen war, um gemeinsame Sache mit seinen Feinden zu machen. Diese unangemeldete Ankunft, gerade zu diesem Zeitpunkt, konnte seiner Ansicht nach nur als ein Versuch aufgefaßt werden, ihn der Bevölkerung gegenüber zu demütigen, und er war fest entschlossen, diese Beleidigung nachdrücklich zurückzuweisen.

Er ahnte nicht, daß er sich seinem Vorgesetzten gegenüber in eine höchst ungünstige Stellung gebracht, indem er sich in der eben gehaltenen Predigt zu so gewaltsamen Ausfälligkeiten gegen seine Zuhörer hatte hinreißen lassen, daß nur die Anwesenheit des Bischofs die Massenauswanderung aus der Kirche, die Weber Hansen in Vorbereitung gehalten, zu verhüten vermochte. Es kam Propst Tönnesen überhaupt nicht leicht in den Sinn, daß er nicht in jeder Hinsicht und namentlich nicht in seinem Verhältnis zu dem ihm von Gott und seinem König anvertrauten Amt, selbst vor dem strengsten Richter bestehen könne.

Der Bischof war ein kleiner untersetzter Mann mit schräglaufenden Brauen und kräftigem, graumeliertem Haarwuchs. Er war ein ehemaliger, nationalliberaler Minister und einer der vornehmsten Ratgeber des verstorbenen Königs. So ermangelte sein Wesen denn auch keineswegs der Würde, ja, sein breites und völlig bartloses Gesicht konnte zu Zeiten ein streng alttestamentarisches Gepräge von Ernst annehmen. Aber diese Würde war auf sonderbare Weise vermischt mit jener launigen Nachlässigkeit im Auftreten, dem letzten Rest des studentischen Übermuts von Achtundvierzig, der an Friedrich des Siebenten volkstümlichem Hof Nahrung gefunden hatte und auch seither immer noch verschiedene der hervorragenden Männer aus den ersten Freiheitsjahren auszeichnete.

Diese joviale Ungezwungenheit trug namentlich dazu bei, ihm Fräulein Ragnhilds tiefste Ungnade zuzuziehen. Sie hatte nun einmal einen unüberwindlichen Abscheu vor jeder volkstümlichen Familiarität, und es imponierte ihr nicht, daß es in diesem Falle ein Bischof und ehemaliger Minister war, der sich in seinem Stuhl zurückwarf, als säße er in seinem eigenen Zimmer, die Hände in den Taschen begrub, um mit seinen Schlüsseln zu rasseln, das Messer zwischen den Fingern balancierte und »kleines Fräulein« zu ihr sagte. Auch teilte sie völlig ihres Vaters Anschauung in bezug auf die ganze Amtsführung des Bischofs. Sie fand es höchst unpassend für einen Mann in so übergeordneter Stellung, wie ein Schlachter auf der Landstraße umherzustreifen, und betrachtete seine häufigen, unangemeldeten Besuche ringsumher in Kirchen und Schulen als unwürdige Spionage, die notwendigerweise untergrabend auf das Ansehen der Geistlichen und Lehrer bei der Bevölkerung wirken mußte.

Was namentlich Propst Tönnesens Unwillen gegen den Bischof erregte, war jedoch seine Stellung im öffentlichen Leben, und namentlich in der Politik, wo seine Haltung

allerdings auch ganz deutlich verriet, daß er sich trotz seines vorgerückten Alters noch gänzlich von seinem Ehrgeiz beherrschen ließ. Nachdem er mehrere Jahre beständig zwischen den beiden, sich bitter bekämpfenden Parteien balanciert hatte, um sich in, entscheidenden Augenblick zur Übernahme der Führung als der Vermittelnde und Versöhnende zu qualifizieren, war er – als die Aussichten auf eine gütliche Einigung des Streites sich verringerten – ganz allmählich mehr und mehr in das Lager der Demokraten hinübergeglitten, wo man denn auch nicht versäumt hatte, ihn durch Schmeicheleien zu verlocken, die vorrückenden Reihen des Volkes mit seinem historischen Namen zu schmücken. Bisher hatte er sich freilich noch energisch geweigert, seine Zugehörigkeit zu der Partei zu proklamieren, aber es war doch ein öffentliches Geheimnis, – das er selbst nicht im geringsten zu verbergen suchte – daß er dahingegen keineswegs abgeneigt sein würde, sich mit Hilfe von demokratischen Stimmen in den Reichstag wählen zu lassen, um im Kreise der Leitenden wieder festen Fuß zu fassen.

Mit großer und freimütiger Offenheit sprach er selbst über diese seine Schwäche für Politik und Machtbesitz. So hatte man sich kaum an den Frühstückstisch gesetzt, als er die Rede auf die Gerüchte über seine Reichstagskandidatur brachte, die in den letzten Tagen wieder durch alle Blätter des Landes geschwirrt waren.

»Ja, was soll man dabei machen?« meinte er lächelnd. »Ich glaube, es geht mit den Politikern wie mit alten herrschaftlichen Kutschern. Wenn man einmal auf dem Bock gesessen und die Zügel in der Hand gehalten – und vielleicht die Peitsche geschwungen hat, wenn die Sache knifflig wurde, – dann kann man sich gar nicht darin finden, daheim im Stalle umherzugehen und Häckerling zu schneiden. Ich erinnere mich aus meiner Kindheit eines Postkutschers, der über dreißig Jahre jede Nacht die Diligence aus meiner Vaterstadt nach einer der benachbarten Städte fuhr. Von ihm erzählte man sich, daß, als er alt und abfällig wurde, man auf den Einfall kam, ihm jedesmal, wenn er im Begriff war zu sterben, das Bettband in die Hände zu legen, damit er sich einbilden könne, daß er noch im Amt sei – dann kehrte sofort die Lebenskraft zurück. Darum habe ich auch zu meiner Frau gesagt, daß sie, falls ich eines Tages krank werden sollte, nicht vergessen solle, mir einen Dreispitz zu bringen und mir einzubilden, daß ich zum Konseilpräsidenten ernannt sei; dann werde ich schon schleunigst wieder munter werden.«

Während der Bischof lachte, verhielt sich Tönnesen ständig schweigend und schob sogar die Unterlippe vor, um zu erkennen zu geben, daß er nicht die geringste Veranlassung finde, in diese Munterkeit einzustimmen.

In diesem Augenblick erschien Emanuel auf der Veranda und trat herzu und grüßte.

Der Bischof empfing ihn so, wie ein Bischof notwendigerweise einen jungen Geistlichen empfangen muß, dessen Benehmen seinem Vorgesetzten Anlaß zur Einsendung einer ausführlich motivierten Beschwerde gegeben hat. Doch erschien sein gemessener Gruß ein wenig einstudiert und vermochte auch nicht, Propst Tönnesen milder zu stimmen. Im Gegenteil, als der Bischof jetzt, während Emanuel am Tische Platz nahm, seine Rede fortsetzte und sich mit einer gewissen parlamentarischen Selbstzufriedenheit über die politische Situation erging, und als er bei dieser Gelegenheit ganz unvorbehalten seine Sympathie für allerlei Bestrebungen der Volkspartei, das öffentliche Leben und seine Administration umzugestalten, äußerte, da

konnte Tönnesen seine passive Haltung nicht länger bewahren; – namentlich war ihm darum zu tun, daß der Kaplan sein Schweigen nicht als Furcht, dem Bischof zu widersprechen, auslegen solle.

»Es will mir doch scheinen,« – sagte er, indem er mit einer Überlegenheit, die die des Bischofs gleichsam überbieten sollte, sich den Mund mit seiner Serviette abwischte, »– es will mir wirklich scheinen, als ob wir im Augenblick weniger den Mangel an neuen Bestrebungen und neuen Strömungen empfinden, so wie Euer Hochwürden zu meinen scheint, als daß uns gerade die Ruhe und Klarheit fehlt, die den verschiedenen Institutionen des Landes, die seit der Stiftung des Grundgesetzes so viele schwere Erschütterungen haben erdulden müssen, die Festigkeit wiedergeben kann, derer sie in hohem Maße bedürfen.«

»Ach, ich habe nun gerade keine Angst vor einer kleinen Auslüftung!« rief der Bischof mit jugendlicher Munterkeit aus. »Ein großes Scheuerfest hin und wieder einmal tut jedem Hause gut; und es kann wahrhaftig nicht schaden, wenn auch Leute mit »Scheuerbesen« kommen ... so heißen doch dergleichen Gerätschaften, nicht wahr, kleines Fräulein?« wandte er sich an Fräulein Ragnhild, die mit einem unglaublich kurzen: »Wohl möglich« antwortete.

»Ich habe mich keineswegs zum Fürsprecher für irgendwelche Art von Unredlichkeit gemacht,« sagte Propst Tönnesen mit unerschütterlichem Ernst und in abweisendem Ton: »Übrigens sagt ein altes Wort, daß man sich hüten solle, das Kind mit dem Bade auszuschütten ... und es mag ganz gut sein, wenn man sich das heutzutage ein wenig einprägt. Ich gestehe ehrlich, daß ich konservativ bin und es mein ganzes Leben gewesen bin, und daß ich durchaus nicht imstande bin, modernen Scheuerfestprinzipien zu huldigen. Wenn man stets bei offenen Türen und Fenstern lebt, riskiert man zu leicht, daß einem das Haus von Existenzen überschwemmt wird, deren wirkliches Heim die Straße ist; und es läßt sich doch wohl kaum leugnen, daß in den letzten Jahren in unserem öffentlichen Leben Personen aufgetaucht sind, ja, daß ganze Schichten der Bevölkerung augenblicklich eine Rolle spielen, die dem Lande kaum zu Ehren und Nutzen gereichen werden. Wenn Bildung und Kenntnisse nicht mehr als unerlässlich für das Wirken im Dienste der Öffentlichkeit betrachtet, sondern fast als ein Übel angesehen werden, wenn jeder Handwerksbursche oder Knecht ebensoviel Einfluß auf die Regierung des Landes haben soll wie ein Mann, der sein ganzes Leben dazu benutzt hat, seine Geistesfähigkeiten zu entwickeln und seine Erfahrung zu bereichern, so wird es schnell bergab gehen mit einem Volk, in geistiger wie in materieller Hinsicht – davon haben wir in der Geschichte hinreichende Beispiele.«

Der Bischof, der mit dem Essen fertig war, saß in seinen Stuhl zurückgelehnt, die Fingerspitzen der beiden Hände in die Westentaschen über seinem rundlichen Bäuchlein gesteckt. In dieser Stellung hatte er mit sinnender Aufmerksamkeit den Propst betrachtet, während er sprach. Jetzt kreuzte er seine Arme über der Brust, legte den Kopf auf die Seite und sagte mit einem leisen, ironischen Lächeln:

»Was Sie da sagen, Propst Tönnesen, erweckt in mir die Vorstellung an einen Mann, der nur den rechten Arm zur Arbeit verwerten will, weil dieser – mag es nun so von der Natur bestimmt, oder die Folge einer ausgedehnteren Benutzung sein – stärker ist, als der linke, den er beständig in einer strammen Binde trägt, damit er ihn so wenig wie möglich in seinen Bewegungen hindern soll, wodurch er mehr und mehr einschrumpft

und zuletzt ganz gelähmt wird. Nicht wahr... eine solche Handlungsweise würden wir alle, milde gesprochen, ziemlich apart, ja, ganz unverantwortlich finden. Aber warum soll denn da der Staatskörper nicht seine rechte und seine linke Seite gebrauchen, selbst wenn die erstere – entweder infolge von Naturbestimmung oder aus irgend einem anderen Grunde – augenblicklich die am meisten entwickelte ist? Wäre es nicht natürlich, wenn wir es auch im öffentlichen Leben so machten wie der verständige Mann, der eine große Last eine lange Strecke Weges tragen soll – er legt beim Tragen häufig die Last aus der einen Hand in die andere. Dadurch sichert er sich gegen Ermattung und erreicht eine gleichmäßige Entwicklung der verschiedenen Teile des Organismus. Ich leugne nicht, auch ich huldige in der Politik dem guten, alten Satz: Eins, zwei, rechts, links – rechts, links – Deutscher und Schwede,« sagte er und lachte.

»Ach, ich finde wirklich nicht, daß momentan ein Grund vorliegt, eine Lähmung des linken Gliedes des Staatskörpers zu befürchten,« bemerkte Tönnesen. »Im Gegenteil, es will mir scheinen, als habe dies ganze öffentliche Leben zurzeit etwas sehr Linkisches.«

Er war selbst ganz stolz auf diese Entgegnung und warf Emanuel einen Blick zu.

»Hm ja – natürlich – ich gebe zu, daß sich Phänomene an unserem politischen Horizont gezeigt haben, die man nur bedauern kann; aber dergleichen läßt sich in Gewitterzeiten, wie diese, nicht vermeiden. Es handelt sich nur darum, durch kluge Besonnenheit und strenge Gerechtigkeit die Blitze abzuleiten ... und das ist heutzutage die wichtigste Aufgabe eines leitenden Politikers. Aber es darf auch nicht vergessen werden, daß wir – namentlich dem Bauernstande gegenüber – viel altes Unrecht wieder gutzumachen haben; und falls momentan eine Neigung vorhanden sein sollte, namentlich dem Bauer einen entscheidenden Einfluß auf unsere Entwicklung einzuräumen, so ist dies eine einfache Handlung der Gerechtigkeit, die wir schon viel zu lange nicht nur der Rücksicht auf ihn, sondern auch der Wohlfahrt des ganzen Landes geschuldet haben. Es läßt sich nämlich nicht gut leugnen, daß sich in der letzten Zeit eine bedauerliche Stagnation in der Entwicklung unseres öffentlichen Lebens bemerkbar gemacht hat, ein Mangel an neuer Kraft, dem es abzuhelfen gilt. Wir haben es wahrscheinlich nötig, einen neuen Volksschlag zu unserer geistigen Ernährung großzuzüchten – wenn ich mich so ausdrücken darf – neue, nährnde Erde bloßzulegen, aus der eine lebenskräftige Zukunft aufsprossen kann. Bekanntlich versäumt es kein vernünftiger Gärtner in Zwischenräumen von gewissen Jahren seinen Garten umzugraben ... und er tut dies ohne Furcht vor dem Unkraut, das zu Anfang stets aus einem so neuen und unkultivierten Erdboden aufschließen wird, weil er weiß, daß seine Pflanzen mit ihrer vermehrten Kraft allmählich das Unkraut verdrängen und es schließlich ganz ersticken werden. So habe denn auch ich nicht die geringste Angst vor diesem Umgraben unseres geistigen Erdbodens, den unsere Zeit zu vollführen bestrebt ist. Es wird sich schon zeigen, daß gute und gesunde Früchte hervorgebracht werden, wenn allmählich eine genügende innere Zusammenmischung der neuen und der alten Schichten vollzogen sein wird; jeder, der dazu beiträgt, scheint mir deswegen ein gutes Werk sowohl gegen unser Vaterland, wie auch für seine eigene, geistige Entwicklung zu tun.«

Propst Tönnesens Gesicht nahm plötzlich jene lehmgraue Färbung an, die es zu bekommen pflegte, wenn sein Blut in Wallung geriet. Diese Worte des Bischofs, in

Gegenwart des Kaplans geäußert, konnten in diesem Falle nur als vollkommene Billigung, ja geradezu als Verherrlichung seiner und seiner Mitverschworenen Handlungen aufgefaßt werden.

»Ach, – ich für mein Teil habe nun einmal nicht das geringste Zutrauen zu dieser sogenannten neuen Erde,« sagte er mit einer Stimme, die von unterdrücktem Zorn bebte. »Es kommt mir im Gegenteil vor, als sei es lauter unfruchtbarer Sand oder noch schlimmere Bestandteile, was die Volksverherrlichung unserer Zeit mit Hilfe des so hochgepriesenen, allgemeinen Stimmrechts auf die Oberfläche hinausbefördert. Führt die Verrücktheit fort, wie sie begonnen hat, so bin ich darauf vorbereitet, das Land eines schönen Tages von einer Sammlung von Ausschußseminaristen und Kuhhirten regiert zu sehen.«

»Ach – das sind ja nur Redensarten! Sollte es sich wirklich zeigen, daß die Volksmenge unsere Erwartungen täuscht, oder – besser ausgedrückt, – daß wir noch nicht das richtige Mittel gefunden haben, die schlummernden Kräfte des Volkes zu wecken, so ist deswegen kein nicht wieder gut zu machender Schade geschehen. Dann haben wir auf alle Fälle einen – von der Gerechtigkeit, wie von der Klugheit gebotenen – Versuch gemacht.«

»Ich sollte meinen, wir hätten unter unserer neuen Verfassung hinreichend experimentiert. Unser unglückseliges Experimentieren mit einer zufälligen Volksstimmung im Jahre 64 haben wir teuer genug bezahlen müssen.«

Bei dieser unverblühten Anspielung auf den letzten unglücklichen Krieg, für den man allgemein dem Ministerium des Bischofs eine wesentliche Verantwortung zuschrieb, fuhr förmlich ein eiskalter Windhauch über den Frühstückstisch hin. Der Bischof, der ganz blaß geworden war, sah ein paarmal mit hastigen, unsicheren Blicken verstohlen zu dem Propst hinüber, als erwäge er, wie er diese Unverschämtheit am besten beantworten könne. Dann zog er plötzlich seine alttestamentarische ernste Maske vor das Gesicht und sagte mit vollkommen beherrschter Stimme:

»Sie scheinen, Herr Propst, in Ihrem sonderbaren Mißtrauen zu den unteren Volksschichten unserer Zeit das Wort zu vergessen, daß den Weisen und Verständigen vieles verborgen, den Einfältigen aber offenbart ist.«

Der Propst wollte Einwendungen erheben, der Bischof aber ließ sich nicht mehr unterbrechen und fuhr mit wachsender Kraft fort:

»Es ist in diesem Zusammenhang auch geboten, daran zu erinnern, daß unser Herr Christus, als er hier auf Erden wandelte, Gehilfen für sein Erlöserwerk nicht unter den Schriftgelehrten suchte, sondern in der – auch in jener Zeit – verachteten Arbeiterklasse, mit anderen Worten unter den Bauern, Fischern und kleinen Handwerkern, deren Leben und Lebensbedingungen er während seines ganzen Erdendaseins in allem teilte. Sollte dies nicht doch den Christen aller Zeit ein Beispiel zur Nachfolge sein? Wäre es nicht bald an der Zeit, zu der Erkenntnis zu gelangen, daß unser Erlöser nicht allein der göttliche Vorbereiter des Weges zu den himmlischen Wohnungen war, sondern daß er daneben auch, namentlich indem er den heidnischen, geistigen Hochmut brach, den Grund legte zu einem irdischen Reiche der Gerechtigkeit hier auf Erden, zu einem heiligen Volksurteil, das zu verwirklichen der Zukunft noch vorbehalten ist, nach seinem großen Gebot: Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst!

Der Wahlspruch: »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit«, dessen sich eine gewisse, neugebildete Partei – leider in eigennütziger Absicht – bemächtigt hat, der enthält in wenigen Worten die ganze Lehre Christi von dem Gemeinwesen, die wir uns alle tief in unsere Herzen hineinschreiben sollten.«

Unten am anderen Ende des Tisches hatte Emanuel tief über seinen Teller gebeugt gesessen und mit lebhafter Aufmerksamkeit diese Unterhaltung verfolgt. Das Herz schwoll ihm, während er den letzten Worten des Bischofs lauschte, die so klar und schneidig seinen eigenen, innersten Gedanken Ausdruck verliehen, und ihn von neuem in dem wonnevollen Bewußtsein bestärkten, daß nun auch er so recht in den Fußspuren Jesu wandele und teil daran habe, das Land der Glückseligkeit zu bauen, das die Brüdergemeinde der Christen einstmals über die ganze Welt verbreiten sollte.

Propst Tönnesen verhielt sich nach den letzten Worten des Bischofs wieder völlig schweigend. Mit der Anspielung auf die unglückliche politische Vergangenheit des Bischofs hatte er seinem Herzen Luft gemacht, und er wollte sich nicht dadurch erniedrigen, daß er mit einem Menschen diskutierte, obendrein mit einem Bischof, der sich nicht entblödete, im Handumdrehen den Erlöser der Welt für seine Parteipolitik auszubeuten, ja, der ihn geradezu zum Sozialdemokraten machte.

Im selben Augenblick trug auch der Wind eine Reihe mahrender Glockentöne von der Vejlbjer Kirche über den Garten hin. Die Zeit für den Nachmittagsgottesdienst war da.

Propst Tönnesen erhob sich und sagte nicht ohne Hohn:

»Euer Hochwürden müssen mich entschuldigen; meine kirchlichen Geschäfte rufen mich. Hoffentlich habe ich die Befriedigung, Euer Hochwürden bei meiner Rückkehr noch hier anzutreffen,« worauf er, ohne eine Antwort abzuwarten, seinen Stuhl hart unter den Tisch schob und sich mit majestätischen Schritten entfernte.

Einen Augenblick später erhoben auch die anderen sich. Mit ernster Miene reichte der Bischof Fräulein Ragnhild und Emanuel die Hand, und zu dem letzteren sagte er in einem Ton, der durchaus nicht mehr von einer Erinnerung an eine ausführlich motivierte Klage beeinflußt schien:

»Ich hätte wohl Lust, mich ein wenig in der Gegend umzusehen. Haben Sie etwas dagegen, Herr Kaplan, mein Begleiter auf einem Spaziergang zu sein, bis Propst Tönnesen zurückkehrt?«

Emanuel errötete und verneigte sich.

Fräulein Ragnhild, die am Tische stehen geblieben war, beobachtete in diesem Augenblick die beiden Männer mit ein paar Augen, die vor Verachtung blitzten. Als sich der Bischof gleich darauf an sie wandte, um sich »zu empfehlen«, nahm ihr Gesicht seinen gewöhnlichen, gleichgültigen Ausdruck wieder an; und als beide Herren ihre weichen Hüte lüfteten – Emanuel hatte seinen Strohhut mit dem alten Plüschhut vertauscht – da neigte sie ihren Kopf genau so tief, wie es die formellste Höflichkeit erforderte. Der Bischof und Emanuel gingen durch den Park und gelangten durch die kleine Pforte an dem äußersten Ende des Gartens auf das freie Feld. Der Bischof, der sich eine Zigarre angezündet und seine Weste aufgeknöpft hatte, stieß die Rauchwolken in die Luft hinaus wie ein Mann, der stark von seinen Gedanken in

Anspruch genommen ist. Hin und wieder warf er eine Bemerkung über irgendeinen Gegenstand hin, auf den sein Blick zufällig fiel.

Emanuel schritt schweigend an seiner Seite. Er hatte sofort verstanden, daß der Bischof ihm diesen Spaziergang absichtlich vorgeschlagen hatte, und er war fest entschlossen, die Gelegenheit zu benutzen, um ihm eine volle und klare Darlegung seines Verhältnisses zu der Gemeinde zu geben.

Als sie auf dem Gipfel des »Pfarrhügels« anlangten, blieb der Bischof stehen und begann mit abwesender Miene die Aussicht zu betrachten, fragte nach den Namen von einzelnen der vielen Kirchen, deren weiße Türme wie Feuer in dem dichten Sonnennebel leuchteten, sagte ein paar Worte über die Macht der Naturschönheit auf den Sinn des Menschen und begann schließlich von der Dürre und den schlechten Ernteaussichten zu reden.

»Ich höre von verschiedenen Seiten,« – sagte er zerstreut –, »daß man angefangen hat, ernste Sorge zu hegen. Es würde wahrlich betrübend sein, wenn wirklich Grund zu Befürchtungen vorhanden wäre.«

»Das ist wohl auch eigentlich nicht der Fall ... wenigstens vorläufig nicht,« bemerkte Emanuel, dem das Thema Beredsamkeit verlieh. »Freilich hat das Sommerkorn schon recht gelitten, namentlich die sechsreihige Gerste, und die Grasfelder auf den höher gelegenen Gehöften sind ja auch zum Teil versengt; aber der Roggen steht an den meisten Stellen noch gut, falls er nicht zu sehr durch den Frost im Frühling gelitten hat.« Als sei er aus seinen Gedanken erwacht, wandte ihm der Bischof das Gesicht zu.

»Ei, ei,« sagte er mit einem Lächeln. »Sie sind ja schon ein ausgelernter Landmann geworden, Herr Kaplan?«

Emanuel errötete abermals, und sein Herz begann zu pochen. Jetzt kommt es, dachte er.

Aber der Bischof setzte seinen Weg über den Hügel fort und begann wieder über die Landschaft zu reden, und von dem Einfluß der Naturschönheiten auf das menschliche Gemüt.

Auf einmal unterbrach er sich selbst in seiner Rede und sagte – als sei es etwas, das ihm zufällig einfiel:

»Sagen Sie mir doch ... Sie sind ja ein Sohn von dem früheren Ministerialdirektor, Etatsrat Hansted, nicht wahr?«

»Ja.«

»Das dachte ich mir doch,« fügte er hinzu und hörte von nun an ganz zu sprechen auf.

Mehrere Minuten gingen die beiden Männer in tiefem Schweigen den kleinen Steig entlang, der über das öde, unbestellte Land nach dem Strande zu führte. Eine Schar Krähen, die ihre Schritte aus den Furchen eines Brachackers aufgeschreckt hatten, kreisten über ihren Köpfen, und vor ihnen auf dem Wege, keine zweihundert Ellen von ihnen entfernt, zottelte ein Fuchs dahin, stand von Zeit zu Zeit still und sah sich um.

»Haben Sie, Herr Hansted,« – nahm der Bischof endlich wieder das Wort – »haben Sie sich während Ihrer Studienzeit, oder vielleicht auch schon früher, besonders

hingezogen gefühlt von bestimmten geistigen Strömungen innerhalb der akademischen Welt ... oder vielleicht außerhalb derselben?«

»Ich? ... Nein,« antwortete Emanuel und sah überrascht auf. »Ich habe während meines ganzen Heranwachsens und namentlich während meiner Studienzeit sehr einsam und zurückgezogen gelebt. An dem gewöhnlichen Studentenleben habe ich, sozusagen, niemals teilgenommen.« »Aber Sie haben unter Ihren Kameraden doch sicher Freunde gehabt, die Einfluß auf Sie ausübten ... Sie sind Mitglied von religiösen, literarischen oder vielleicht politischen Diskussionsklubs gewesen, nicht wahr?«

»Nein, daran habe ich mich nie beteiligt ... einen wirklichen Freund habe ich wohl überhaupt niemals gehabt. Ich war, seit ich erwachsen bin, fast ausschließlich auf mich selbst und auf die Gesellschaft meiner Bücher angewiesen. Namentlich dem politischen Leben habe ich immer völlig fremd gegenübergestanden.«

»So, so!« sagte der Bischof kurz und räusperte sich; es lag eine leise Enttäuschung in seinem Ton.

»Aber, wie ist es denn eigentlich zugegangen,« fuhr er nach einer Weile fort, indem er stehen blieb und Emanuel mit einem erkünstelt heiteren Lächeln ansah, »woher haben Sie denn nur einmal Ihre – wenn ich mich so ausdrücken darf, – nach verschiedenen Richtungen hin ziemlich weitgehenden Anschauungen? Eine Lebensanschauung erwirbt man sich doch nicht allein durch das Lesen von Büchern – wenngleich diese auch – das gebe ich zu – dazu beitragen können, das Gemüt für die persönliche Beeinflussung empfänglich zu machen, oder helfen können, ihre Ergebnisse zu bestätigen ... Natürlich,« unterbrach er sich wieder und setzte seinen Gang fort, »ich begreife ... Ihr Heim, Ihre verstorbene Mutter ist selbstverständlich nicht ohne Einfluß auf Ihre Entwicklung gewesen. Ich entsinne mich nun auch, daß Sie etwas dergleichen erwähnten, als wir seinerzeit anläßlich Ihrer Ordination miteinander sprachen. Ja, Ihre Mutter war eine merkwürdige Frau, so voller Begeisterung und Glauben. Wie ich Ihnen auch wohl damals sagte, habe ich sie in meiner Jugend recht gut gekannt; wir gehörten ja – wenn ich so sagen darf – zu dem gleichen Kreis! Ihr Tod ist mir daher seinerzeit auch sehr nahe gegangen. Sie war ein Mensch, der gleichsam zu zart gebaut war für diese Welt. Was sie zerbrach, war wohl auch der Umstand, daß ihr in einem Wendepunkt ihres Lebens die Widerstandskraft fehlte, die geistige Harthändigkeit, deren Mangel edle und aufopfernde Naturen so oft beweinen müssen. Ich spreche so offen hierüber, weil ich weiß, daß Ihnen dies alles nicht unbekannt ist; ich entsinne mich, daß Sie selbst Mißverhältnisse in Ihrem Heim als die Ursache angaben, die Sie zu einer geistlichen Wirksamkeit in eine ferne und einsame Gegend bestimmte. Ich verrate Ihnen auch sicher kein Geheimnis, wenn ich sage, daß Ihre Mutter nur infolge der Überredungen und Vorstellungen Ihrer Familie – wohl auch unter dem Einfluß momentaner weiblicher Mutlosigkeit – in bezug auf die Entschliebung zu einer Ehe nachgab, die in vielen Punkten ihrer Natur entgegen sein mußte; und es war sicher namentlich ein Gefühl, daß sie sich zu einer Treulosigkeit gegen ihre Ideale hatte hinreißen lassen, was diese immer tiefer werdende Schatten auf ihr ferneres Leben warf und schließlich das Licht ihres Geistes gänzlich auslöschte. Sie können daher begreifen, lieber Freund, welchen wunderlichen Eindruck es auf mich machte, als ich hörte, daß Sie, ihr Sohn, jetzt den Faden wieder angeknüpft, den sie hatte fallen lassen

müssen, und angefangen hatten, die Gedanken ins Leben zu übertragen, die für sie als die größten der Zeit dastanden.«

Emanuel verharrte in seinem Schweigen und sah zu Boden. Stets in der letzten Zeit, wenn man mit ihm von seiner Mutter sprach, wurde er so bewegt, daß er sich Zwang antun mußte, um nicht in Tränen auszubrechen.

Der Bischof fuhr fort: »Aber lassen Sie mich nun als alter Freund Ihrer Mutter – denn so darf ich mich wohl nennen – lassen Sie mich Ihnen nun einen guten Rat geben, Herr Hansted. Oder ... erzählen Sie mir lieber erst, was Sie sich gedacht haben, und wie Sie überhaupt die Frage bezüglich Ihrer künftigen Stellung hier am Ort zu lösen gedenken. Daß Sie sich hier draußen eine Braut erkoren haben, hörte ich schon durch eine private Mitteilung, wie es mir auch bekannt ist, daß Ihre Anschauungen und Ihr ganzes Verhältnis zu einem gewissen begrenzten Teil der Gemeinde in hohem Maße Propst Tönnesens Mißbilligung erregt hat. Wir stehen hier also einem Konflikt sehr ernster Natur gegenüber. Wie haben Sie sich eigentlich gedacht, ihn zu lösen?«

Emanuel vertraute dem Bischof offen seine Absichten an, erzählte von dem kleinen Gehöft draußen am Strande, das er zu kaufen gedenke, und wo er als freier und unabhängiger Landwirt leben und im übrigen als Pfarrer und Lehrer zwischen seinen Freunden wirken wolle. Der Bischof lauschte seinen Worten aufmerksam und sah ein paarmal, während er sprach, schnell und überrascht zu ihm auf. Nachdem Emanuel geendet hatte, ging er noch eine Weile schweigend weiter und schien die Sache gründlich zu erwägen. Plötzlich erhob er den Kopf und sagte:

»Was Sie mir da erzählt haben, mag ja sehr schön gedacht und gewissermaßen auch richtig gesehen sein ... aber ich möchte Ihnen trotzdem auf das Bestimmteste davon abraten, einen solchen Schritt zu unternehmen. Ich will Ihnen ehrlich gestehen, daß ich es für eine Unbesonnenheit halte, die Sie früher oder später bereuen werden. Wenn Sie meinen Rat befolgen wollen, so verlassen Sie nicht den geraden Weg. Die Kirche hat heutzutage Verwendung für alle jungen und frischen Kräfte; und auch in diesem Verhältnis gilt es – als Schutzwehr gegen gemeinsame Feinde – sich zu sammeln und nicht zu zerstreuen. Versprechen Sie mir deswegen, daß Sie sich diese Gedanken aus dem Kopf schlagen wollen.«

»Hochwürden ... das kann ich nicht. Ich fühle, daß ich hier in der Gegend meinen Beruf habe, und ich bin schon mit Land und Leuten durch so starke Bande verknüpft, daß ich mich nicht mehr losreißen kann.«

»Nun ja –, wer sagt auch, daß Sie sich losreißen sollen?«

Emanuel sah erstaunt auf.

»Aber ich glaubte ... ich glaubte, der Herr Bischof wüßten, daß Propst Tönnesen meine Versetzung wünscht. Es steht mir also kein anderer Ausweg offen.«

»Ja, gerade hierüber wollte ich gern ein Wort mit Ihnen sprechen ... Aber kehren wir um, die Sonne brennt doch reichlich warm jetzt in der Mittagsstunde ... Wovon sprachen wir doch nur? Nun ja, ich wollte Ihnen also sagen, oder vielmehr anvertrauen ... denn was ich Ihnen hier mitteile, ist im Grunde ein Amtsgeheimnis, das Sie unter keiner Bedingung weiterbringen dürfen. Kurz und gut: Propst Tönnesen wird, aller

Wahrscheinlichkeit nach, in allernächster Zukunft seine Verabschiedung aus diesem Amt beantragen.«

»Propst Tönnesen!« rief Emanuel aus und blieb vor Erstaunen mitten auf dem Wege mit weitgeöffnetem Munde stehen.

»Ja, wie gesagt ... aller Wahrscheinlichkeit nach,« wiederholte der Bischof, indem er sich den Anschein gab, als bemerkte er die Überraschung seines Begleiters nicht. »Es ist ihm angeboten ... es wird Propst Tönnesen wahrscheinlich angeboten werden, einen verantwortungsvollen Posten außerhalb der eigentlichen Wirksamkeit eines Geistlichen anzunehmen, – es ist dies ein Posten, der gerade für seine besonderen Fähigkeiten paßt; ich zweifle nicht, daß er ihn annehmen wird, namentlich da seine Stellung hier in der Gemeinde ihn offenbar nicht befriedigt, ja vielleicht geradezu unhaltbar geworden ist. Ich wünsche daher, schon aus diesem Grunde allein, sehr, daß Sie vorläufig hier im Amte bleiben. Es wird ja nämlich nun eine Vakanz entstehen, während der Sie konstituiert werden; und wahrscheinlich wird sich diese Vakanz über einen längeren Zeitraum erstrecken, da die Absicht besteht, diese Gelegenheit zu benutzen, um eine lang geplante Änderung im Amt durchzuführen. Wie Sie wohl wissen werden, haben die Bewohner der nördlichen Spitze des Kirchspieles seit vielen Jahren über den langen Weg zur Kirche und Schule geklagt, und jetzt ist aller Grund vorhanden, endlich ihrem Wunsche entgegenzukommen und sie in das benachbarte Kirchspiel einzugemeinden, um so mehr, als dies, wie sie das stets selbst behauptet haben, und wie es durch genaue Untersuchung jetzt konstatiert ist, – wirklich ihre alte Muttergemeinde war. Die Durchführung solcher Änderung erfordert stets allerlei Vorbereitungen; es werden vielleicht ein paar Jahre vergehen, und welche Aussichten sich in dieser Zeit und unter den veränderten Umständen, – die ja nämlich auch Einfluß auf die Amtseinnahmen haben werden – hier für Sie eröffnen werden, darüber will ich mich hier nicht äußern, ich will es Ihnen selber ganz überlassen, die Sache in Erwägung zu ziehen. Ich will mich überhaupt nicht weiter in dies Thema vertiefen; ich habe keine Veranlassung dazu, ja, ich habe vielleicht nicht einmal das Recht dazu; ich habe Ihnen dies alles nur anvertraut, weil ich Sie verhindern wollte, einen übereilten Schritt zu tun. Ich will auch nur hinzufügen, daß auch meiner Meinung nach Sie, – wenigstens vorläufig – gerade hier Ihr Wirkungsfeld haben sollten; aber Sie werden jetzt hoffentlich eingesehen haben, daß sich Ihnen gerade in Ihrer jetzigen Stellung eine große und bedeutungsvolle Tätigkeit erschließt ... jedenfalls auf eine Reihe von Jahren. Wie ich Ihnen bereits sagte, wir haben heutzutage Verwendung für alle jungen und frischen Kräfte der Kirche ... und dies gilt vielleicht nicht zum mindesten für diese Gegend, die lange in dem Ruf gestanden hat, in geistiger Beziehung ein wenig zurückgeblieben zu sein ... ja, selbst die Politiker nennen dies hier einen ihrer »toten Punkte«, fügte er lächelnd hinzu, als sei das etwas, was ihm in diesem Augenblick einfiel.

Sie waren währenddes an die kleine Pforte am äußersten Ende des Pfarrhausparkes gelangt. Der Bischof blieb hier stehen und reichte Emanuel die Hand.

»Denken Sie nun über das nach, was ich Ihnen gesagt habe, und warten Sie wenigstens acht Tage, ehe Sie irgendeine Entscheidung treffen. Sollten Sie während der Zeit eine Unterredung mit mir wünschen, so wissen Sie ja, wo Sie mich treffen können.«

Er drückte flüchtig Emanuels Hand und entfernte sich durch den Garten.

Überwältigt von den Worten des Bischofs blieb Emanuel stehen, und starrte ihm unverwandt mit dem verwirrten Ausdruck nach, den Menschen bekommen, wenn sie plötzlich alle ihre Zukunftspläne von einem großen, unerwarteten Glück über den Haufen geworfen sehen, und daher im ersten Augenblick nicht recht wissen, ob sie lachen oder weinen sollen.

Fünfter Teil

Einige Tage später – zur Abendzeit – wurde ein Fischerboot in der Richtung nach Skibberup über den Fjord gerudert.

Im Hintersteven saß Emanuel in eine Decke gehüllt, die sogar den ganzen Kopf verbarg; der sehnlichst erwartete Regen war endlich gekommen. Der Himmel hing schwarz und schwer über dem Wasser, und große Tropfen schlugen klatschend auf die Ruderbank. Emanuel kam von Sandinge herüber, wohin er am Tage nach des Bischofs Besuch in Gesellschaft von Zimmermann Nielsen, der ihn als eine Art Adjutant begleitet hatte, gefahren war. Er hatte den vielen Fragen bezüglich des Bischofs entgegen wollen, mit denen man ihn in Skibberup sofort bestürmt hätte, und die er vorläufig nicht beantworten durfte. Es war ihm auch ein Bedürfnis gewesen, ein wenig wegzukommen, um in Ruhe den Vorschlag des Bischofs zu erwägen, und außerdem hatte die Begegnung mit dem alten Hochschulvorsteher seine Ungeduld gesteigert, endlich die Bekanntschaft dieser merkwürdigen Schule zu machen, die die geistige Heimat Hansinens und der ganzen Skibberuper Jugend war. Er war nicht enttäuscht worden. Er verstand es jetzt, warum die Augen der jungen Leute strahlten, sobald die Sandinger Hochschule genannt wurde. Der großartige Gebäudekomplex, dessen rote mit Efeu und Geißblatt überwucherte Mauer ihn an ein altes Schloß erinnerte, der mächtige Vortragssaal, als altnordische Halle mit getäfelter hölzerner Decke und geschnitzten Balkenköpfen erbaut, vor allem aber die achtzig frischen, jungen Bauermädchen, die in diesem Sommer Zöglinge der Schule waren, und der eigenartige Unterricht, der in Form von Gesang, Vorträgen, Vorlesen und täglichen Bibelstunden gehalten wurde, zu denen sich die Bevölkerung der Gegend jeden Abend nach beendigter Arbeit einfand, die Häusler in ihren Wollhemdärmeln, die Handwerker in ihren Arbeitsblusen, – alles hatte ihn vom allerersten Tage an erfüllt und begeistert. Auch die Liebe der Bevölkerung für den Hochschulvorsteher verstand er jetzt, nachdem er ihn in seinem rechten Element, in seiner Schule gesehen hatte, wo er mit seinem Stock zwischen Schülern und Lehrern herumstolzierte, wie ein Vater für sie alle, überall Ermunterungen, Liebkosungen und sanfte Zurechtweisungen erteilend. Namentlich begriff er die Macht dieses merkwürdigen Mannes über die Gemüter der Jugend, als er ihn zum erstenmal auf einer Rednertribüne stehen sah, so voll jugendlicher Begeisterung, so warm in seinem Glauben, so hungerissen von seinen Gefühlen, daß ihm die Tränen in den hellbraunen Augen standen, während er mit weitausgebreiteten Armen redete, als wolle er in seiner Nächstenliebe die ganze Menschheit an sein Herz drücken.

Am Tage nach Emanuels Ankunft war eine große Volksversammlung in der Schule abgehalten worden, auf der er als Hauptredner aufgetreten war, mit einem religiösen Vortrag über Gottes Kinder und Christi Nachfolger, in diesem Vortrag betonte er, daß man sich nur mit Wahrheit das erstere nennen könne, wenn man mit aller Macht bestrebt sei, das letztere zu werden. Während der folgenden Tage hatte er zusammen mit dem Vorsteher verschiedene Freundeskreise ringsumher in der Nachbarschaft besucht und war überall mit Entzücken aufgenommen worden. Viele neue Freunde hatte er gewonnen, so daß die ganze Reise allmählich den Charakter eines förmlichen Triumphzuges angenommen hatte.

Ganz besondere Bedeutung hatte der Besuch für seinen Entschluß bezüglich der Zukunft erlangt. Er sah jetzt ein, daß der Bischof recht hatte, und daß die kleine Bauernstelle draußen in Egede nur schlecht zu der Idee stimmte, die in der Sandinger Hochschule verwirklicht war. Da waren größere Lokale nötig, viel Raum, Platz für Pferde und Wagen der hier Angereisten usw., mit anderen Worten: gerade der Vejlbjer Pfarrhof war wie geschaffen zu einem solchen großen offenen allgemeinen Heim für die Gemeinde, wie er es zu errichten wünschte.

Er hatte denn auch beschlossen, den Rat des Bischofs zu befolgen und sich im Amt konstituieren zu lassen, wenn der Propst versetzt würde, und er sehnte sich nun danach, mit Hansine über die Sache zu reden. Ihr gegenüber mußte er das Recht haben, das Gelübde der Verschwiegenheit zu brechen, das er dem Bischof gegeben hatte. Und sein Herz war so voll Glück, sein Kopf so voll von Plänen, daß er Luft haben mußte.

Es wurde ganz dunkel, ehe das Boot das Ufer erreichte, und nur mit Mühe fanden er und Zimmermann Nielsen die Wagenspur, die von dem kleinen Skibberuper Bootshafen zwischen den Hügeln nach dem Dorfe führte. Hier nahm Emanuel Abschied von seinem Begleiter und eilte nach dem Hause seiner Schwiegereltern. Aus dem Wohnstubenfenster schimmerte Licht und einen Augenblick später stand er auf der Diele, Hansinens Taille umschlingend, und schon ganz in Anspruch genommen von seinem Bericht.

Ein paar Tage später enthielt das »Volksblatt« für die Gegend folgende Mitteilung: »Sicherem Verlauten nach ist Herr Propst Tønnesen, Pfarrer von Vejlbj og Skibberup ausersehen, den Posten als Vorsteher an dem neuerrichteten Staatsseminar in Söborg bei Kopenhagen zu bekleiden. Die offizielle Ernennung steht in den allernächsten Tagen bevor.«

Obwohl Propst Tønnesens Versetzung in Wirklichkeit als eine Beförderung betrachtet werden mußte, und obwohl er selbst keineswegs versuchte, ihr ein anderes Aussehen zu geben, so faßten die Skibberuper sie sofort als einen Sieg ihrer Partei auf. Weber Hansen hatte Wort gehalten; in wenigen Wochen würde der Propst den Vejlbjer Pfarrhof verlassen haben. In der Tat hatte denn auch der Bischof seine ganze diplomatische Gewandtheit anwenden müssen, um ohne größeres Aufsehen seinen Willen dem eigensinnigen Propst gegenüber durchzusetzen, der in der Erregung des ersten Augenblicks das pharisäische Anerbieten auf das Bestimmteste abgeschlagen hatte. Allmählich hatte Tønnesen freilich eingesehen, daß er in seinem eigenen, hauptsächlich aber in seiner Tochter Interesse diese Gelegenheit benutzen müsse, um auf scheinbar ehrenvolle Weise aus einem Verhältnis ausgelöst zu werden, das ihnen beiden allmählich zu einer täglichen Qual geworden war, und es hatte ihm außerdem ein wenig geschmeichelt, daß man sich seiner pädagogischen Vergangenheit erinnerte und seine administrativen Fähigkeiten anerkannte.

In Skibberup war man eifrig dabei, das Eisen zu schmieden, solange es warm war. Es wurde gleich eine Deputation mit einer Adresse an den Bischof gesandt, in der man der Hoffnung Ausdruck gab, »daß bei der Wiederbesetzung des Amtes Rücksicht auf die Wünsche genommen werde, die in dieser Beziehung von der Mehrzahl der Bevölkerung gehegt wurden.« Emanuels Name wurde freilich nicht in der Adresse genannt, aber sie war in einer solchen Weise abgefaßt, daß die eigentliche Meinung nicht mißzuverstehen

war. Der Bischof empfing die Deputation und namentlich ihren Wortführer, Weber Hansen, mit dem größten Wohlwollen; er berührte die bevorstehende Neuregulierung des Amtes, die vorläufig eine längere Vakanz erforderlich machen werde, und äußerte im übrigen, daß er stets mit der größten Freude bemüht sei, berechtigten Wünschen der Gemeinde entgegenzukommen. Dann wurde die Deputation zum Frühstück eingeladen, und hinterher trank man draußen im Garten Kaffee mit Sr. Hochwürden.

Wenige Tage später konnte die Dorfzeitung melden, daß der Bischof sich endlich entschlossen habe, bei der bevorstehenden Volksthingswahl sich als Kandidat der Demokratie im 10. Kreise des Amtes, zu dem ja gerade Vejlby und Skibberup gehörten, aufstellen zu lassen.

Währenddes ging Fräulein Ragnhild daheim im Pfarrhause umher, und wartete mit Ungeduld auf den Tag, an dem sie es für immer verlassen konnte. Obwohl sie sich zu alt fühlte, um etwas von der Zukunft zu erwarten, brannte sie doch vor Sehnsucht fortzukommen aus diesem entlegenen Winkel, wo sie ihre Jugend vergeudet hatte, und wo nicht ein Fleck, nicht ein Mensch war, von dem sie mit Kummer scheiden würde. Namentlich war der notgezwungene Verkehr mit dem Kaplan ihr in der letzten Zeit geradezu eine Qual gewesen. Sie fand ihn lächerlich in seinen krampfhaften Bemühungen, sich ein breites »volkstümliches« Wesen anzueignen. Sie fand, daß er nachlässig in seinem Äußern geworden war, daß sein Haar und seine Kleider nach dem Stall und nach Schweiß rochen, so daß sie es quer über den Tisch merken konnte, wenn er ausnahmsweise einmal im Pfarrhause aß; und sie stimmte mit ihrem Vater darin überein, daß auch gleichzeitig eine entsprechende Veränderung mit seinem Innern vorgegangen sei.

»Es ist eigentümlich für die Leute hier bei uns, die sich zu Propheten ausbilden wollen, – stets nehmen sie unsere Seminaristen zum Vorbilde,« hatte der Propst gesagt: »Während man anderwärts seine mystische Weisheit doch in alten Schriften sucht, holt man sich hier seine Inspiration von Kuhhirten und Stalljungen. Ehe ein Jahr verstrichen ist, wird Herr Hansted auch in geistiger Beziehung auf Holzschuhen gehen; sein ganzer Gedankengang ist schon jetzt plump wie der eines Bauern.«

* * *

Endlich Mitte Juli konnten Tönnesens ihre Sachen zusammenpacken und abreisen. Einige von den Vejlbyer Bauern und die drei Gutsbesitzer der Umgegend hatten die Absicht gehabt, den Propst zum Abschied mit einer Festmahlzeit und einer silbernen Kaffeekanne zu ehren, was er sich jedoch – mit Dank, aber sehr bestimmt – verboten hatte. Ohne weitere als die allernotwendigsten Formalitäten, scheinbar aber auch ohne besondere Bitterkeit, schied dann der Propst von seiner Gemeinde. Nur Emanuel gegenüber verriet er einmal seine wahre Gemütsstimmung, als er ihm beim Abschied kühl die Hand drückte, und sagte, es sei wohl überflüssig den Leuten Glück zu wünschen, die so glücklich seien, den »Wind der Zeit« in ihren Segeln zu haben.

Sobald der Propst gereist war, zog Emanuel mit seinen wenigen Möbeln aus seinem Mansardenstübchen in Tönnesens Studierzimmer und in eine der Schlafstuben hinunter. Die ganze übrige Wohnung stand nun leer, ausgenommen die Mädchenkammer, in der die alte, lahme Lone als Emanuels Haushälterin vorläufig

verblieb. Übrigens hatte sie niemand darum ersucht, aber sie tat, als gehöre sie zu dem niet- und nagelfesten Inventar des Hauses und Emanuel war gutmütig genug, auf ihre Anschauungsweise einzugehen. »Maren« dahingegen hatte den Propst mitsamt den Pferden und der Kutsche begleitet, und es lag keine Veranlassung vor, sich einen neuen Knecht anzuschaffen, da der Pfarracker – zu Emanuels großem Leidwesen – an einen der Vejlbyer Bauern verpachtet war, und erst nach Ablauf eines Jahres frei werden würde.

Er verbrachte daher jetzt wie bisher fast alle Zeit, die sein geistliches Amt ihm ließ, in Skibberup bei den Schwiegereltern, wo er täglich an allen möglichen Arbeiten teilnahm. Er pflügte, säuberte die Rübenfelder von Unkraut und fuhr Dünger auf das Brachfeld. Am Abend saß er mit Hansine draußen auf dem Erdwall, der den Garten umschloß, sah dem Sonnenuntergang zu und sprach von der Zukunft. Hansine lehnte jetzt ganz vertraulich den Kopf an seine Schulter, und während die blauen Nebel der Dämmerung sich über Felder und Wiesen lagerten, zog er sie in überströmendem Glücksgefühl fest an sein pochendes Herz.

Als die Ernte kam mit ihrem bunten Leben und den gelbwerdenden Feldern, mit dem Blitzen der Sense und der klingenden Musik der Wetzsteine, da warf er den Rock ab und zog an der Spitze von Anders Jörgensens Leuten, die Sense über der Schulter, auf das Feld hinaus. Und als er seinen ersten Schlag zur Zufriedenheit des Schwiegervaters gemäht hatte, war er stolzer, als da er seinerzeit seine Auszeichnung vom Examen heimbrachte.

So ging die Zeit glücklich hin, bis sich der Herbst mit kurzen, stürmischen Tagen und langen, dunklen Nächten meldete.

Da ward es Emanuel jeden Abend schwerer, Hansine Gutenacht zu sagen und aus den warmen, traulichen Stuben der Schwiegereltern den langen Weg auf nassem Pfade nach den großen und leeren Räumen des Pfarrhauses zu wandern, wo ihn oft unerklärliche Laute wachhielten, wie sie zu nächtlicher Zeit in unbewohnten Häusern spuken. Eines Nachts, bald nachdem er eingeschlafen war, wurde er von einem langgezogenen Klagelaut geweckt, den er sich lange nicht erklären konnte. Auf einmal wurde es ihm klar, daß es das Tuten des Brandhorns war. Er sprang schnell aus dem Bett und hatte kaum einige Kleider angezogen, als er schon Lärm im Hause hörte; die Tür ging auf und die lahme Lone erschien im Friesunterrock und mit einem brennenden Licht in den krampfhaft zitternden Händen.

»Herr Paster! ... da is Feuer!« schrie sie, ganz blau im Gesicht. So, wie alle die andern, die die Vejlbyer Feuersbrunst erlebt hatten, konnte sie das Brandhorn nicht hören, ohne ganz wirr vor Schrecken zu werden.

Überall im Dorf war man aus den Betten gekommen und lief mit Laternen auf der Straße hierhin und dorthin. Es stellte sich jedoch bald heraus, daß es nur ein kleines Haus drüben in dem benachbarten Kirchspiel war, das brannte; und als die Spritze mit der nötigen Mannschaft glücklich von dannen gerasselt war, beruhigte sich das Dorf wieder.

Aber die erregte Unruhe und der Anblick von der Angst der andern, hatte Emanuels Gefühl des Unbehagens infolge der Einsamkeit derartig erhöht, daß er noch in derselben Nacht beschloß, Ernst zu machen und sich so schnell wie möglich zu

verheiraten. Gleich am nächsten Tage sprach er mit Hansine über die Sache. Sie war im ersten Augenblick ziemlich erschrocken. Sie hatte im stillen gehofft, daß Emanuel wenigstens während des ersten Jahres nicht von Hochzeitreden reden würde. Je tiefer sie in ihre neuen Verhältnisse hineingesehen hatte, namentlich seit sich die Aussicht erschlossen, daß das große Vejlbjyer Pfarrhaus ihr künftiges Heim werden würde, um so ängstlicher war sie geworden, daß sie den Platz, auf den ihre Ehe sie stellen würde, nicht würde ausfüllen können. Als sie aber sah, wie fröhlich und hoffnungsvoll Emanuel beständig war, und wie sehr ihm daran gelegen war, die Hochzeit zu beschleunigen, konnte sie es nicht übers Herz bringen, sich seinem Wunsch zu widersetzen, oder ihn nur mit ihren Sorgen zu beunruhigen, und nachdem auch die Eltern um Rat befragt worden waren, ward im Familienrat bestimmt, daß die Trauung am sechsten Oktober, am Geburtstag des verstorbenen Königs, stattfinden solle.

Jetzt aber entstand eine kleine Zwistigkeit, deren Ausfall man ringsumher im Dorf mit Spannung entgegenseh. Während Hansine wünschte, daß die Hochzeit ganz still abgehalten werden solle, war die Mutter der Ansicht, daß sie es sich selbst, wie auch Emanuel schuldig seien, den Tag so festlich zu begehen, wie sie es mit ihren bescheidenen Mitteln vermochten; und sie fand hierin Unterstützung von einer Seite, von der sie es am wenigsten erwartet hatte.

Eines Sonntags nachmittag machten Kaufmann Villing und seine Frau eine feierliche Visite, um in Veranlassung der Verlobung Glück zu wünschen. Das junge Paar war nämlich an dem Tage zum erstenmal von der Kanzel aufgeboten, und damit war die Verbindung nun ganz offiziell. Frau Villing war im seidenen Kleide mit Kreppschal, und über ihrem nonnensanften Antlitz lag ein verklärtes Lächeln. Villing erschien im schwarzen Zylinderhut, Diplomatenrock mit ausgestopften Schultern und weißer Weste mit kugelrunden Glasknöpfen. Seit der Errichtung des Konsumvereins hatten Villings keinen Fuß nach Skibberup gesetzt; aber die Ereignisse der letzten Zeit hatten ihren Sinn in überraschender Weise gemildert. Sie waren endlich zu der Erkenntnis gelangt, daß sie die Skibberuper verkehrt beurteilt hatten; und da es – wie sie gleichsam aus einem Munde sagten – ihrer Natur ganz entgegen sei, mit irgendeinem Menschen in Unfrieden zu leben, so hatten sie sich erlaubt, diese Gelegenheit zu benutzen, um alle Mißverständnisse auszugleichen.

Nur Else und Anders Jörgen waren bei dem Besuch zugegen, und die Unterhaltung drehte sich im übrigen anfänglich um allerlei gleichgültige Dinge. Plötzlich aber warf der Kaufmann eine Frage betreffs der bevorstehenden Hochzeit hin, und als Else nun mit ihrer gewohnten Offenherzigkeit auch die kleine Uneinigkeit bezüglich der Hochzeitsfeier berührte, fuhr er gleichsam erschreckt in die Höhe und fing an, beredt zu werden.

Er müsse bekennen, – sagte er – daß er Hansinens Standpunkt in dieser Sache nicht verstehe. Es scheine ihm, daß ein so bedeutungsvolles Ereignis absolut auf standesgemäße Weise gefeiert werden müsse, ja, daß es geradezu eine Ehrenpflicht für Anders Jörgens Haus sei, den Tag zu einem Jubelfest für alle Freunde der Volkssache zu gestalten. Er wisse, fügte er hinzu, daß man in der ganzen Gegend ein starkes Bedürfnis empfinde, bei dieser Gelegenheit die freundlichen Gefühle für das

Brautpaar an den Tag zu legen, und er sei überzeugt, daß die Teilnahme der Bevölkerung der Feierlichkeit den Charakter eines wahren Volksfestes verleihen würde.

Als Villing merkte, daß seine Worte Eindruck machten, fuhr er fort zu reden. Und es zeigte sich nun, daß er ein ganzes Festarrangement fix und fertig im Kopf hatte.

Er empfahl ein großes Zelt, in der Koppel hinter dem Gehöft zu errichten, in dem gegessen werden könne; außerdem schlug er ihnen vor, um Erlaubnis zur Benutzung des Versammlungssaals einzukommen, der festlich dekoriert werden und als Tanzsaal dienen müsse. Über die Kosten sollten sie sich keine Sorgen machen; falls sie ihm die Ehre erweisen wollten, die Leitung in seine Hand zu legen, und ihn die verschiedenen Einkäufe machen zu lassen, wolle er ihnen versprechen, daß die Ausgaben ein paar hundert Kronen nicht übersteigen sollten. Er wisse ja freilich, daß ihm die Skibberuper in den letzten Jahren ihr Vertrauen entzogen hatten, aber er wünsche, diese Gelegenheit zu benutzen, um zu zeigen, daß sie sich in ihm geirrt hätten, und daß er wie auch seine Frau ihre wahren und uneigennütigen Freunde seien – eine Äußerung, der sich Frau Villing anschloß, indem sie sanft die Hand auf Elses Arm legte und sie mit einem Blick voll treuer Hingebung betrachtete.

Am nächsten Tage redete Else noch einmal mit ihrer Tochter über die Sache, worauf Hansine sich fügte und die Mutter schalten ließ.

Villing hatte nun wirklich recht gehabt. Es herrschte überall im Kirchspiel ein sich steigerndes Bedürfnis, bei dieser Gelegenheit Emanuel zu ehren, der durch sein sanftes Wesen, seine Schlichtheit und seinen stets bereiten Willen den Wünschen aller entgegenzukommen, allmählich selbst die Vejlbyer Bauern für sich eingenommen hatte, so daß sie jeden Sonntag die Kirche bis auf den letzten Platz füllten. Selbst ein Mann wie der Dorfschulze Jensen fing an, ihm ehrenvolle Annäherungen zu machen, und Tierarzt Aggerbölle hatte ihn schon längst für einen herrlichen jungen Mann und einen »verteufelt schönen Kanzelredner« erklärt.

Aber ein Mensch war da doch, der sich nicht hatte milder stimmen lassen. Das war die Schmiede-Maren – die häßliche kleine Alte, die ihrer Zeit bei Emanuels erstem Erscheinen im Versammlungshaus aufgetreten war. Ihre Lebensgeschichte war in kurzen Zügen folgende:

Weil sie in ihrer Jugend als Küchenmädchen auf einem Gut gedient hatte, war sie lange Zeit hindurch bei allen größeren Festen in der Umgegend als Kochfrau benutzt, bis sie die Schmach erleben mußte, daß ihr auf einer größeren Tauffestlichkeit, bei der ungefähr hundert von den Männern und Frauen der Gegend versammelt waren, der Reisbrei verbrannte. Obwohl ihr damaliger Gatte, der bei derselben Gelegenheit Dienste als Schaffner tat, ihr vor den Augen der Gesellschaft eine gehörige Maulschelle gab, so ließen sich die Leute doch nicht besänftigen, sondern nahmen seither ihre Kochfrauen aus der Stadt.

Hiervon stammte der hexenartige Haß auf die ganze menschliche Gesellschaft, der diese arme Person zum Schrecken der ganzen Gegend gemacht hatte, und seit jener Zusammenkunft im Versammlungshause hatte sich ihre Erbitterung namentlich auf Emanuel geworfen. Aber Hansine, die in diesen Tagen ein wunderliches Bedürfnis empfand zu versöhnen, und die in ihrem bangeren Glück gern jeden Schatten zerstreuen wollte, der den Himmel ihrer Zukunft verdüstern konnte, ging eines Tages nach der

baufälligen Hütte weit draußen in Egede hinaus, wo Maren wohnte, um sie zu bitten, auf ihrer Hochzeit zu kochen. Die arme Frau war wie zermalmt vor Rührung. Unter lautem Weinen beugte sie sich – zu Hansinens großem Schrecken – in die Knie und küßte ihre Hand.

Der Hochzeitstag brach mit hoher, stiller Luft und fast sommerlicher Wärme an. Acht Tage und bis tief in die letzte Nacht hinein hatte man im Brauthause geschmort und gekocht; die Keller waren überfüllt mit großen Braten und mächtigen Schinken und Schweinsülzen und geräucherten Hammelkeulen, mit Kübeln voll von Würsten, mit Körben voll gekochter Eier, geschlagenem Zucker, Ochsenzungen und gebratenen Heringen, mit Stapeln von Butterstichen und mülsteingroßen Zwetschentorten, die des Hauses nächste Freunde nach alter Sitte als Hochzeitsgabe gesandt hatten.

Draußen in der kleinen, grünen Koppel hinter dem Hofe waren Zimmermann Nielsen und ein paar Gehilfen beschäftigt, die letzte Hand an die Errichtung des großen Speisezelt zu legen, und im Versammlungshaus mühten sich zehn junge Mädchen ab, die Wände mit Tannengirlanden und gemalten Wappenschildern zu schmücken, überall im Dorf sah man Flaggen und vor dem Torweg des Brauthauses waren zwei mit Grün umwundene Stangen errichtet, zwischen denen ganz oben ein Stück Segeltuch mit dem Worte »Willkommen« ausgespannt war.

Die Trauung sollte um 12 Uhr stattfinden; aber schon um zehn fingen die ersten Gäste an, sich zu zeigen. Bald darauf kam Emanuel, der sich nach langem Erwägen entschlossen hatte, sich im Ornat trauen zu lassen. Die Frühstückstische waren in dem blaugetünchten »Saal« gedeckt, wo kein geringerer als Kaufmann Villing die Dienste eines Schaffners versah und in dieser Eigenschaft alle Männer mit Schnaps und Bier empfing.

Auf Emanuels ausdrücklichen Wunsch sollte in keinem Punkt mit den alten Hochzeitssitten der Gegend gebrochen werden. Er selbst schlug jedoch den Schnaps ab und ließ sich am Braunbier genügen.

Im Laufe einer Stunde füllten sich die Stuben und der Garten mit geputzten Menschen, und noch immer strömten neue Gäste herzu. Überall drehte sich die Unterhaltung um die große Frage, wer die Trauung verrichten würde. Emanuel war vor einiger Zeit bei dem Bischof in der Hauptstadt gewesen, um mit ihm darüber zu reden, und der Bischof hatte es als eine Möglichkeit berührt, daß er selbst sich einfinden würde, indem er gesagt hatte, daß er als Frau Hansteds alter Freund ja gewissermaßen der nächste dazu sei. Man war nun gespannt zu erfahren, ob eine so große Ehre der Gemeinde wirklich zuteil werden solle.

Um halb zwölf Uhr kamen die Fuhrwerke der Bauern, im ganzen einige dreißig, und man fing an, in die Wagen zu steigen. Die Wagen für das Brautpaar und die nächsten Angehörigen hielten auf dem Hofplatz, die andern bildeten draußen auf dem Wege eine Reihe, die sich vom Brauthause bis ganz an das entgegengesetzte Ende des Dorfes erstreckte. Währenddes saß Hansine in ihrer Kammer, weil kein Gast die Braut sehen durfte, bis sie alle auf die Wagen gestiegen waren. Als dies geschehen war, erschien sie an Emanuels Seite auf der steinernen Treppe, in einem schwarzen, wollenen Kleide mit schmalen Spitzenstreifen um Hals und Handgelenk. Unter dem Brautschleier und dem Myrtenkranz sah man eine perlverzierte, goldgestickte Mütze, die zu der

Hochzeitstracht ihrer Urgroßmutter gehört hatte, und die sie heute auf Emanuels Wunsch trug.

Auf dem Wege nach der Kirche schallte munteres Geplauder aus den meisten Wagen; das Frühstück hatte bei verschiedenen von den älteren Männern die Stimmung bereits gesteigert. Erst als man das Läuten der Kirchenglocken hören konnte, verstummte das Reden und Else brach in Tränen aus. Hansine dahingegen behielt während der ganzen Zeit den verschlossenen, fast düstern Ausdruck, den ihr Gesicht bei starken Gemütsbewegungen anzunehmen pflegte.

Die Kirche, die Landzunge, die blaue Fläche des Fjords und die Abhänge des gegenüberliegenden Ufers – alles lag in goldenem Sonnenschein gebadet da. Am Himmel hin fuhren leichte Wolken von Starenschwärmen, und draußen über dem Wasser schrien die schaumweißen Möwen. Vor der Kirchhofsmauer hielt das Gig des Bischofs, und als das Brautgefolge ganz auf die Landzunge hinausgelangt war, sah man den Bischof selber in seinem seidenen Ornat und mit den Orden auf der Brust vor der Kirchentür stehen. Es war ein feierlicher und unvergeßlicher Augenblick für sie alle, als dieser große Mann – indem er seinen weißen Kopf entblößte – ehrerbietig dem Brautpaar entgegenging und dann an der Spitze der Schar in die Kirche hineinschritt.

Die Traurede war kurz und glich eigentlich am meisten einer gewöhnlichen Tischrede. Der Bischof gehörte zu den modernen geistlichen Rednern, die einen leichten Konversationston anschlagen und Worte wie »Christus« und »der Heilige Geist« mit derselben kameradschaftlichen Ungeniertheit aussprechen, mit der man von seinen guten Freunden spricht. Er verglich zuerst Emanuel mit einer Pflanze, die sich einen neuen, nährenden Erdboden gesucht hatte, dann die Gemeinde mit einem großen Baum in dessen Schutz und Schatten die Pflanze aufwachsen solle, und endete damit, daß er den Segen des Herrn auf den neuen Bund herabflehte, der hier geschlossen wurde. Als die Feierlichkeit beendet war, versammelte man sich draußen auf dem Kirchhof, wo der Bischof verschiedene aus dem Gefolge begrüßte, indem er auch bei dieser Gelegenheit Weber Hansen besondere Aufmerksamkeit erwies. Else dankte bewegt dem Bischof für die Ehre, die er ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohne erwiesen hatte und lud ihn ein, am Hochzeitsmahl teilzunehmen; aber der Bischof entschuldigte sich damit, daß er noch vor Abend wieder daheim sein müsse; und als er drinnen in der Sakristei das Ornat mit seinem leinenen Rock vertauscht und noch einmal dem Brautpaar und andern Anwesenden die Hände gedrückt hatte, setzte er sich auf sein Gig und rollte davon.

Gleich darauf bestiegen alle die Wagen, und unter Peitschengeknall fuhr der Brautzug nach Hause. Während man in das Dorf einfuhr, knallten ringsumher von den Gehöften und Kuppeln Gewehrschüsse, die Pferde bäumten sich und die Frauen auf den Wagen stießen kleine Schreie der Angst und Freude aus. Vor dem Brauthause standen vier Musikanten mit Violinen und Hörnern und spielten jedesmal auf, wenn ein neuer Wagen vor dem Torweg hielt, um Gäste abzuladen. Da waren alte, steife Großväter, und da waren dicke, schwere Frauen, denen drei Männer vom Wagen herabhelfen mußten, während junge Mädchen mit roten Flatterbändern im Nacken, lächelnd dem ersten besten Burschen, der sich anbot, in die Arme hüpfen. Alle Freunde aus Skibberup, wie aus der ganzen Umgegend waren eingeladen, der größte Teil der Jugend jedoch nur zum Tanz. Selbst den »alten Erik« sah man auf seiner Sonntagskrücke herumhumpeln

und mit glückseliger Miene den frischen Duft des Bratens einschnüffeln, der das Haus durchdrang. Auch der Hochschulvorsteher, der infolge von Windstille auf dem Fjord zurückgehalten war, hatte sich jetzt mit seiner Jette, einer großen, grobknochigen Frau mit blutrotem Gesicht und einer Brille eingefunden. Mit Hilfe seines Stockes bewegte er sich zwischen den Gästen, klopfte die Männer auf die Schultern, ergriff unter lauten Ausrufen des Entzückens die Hände der Frauen und zwickte schelmisch die jungen Mädchen in die Wangen. Weber Hansen dahingegen ging schweigend umher, die Hände auf dem Rücken und schob sein zweideutiges Lächeln von der einen Seite des Gesichts nach der andern hinüber.

Als alle Gäste versammelt waren, erschien Kaufmann Villing mit weißen Handschuhen auf der Treppe nach dem Hofe hinaus und bat zu Tische. Mit den vier Musikanten und dem Brautpaar an der Spitze zog die Hochzeitsschar im feierlichen Zuge in das flaggengeschmückte Zelt, wo der lange Brauttisch gedeckt stand mit Schüsseln von dampfenden Reiskreis, großen Bierkrügen und einzelnen Gläsern mit Rotwein. Mitten auf dem Tische ragte eine ellenhohe Torte empor, und vor dem obersten Ende, wo das Brautpaar Platz nahm, breitete sich eine mühlsteingroße Schichttorte aus, mit dem Namenszug der Neuvermählten in Himbeermarmelade.

Nachdem Villing an dem unteren Ende des Tisches Willkommen geheißen und ein Tischgebet gesprochen hatte, setzten sich die Löffel in Bewegung, und alle einigten sich schnell darüber, daß »Schmiede-Maren« diesmal ihre Aufgabe mit Ehren gelöst hatte. Für diejenigen, denen der Brautbrei noch eine Vorbedeutung war, gab es heute nichts zu unken, und die zehn Häuslerfrauen, die das Aufwarten besorgten, fuhren unaufhörlich mit gefüllten Schalen in den erhobenen Händen umher, damit ihnen nicht die Schmach widerfahren solle, daß einer der Gäste mit seinem Löffel an eine leere Schüssel klappte.

Als auch die Braten auf den Tisch gekommen waren, begann die Reihe der Reden. Zuerst hielt der Hochschulvorsteher die eigentliche Hochzeitsrede, einen bewegten Jubelerguß, der ringsumher am Tische Tränen entlockte. Dann sprach Emanuel, der nun das Ornat abgelegt hatte. Er dankte den Freunden für das Vertrauen, mit dem sie ihn – den Fremden – in ihre Gemeinschaft aufgenommen hatten und wandte sich mit diesem Dank insonderheit an seine Schwiegereltern, in deren Hause er ein neues Heim gefunden hatte. Hierauf erhob sich Anders Jörgen mit verlegener Miene, stammelte mit unhörbarer Stimme einige Worte und setzte sich wieder. Es hieß, daß es eine Rede auf das Vaterland gewesen sei, und die Hurrarufe erfolgten klecksweise rings um den Tisch herum. Später sagte der Weber ein paar trockne Worte über den »neuen Geist«, und Kaufmann Villing, der als Festredner gern das Rührende markierte, forderte mit tränenerstickter Stimme auf, »der Verstorbenen zu gedenken«, indem er hiermit namentlich auf Emanuels Mutter hinzielte. Zwischen den Reden wurden Lieder gesungen unter Anführung von Zimmermann Nielsens schallendem Baß.

Währenddes war es fast dunkel geworden, und in dem festlich erleuchteten Versammlungssaal fing die Jugend an, ungeduldig zu werden. Man sehnte sich danach, die Braut aus dem Kreise der Mädchen herauszutanzten. Aber noch einmal erhob sich Villing und brachte in begeisterten Worten sein Hoch auf »die Volkssache« aus, indem er die Hoffnung äußerte, daß sie bald siegreich über die ganze Welt vordringen möge.

Nachdem Emanuel schließlich ein Gebet gesprochen und den Glauben bekannt hatte, brach man auf und begab sich nach dem Versammlungshaus hinüber.

Hier wechselten Tanz und Gesang lustig ab bis an den hellen Morgen. –

Emanuel und Hansine brachen freilich schon um Mitternacht von dem Fest auf und fuhren in einem mit Blumen und Grün geschmückten Wagen nach ihrem neuen Heim. Bei der Abfahrt scharten sich alle Gäste um sie und nahmen mit donnernden Hurrarufen Abschied. Kurz zuvor aber war ein Eilbote nach Vejlbjy entsandt, dessen Jugend ganz im Geheimen beschlossen hatte, dem jungen Paar einen festlichen Empfang zu bereiten. Gleich nachdem Emanuel am Vormittag das Pfarrhaus verlassen, hatte man damit angefangen, eine Ehrenpforte vor der Einfahrt zu errichten, um sie bei der Heimkehr mit Laternen und bunten Lampions zu erleuchten. Außerdem hatte man am Wege entlang eine Reihe Pechfackeln aufgepflanzt, die jetzt in der stillen Nacht und unter dem dunklen Wolkenhimmel einen phantastischen Anblick gewährten.

Als Emanuel vom Landwege aus den roten Lichtschein gesehen, und sich von dem Schrecken des ersten Augenblicks erholt hatte, umfaßte er Hansinens Hand fest. In seinen Augen erschien es, als habe sich die finstere, schwere Masse des dahinterliegenden Pfarrhügels auf flammenden Feuersäulen in die Höhe emporgeschwungen, – und bei diesem Anblick mußte er daran denken, wie er einmal davon geträumt hatte, das Zauberwort zu finden, das die Erdhügel bewegen konnte, sich ihm zu öffnen...

Jetzt fuhr er mit seiner Bauernbraut in den Berg hinein.

Erster Teil



Oben auf den hochgelegenen Äckern nördlich von Vejlbj ging ein Mann und pflügte. Es war eine hochgewachsene Gestalt in einem Kittel aus grober Sackleinwand, mit roten Müffchen um die Handgelenke und plumpen Schafstiefeln, aus denen die Strippen zu beiden Seiten der von den Hosen gebildeten Kniebeutel aufragten. Auf seinem Kopf saß ein verschossener Plüschhut, unter dessen breitem Rande das lange, von Sonne und Wind gebleichte Nackenhaar herunterhing, und über die Brust herab wogte ein großer, blonder Bart, der zuweilen vom Wind über die eine Schulter geführt wurde.

Sein Gesicht war mager, die Stirn schmal und über den Schläfen tief eingesunken, die Augen waren groß, hell und sanft.

Ungefähr zehn Ellen über seinem Kopf kreiste eine Schar Krähen, von denen bald das eine, bald das andere Paar sich in die frischgepflügte Furche hinter ihm niederließ, und eine Weile ihm beinahe auf den Fersen folgte, indem sie nur vorsichtig ein wenig zur Seite hüpfen, sobald er mit einem Ruck der Zügel den bedächtigen Gang seiner beiden mageren und sich schwer vornüberbeugenden Pflugpferde zu beschleunigen suchte.

Dieser Mann war der Gemeindepfarrer von Vejlbj und Skibberup – Emanuel, wie er sich recht und schlecht von seinen Pfarrkindern nennen ließ, »der moderne Apostel« wie einige weniger freundlich gesonnene Kollegen in den benachbarten Kirchspielen ihn spöttischerweise zu nennen pflegten. Trotz der Kleidung und dem ungepflegten Haar und Bart war es auch leicht zu sehen, daß er kein gewöhnlicher Bauer war. Dazu war seine Gestalt zu schlotterig, die Schultern zu schmal und abfallend. Die Hände waren wohl blaurot geschwollen, doch hatten sie nicht die unverhältnismäßige Größe, die sie bei Leuten zu bekommen pflegen, die von Kindesbeinen an mit schweren Lasten sich haben tummeln müssen. Auch hatte das Gesicht nicht die richtige, einfarbig dunkle lederartige Bauernhaut, sondern war rotfleckig und mit kleinen, weißen Punkten übersät.

Es war ein naßkalter Vormittag zu Anfang März. Stoßweise führte der Wind unzusammenhängende Nebelmassen über das Land hin. In dem einen Augenblick war die Gegend in einen wollgrauen Dampf eingehüllt, der so dicht war, daß man nicht von dem einen Acker nach dem andern hinüberzusehen vermochte, im nächsten Augenblick konnte dann ein einziger Windstoß die Dünste vertreiben und nur einen niedrigen Rauch an den Ackerfurchen entlang hinterlassen, während sich ein bleiches Sonnenlicht langsam zwischen den schweren und schwarzen Wolken des Himmels hindurchdrängte. Dann konnte man von dem hochgelegenen Pfarracker das ganze Kirchspiel bis zu der einsamen Fjordkirche übersehen, die fern im Süden auf ihrer steilen Landzunge wie ein Nebelgespenst aufragte. Ein wenig näher und ein wenig westlicher erhoben sich die drei dunklen Erdhügel von Skibberup, und über ihnen blitzte ein kleiner, ziegelroter Lichtpunkt auf, der die Stelle bezeichnete, wo ein gezackter Giebel von dem neuen und großen Versammlungshaus dieser Gegend sonnenbeschienen über den Hügelkamm hervorlugte.

Emanuel war zu sehr in Anspruch genommen von seinen Gedanken, um sonderlich Acht zu geben auf diesen unruhigen Wechsel im Aussehen der Landschaft. Selbst wenn er hin und wieder stehen blieb, um die Pferde ein wenig verschnaufen zu lassen, glitt sein Blick über die Gegend hin, ohne zu sehen. Erst gegen Mittag ward er geweckt durch das Geräusch einer kleinen Menschenkarawane, die sich auf dem Feldwege vom Dorfe her näherte.

Voran ging ein kräftig gebautes, kleines Mädchen von vier, fünf Jahren, die mit Hilfe eines Strickes, den sie über die eine Schulter gelegt hatte, einen alten Korbwagen zog, in dem ein kleines Mädchen lag. Infolge der Anstrengung, die es sie kostete, den Wagen durch den tiefen Weg zu ziehen, war ihr die Kappe über ihr zerzaustes, gelbbraunes Haar in den Nacken geglitten, und jeden Augenblick mußte sie den Strick mit der einen Hand loslassen, um ihre roten Strümpfe, die beständig über die Holzschuhe herabglitten, wieder in die Höhe zu ziehen. Von hinten wurde der Wagen von einem andern Kinde geschoben, von einem Knaben, der eine gestrickte Mütze tief über den Kopf gezogen hatte und dessen eine Wange ein großes Wattenstück bedeckte, das unter die Ohrenklappe der Mütze geschoben war. Ein junges und aufrecht schreitendes Bauernweib beschloß den Zug. Sie ging ein Stück hinter den anderen drein, ganz hart am Wegrande und hatte den Kopf in ein geblühtes Tuch gehüllt, dessen Zipfel im Winde klatschten. Ohne die Augen von dem Strickzeug zu erheben, das sie in den Händen hatte, kam sie daher, eine Melodie vor sich hinsummend, von der sie hin und wieder – und gleichsam in Gedanken – einige Töne ganz laut sang.

Es war Hansine mit ihren drei Kindern – Emanuels ganze Familie.

Als die Karawane bis an das Ende des gepflügten Ackers gelangt war, ließen die Kinder den Wagen stehen und setzten sich auf einen Stein am Wege, von wo aus sie den Vater betrachteten, der gerade auf dem Wege zu ihnen hin war, vom anderen Ende des Ackers her. Sie waren beide ganz blau vor Kälte im Gesicht und naß unter der Nase. Wie sie so dasaßen mit ihren verschlissenen Holzschuhen und geflickten Kleidern, glichen sie überhaupt ganz der Straßenjugend des Dorfes. Niemand würde leicht auf den Gedanken kommen, daß sie zu dem palastartigen Pfarrhause gehören konnten, dessen rotes Ziegeldach und hoher Pappelpark sich da unten über den schiefergedeckten Bauerhöfen des Dorfes erhob.

Schon von weitem hatte Emanuel sie begrüßt, indem er munter seinen großen Hut über dem Kopf schwang, und als er nun an das gepflügte Erdreich ungefähr zwanzig Ellen vom Wege her, gelangt war, hielt er seine dampfenden Pferde an und fragte:

»Was Neues, Hansine?«

Hansine war draußen auf dem Wege stehen geblieben, wo sie mit dem einen Fuß den Kinderwagen in einer leisen hin und her gehenden Bewegung hielt, um die Kleine zu beruhigen, die ungeduldig geworden war, weil das Fahren aufgehört hatte. Sie zählte die Maschen auf ihrer Stricknadel und antwortete darauf in ihrem unverfälschten Bauerndialekt:

»Ne, nich, daß ich weiß... Ja, das is wahr, der Weber war erst da. Er wollt' dich sprechen, sagt' er.«

»So?« sagte Emanuel zerstreut und sah zurück auf das Feld, um mit dem Auge das Stück zu messen, das er gepflügt hatte. »Was hatte der denn auf dem Herzen?«

»Ja, da hat er nichts nich von gesagt. Ich sollt' bloß sagen, ob du nich heut nachmittag um drei Uhr zu einer Versammlung bei dem Schulzen kommen wollt'st.«

»Ach so,« lachte Emanuel. »Ja, er hat ja so seine Eigenheiten ... Du, Hansine!« unterbrach er sich selbst, in verändertem Ton. »Weißt du wohl noch, daß ich dir von dieser neuen Düngermethode erzählt habe, von der ich vor einiger Zeit in der Landwirtschaftlichen Zeitung gelesen habe. Je mehr ich darüber nachdenke, um so vortrefflicher, meine ich, muß sie sein. Eigentlich ist es ja auch viel natürlicher, – nicht wahr? – den Dung so im frischen Zustand hinauszufahren und ihn gleich unterzupflügen, statt ihn in diesen Dunggruben zu sammeln, wo so viel von der besten Kraft verduftet und obendrein die Luft um unsere Wohnungen herum verpestet. Weißt du wohl noch, da stand in dem Blatt, das Land verlöre alljährlich wenigstens sechs Millionen durch unsere Dunggruben. Denk' dir Hansine – sechs Millionen! Das wäre wahrlich ein hübsches Stück Geld, wenn man das gewinnen könnte, und es würde uns gerade in Zukunft, wo wir hier zu Lande sicher manchen alten Schaden wieder gutzumachen haben, sehr zustatten kommen. – Etwas habe ich aber doch nicht so recht verstehen können, nämlich, daß man nicht schon längst etwas so einfaches hat ausfindig machen können,... denn im Grunde liegt es ja doch so klar auf der Hand, nicht wahr? Aber weißt du, woran ich heute habe denken müssen? ... ja, wovon ich beinah' ganz fest überzeugt bin? Ich glaube, diese Dunghaufen die haben die Bauern in alten Zeiten aus purer und trauriger Notwendigkeit angelegt, ganz einfach als eine Folge des Frondienstes, in dem sie sich den Herrensitzen gegenüber befanden, – verstehst du? Da sie allzeit zuerst die Arbeit ihrer Herren verrichten mußten, ehe sie Erlaubnis erhielten, an ihre eigenen Sachen zu denken, so sind sie gezwungen gewesen, daheim bei sich selbst von einem Tag zum anderen alles hinauszuschieben und auf den Haufen zu werfen, bis sie sich endlich einen freien Tag stehlen konnten, um ihre eigene Wirtschaft zu besorgen ... Und da der Ursprung dieser Dunghaufen allmählich in Vergessenheit geraten ist, hat man natürlich gemeint, daß ihrer Erhaltung ein besonders tiefer Sinn zugrunde liegen müsse, und hat daher nicht den Mut gehabt, sie sich vom Halse zu schaffen... Kurz und gut: diese stinkenden Dunggruben sind ganz einfach ein Erbe aus den Zeiten der Knechtschaft, wie so viele alte Fäulnis, von der die menschliche Gesellschaft zu befreien wir jetzt bemüht sind. Ist das nicht amüsan? Hansine?...

– Ach ja, was für eine herrliche Zeit ist es doch überhaupt, in der wir leben! Zeuge zu sein, wie die Aufklärung unserer Zeit, ihr überall erwachendes Wahrheits- und Gerechtigkeitsverlangen nach und nach im Großen wie im Kleinen das Joch der Knechtschaft zerbricht, und den Menschen eine leichtere und glücklichere Zukunft bereitet!«

Hansine wechselte eine Stricknadel mit einem leisen, ungläubigen Lächeln. Sie kannte die leicht erregte Begeisterung ihres Mannes für die neuen Ideen der Zeit und war gewohnt, die stumme Anhörerin zu sein bei seiner Entwicklung der großen Ergebnisse, die er beständig davon erwartete.

»Nun... es ist übrigens wohl Zeit, auszuspannen,« ergriff Emanuel wieder das Wort, indem er nach seiner großen silbernen Uhr sah und sie nach alter Bauernweise an das

Ohr hielt. Er warf die Zügel über die geduckt gehenden Pferde und sagte: »Na, Bub! Kannst du Vater wohl die Hand geben!«

Diese Worte galten dem Knaben, der noch immer neben der Schwester auf dem großen Stein saß. Hier war er indessen so tief in Gedanken versunken, während er den Krähenschwarm beobachtete, der sich in einiger Entfernung in der umgepflügten Erde niedergelassen hatte, so daß er den Anruf des Vaters nicht hörte. Er blieb unbeweglich sitzen, die Hand unter dem wattenbedeckten Ohr und starrte vor sich hin mit dem feierlichen Ausdruck, mit dem sich Kinder in der Erinnerung kürzlich überstandene Leiden zurückrufen.

Er war ziemlich klein für sein Alter, ein wenig blaß und überhaupt schwächlicher von Wuchs als die ein Jahr jüngere Schwester, die im vollen Besitz der gewöhnlichen kräftigen Formen und lebhaften Farben der Wangen und Augen ländlicher Jugend war. Im übrigen war er Emanuels ausgesprochenes Ebenbild; er hatte dieselbe gedankenvolle Stirnwölbung, dieselbe unirdische Milde im Blick. Auch hatte er das rotblonde, seidenartige Haar des Vaters geerbt, seine tiefen Höhlungen in den Schläfen und die großen, hellen, in der Sonne fast farblosen Augen.

»Hörst du nicht, mein Junge... Vater ruft dich,« sagte Hansine.

Bei dem Klang von der Mutter Stimme riß er gleichsam verlegen die Hand vom Ohr und wandte das Gesicht mit einem kleinen erheuchelt unschuldigen Lächeln nach ihr hin.

»Tut es noch ein bißchen weh im Ohr, mein Junge?« fragte sie.

»Nein, gar nicht,« versicherte er eifrig. »Ich kann gar nichts mehr merken.«

»Kommst du denn jetzt, mein Bub?« rief Emanuel wieder vom Pfluge her.

Der Kleine stand augenblicklich auf und eilte über das gepflügte Feld zu den Pferden, wo er anfang, die Wage an der Pflugdeichsel zu lösen und die Stränge aufzubinden – so vernünftig und gewissenhaft, wie ein ausgebildeter kleiner Großknecht.

Dieser Junge war Emanuels Augapfel. Er war nach Hansinens altem Vater Anders Jörgen genannt; aber sowohl daheim, wie überall in der Gemeinde wurde er nie anders als »der Bub« gerufen, ein Name, den ihm Emanuel bereits bei seiner Geburt gegeben hatte, und an dessen frischem Bergklang alle ein solches Gefallen gefunden hatten, daß sein Taufname fast vergessen war.

Beim Anblick des Wattenlappens unter seiner Mützenklappe rief Emanuel aus: »Was ist denn das, mein Bub?... Ist das Ohr jetzt wieder schlimmer gewesen?«

»Ja – ein bißchen,« antwortete der Junge leise und fast beschämt.

»Es ist doch auch recht dumm mit dem Ohr. Aber es hat wohl nichts weiter auf sich – wie?«

»Nein, jetzt ist es ganz vorüber... ich kann gar nichts mehr merken.«

»Na, das ist gut, mein Bub! Zeig' mir auch, daß du ein tapferer Junge bist und dich von solcher Kleinigkeit nicht unterkriegen läßt. Schwächlinge, – weißt du, – bringen es nie zu was hier in der Welt... Nicht wahr?«

»Ja.«

»Und dann denkst du doch daran, daß wir heut nach Tisch nach der Mühle fahren wollen. Wir beide haben wirklich keine Zeit, krank zu sein ... wie?«

Draußen auf dem Wege waren Hansinens Stricknadeln in lebhaftere Bewegung geraten. Als die andern schwiegen, sagte sie:

»Ich glaub' wirklich, es wäre besser, wenn der Bub heut zu Hause blieb, Emanuel! Er is den ganzen Vormittag gar nich gut gewesen.«

»Ja, aber Liebste... du hörst ja, daß es jetzt ganz vorbei ist. Er sagt selbst, daß er gar nichts mehr merken kann. Und weißt du was, die frische Luft kann ihm doch nur gut tun. Die frische Luft ist des lieben Gottes Heilmittel, sagt ja ein altes Sprichwort!... Der Bub hat wieder zu viel im Hause herum gesessen und gesonnen, daher ist er in der letzten Zeit ein bißchen blaß geworden!«

»Ich glaub' wirklich, es wär' besser, Emanuel, wenn wir ein bißchen vorsichtiger mit ihm umgingen. Und am allerbesten wär' es woll, wenn wir endlich Ernst machten und mal mit dem Doktor über ihn sprächen. Nu hat er das schlimme Ohr bald zwei Jahr gehabt, un das kann doch wahrhaftig nich seine Richtigkeit haben.«

Emanuel antwortete nicht sogleich; es war dies eine Sache, über die sie häufiger geredet hatten, ohne sich einigen zu können.

»Ja, natürlich, Hansine... wenn du es wirklich für das Richtige hältst. Aber du weißt ja, daß ich für mein Teil kein sonderliches Vertrauen zu den Doktoren habe. Und namentlich was Doktor Hassing anbelangt, – du weißt ja, wie ich über ihn denke. So eine kleine Ohrengeschichte ist ja etwas ganz Allgemeines bei Kindern und gibt sich ganz von selbst, wenn man der Natur nur Ruhe und Zeit läßt, den Schaden selbst auszubessern. Das sagt auch deine Mutter, und die hat doch eine langjährige Erfahrung, nicht wahr? ... Ach, nimm du die Leine, mein Junge! ... Ich kann nun überhaupt niemals glauben, daß der liebe Gott die menschliche Natur so unvollkommen geschaffen haben sollte, daß sie stets der Doktorfinger bedarf, um wieder in Ordnung zu kommen, sobald sie ein klein wenig in Unordnung geraten ist. Ich denke oft daran, wie es seinerzeit zwei von meinen Schulkameraden erging, die beide schlimme Augen bekommen hatten ... nach den Masern, glaube ich. Der eine von ihnen wurde von einem Doktor behandelt, obendrein von einem Professor, der den armen Jungen im Namen der heiligen Wissenschaft mit Pinselungen und Einspritzungen und ich weiß nicht was, quälte, bis er völlig blind wurde! Bei dem andern dahingegen erhielt die Natur Erlaubnis, sich in Ruhe selbst zu besinnen, und nach Verlauf von kurzer Zeit hatte er ein Paar Augen, um die ihn jeder hätte beneiden können. Diese Geschichte sollte uns eine Lehre sein, meine ich! Übrigens ... haben wir nichts mehr von dem Öl, das Maren Nilsen von der alten Grete drüben auf Strynö bekommen hatte? Das hat dem Buben ja das letztmal so gut geholfen. Aber tue, was du für gut hältst ... Nun komm her, mein Bub!«

Bei den letzten Worten nahm er den Jungen unter die Arme und hob ihn auf den Rücken des Handpferdes.

Hansine schwieg. In diesen kleinen Scharmützeln, die Kinder betreffend, behielt Emanuel stets das letzte Wort. Er war ihr zu überlegen in der Redegewandtheit, es ward ihm so leicht, seinen Gedanken Ausdruck zu verleihen, er konnte so viele Gründe

für die Richtigkeit seiner Auffassung angeben, daß sie – selbst wenn sie nicht überzeugt war – durch seine Beredsamkeit zum Schweigen gebracht wurde.

... Der Nebel rollte wieder wie eine wollgraue Masse vom Westen herbei, während die kleine Familienkarawane dem Dorfe zuzog. Voran ritt der Bub mit den Pferden; dann kam Emanuel mit dem Kinderwagen, den er mit der einen Hand vor sich herschob, während er oben auf der Schulter die Tochter Sigrid mit dem Beinamen »Dicksack« trug. Sie hatte den Hut von seinem Kopf genommen und indem sie ihn hurrarufend in der Luft schwang, trieb sie allerlei Kurzweil, um die Kleine zu belustigen, die denn auch vor wilder Freude in ihrem Wagen schrie.

Eine Strecke hinter den andern her ging Hansine mit ihrem Strickzeug. Sie hielt ihre kleine Gestalt noch immer so gerade, wie in ihren Mädchentagen, bewegte sich auch mit denselben sicheren und gemessenen Schritten. Dahingegen hatte sich der Ausdruck in ihrem brünetten Gesicht ein wenig verändert; er war noch mehr nach innen gekehrt und gleichsam ein wenig gedrückt. Ihre bald siebenjährige Ehe mit den drei Wochenbetten hatte, was ja nicht zu verwundern war, ihr früher so jugendfrisches Aussehen auch nicht ganz unberührt gelassen. Die Wangen waren ein wenig schmal geworden, die ernsten Augen lagen noch tiefer als ehemals. Doch war sie noch immer eine ungewöhnlich hübsche Frau, die ihre sechsundzwanzig Jahre nach ländlichen Verhältnissen mit seltener Ehre trug; und es war ganz natürlich, daß man in ihrem Heimatdorf Skibberup noch immer nicht wenig stolz auf sie war. Freilich waren da manche – und ihre Zahl nahm mit den Jahren zu – die sich nicht gut mit ihrer Verschlossenheit aussöhnen konnten und sie ihr gern als Hang zu Stolz auslegten; ja, im stillen beklagte man es stellenweise, daß Emanuels Augen gerade auf sie gefallen waren, als er seinerzeit auf den Gedanken kam, eine Braut aus der Mitte der Gemeinde zu wählen. –

Als Emanuel und die Kinder durch den gewölbten Torweg des Pfarrhofes kamen, saß der Knecht Niels auf dem Rande des großen steinernen Wassertrogs unter der Pumpe, offenbar eifrig beschäftigt, das »Volksblatt« der Umgegend zu studieren, das er über seine Knie ausgebreitet hatte. Er war ein dunkelhaariger Mensch von gut zwanzig Jahren, mittelgroß von Wuchs, mit breiten Schultern und starkem Rücken, einer aufwärts gewandten, sogenannten Gießkannennase und dicken roten Wangen, die ein werdender Bart mit Flaum bedeckte. Auf dem großen Hofplatz, auf dem in alten Zeiten – zu Propst Tønnesens Regiment – stets eine musterhafte Ordnung und Ruhe geherrscht hatte, die an das Verhältnis des Ortes zur Kirche erinnerte, sah es jetzt ganz aus, wie auf einem gewöhnlichen Bauernhofe. Hingeworfene Ackergerätschaften, zerstreute Strohhaufen, offenstehende Stalltüren und ein anhaltendes Brüllen des Viehes, das auf sein Mittagsheu wartete, zeugten von der Geschäftigkeit des Tages. Hier und da auf dem unebenen Steinpflaster war Heringslake ausgegossen, um das keimende Unkraut zu ersticken; und vor der Tür des Brauhauses liefen die Hühner umher und scharften in dem hinausgeworfenen Küchenabfall.

»Worin hast du dich denn so vertieft, Niels? Steht da etwas Neues heute in der Zeitung?« fragte Emanuel, nachdem er Sigrid niedergesetzt und den Buben vom Pferderücken gehoben hatte.

Der Knecht schielte von seiner Zeitung auf und antwortete, indem er den Mund mit einem breiten Lächeln bis an die Ohren zog.

»Aha, Philosoph! Bist du wieder auf dem Kriegspfad gewandert? ... Nun, gegen wen hast du denn heute deine Lanze gerichtet, Niels? Laß mich einmal sehen!« fügte er hinzu, nachdem er die Pferde abgeschirrt hatte.

Der Knecht reichte ihm das Blatt, das Emanuel zu lesen begann, während der Bub die Pferde von dem Wassertrog fort und in den Stall hineinzog.

»Wo steht es? ... Ah, hier! »Über die Hochschulen und die sittlichen Forderungen!<... Ei, ei!... Nun, der Anfang ist wirklich nicht übel. Sehr gut... Ja, wahrhaftig, darin hast du völlig recht, Niels!... Nun, bange bist du aber nicht...« Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte der Knecht das Mienenspiel seines Herrn während des Lesens beobachtet, und jedesmal, wenn Emanuel durch ein Kopfnicken oder einen kleinen Ausruf seinen Beifall zu erkennen gab, erhöhte sich der schillernde Glanz seiner kleinen, schwarzbraunen, von den Wangen halb begrabenen Augen.

»Der Artikel macht dir wirklich alle Ehre,« sagte Emanuel, indem er ihm lächelnd das Blatt wieder hinreichte. »Du bildest dich ja förmlich zum Schriftsteller aus, Niels! ... Ja, ja, gib nur acht, daß du nicht ganz in der Tinte ersäufst, mein Freund! Die große Tintenkleckerei kann ein gefährliches Gift sein, wenn man damit spielt!«

Er wurde von Hansine unterbrochen, die den Rückweg durch den Garten genommen hatte und nun auf der hohen Fliesentreppe des Wohnhauses erschien, um zum Mittagessen zu rufen.

»Dann müssen wir uns beeilen, das Sielengeschirr wegzuschaffen, mein Bub!« wandte er sich an den Jungen, der im selben Augenblick aus dem Stall zurückkam. »Ach Niels... lauf einmal hin und rufe den alten Sören. Er ist draußen in der Koppel auf dem Rübenacker.«

* * *

Am Nachmittag, gegen drei Uhr, saß ein stiller Mann an einem der Fenster in des Dorfschulzen Jensen weitbekanntere Staatsstube. Seine hohe und magere Gestalt war in einen dunklen Anzug von dem gröbsten, selbstgewebten Fries mit hoch in die Höhe stehendem Rockkragen und engen Ärmeln gekleidet. Er saß in einer vornübergebeugten Stellung da, die Arme auf seine Beine gestützt und die Hände zwischen den Knien gefaltet. Das bleiche sommersprossige Gesicht, das nach oben zu fast horizontal von dem kurzgeschnittenen rotgrauen Haar begrenzt wurde, umrahmte nach unten ein dünner Vollbart, der über ein schwarzes Halstuch und einen jener gesteppten »Brustlappen« hing, die fast außer Mode gekommen waren. Die Handgelenke umschlossen ein Paar stramme, schwarze Wachstuchmanschetten, die all das Blut des Körpers in die großen blauroten Hände hineingetrieben zu haben schienen. Es war Weber Hansen.

Die Leute, denen er hier ein »Stelldichein« gegeben hatte, waren die sogenannten »Vertrauensmänner« – sechs von der Gemeinde gewählte Männer, die namentlich das Amt hatten, die politischen Interessen zu wahren, die Abhaltung von Wahlversammlungen zu veranstalten, politische Redner zu berufen und die Verhandlungen mit den übrigen demokratischen Wahlkomitees des Kreises in die Hand zu nehmen. Das trübe Tageslicht, das sich über ihn weg durch die betauten

Fensterscheiben stahl, die tiefe Mittagsstille, in der das ganze Haus noch ruhte, endlich seine eigene vollständige Unbeweglichkeit und der glanzlose Blick, mit dem er unter halbgeschlossenen Lidern vor sich hinstarrte – alles trug dazu bei, seine Person mit einem sonderlichen Unbehagen zu umgeben. Mit dem flachen rotgrauen Kopf, seinem verzerrten Munde und den entzündeten Augenrändern erinnerte er an einen lauernden Luchs, der aus einem Hinterhalt im Schatten des Urwalds über die endlose Steppe hinausspäht.

Die himmelblaue Staatsstube des Dorfschulzen, der Schauplatz für so viele frohe Festgelage früherer Zeiten, hatte in den letzten Jahren vollständig den Charakter gewechselt. Freilich standen die polierten Mahagonimöbel noch da und leuchteten rot an den Wänden entlang, und oben auf der Chiffonniere tickte die feuervergoldete Tafeluhr aristokratisch zwischen ein Paar leicht bekleideten Gipsschäferinnen; aber an Stelle des Spieltisches am Fensterpfeiler, wo in früheren Zeiten Tierarzt Aggerbölle, Kaufmann Villing und der jetzt verstorbene Jubelgreis, Schullehrer Mortensen zusammen mit dem Wirt selbst so manche muntere Nacht bei Kartenspiel und Gläsern starken Groggs verbracht hatten, thronte jetzt ein mit Papieren überladener Schreibtisch; an einer anderen Wand stand ein Bort voller Anschreibebücher, Protokolle und mächtiger Zeitungsstapel, was alles miteinander dem Zimmer ein äußerst ernsthaftes Aussehen verlieh und den Gedanken an ein Kontor wachrief.

Etwas Ähnliches war es in Wirklichkeit auch, und eine ganz entsprechende Verwandlung war gleichzeitig mit dem Dorfschulzen selber vor sich gegangen.

Die politische Erhebung, die die volkstümliche Aufklärungsarbeit allmählich in dem Bauernstande des ganzen Landes bewirkt, hatte endlich auch dieses Mannes fast entschlummertes Gewissen geweckt und ihn zum Kampf für die Befreiung seines Standes in die Reihen gerufen. Und da er unbestritten der reichste Bauer des Kirchspiels und daneben für seine unter Bauern ungewohnte Freigebigkeit in Geldangelegenheiten bekannt war, auch ein angeborenes Talent zu öffentlichem Auftreten besaß und sich sehr bald im Besitz einer nicht gewöhnlichen Beredsamkeit zeigte, so hatte er sich im Laufe von kurzer Zeit zu dem erklärten politischen Führer der Gegend aufgeschwungen und wurde beständig ringsumher in den Blättern des Landes als »der bekannte Bauernhüptling Hans Jensen aus Vejlby« genannt. Diese leitende Stellung hatte er jedoch nicht ohne Vorbeigehen des Mannes erreichen können, der der eigentliche Ursprung der ganzen volkstümlichen Bewegung in der Gemeinde war, nämlich Weber Hansens. Zu Anfang waren da denn auch manche gewesen, die mit einiger Angst den schnell wachsenden Einfluß des Dorfschulzen beobachteten, da man Grund zu der Annahme hatte, daß der kampfbereite Weber sich nicht ruhig in eine so grobe Zurücksetzung finden würde. Aber zum allgemeinen Erstaunen zeigte der Weber in diesem Falle eine ihm ganz ungewohnte Friedfertigkeit; ja, man erfuhr allmählich, daß der Weber selbst von Anfang an den Dorfschulzen zur Teilnahme an dem öffentlichen Leben veranlaßt und ihm sogar sehr ernsthaft vorgehalten hatte, daß er in seiner unabhängigen Stellung es der Gemeinde geradezu schuldig sei, seine Zeit und seine Rednergabe in ihren Dienst zu stellen.

Es sah überhaupt so aus, als wenn der Weber jetzt, wo die Gefahr und die Spannung des Kampfes vorüber waren, uneigennützig andere die Ehre und den Lohn für seine lange und geduldige Arbeit einheimen ließ. Jahr für Jahr hatte er sich mehr in das

Schneckenhaus seines Wesens zurückgezogen, ohne im übrigen deswegen in irgendeiner Weise gleichgültig gegen die Sache geworden zu sein, der er sein Leben geweiht hatte. Im Gegenteil. Während er es abschlug, auch nur den geringsten der Ehrenposten anzunehmen, die ihm in reichem Maße als Anerkennung seiner Verdienste angeboten wurden, übernahm er aus eigenem Antrieb die bescheidenste Invalidentätigkeit im Dienste des Fortschritttheeres. Er besorgte freiwillig allerlei Botendienste, war den vielen verschiedenen Verwaltern behilflich bei ihrer Rechnungsführung und ihrem Briefwechsel, ja, fuhr mit gleicher Treue – wie es schien, sogar mit verdoppelter Aufmerksamkeit fort–, seinen alten Spionage- und Polizeidienst in der Gemeinde auszuüben. Noch immer tauchte er mit seinem schiefen Lächeln überall dort auf, wo man ihn am wenigsten erwartete und setzte sich vornübergebeugt auf die Stühle, seine roten Hände vor dem Munde, um im Laufe der Unterhaltung sich den Titel der Zeitung zu erschielen, die man in der Hand hielt, oder den Namen des Kaufmanns auf den Papiertüten, die die Hausfrau in den Gewürzschrank legte.

Obwohl die Versammlung, zu der er sich heute mit seiner gewohnten Pünktlichkeit eingefunden hatte, auf drei Uhr angesetzt war, und obwohl es wegen der augenblicklich stark gespannten politischen Situation zu erwarten war, daß bedeutungsvolle Verhandlungen bevorstanden, schlug die Uhr auf der Chiffonniere vier, ehe alle einberufenen Personen versammelt waren.

Als Vorsitzender des Komitees nahm der Wirt selbst Platz an dem oberen Ende des ovalen Tisches, um den der Rat sich setzte. Seine schwergliedrige Gestalt mit dem krausen Haar und dem großen, glattrasierten Kinn nahm sich ganz imponierend aus in einer apfelgrünen Plüschweste und weißen, frischgebügelten Hemdärmeln. Freilich schimmerte die Nase noch immer ebenso puterblau in dem rotglühenden Gesicht, als unvergängliche Erinnerung an seine weniger vorteilhafte Vergangenheit, dafür aber hatten seine Haltung und sein ganzes Auftreten jene breite Überlegenheit und liebenswürdige Ungezwungenheit gewonnen, die durch lebhafte Teilnahme am öffentlichen Leben erworben wird. Rechts von ihm saß Emanuel (der jetzt seinen Arbeitskittel mit einem Rock aus hellgrauem Molton vertauscht hatte) sowie ein kleiner, schmerbauchiger Vejlbyer Bauer mit buschigen Augenbrauen und kindlich roten Wangen. Links saßen zwei jüngere, blonde Skibberuper Hofbesitzer und der große Zimmermann Nielsen, dessen dunkler Vikergerbart im Lauf der Jahre noch ein paar Zoll länger geworden war und fast bis an die Taille reichte. Den Platz am untersten Tischende nahm Weber Hansen ein, der sich nicht in den Rat selbst hatte wählen lassen wollen, sich dafür aber angeboten hatte, bei der Versammlung als Sekretär behilflich zu sein.

»Dann sind wir also vollzählig versammelt,« begann der Dorfschulze mit seiner lärmenden Stimme, indem er den Blick um den Tisch herumgleiten ließ. »Wir haben euch heute eine sehr wichtige Mitteilung zu machen, Freunde! ... Ja, bitte, fangen Sie nur an, Jens Hansen!«

Die letzten Worte waren an den Weber gerichtet, der jetzt ein großes Stück Papier aus seiner inneren Westentasche zog und es sorgfältig vor sich auf dem Tisch entfaltete. Langsam und mit monotoner Stimme verlas er dann folgendes Schreiben:

Vertraulich!

Von leitenden Männern unter unsern Gesinnungsgenossen im Reichstage sind der hiesigen Hauptdirektion der sämtlichen demokratischen Wählervereine des Amtes eine Reihe Aufklärungen zur Beurteilung der beunruhigenden politischen Gerüchte zugestellt, die in der letzten Zeit ihren Weg in verschiedene von den Zeitungen des Landes gefunden haben. In Anbetracht des augenblicklichen Ernstes und der Bedeutung der Sache hat man es für das Richtigste erachtet, ohne Zaudern die erhaltenen Aufklärungen den geehrten Gemeindeverwaltungen zur Kenntnis zu bringen.

Diese gehen darauf hinaus, daß es in Wirklichkeit nicht außerhalb der Grenze der Möglichkeit liegen soll, daß zwischen der Regierung und der reaktionären Partei in beiden Things Verabredungen vorliegen und Pläne erwogen werden, die wohl geeignet sind, den tiefen Zorn und die ernste Bekümmernung jedes freisinnigen Mannes wachzurufen. Doch läßt sich selbstverständlich noch nichts mit Sicherheit behaupten, da alle Verhandlungen zwischen den bestimmenden Parteien in größtmöglicher Heimlichkeit gepflogen werden; aber beachtet man unter anderm die plötzliche Abgeneigtheit sämtlicher Minister, selbst in unbedeutenden Sachen von dem einmal eingenommenen Standpunkt in der Reichstagsdebatte abzuweichen –, und zieht man endlich andere ebenso bezeichnende Züge in genügende Betrachtung, so erscheint es nicht ganz undenkbar, daß sich die Regierung wirklich mit Plänen trägt, noch eine Zeitlang dem gesamten Volkswillen Trotz zu bieten und noch mehr, als dies bisher geschehen ist, den Einfluß des gemeinen Mannes auf die Staatsleitung durch eine *eigenmächtige Aufhebung des allgemeinen Wahlrechts* zu bekämpfen. Jeder freiheitstreue Mann im Lande wird eine solche Handlungsweise zu beurteilen wissen. Wir fordern deshalb hierdurch die geehrten Gemeindeverwaltungen auf, eine jede in ihrem Kreise Gesinnungsgenossen zu sammeln, und – zur Unterstützung der von uns in die Things gewählten Männer – eine kräftige Kundgebung des unveränderten Willens der Bevölkerung, bis aufs äußerste dies Treiben unserer Machthaber zu bekämpfen, veranlassen zu wollen. In bezug auf die Bestimmungen der näheren Veranstaltungen, die hierzu notwendig erscheinen dürfen, überlassen wir alles dem besten Ermessen der geehrten Gemeindeverwaltungen. Nur möchten wir nach Erwägung mit unsern Freunden im Reichstag anheimgeben:

daß den Gesinnungsgenossen Gelegenheit zur *Annahme einer, am liebsten gleichlautenden Resolution* gegeben wird, die »unsern Vertrauensmännern in den Things andauernden kräftigen Beistand im Kampf für die unbeschränkte Freiheit und das Recht des Volkes zusichert«.

Eine ähnliche Aufforderung ergeht in diesen Tagen an sämtliche Kreisverwaltungen, und wir hegen die Hoffnung, daß ein solcher Vorderhandprotest, ein solch tausendstimmiger Warnungsruf, der unsern Gegnern aus jeder Gemeinde im ganzen Lande entgegenschallt, sie noch zur Vernunft wird bringen können, und sie veranlassen kann, von ihrem verbrecherischen Vorhaben abzustehen.

Es lebe die Freiheit und die Gerechtigkeit! Es lebe die Erinnerung an unseren unvergeßlichen Volkskönig, an des Grundgesetzes zu früh entschlafenen Geber, König Frederik Volkslieb!

A.: H. Johansen,
Rechtsanwalt.

Noch bevor die Verlesung ganz beendet war, rief Emanuel, bleich und vor Gemütsregung bebend aus:

»Aber das ist ja offenbar Verletzung des Gesetzes ... das ist ja Landesverrat!«

»Hört!« tönte es wie ein dunkelklingendes Echo aus der Bartwildnis des Zimmermanns heraus.

»Ja, da hast du ganz recht... anders kann kein ehrliebender Mann es nennen,« stimmte der Dorfschulze bei, der während der Verlesung eine Kiste mit Zigarren hatte herumgehen lassen. Und mit einer Handbewegung, die stark an die Rednertribüne erinnerte, fuhr er fort: »Aber, dies zeigt uns, Freunde, daß wir vollkommen richtig gehandelt haben, indem wir scharf Front gegen eine solche Partei machen, deren einziges Ziel es ist, sich an die Macht anzuklammern, selbst wenn dies nur geschehen kann, indem die Wohlfahrt und die Zukunft des Landes aufs Spiel gesetzt wird. Solche Männer sind ja nicht mehr unsere Landsleute ... sie sind die Feinde Dänemarks!«

»Und Gottes Feinde! ... freche Meuchelmörder des Geistes!« fuhr Emanuel fort, noch ganz außer sich. »Aber dahin mußte es kommen in der Gesellschaft der Eigenliebe! Dies ist ihre letzte verbrecherische Selbstverteidigung vor ihrem endgültigen Untergang! ... Ich schlage vor, daß wir noch heute abend alle Gesinnungsgenossen zusammenrufen und ihnen offenbaren, was auf dem Spiel steht. Auch wir wollen uns rüsten! Den Kanonen der Gesetzlosigkeit stellen wir Gottes Donnergebot gegenüber!«

»Sachte, Emanuel ... sachte!« sagte der Schulze und legte die Hand beruhigend auf seinen Arm, während der Weber am andern Ende des Tisches sich auf ausdrucksvolle Weise abwandte und die Nase mit den Fingern schneuzte. »Vor allem wollen wir uns nicht ereifern! In erster Linie dürfen wir ja nicht vergessen, daß wir vorläufig doch noch nichts mit Bestimmtheit wissen ... und man soll die Flinte nicht an die Wange legen, ehe man nicht den Bären sieht, wie ein altes Sprichwort sagt. Und ich für mein Teil hege nun den Verdacht, daß es alles zusammen nur Gerüchte sein können, die von den Freunden der Regierung selbst in Umlauf gesetzt sind, um unsere Männer in den Things einzuschüchtern, vielleicht auch so ein kleiner Probestein, den sie haben steigen lassen, um die Stimmung im Lande zu erforschen!«

»Aber falls es nun keine leeren Gerüchte sind ... falls man wirklich Ernst aus den Drohungen machen sollte ... falls die erwählten Männer des Volkes nach Hause gesandt werden und man die Macht an die Stelle des Rechts setzt ... Was dann? ... Was dann?«

Der Dorfschulze sah Emanuel einen Augenblick mißbilligend an. Dann sagte er langsam und mit übertriebener Würde, indem er seine Hand schwer auf die Tischplatte fallen ließ:

»Falls so etwas geschehen sollte – was Gott verhüte! – dann erheben sich im Lande mehr als dreihunderttausend Landbewohner und sagen: ›Jetzt ist's genug!... Jetzt ist's genug!« sagen sie. Habe ich nicht recht?«

Bei den letzten Worten wandte er sich an die drei Skibberuper, die alle mit einem kräftigen »Hört!« antworteten, während der kleine, dicke Vejlbauer drüben von der andern Seite des Tisches ihm eifrig seinen Beifall zunickte.

»Jetzt schlage ich vor« – fuhr er fort – »daß wir eine Versammlung am nächsten Sonntag abend im Versammlungshaus einberufen. Ich übernehme es gern, hier die Situation zu entwickeln, so wie sie zu jener Zeit vorliegt, worauf wir die vorgeschlagene Resolution annehmen. Außerdem bin ich der Ansicht, daß es am besten sein wird, bis auf weiteres die eingeholten Aufschlüsse als vertrauliche Mitteilungen zu betrachten, um die Gemüter nicht allzusehr – und vielleicht ganz unnötigerweise – zu erschrecken. So hat die geehrte Hauptdirektion sich die Sache offenbar auch gedacht. Im ganzen zweifle ich nicht daran, daß unsern lieben Gegnern schon die Lust vergehen wird, sich auf neue Abenteuer einzulassen, wenn sie erst durch unsere Versammlungen die Stimmung des Landes richtig haben kennen lernen! ... Seid ihr nicht auch der Ansicht, Freunde?«

Vier von den Mitgliedern des Rates drückten abermals ihre volle Befriedigung aus: und diese unerschütterliche Freimütigkeit beeinflusste schließlich Emanuel, so daß er ruhiger wurde. Er war übrigens nicht daran gewöhnt, unter den politischen Verhandlungen das Wort zu ergreifen. Sein Blick für die Bedeutung der politischen Seite der Volkssache war spät und schwierig geweckt; und einzig und allein wegen seiner großen Verdienste auf ganz andern Gebieten hatte ihn die Gemeinde durch die Wahl in ihren politischen Rat geehrt. Es ward ihm noch immer schwer, Interesse für die täglichen Debatten im Reichstag und in den Zeitungen zu fassen oder für diese »Taktik«, der der Dorfschulze und die andern eine so große Bedeutung beileigten. Er konnte sich nie dazu entschließen, daran zu zweifeln, daß das Recht – wie es in dem geistlichen Liede heißt – »ja seinen Sieg gewann, wenn es Gott so gefiel«; und er hatte kein sonderliches Vertrauen dazu, daß selbst die schlauesten Einfälle oder Auslegungen imstande seien, es entweder zu beschleunigen oder zu verzögern.

Auf Vorschlag eines der Skibberuper Hofbesitzer wurde dann beschlossen, daß man – um der Versammlung eine erhöhte Bedeutung zu geben – ein paar fremde Redner einladen wolle. Einen Augenblick dachte man daran, sich an den eigenen Folkethingsabgeordneten des Kreises, an den alten Bischof zu wenden. Aber obwohl dieser während der stürmischen Reichstagsdebatten in letzterer Zeit mehrfach verraten hatte, daß er unter dem Sammetornat und dem Diplomatenrock noch das rote Garibaldihemd seiner Jugend ziemlich unverschossen trug, war er bisher nicht zu bewegen gewesen, seinen, wie er es mit einem Lächeln nannte »archimedischen« Standpunkt außerhalb der Parteien zu verlassen; und man ward daher sehr schnell darüber einig, diesen Plan als fruchtlos aufzugeben. Dahingegen glaubte man Aussicht zu haben, ein paar andere hervorragende demokratische Reichstagsabgeordnete bewegen zu können, sich einzufinden, und man beschloß sogleich, an die Hauptdirektion eine diesbezügliche Frage zu stellen. Der Schulze erbot sich unaufgefordert, die Gäste sowohl mit seinem Wagen von der Station holen wie auch bewirten zu lassen, eine Bereitwilligkeit, die mit einem anerkennenden Gemurmel belohnt wurde.

Nachdem endlich die Versammlungszeit festgesetzt war, und nachdem Weber Hansen ein Protokoll über die stattgehabten Verhandlungen aufgenommen hatte, hob der Vorsitzende die Versammlung auf.

»Wenn es gefällig ist, meine Herren!« sagte er munter und erhob sich. »Jetzt haben wir wohl das Bedürfnis, uns ein wenig zu vernüchtern, wie?«

Mit diesen Worten deutete er auf die in diesem Hause unumgängliche »kleine Erfrischung« hin, die währenddes im Nebenzimmer angerichtet war, wozu die Tür jetzt von einem umfangreichen Frauenzimmer mit goldgestickter Mütze, Adlernase und dreidoppeltem Kinn – des Dorfschulzen Haushälterin – geöffnet wurde. Unter einer bereits angezündeten Hängelampe stand der fett besetzte Tisch, auf dessen soliden aus Schweinefleisch und Räucherwaren bestehenden Gerichten gerade ein hitziger Kampf zwischen dem brandgelben Licht der Lampe und dem noch glühend errötenden Abendlicht ausgefochten wurde. In der vielfarbigen Beleuchtung nahm sich die Anrichtung doppelt einladend aus, und die Gäste setzten sich mit einem von der stundenlangen Versammlung tüchtig geschärften Appetit vor die Teller.

Selbst Emanuel kam allmählich in eine lichtere Gemütsstimmung. Er sah sich um in dieser Schar breitschulteriger Männer, die trotz allem, was ihre Zukunft bedrohte, so ruhig und getrost dasaßen, so sicher in ihrem Zutrauen zu der Gerechtigkeit ihrer Sache und dem Schutz der Vorsehung; und von neuem war er erfüllt von Bewunderung für diese unantastbare Gemütsruhe, für die männliche Selbstbeherrschung, mit der diese Leute beständig jede Schickung trugen, und die sich anzueignen ihm selber so schwer wurde. Die Schüsseln wurden fleißig geleert und neue von der großen »Sidse« herbeigetragen, die des Schulzen Haus verwaltet hatte, seit er vor einigen Jahren Witwer geworden war. Dieses fleischige Frauenzimmer wurde im stillen von Weber Hansen belauert, der während der ganzen Mahlzeit kaum ein Wort sprach. Als ihm sein Nachbar aus der Branntweinflasche einschenken wollte, legte er mit einem katzenfreundlichen Lächeln seine große Hand auf das Glas – er war kürzlich Temperänzler geworden – und trotz der munteren Sticheleien des Dorfschulzen war er nicht zu bewegen, zur Feier des Tages eine Ausnahme von der Regel zu machen. Als die Mahlzeit beendet war und der Kaffee auf den Tisch kam, und als der Dorfschulze von neuem seine Zigarren herumgehen ließ, erhob er sich. Unter dem Vorwand, daß er noch vor Abend einen Besuch zu machen habe, nahm er Abschied, indem er gewissenhaft jedem einzelnen von der Gesellschaft die Hand drückte und entfernte sich dann durch die Küche, wo er einen Augenblick mitten auf dem Mauersteinfußboden stehen blieb und die Haushälterin mit einem Blick fixierte, der plötzlich diese Fettmasse erbleichen und zittern machte.

»Aber mein Gott, Jens Hansen ... warum siehst du mich so an?« sagte sie und hielt vor Schrecken ein Handtuch abwehrend vor sich hin.

Ohne zu antworten, setzte er seinen Hut auf den Kopf und entfernte sich, die Hand auf dem Rücken.

Draußen herrschte tiefe Finsternis. Der Wind hatte sich gelegt; es war ganz still. Von einem unbeweglichen Wolkenhimmel schwebten große, weiße Schneeflocken herab, die in dem Schmutz des Erdbodens schmolzen. Unter einem immer dichter werdenden Tröpfeln, das allmählich in einen feinen Regen übergang, wanderte der Weber heim auf dem einsamen Feldwege, der über die Hügel nach Skibberup führte. Sein Gesicht verzog sich zu einem plötzlichen Lächeln, und seine roten Augen sahen vor sich hin mit dem starren Blick, den sie immer bekamen, wenn er in der Einsamkeit seine Kriegspläne ausbrütete.

Es war finsterer Abend und strömender Regen, als Emanuel nach dem Pfarrhaus heimkehrte und in Gesellschaft eines anderen Mannes die hohe Fliesentreppe des

Hauptgebäudes hinanstieg. Auf der herrschaftlichen Diele, deren langer Mahagonikleiderriegel seinerzeit durch Propst Tönnesens großen Bärenpelz und Fräulein Ragnhilds schleierumwundene Gartenhüte belebt war, und wo zierliche Kokosmatten die schwarzweißen Marmorfelder des Fußbodens vor den Türen bedeckt hatten, brannte jetzt eine einfache Stallaterne; der Riegel war mit einer Sammlung einfacher Männermützen überfüllt, und auf den Fliesen stand eine ganze Flotte schmutziger Holzschuhe, in allen Formen, von großen, klotzigen Häuslerbarkassen mit Eisenbändern darum und einem Strohwisch darin, bis zu kleinen, halblackierten Frauenholzpantoffeln mit verzierten Schnauzen und rotem Flanellfutter.

Die gewöhnlichen Abendgäste des Hauses, die sich ein paarmal in der Woche nach beendeter Arbeit hier versammelten, um sich in Gemeinschaft durch Unterhaltung, Vorlesen und Gesang zu erbauen, hatten sich bereits eingefunden und saßen längs der Wände des großen Garten- und Eßsaals, der von einer einzigen Petroleumlampe spärlich erleuchtet wurde. Nichts in diesem großen Raum, außer den Stuckarbeiten unter der rauchgeschwärzten Decke und den landschaftlichen Dekorationen über den Türen, erinnerte mehr an den Salon, in dem Fräulein Ragnhild ihre extravaganten Toiletten zwischen weichen Teppichen, Damastgardinen und eingelegten Möbeln entfaltet hatte. An den vier nackten Wänden der Stube entlang lief eine ganz einfache hölzerne Bank, über der die blaue Farbe der Mauer bis Manneschulterhöhe abgeschliffen war. Die vier hohen Fenster – zwei Fach zu jeder Seite der im Winter zugesetzten Gartentür – waren oben mit einer schmalen Kappe von dunkelrotem Kattun bedeckt. Unter dem einen Fenster stand ein langer, weißgescheuerter Eichentisch. Außerdem befanden sich in dem Zimmer ein paar Strohstühle und – ebenso wie in Hansinens Elternhaus – ein altmodischer Armstuhl am Ofen, ferner ein grüngemalter Eckschrank neben der Tür zur Küche und ein sechsarmiger Leuchter aus Blech, der von der Mitte der Decke herabhing.

Diese Stube – die Großstube oder die »Halle«, wie die Leute in der Umgegend sie mit Vorliebe nannten, weil sie in ihrer strengen Einfachheit an die altnordischen Wohnungen erinnerte – bildete den eigentlichen Aufenthaltsraum für die Familie. Die übrigen Zimmer des Hauses, mit Ausnahme der früheren Wohnstube, die jetzt Schlafzimmer der Familie war, standen entweder ganz leer oder wurden zur Aufbewahrung von Sämereien, Wolle, Futterstoffen oder dergleichen benutzt. Emanuel hatte freilich zu eigenem Gebrauch das Zimmer als Erbe übernommen, das zu Propst Tönnesens Zeiten unter dem Namen »Studierkantor« bekannt und gefürchtet gewesen war; aber die ganze Einrichtung bestand hier aus ein paar staubigen Bücherborten und einem Wachstuchsofa, und es gehörte zu den großen Seltenheiten, daß er sich hier länger als gerade die halbe Stunde aufhielt, während der er ein kleines Schläfchen nach Tische machte. Seine Predigten und Vorträge arbeitete er immer draußen hinter dem Pfluge aus oder auf seinen Wanderungen zu den Armen und Kranken in der Gemeinde; denn – wie er zu sagen pflegte – er hatte seinen Bücherborten den Rücken gewendet, nachdem er eingesehen, daß man von den Vögeln unter dem Himmel, ja selbst von den Kühen in seinem Stall größere Lebensweisheit lernen könne, als aus den von Gelehrsamkeit strotzenden Büchern der ganzen Welt.

Es waren an diesem Abend ungefähr fünfzig Menschen beiderlei Geschlechts versammelt; und trotz der spärlichen Beleuchtung der »Halle« herrschte dort die

gemütlichste und fröhlichste Stimmung. Die jungen Mädchen hatten ihren Platz an der einen kurzen Endwand, wo sie wie eine lange Blumenreihe saßen, die dunklen und blonden Köpfe über irgendeine seine Häkelarbeit gesenkt, die sie mit Mühe zwischen ihren steifen, roten Fingern festhielten. Die Frauen dahingegen hatten ihren festen Sitz auf der dem Ofen zunächstliegenden Bank, wo sie bedächtig an großen Strickzeugen »knütteten«, während sie in dem gewohnheitsgemäßen weinerlichen Ton, den Bauerfrauen gewöhnlich im Verkehr anschlagen, mit ihren Nachbarinnen von Haushalt und Milchwirtschaft schwatzten. Hier saß auch Hansine – auf ihrem gewohnten Platz im Lehnstuhl – und spann an ihrem Rocken. Sie war genau so gekleidet wie die anderen, sie trug ein einfaches, eigengemachtes Kleid und eine gewürfelte baumwollene Schürze und hatte auf dem Kopf eine kleine, schwarze Mütze, von der ihr dunkelbraunes Haar nach der Sitte der Gegend in zwei kleinen, genau geformten Jungen über jede Schläfe gekämmt war. Sie nahm nicht sonderlich teil an der Unterhaltung der anderen, und es lag oft etwas ganz Abwesendes in dem Blick, mit dem sie langsam von ihrem Faden aufsaß, wenn die Tür sich auftat und ein alter Häusler in wollenen Hemdärmeln oder ein paar rundwangiger Mädchen mit einem Kopfnicken und einem breiten »Guten Abend« eintraten. Ringsum den langen Eichentisch am Fenster hatten die jungen Burschen sich versammelt. Sie saßen dort in der vollen Beleuchtung der Lampe, die mitten zwischen ihnen neben einem großen Wasserkrug mit hölzernem Deckel stand. Hier ging die Unterhaltung am lebhaftesten vonstatten, und der blaue Rauch aus den Tabakpfeifen sammelte sich wie eine beständig dichter werdende Wolke über ihren langhaarigen Köpfen.

Auf einem Platz für sich, in der allerdunkelsten Ecke der Stube, sah man zwei Personen, deren Aussehen und Benehmen deutlich verrieten, daß sie nicht gewohnt waren, hierher zu kommen. Bei seinem Eintreten begrüßte Emanuel sie auch mit besonderer Herzlichkeit, indem er ihnen beiden die Hand drückte und sie willkommen hieß. Es waren zwei kläglich aussehende Gestalten, in armselige Lumpen gekleidet und so vom Regen durchnäßt, daß sich um ihre Socken herum auf dem Fußboden kleine Seen gebildet hatten. Der eine war lang und dünn wie ein Brunnenschwengel, der andere war klein, dick und kahlköpfig und hatte eine faustgroße Geschwulst über dem einen Auge. Beide saßen sie, die Hände auf den Knien, da und sahen verlegen zu Boden; aber von Zeit zu Zeit, wenn sie sich unbemerkt glaubten, schielten sie vorsichtig und verstohlen zueinander hinüber und unterdrückten gleichzeitig ein Lächeln.

Es waren zwei in der Gegend wohlbekanntere Personen, Svend Bier und Per Schnaps. Sie gehörten zu dem festen Ausschußbestand der Gemeinde, die sich jeden Morgen vor Kaufmann Billings Tür versammelte, um – die Fuselflasche unter den Kleidern verborgen – voll Ungeduld darauf zu warten, daß der Laden geöffnet wurde. Zusammen mit einer Schar anderer armer Leute der Umgegend, wohnten sie in einer Gruppe von Lehmhütten, den sogenannten Moorhäusern draußen an der entlegenen Westgrenze des Kirchspiels. Der eine von ihnen war Holzschuhmacher, der andere Dachdecker, doch herrschte allgemein die Ansicht, daß sie sich ihre wesentlichste Einnahme verschafften, indem sie in monddunklen Nächten aus den Kartoffelgruben der Bauern stahlen, den angepflockten Schafen die Wolle abschoren und dergleichen mehr ... Ja, einige hatten sie sogar stark in Verdacht, noch weit unheimlichere Taten auf ihrem Gewissen zu haben. Diese Verhältnisse waren Emanuel nicht ganz unbekannt. Er war überhaupt noch nicht lange in der Gegend gewesen, als ihm die Augen darüber

aufgingen, daß die Armut auch draußen auf dem Lande viel Elend und geistigen Verfall im Gefolge hatte; und von früh an waren seine Bestrebungen im wesentlichen Maße daraufhin gerichtet gewesen, mit der Unterstützung der Gemeinde der Not abzuhelpfen und durch Liebe diese Verirrten und Vernachlässigten in die menschliche Gesellschaft zurückzuziehen. Darum war er nun auch doppelt erfreut über den Anblick der beiden Männer aus den Moorhäusern. Er dachte nämlich in diesem Augenblick gar nicht daran, daß er vor ganz kurzem als Gemeindevorsitzender der »Freien Armenkasse« eine Geldhilfe für diese beiden Personen erneuert hatte und konnte daher noch weniger ahnen, daß ihr Erscheinen hier als eine Art Quittung für die genossene Unterstützung aufgefaßt werden sollte.

Noch ein anderer seltener Gast war an diesem Abend zugegen, nämlich der Tierarzt Aggerbölle. Er saß mitten auf der Bank unter den Fenstern, die Arme über der breiten Brust gekreuzt – ohne darauf zu achten, daß er gerade in dieser Stellung unbarmherzig einen tiefen Riß in dem Rock unter der Armhöhle offenbarte. Sein Haupt- und Barthaar war vollständig weiß geworden und stand unbeschnitten nach allen Seiten ab; die bleichen, starrenden Augen traten aus dem Kopf hervor wie ein Paar Glaskugeln, und der ganze Teil des Gesichts, den der Bart freiließ, war mit geschwürähnlichen Auswüchsen übersät. Es war im ganzen nicht leicht zu sagen, wer den bedauernswerteren Eindruck machte, dieser vom Schicksal so unsanft mitgenommene Mann oder die beiden Galgenstricke aus den Moorhäusern. Freilich trug der Tierarzt wichsleiderne Schuhe mit Gummizügen, Manschetten und einen weißen Halskragen, ja sogar einen Kneifer hatte er hinter den Aufschlag seines fest zugeknöpften Gesellschaftsrockes gesteckt. Aber die herzerreißende Abgerissenheit dieser Ausstattung und seine ganze krampfhaft aufrecht erhaltene Standesmäßigkeit mußten selbst das Mitleid eines Armenhäuslers erregen.

Es war nun keineswegs aus eigenem Antrieb, daß er sich an diesem Ort befand. Wenn er hier zwischen den »Hängerüsseln« saß, in seines Herzens Haß und Verachtung nannte er die geistig erleuchteten Bauern seiner Zeit also, so war das eine Folge dieser »unglückseligen Verkettung der Umstände«, wie er sich auszudrücken pflegte, mit dem sein – wie es schien – unversöhnliches Schicksal ihn durch das ganze Leben zu verfolgen schien. Unter dem Vorwande, sich nach einem Patienten umsehen zu wollen, hatte er gegen Abend bewegt seine Kinder auf die Stirn geküßt und den herzerreißenden Abschied von seiner Frau genommen, ohne den er sie auch nicht aus eine einzige Stunde verließ und sich auf den Weg zu seinem alten Freund und heimlichen Leidensgenossen, Kaufmann Villing, begeben, um bei ihm Trost in seinem Elend zu suchen und möglicherweise einen kleinen »Vergessenstrank«, wie er es nannte, zu bekommen. Da wollte es das Unglück, daß er gerade vor dem Torwege des Pfarrhofes Emanuel begegnete, der ihn voll freudiger Überraschung gleich unter den Arm nahm und ausrief:

»Das ist wirklich hübsch von dir, lieber Freund, daß du uns endlich einmal wieder besuchen willst. Herzlich willkommen, mein Lieber!«

Und nun saß er hier auf der Bank zwischen »Kuhhirten und stinkenden Stallknechten«, wie er im stillen mit einer Wut dachte, die die Geschwüre in seinem Gesicht ganz blau anschwellen ließ. Ringsumher an den Wänden des Zimmers war die Unterhaltung abgeflaut und schließlich fast ganz verstummt. Man saß da und wartete

darauf, daß Emanuel oder einer von den andern irgendwelche Unterhaltung zum besten geben würde, eine Erzählung vorlesen, ein Märchen auslegen oder dergleichen. Emanuel bemerkte indessen dies Schweigen gar nicht. Nachdem er jeden einzelnen der Anwesenden begrüßt und allen die Hand gegeben, hatte er am oberen Tischende Platz genommen, wo er allmählich in eine tiefe Geistesabwesenheit versunken war. Die Versammlung beim Dorfschulzen setzte seinen Sinn noch in Bewegung und ließ seine Gedanken in zitternder Erwartung der Zukunft entgegenfliegen.

»Wollen wir denn heute abend gar nichts anfangen?« sagte endlich eine kecke Stimme von der Bank der Mädchen her. Dieser ungeduldige Ausruf und das leise Lachen, das er ringsumher hervorrief, erweckten Emanuel endlich. Er sah auf und sagte:

»Du hast recht, Abelone! Laßt uns versuchen, etwas anzufangen! ... Hast du uns heute abend nicht etwas zu erzählen, Anton?« wandte er sich an einen braunbärtigen, priesterlich aussehenden kleinen Mann mit weißem Schlips und Käppchen, der zurückgelehnt in einem alten Korbstuhl am andern Ende des Tisches saß, die Hände um einen großen, hölzernen Pfeifenkopf gefaltet. Dies Männlein war der neue Schullehrer der Gemeinde, der bekannte Anton Antonsen, ein ehemaliger »Wanderlehrer«, der auf das Ansuchen des Gemeinderats als des alten Mortensens Nachfolger angestellt war. Als Antwort auf Emanuels Frage legte er den Kopf schelmisch auf die Seite und sagte langsam und mit breitem Dialekt:

»Nein, heute abend, glaube ich, will ich sagen, wie es in dem guten, alten Sprichwort heißt: »Reden ist Silber, Schweigen ist Gold!««

Die Munterkeit, die diesen Worten von allen Seiten folgte, fast noch, bevor er sie ausgesprochen hatte, war bezeichnend für die Volksgunst, der dieser Mann sich erfreute. Seine drollige, kleine Person im Verein mit einer sogenannten »volkstümlichen Laune« hatten ihn zu dem belebenden Element der Gemeinde gemacht, und seine scherzhaften Reden, sein Sprichwörterschatz und seine humoristischen Vorlesungen bildeten allmählich einen fast unentbehrlichen Abschluß aller Volksfeste und Vortragsversammlungen in der Gegend.

»Ja, aber hör' doch mal, Anton«, sagte ein Knecht, der noch nicht ganz fertig ausgelacht hatte. »Du könntest uns doch heut abend gern ein bißchen was vorlesen! Es ist wirklich schrecklich lange her, seit wir was von dir gehört haben! Du vergißt wohl ganz, daß du uns noch die Geschichte von Stine schuldig bist, die auf die Hochschule kommt!«

»Ach ja – laß uns sie hören! – Anton, sei mal ein bißchen nett heut abend!« baten gleichzeitig eine ganze Menge Stimmen.

Der Schullehrer schloß das eine Auge und sah sich mit einem Lächeln um, das immer breiter wurde und immer mehr zum Lachen anreizte, je lauter die Bestürmung ihn umwogte.

»Na ja, Kinder«, sagte er, als schließlich auch die Frauen am Ofen zu betteln begannen. »Wenn wirklich sonst niemand was auf dem Herzen hat, will ich mich nicht rar machen. Denn ich will nicht schuld daran sein, daß Stine nicht auf die Hochschule kommt.«

»Aber wollen wir nicht erst mal ein Lied singen!« ertönte abermals die kecke Stimme aus der Schar der Mädchen.

Sie gehörte der schönen Abelone, der Dienstmagd des Pfarrhofes, einer kräftigen Gestalt von zwanzig Jahren mit schwarzen Bändern in dem weißblonden Haar, einer großen Rose am Busen und dem Kennzeichen der Hochschulzöglinge, dem fest um die Taille geschnallten blanken Ledergürtel.

»Ja, laßt uns singen!« stimmte Emanuel ein. »Laßt uns ein Vaterlandslied singen! Das haben wir nötig in diesen Zeiten!«

Sobald der Gesang beendet war, ward es still in der Stube. Die Burschen setzten sich zurecht, die Ellbogen auf den Tisch und die Mädchen ließen die Handarbeit sinken oder steckten sie ganz in die Kleidertasche unter die Schürze, um Anton ordentlich beobachten und seinem Mienenspiel folgen zu können, während er las. Als Vorleser und Erzähler war der Schullehrer in den Augen dieser Leute einzig dastehend, konnte jedenfalls nur mit dem alten Hochschulvorsteher drüben in Sandinge verglichen werden. Aber während dieser Mann, wenn er seine Märchen und altnordischen Sagen erzählte, durch seine eigene atemlose Hingerissenheit gleichsam das Dach über den Häuptern der Zuhörer in die Höhe hob und mit seiner merkwürdigen Hahnenkrähstimme alle Riesen, Kobolde und Walküren der Sagen so leibhaftig vor alle Augen zauberte, daß es war, als sähe man sie als blitzknatternder Zug der Aasen vorüberfahren, lag Schullehrer Antons stärkste Seite in der einfachen, moralisierenden, alltäglichen Erzählung, die in der letzten Zeit in der Literatur Mode geworden war. Namentlich verstand er es, der komischen Personen verschiedene Art und Weise zu reden und sich zu bewegen, wiederzugeben, und er konnte seine drollige, kleine Gestalt zum Lebendigmachen der Darstellung verwenden, wie man das hier bisher nicht gekannt hatte.

Hierdurch trug er mächtig dazu bei, daß diese alltägliche Poesie mehr und mehr die alte romantische Dichtung verdrängte, für deren Größe namentlich Emanuel den Sinn zu erschließen bemüht gewesen war, die aber nie so recht den Beifall der Zuhörer hatte erringen können; sie hatte sie im Grunde verlegen gemacht, infolge der Freiheit, mit der die alten Dichter beständig die Reize des Frauenkörpers und die sinnlichen Freuden priesen. In den Dichterwerken der neueren Zeit hingegen, in diesen bald gefühlvollen, bald humoristischen, stets nüchternen Wirklichkeitsbildern, oft von Schullehrern und andern aus der Mitte des Volks hervorgehenden Leuten verfaßt, erlebten sie ihre eigenen täglichen Kämpfe und Gemütsstimmungen wieder. Hier fanden sie außerdem den sittlichen Ernst, die volkstümliche Grundanschauung, die Forderung nach Wahrheit und das Gerechtigkeitsbedürfnis, die die tiefsten Saiten in ihrer Brust erklingen machten.

* * *

Am selben Abend saßen Kaufmann Villing und seine Frau in ihrer kleinen, drückend erwärmten Wohnstube neben dem Laden. Eine Lampe auf hohem Fuß brannte mitten auf dem Tisch unter einem roten Papierschild und warf einen traulichen Schein auf Frau Villing, die mitten auf dem Sofa saß und strickte, während Villing den Platz im Lehnstuhl an der andern Seite des Tisches einnahm und aus einer Zeitung vorlas.

Draußen im Laden war es leer und still. Eine heruntergeschobene Lampe hing von der Decke herab und schwelte zwischen Pferdestriegeln und Bindfadenknäuel, und in dem tiefen Schatten hinter einem großen Branntweinanker saß der geisterhafte Lehrling, der regelmäßig jedes zweite oder dritte Jahr aus der Hauptstadt erneuert wurde, der aber dessenungeachtet immer dasselbe magere, scheue, skrofulöse Wesen blieb, das die Leute nun fast zwanzig Jahre verwirrt um Villings Ladentisch hatten herumfahren sehen. Er war in diesem Augenblick eingeschlafen, den Kopf an die Wand gelehnt, mit weitgeöffnetem Munde und hatte beide Hände so tief in seine Taschen gesteckt, als sei es mit dem innigsten Wunsche geschehen, sie nie wieder herausziehen zu brauchen. Während der letzten zwei Stunden hatte ihn nun auch niemand gestört. Villings Laden, der in alten Zeiten stets voll von Kunden gewesen war, stand jetzt den größten Teil des Tages ganz leer. Seine volkstümliche Bekehrung war zu spät gekommen; von dem Umsatz der Gegend hatte der große Skibberuper »Konsumverein« ihm allmählich nur noch den Schillingshandel mit den armen Leuten des Dorfes, ein wenig Kohlegeschäft, sowie den Verkauf von Branntwein und Bier überlassen.

So schwer nun auch diese Jahre der Prüfung auf Villing und auf seiner Frau gelastet, hatten sie ihnen doch eigentlich nichts von ihrem Aussehen genommen. Seine eigene kleine Person mit dem breiten Kopf und den kleinen blonden Backenbärten hatte eher noch an rosenrotem Fett zugenommen; und wenn auch Frau Villing bei der Handarbeit eine Brille benutzen mußte, so hatte ihr Gesicht doch seinen jugendlichen, nonnensanften Ausdruck bewahrt, und zeugte davon, daß auch sie Ruhe in dem Glauben an das Gefundene hatte, was ihr Mann gottergeben die Überlegenheit der fachgültigen Ausbildung und ihren endgültigen Sieg nannte. Nun hatten sie freilich auch versucht, den Zurückgang des Ladengeschäfts zu ersetzen, indem sie heimlich und gegen genügende Sicherheit und solide Zinsen Geld ausliehen. Verschiedene Leute in der Umgegend hatten, wenn sie in Verlegenheit waren, von Villing eine »Handreichung«, wie er es nannte, angenommen. Und infolge der mageren Jahre und des stets wachsenden Interesses der Bauern für geistige Fragen, das der Fürsorge für und der Ehrfurcht vor Acker und Stall ein wenig Abbruch tat, hatte er in den letzten Jahren gute Geschäfte mit seinem kleinen Kapital gemacht.

Die Zeitung, aus der Villing vorlas, war ein reaktionäres Blatt aus der Hauptstadt, das namentlich wegen seiner ausführlichen »Personalien« aus den höheren und höchsten Gesellschaftskreisen der Residenz bekannt war. Von frühester Zeit an war dies Blatt die liebste, ja eigentlich die einzige Lektüre des Ehepaars gewesen, und obwohl es in diesen bewegten Zeiten nicht ungefährlich für sie war, ein so übel angesehenes Regierungsblatt in ihrem Hause zu haben und trotz des ausgebreiteten Spionagesystems, das Weber Hansen hier beständig unterhielt, konnten sie sich die Möglichkeit nicht denken, es aufzugeben. Doch abonnierten sie nicht selbst auf das Blatt, sondern ließen es sich heimlich durch einen Geschäftsfreund in Form von Packpapier mit Warensendungen zustellen.

Heute abend war ihnen nun ein besonders großer Genuß vorbehalten. Die Zeitung enthielt nämlich die spaltenlange Beschreibung eines glänzenden Hoffestes, und Villing, der während des Vorlesens niemals an dem priesterlichen Beben der Stimme sparte, mit dem unstudierte Leute so oft ihre Rede ausstatten, sobald sie mit dem gedruckten

Wort in Berührung kommen, hatte diese Gelegenheit zur Entfaltung seines ganzen deklamatorischen Talents benutzt. Mit dem festen Griff in seinen einen Backenbart, der bei ihm unzertrennlich von jeder erhabenen Gemütsbewegung war, las er folgendes: »Mit der Präzision, die ein geistreicher Schriftsteller die Höflichkeit der Fürsten genannt hat, kamen die allerhöchsten und höchsten Herrschaften präzise neun Uhr an, gefolgt von einem, in der wahren Bedeutung des Wortes, stattlichen Gefolge. Der feenhaft erleuchtete Rittersaal gewährte in diesem Augenblick den glänzendsten Anblick. Die bunten Uniformen der Herren und ihre sternenbedeckten Aufschläge, vor allem aber die prachtvollen, von Diamanten, Rubinen und Saphiren funkelnden Toiletten der Damen waren von geradezu überwältigender Wirkung. – – Ja, es muß großartig gewesen sein, nicht wahr?« unterbrach er sich und warf einen verzückten Blick zu seiner Frau hinüber.

»Das glaube ich! ... Aber lies nur weiter, lieber Mann!«

»Se. Majestät der König, dessen trotz des Alters unverändert jugendliches Aussehen allgemeine Freude und Bewunderung hervorrief, trug die Generalsuniform der Garde, geschmückt mit dem blauen Band des Elefantenordens. Ihre Majestät die Königin, die ungewöhnlich angeregt und jugendlicher denn je aussah, war in ein weißes Spitzenkleid über einer hellila Brokatrobe mit einer fünf Ellen langen Schleppe gekleidet; dazu Opalschmuck um Hals und Arme und einen hellila Federpompon im Haar. – Stell' dir vor. Sine! Hellila Brokat mit einer fünf Ellen langen Schleppe! Rechnen wir 12 Ellen gewöhnliche Breite à – sagen wir 50 oder auch nur 45 Kronen, das macht 540 Kronen allein für den Stoff!«

Frau Willing, die die Wange an die eine Stricknadel gelegt und in dieser gedankenvollen Stellung den Blick über den Rand der Brille zur Decke erhoben hatte, fügte hinzu:

»Und fünfzehn Ellen Spitzen à 25 Kronen macht 375 Kronen.«

»Zusammen also 915 Kronen!«

»Niedrig gerechnet!«

»Allein für den Stoff! Das kann man ein Prachtstück nennen, wie? Aber gehen wir weiter! – Ihre Königliche Hoheit, die Frau Kronprinzessin –«

»Na, nun wollen wir einmal hören!« rief Frau Villing aus und setzte sich mit ihrem Strickzeug zurecht.

»Ihre Königl. Hoheit die Frau Kronprinzessin« – wiederholte Villing mit erhöhter Stimme – »trug ein ausgeschnittenes Kleid aus hellblauem Atlas, die Robe mit silbernen Lilien durchwebt ... hellblauer Atlas und silberne Lilien, du! ... Im Haar ein Diadem von blitzenden Diamanten, außerdem einen wahrhaft fürstlichen Überfluß an funkelnden Steinen auf Hals, Busen und Armen, sowie in den Raffungen der Robe! Namentlich erregte ein Ohrenschnuck aus Brillanten, so groß wie Spatzeneier bewunderndes Aufsehen. – Hast du je so was gehört. Sine? Brillanten, so groß wie Spatzeneier. Mit andern Worten ein ganzes Rittergut in jedem Ohr. Das muß ein großartiges Gefühl sein!«

Hier unterbrach er sich abermals, indem er den Kopf mit einem lauschenden Ausdruck erhob. Drüben von der andern Seite des Dorfteichs schallten muntere

Stimmen herüber und man hörte eine Schar Mädchen sich singend aus dem Dorf entfernen.

»Na, denn is' die Klatschversammlung heut abend woll vorbei«, sagte er und sah nach der Uhr über dem Piedestal. Die Uhr ist ja auch schon neun. Nun – wie weit sind wir denn gekommen? Also! – unter den Toiletten der aristokratischen Gäste bemerkten wir namentlich folgende: Sr. Exzellenz des Konseilpräsidenten Gemahlin – –«

In diesem Augenblick begann die klappernde Glocke über der Ladentür zu läuten. Villing legte hastig die Zeitung zusammen, bereit, sie in der Tischschublade zu verwahren. Aus dem Laden hörte man murmelnde Stimmen und Flaschengeklirr. Dann ertönte die Glocke von neuem, und die Tür da draußen wurde geschlossen.

»Elias!« rief Villing mit Donnerstimme.

Das verschlafene Gesicht des Lehrlings zeigte sich in der halbgeöffneten Tür.

»Wer war da?«

»Da waren Svend Bier und Per Schnaps ... sie wollten einen Pott haben.«

»Gut. Jetzt kannst du abschließen und zu Bette gehen. Aber laß dein Licht nicht zu lange brennen, Junge! – Gute Nacht!«

Als die Tür wieder geschlossen war und sie sich vergewissert hatten, daß der Junge wirklich gegangen war, griff Villing wieder zur Zeitung, um die Vorlesung fortzusetzen. Abermals wurde er jedoch durch das Klappern der Ladenglocke unterbrochen. Diesmal wurde die Tür da draußen schnell und lärmend geöffnet; man hörte, wie die Klappe des Ladentisches in die Höhe geschlagen und ein Mann hereingelassen wurde. Villing hatte kaum die Zeitung in die Tischschublade geworfen, als die Wohnstubentür sich aufat.

»Ach! Sie sind es!« sagte er mit einem Ausruf der Erleichterung, als er Tierarzt Aggerbölles breite Gestalt, von Regen tropfend, eintreten sah.

»Wo, in aller Welt, kommen Sie denn um diese Zeit des Abends her?«

»Ich? ... hm! Ich komme von einem Patienten,« murmelte Aggerbölle finster und sah nach einer Stelle um, wo er Hut und Stock anbringen konnte.

»Ein Hundewetter! ein Schmutz! man kann fast nicht wagen, in die Stube ordentlicher Leute hineinzukommen, so wie man aussieht.«

»Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, bei uns einzusehen,« sagte Frau Villing freundlich und warf ihrem Gatten, der sich keine sonderliche Mühe gab, seine Verstimmtheit über den Besuch zu verbergen, einen mahnenden Blick zu.

»Wir sitzen jetzt ja so viel allein und freuen uns immer, wenn wir unsere Freunde sehen ... Nun, wie steht es denn da draußen bei Ihnen in all dem Regen und der Nässe, die wir in der letzten Zeit gehabt haben?«

Aggerbölle tat, als überhöre er ihre Frage. Er nahm Platz auf einem Stuhl am Tische, wo er mit düsterer Miene anfing, halblaute Flüche über die Menschen und die Weltordnung auszustoßen. So pflegte er sich zu gebärden, wenn er kam, Geld zu leihen, oder zu versuchen, seinen abgelaufenen Kredit zu verlängern, und Villing verhielt sich deswegen schweigend. Sie hatten kürzlich den letzten Rest von des

Tierarztes Mobiliar mit Pfand belegt und wußten, daß da jetzt nichts mehr bei ihm zu machen sei.

Plötzlich warf er sich in einem Anfall von Galgenhumor in den Stuhl zurück und sagte:

»Geben Sie heute abend bißchen was Warmes, Villing? Ich sollt' meinen, man hätt' eine kleine Stärkung nötig bei dem Hundewetter!«

Der Kaufmann und seine Frau wechselten fragende Blicke und es entstand ein kurzes Schweigen. Dann erhob sich Frau Villing und ging in die Küche.

»Nun, wie geht es denn?« fragte Villing mit dem Mitleid, das man bereitwillig seinem ausgeplünderten Opfer schenkt, und klopfte ihm freundschaftlich aufs Bein.

»Miserabel, natürlich! ... Wie sollte es sonst auch wohl gehen?«

»Ja, wir Geschäftsleute müssen ja leider auch klagen. Überall Flauheit im Absatz und Fallen der Preise! Wo will das noch hin? ... Ich sagte das eben auch gerade zu meiner Frau. Wie schade, sagte ich, daß man seinen Kunden nicht leichtere Abwicklungsbedingungen anbieten kann. Ich will gar nicht einmal von der Freude reden, die es einem machen würde, alten Freunden und guten Kunden aus einer augenblicklichen Verlegenheit zu helfen, überhaupt mit Rat und Tat zu helfen, wo es not tut. Aber in diesen Zeiten wird es einem selbst schwer, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Ich weiß in diesem Augenblick wahrhaftig selbst nicht, wo ich die Mittel hernehmen soll, um über den nächsten Termin hinwegzukommen. Sie können mir glauben, das ist wirklich hart, wenn man in meinem Alter ist und an die 20 Jahre – ich kann wohl sagen redliche – Anstrengung hinter sich hat. Ich bin in diesem Augenblick ganz blank – ganz blank!«

Der Tierarzt, der diese Rede schon früher gehört hatte, und ihren Sinn vollkommen verstand, brummte einige unverständliche Worte in den Bart hinein und warf ungeduldige Blicke nach der Küchentür hinüber. Er war wirklich in der Hoffnung gekommen, hier ein paar Kronen leihen zu können, hatte aber in diesem Augenblick für nichts weiter Gedanken als für die bevorstehende Selbstbetäubung.

Endlich erschien Frau Villing mit einem Teebrett. Aggerbölle nahm sofort ein Glas, bedeckte den Boden eben mit Wasser und schenkte es voll Kognak; und ohne weder ein Anstoßen noch ein Zutrinken abzuwarten, führte er es mit zitternder Hand an seine Lippen und leerte es halb.

»Nun,« rief er nach einer Weile aus, von dem Spiritus schnell geschwätzig gemacht, und nahm in seiner Lieblingsstellung Platz, die Arme über der Brust gekreuzt ... »Lassen Sie uns hören, gibts denn nichts Neues zu erzählen?«

»Neues? Lassen Sie mich mal sehen!« sagte Villing, der da saß und gewissenhaft in seinem Glas herumrührte. »Ja, das ist das Neue, daß heute nachmittag Sitzung beim Schulzen gewesen ist.«

»Nennen Sie das was Neues? Zum Teufel auch! Ich sollt' meinen, die haben jeden Tag, den Gott werden läßt, Sitzung! Diese Bauernbiester haben ja heutzutage nichts weiter zu tun! Die Milch schicken sie in die Meiereigenossenschaften und die Schweine in die Schlachtereigenossenschaften ... dann können sie ja so schön nach Hause gehen und sich wichtig machen! Nein, das war anders in früheren Zeiten, Bruder!«

»Die Vertrauensmänner sollen heute zusammengekommen sein!«

»Die Vertrauensmänner!« fuhr Aggerbölle auf. »Sollen wir am Ende wieder in den politischen Skandal 'reingezogen werden! Es sind ja kaum acht Tage her, seit wir hier eine Versammlung gehabt haben! ... Ja, sag' ich es nicht! Man kann sich die Leber aus dem Leib herausärgern, wenn man daran denkt, was diese Hängerüssel hierzulande zusammengeschweinigelt haben! Wie haben sie nicht gemordet! ... Ja, ich sage gemordet!« wiederholte er mit erhobener und geballter Faust, »gemordet und begraben den letzten Rest guter alter dänischer Gemütlichkeit mit all ihrem verdammten Lämmergeblök! Das hätt' der alte Didrik Jacobsen man wissen sollen! Haben Sie den alten Didrik Jacobsen noch gekannt, Villing? Das war ein Staatskerl! Seine großen Weihnachtsschmäuse, wie ... mit Schweinebraten von zwei, drei Liespfund und Rotkohl und Schnaps und altem selbstgebrauten Bier und einem steifen Kaffeepunsch, der einen ein bißchen über die Sorgen und Enttäuschungen des Lebens trösten konnte! ... Und die Fastnachtswoche, Villing, wo wir fünf Nächte lang keinen Schlaf in die Augen kriegten! Das war eine Zeit, wo es sich noch verlohnte, zu leben!«

Villing und seine Frau wechselten wehmütige Blicke. Auch bei ihnen riefen Aggerbölles Worte liebe Erinnerungen wach. In ihrem Laden waren nämlich viele von den erwähnten guten Sachen gekauft worden, und es hatte zu den glücklichsten Augenblicken ihres Zusammenlebens gehört, wenn sie am Abend nach so einem Festschmaus, wo zuweilen über hundert Personen feste getrunken und gegessen hatten, sich über das große Hauptbuch gebeugt, nebeneinander auf das Sofa setzten und mit einer neuen Stahlfeder die umfangreiche Rechnung ausschrieben und die ellenlangen Zahlenreihen zusammenzählten.

»Und Sören Himmelhund!« fuhr Aggerbölle fort, sich immer mehr in seinen Erinnerungen vertiefend. »Wissen Sie wohl noch, Villing – damals, als er einen ganzen Maststier zu seinem Branntweinfest schlachtete? ... Was kriegt man jetzt wohl? Kaum einmal ein ordentliches belegtes Butterbrot auf 'ner Hochzeit! Bloß einen Schluck lauwarmen Kaffee mit einem Zuckerkringel dazu! ... Und übrigens Plärrgesänge und Jubellieder und Freundesworte und schweißige Händedrucke! Und das will das neue Volk des Fortschritts sein? Das will die Jugend des Landes sein? Nieder mit dem Pack! Nieder mit den Hallunken, sag' ich!«

Die Erinnerung an die zweistündige demütigende Qual, die er eben im Pfarrhause hatte ausstehen müssen, hatte ihn ganz außer sich gebracht. Villing beschwichtigte ihn ganz bestürzt, und schließlich schien er auch selbst ein wenig bedenklich zu werden über die Kühnheit seiner Worte. Er hielt plötzlich inne – und es wurde einen Augenblick so unheimlich in der Stube, als habe sich Weber Hansens Schatten unsichtbar durch den Raum geschlichen.

»Wie geht es denn zu Hause bei Ihnen, lieber Aggerbölle?« fragte Frau Villing jetzt, um der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben.

Der Tierarzt machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und wandte den Kopf mit der schmerzlichen Grimasse ab, zu der sich sein Gesicht immer verzog, wenn jemand mit ihm von seiner Frau sprach.

»Sprechen wir nicht davon, Frau Villing! das regt mich so schrecklich auf! ...

... Es ist mein Trost, daß das, was ich infolge der Ungunst der Zeit und – lassen Sie mich nur hinzufügen – infolge eigener Schwäche jetzt leiden muß, das leide ich für meine arme Frau und für meine unschuldigen kleinen Kinder. Wäre es nicht ihretwegen gewesen, wahrlich, ich hätte mich längst wie ein Mann erhoben und den Hallunken meine Verachtung gerade in die Augen gespien! Aber ich habe es mir ein für allemal gelobt, daß ich meiner lieben Frau und meinen armen kleinen Kindern dies Opfer bringen will .. Für sie will ich den bitteren Kelch bis auf die Neige leeren! – Nein, wahrlich, beste Frau Villing – darin irren Sie! Ein so hartherziger Henkersknecht bin ich denn doch nicht, daß ich aus Rücksicht auf meinen Stolz meine Sophie mehr leiden lassen sollte, als sie schon tut!«

»Aber, lieber Herr Aggerbölle, ich habe ja gar nicht gesagt –!« wandte Frau Villing zaghaft ein.

»Nein, nein, meine beste Frau Villing! Sie kennen meine Sophie nicht ... das ist die Sache! Sie haben sie nicht wie ich unter bald 20 Jahre langen bitteren Sorgen und Nöten geliebt. Dann lernt man es, Gott für ein gutes und getreues Eheweib zu danken ... und das ist meine Sophie mir gewesen! Das Muster einer Frau und Mutter, kann ich wohl sagen ... edel, aufopfernd, ein Engel an Geduld und so schön und so lieblich noch jetzt auf ihrem Schmerzenslager!...«

Der Kognak hatte angefangen, seine gewohnte Wirkung auf ihn auszuüben. Er setzte seinen Kneifer vor seine steif starrenden Augen, um seine Tränen zu verbergen, die im Begriff waren, hervorzuquellen. Seine Stimme war verschleiert vor Bewegung, und Worte wie Gesichtsausdruck verrieten die ungeschwächte Leidenschaft, mit der er seine Frau noch immer anbetete, und deren Feurigkeit einen ganz unheimlichen Eindruck auf diejenigen machen konnte, die den letzten hinschwindenden Rest eines Menschenlebens kannten, das sich Frau Aggerbölle nannte.

»Meine arme Frau ist in dieser Zeit schrecklich angegriffen!« fuhr er fort, indem er es aufgab, noch länger gegen seine Gemütsbewegung anzukämpfen. »Sie wissen ja, sie leidet an diesen schrecklichen Gesichtern, an diesen Halluzinationen, sobald sie allein ist. Glauben Sie mir, es ist entsetzlich für mich, daran zu denken! Neulich abends als ich von einem Krankenbesuch nach Hause kam ... es war etwas spät geworden, glaube ich ... da sah ich schon von weitem, daß im Schlafzimmer Licht brannte; ich begriff, daß da etwas passiert sein müsse, und als ich hineinkam – ach, ich werde niemals den Anblick vergessen! – finde ich meine kleine Frau aufrecht im Bett sitzen, weiß wie das Bettuch und an allen Gliedern zitternd, wie im Todeskampf. Ich stürzte zu ihr hin, nahm sie in meine Arme; aber sie konnte anfänglich gar nicht sprechen. Meine geliebte Sophie, rief ich, was ist denn nur geschehen? Was ist denn nur geschehen!? Endlich hatte sie so viel Kräfte, daß sie mir erzählen konnte, sie habe etwas draußen um das Haus schleichen hören und habe schreckliche Gesichter an den Fensterscheiben gesehen, und man habe ihr zugerufen, man wolle zu ihr eindringen und ihre Kinder töten ... Lauter Fieberphantasien natürlich, aber doch so entsetzlich, so entsetzlich, Zeuge von so etwas zu sein.«

Er vermochte sich nicht länger zu beherrschen. Tränenströme quollen ihm aus den Augen und er beugte sich vor und barg den Kopf in seine Hand.

»Aber, bester Herr Aggerbölle!« riefen gleichzeitig Herr und Frau Villing mit aufrichtigem Mitgefühl aus. Und indem ihn Villing ermunternd auf das Knie schlug, fuhr er fort: »Seien Sie doch nicht so untröstlich, mein Freund! Sie sollen sehen, die Sommerwärme wird Ihrer lieben Frau schon helfen. Wenn der Frühling kommt, vergessen wir alle die Plagen des langen Winters.«

Aber er hörte nichts mehr. Er war in die finstere, grübelnde Verzweiflung versunken, die eins der Stadien seiner Trunkenheit bildete. Endlich erhob er den schweren Kopf.

»Wissen Sie, was ich glaube?« sagte er mit einer heiseren, gleichsam fremden Stimme, indem er seine Hand erhob. »Es liegt Hexenkram hier draußen auf dem Lande in der Luft ... Teufelei irgendwo ...«

»Aber, Herr Aggerbölle!« jammerte Frau Villing. »Das haben Sie neulich auch schon gesagt. Sie machen uns ganz unheimlich zumute!«

»Verzeihen Sie, beste Frau Villing ... aber Sie verstehen mich nicht! Ich glaube weder an Gespenster, noch an Geister- oder Spukerscheinungen mit dem Kopf unterm Arm ... dergleichen Ammengeschichten zum besten zu geben, überlasse ich den Händlerjungen. Aber ich sage, es gibt hier draußen eine andere Art Hexenwesen ... etwas, was uns die Lebenskraft stiehlt, Frau Villing ... und was denen, deren Wiege nicht hier draußen unter dem freien Himmel gestanden hat, Seele und Blut und Mark aus dem Körper melkt...«

»Hören Sie jetzt einmal, Aggerbölle,« unterbrach Villing ihn, »lassen Sie sich um Gottes willen nicht so gehen, lieber Freund! ... Machen Sie sich noch ein kleines Glas Grog zurecht und sehen Sie zu, daß Sie auf etwas weniger trübe Gedanken kommen. Wir machen wohl auch noch ein kleines Spiel heut abend. Wir haben alle drei eine kleine Aufmunterung nötig in diesen schweren Zeiten.«

Als erwache er aus einem Traum, richtete sich Aggerbölle auf und fuhr sich mit beiden Händen durch das Haar, unter einem heftigen und anhaltenden Schaudern, das ihm eigen war. Mit einem unsichern Blick schielte er zu der Uhr auf dem Piedestal hinauf und murmelte:

»Ich muß wohl sehen, daß ich nach Hause komme ... ich glaube, ich hab' meiner Frau versprochen –«

»Nein, wissen Sie was, lieber Freund ... in der Gemütsverfassung, in der Sie sich diesen Augenblick befinden, kriegen Sie wirklich keine Erlaubnis nach Hause zu gehen. Sie stecken Ihre Frau ja nur an mit Ihrer Schwermut. Bedenken Sie auch, daß ich neulich dreizehntausend Kronen von Ihnen gewonnen hab'. Sie müssen doch Revanche haben! ... Liebe Sine, hol' die Karten her und mach' Herr Aggerbölle noch ein halbes Glas zurecht!«

Bei dem bloßen Anblick der Karten war Aggerbölles Widerstand gebrochen. Aber auch für das Ehepaar Villing waren diese Spielpartien kein so großes Opfer, wie sie sich gern den Anschein geben wollten. Freilich hatten sie infolge von Aggerbölles totalem Bankerott aufgeben müssen, um Geld zu spielen; aber ihr Interesse für das Spiel war wieder aufgelebt, nachdem sie auf den glücklichen Gedanken gekommen waren, doch eine Art Abrechnung zu machen und hierbei die Beten mit Summen von einer

schwindelnden Höhe anzuschreiben, die ihre Phantasie in Bewegung setzte und ihre Leidenschaft für Zahlen und Addition stillte.

Bald saß man um den abgeräumten Tisch und verteilte die Karten zu einem sogenannten fliegenden L'hombre.

»Ich sage an,« meldete Aggerbölle, der die Vorhand hatte, sofort.

»Ich auch,« murmelte Frau Villing.

»Na ... ich kann wohl mal überbieten,« meinte Villing und streckte die Hand aus, um die beiden Kaufkarten zu nehmen, die auf dem Tisch lagen. Aber Aggerbölle kam ihm zuvor. Er strich mit seiner schwammigen Faust die Karten beiseite und erklärte, er spiele mit denen, die er hätte.

»Halt' das Schiff fest, Schiffer, wir rollen ja,« lachte Villing, »Sie scheinen ja heut abend auf den Glücksplatz gekommen zu sein, Tierarzt?«

Aggerbölle setzte sich den Kneifer auf, den er sich vor ein paar Jahren angeschafft hatte, um damit seine Geistes- und Bildungsüberlegenheit den »Hängerüsseln« gegenüber zu konstatieren. Sein Gesicht, das bei seinem Eintreten blauweiß gewesen, war allmählich feuerrot geworden und dampfte von Spiritus. Als er sein Spiel gewonnen und seine Gegner außerdem noch »Jan« gemacht hatte, pflanzte er beide Hände in die Seiten und sah lächelnd bald den Kaufmann, bald seine Frau an und sagte:

»Weiß Gott, lieben Freunde! ... hier sitzen wir ja recht vergnüglich beisammen!«

Zweiter Teil

Nach einigen Tagen mit abwechselnd mildem und regnerischem Wetter erhob sich am Sonntag um Sonnenaufgang ein heftiger Sturm von Norden. Hansine saß am Abend allein zu Hause bei den Kindern, die früh zur Ruhe gebracht waren. Emanuel und die Dienstboten sowie die gewöhnlichen Abendgäste des Hauses hatten sich nach der großen Protestversammlung ins Skibberuper Versammlungshaus begeben, wohin im Laufe des Tages Leute aus der ganzen Harde zusammengeströmt waren. Schon seit dem Vormittag waren die Wagen mit außerhalb der Gemeinde wohnenden Gesinnungsgenossen durch das Dorf gerollt, und viele von ihnen hatten vor dem Pfarrhause haltgemacht und Leute hinterlassen, die die Gelegenheit benutzten, um mit Emanuel zu reden und an dem Gottesdienst in der Vejlbyer Kirche teilzunehmen. Außerdem waren die beiden Reichstagsredner, die man sich verschrieben hatte – ein paar westjütische Bauern – zu einem langen Besuch dagewesen, und am Nachmittag war eine Schar Schüler drüben aus der Sandinger Hochschule mit Gruß und Botschaft von dem alten, jetzt meistens im Bett liegenden Vorsteher gekommen. Und alle diese Menschen mußten entweder Kaffee oder etwas zu essen haben, so daß an diesem Tage im Pfarrhause ein Leben und eine Geschäftigkeit geherrscht hatten, wie in einem Gasthof am Markttage.

Hansine hatte sich auf diese stillen Abendstunden nach dem langen und unruhigen Tage gefreut. Es war ihr nicht oft beschieden, so ungestört zu sein – und sie teilte keineswegs Emanuels Entzücken darüber, das Haus stets voll von Gästen zu sehen. Sie wünschte im Gegenteil oft, daß er die Türen etwas weniger weit für die vielen Freunde öffnen möge, die sich allmählich daran gewöhnt hatten im Pfarrhause ein und auszugehen, fast wie in ihrem eigenen Heim. Als sie nun endlich allein geblieben war und die Kinder in ihren Betten lagen, und als sie die Lampe angezündet und mit einer Stopfarbeit an dem langen Tisch im Wohnzimmer Platz genommen hatte, war es ihr doch ein wenig unheimlich zumute, so verlassen dazusitzen in dem stillen und leeren Hause, mit dessen großen Räumen und ganzer Einrichtung sie sich immer noch nicht recht vertraut machen konnte. Obwohl sie nun bald 7 Jahre ihr Heim hier gehabt hatte, wurde es ihr doch immer noch schwer, sich ganz von dem Gefühl zu befreien, daß sie selbst nur ein fremder und ungebetener Gast in diesen hohen Räumen sei. Oft grübelte sie darüber nach, wie Emanuel sich hier so wohl fühlen und überhaupt so zufrieden sein könne, obwohl ihr Zusammenleben im Laufe der Jahre ganz anders geworden war, als sie beide es sich seinerzeit gedacht hatten. Sie selber sandte manch liebes Mal – namentlich nach einem langen Tage wie dem heutigen – einen wehmütigen Gedanken zu dem kleinen, mit wilden Rosen berankten Häuschen draußen am Bach zwischen den grünen Hügeln von Egede, das sie in ihrer Verlobungszeit zu kaufen geplant hatten; und während ihre Phantasie sich ausmalte, wie gut und traulich und friedlich sie dort in den kleinen, gemütlichen Stuben hätten leben können, fern von den vielen Menschen und mit dem weißen Strand als Nachbar, empfand sie die Ode des Pfarrhauses doppelt kalt und bedrückend.

Dazu kam jetzt der wachsende Lärm von dem Sturm, der über dem Hause dahinsauste und allerlei kleine Geräusche aus den Wirtschaftsgebäuden zu ihr

hereinführte. Drüben in der Scheune stand eine Bodenluke offen und klappte, und an dem starken und anhaltenden Rütteln der Dielentür konnte sie merken, daß Niels wieder vergessen hatte, den Torweg zu schließen. Aus dem Stall ertönte hin und wieder ein tiefes Brummen von einer der Kühe – und alle diese Laute erregten ihre hausfrauliche Besorgnis. Sie mußte daran denken, ob Abelone nicht etwa vergessen hatte, die Mutterkuh zu melken, ehe sie ging, und ob sie wohl die Küchenasche gut nachgesehen hatte, die am Nachmittag auf den Dunghaufen geworfen war. Abelone war in der letzten Zeit so zerstreut gewesen und hatte eine so sonderbare Neigung, aus dem Braustubenfenster zu sehen, sobald Niels über den Hof ging ... wenn nur Niels nicht all das Wesen zu Kopf stieg, das aus ihm gemacht wurde, seit er angefangen hatte, in den Zeitungen zu schreiben. Er war schon sehr nachlässig in seiner Arbeit geworden, fand sie.

Sie wurde in ihrem Gedankengang unterbrochen durch einen klagenden Laut aus dem Schlafzimmer, zu dem die Tür angelehnt war. Es war der Bub, der im Schlaf jammerte. Sein Vater hatte ihn am Vormittag mit nach Skibberup genommen, damit er während des Gottesdienstes mit den Kindern des Aalfischers an den frischen Strand laufen und spielen könne; aber nach der Rückkehr war er plötzlich verschwunden und den ganzen Nachmittag nicht aufzufinden gewesen. Erst in der Dämmerstunde, nachdem Emanuel gegangen war, hatte sie ihn oben auf der obersten Stufe der Bodentreppe gefunden, wo er gesessen hatte, die Hände gegen das kranke Ohr gepreßt, ganz angeschwollen im Gesicht vom Weinen. Sie hatte ihn gleich zu Bett gebracht und ihm einige Tropfen von der alten Stryne-Grete »Höröl« in das Ohr geträufelt, worauf er dann auch schnell eingeschlafen war. Aber noch während des Schlafes fuhr er fort zu jammern, und dieser erneute Ausbruch des alten Leidens ihres Jungen trug sein Teil bei zu der etwas gedrückten Stimmung, in der sie sich heute abend befand.

Sie hatte sich nie recht aussöhnen können mit Emanuels Vorliebe, die Kinder in allem Wetter überall mitzunehmen, wohin er sich auch begab; und noch weniger konnte sie es verstehen, daß er ihnen ruhig Erlaubnis gab, sich so frei zwischen allen Straßenkindern herumzutummeln, wo sie doch so vielem ausgesetzt waren, was nicht gut sein konnte. Sie erinnerte sich aus ihrer eigenen Kindheit der vielen häßlichen Dinge, die gerade zwischen den armen Kindern gang und gäbe waren, und jedesmal, wenn sie den Buben und Sigrid zwischen ihnen herumlaufen sah, ganz so, wie sie selber es einstmals getan hatte, mit Holzschuhen und geflickten Kleidern, dann ward es ihr schwer, ein wenig Bitterkeit und Mißmut zu unterdrücken, unter dem verstärkten Gefühl, wie verschieden von dem Bilde eines Lebens in der Welt des Geistes, wie sie es ihrer Zeit auf den Bänken der Hochschule erträumt, sich ihr und Emanuels Zusammenleben gestaltet hatte. Einmal über das andere hatte sie sich vorgenommen, eindringlich mit Emanuel über die Verhältnisse der Kinder zu reden; aber noch immer hatte sie nicht den rechten Mut dazu finden können. Sobald sie ihn in die Stube eintreten sah, immer fröhlich und zuversichtlich und so erfüllt von seinem großen Werk, verlor sie das Zutrauen zu sich selbst. Gegenüber seiner unerschütterlichen Zuversichtlichkeit und der freudigen Selbstaufopferung, mit der er sich seinem Beruf hingab, konnte sie nie Worte für das finden, was sie sagen wollte, und fühlte sich beschämt über ihre alltäglichen kleinen Sorgen.

... Drinnen aus dem Schlafzimmer ertönten plötzlich eine Reihe kurzer Schreie. Hastig legte sie ihre Arbeit hin und stand auf. Als sie aber an das Bett des Buben kam, fand sie ihn scheinbar in vollkommen ruhigem Schlaf. In dem Glauben, daß sie sich verhöhrt hatte, wollte sie eben in die Wohnstube zurückkehren, als er sich im selben Augenblick auf den Rücken warf, die Zähne gegeneinander knirschte und von neuem drei angsterfüllte Schreie ausstieß.

»Aber, mein Kind!... was hast du nur einmal?« rief sie und richtete ihn im Bett auf, um ihn zu wecken.

Der Kleine rieb sich mit beiden Händen die Augen, sah sich dann in tiefer Verwunderung um und sagte endlich:

»Mir fehlt nichts!«

»Aber warum schreist du denn so? ... Hast du einen bösen Traum gehabt oder tut es dir irgendwo weh?«

Er schien sie nicht zu hören. Seine Augen wurden so unheimlich groß und starrten gerade vor sich hin mit einem Ausdruck lebhaften Interesses, in das sich Bestürzung mischte.

»Mutter!« sagte er.

»Ja, was hast du denn, mein Junge? Du hast mich so erschreckt.«

»Da ist eine Fliege in meinen Kopf 'reingekommen.«

»Was du redest, Kind! Das hast du geträumt, nicht wahr? Leg' dich nur ruhig wieder hin und schlafe, dann geht es schon vorüber.«

»Nein ... es ist wirklich wahr ... ich kann es immerzu fühlen. Sie kann woll nich' wieder 'rauskommen, Mutter?«

Bei den letzten Worten verzerrte sich sein Gesicht und nach einem kurzen Kampf mit seinem Stolz warf er sich in seiner Angst an die Brust der Mutter und fing an zu weinen. Sie streichelte ihm beruhigend das Haar; und mit seiner gewohnten Gutmütigkeit trocknete er denn auch bald seine Augen und kroch unter das Deckbett. Mit einem kleinen Seufzer legte er beide Hände unter die Wange und war schon im nächsten Augenblick eingeschlafen.

Aber Hansine blieb am Bett stehen. Die Worte des Jungen und sein sonderbares Benehmen hatten sie allen Ernstes besorgt gemacht; sie wußte nicht, was sie glauben sollte. Und wie sie nun dastand und ihn beim Schein der Nachtlampe betrachtete, gab sie sich selbst ein Versprechen. Sie wollte jetzt nicht länger zögern, sich Klarheit über den Zustand des Jungen zu verschaffen. Noch heute abend wollte sie ernsthaft mit Emanuel darüber reden und sie wollte diesmal nicht nachgeben, bis der Doktor geholt und seine Ansicht gehört war.

* * *

Die Uhr war fast zehn und Hansine saß wieder in der großen Stube und stopfte die Strümpfe der Kinder, als Emanuel nach Hause kam. »Gottes Friede hier drinnen!« sagte er mit dem Eintrittsgruß, den er nach alter Bauernweise angenommen hatte, und

blieb einen Augenblick im Halbdunkel an der Tür stehen. Er hielt eine ausgelöschte Laterne in der einen Hand, einen Eichenknittel in der andern; der blonde Bart wallte zerzaust auf seinen dunklen, kuttenartigen Friesmantel herunter, dessen Kapuze er über den Kopf gezogen hatte. »Ist Niels noch nicht da?«

»Nein, ich habe niemand gehört.«

»Abelone auch nicht?«

»Nein.«

»Das arme Kind! Sie wird Mühe haben, gegen den Wind anzukämpfen. Es ist ja ein förmlicher Orkan geworden ... und eine Finsternis, daß man nicht die Hand vor Augen sehen kann. Unten am Abhang wehte meine Laterne aus; ich hätte beinahe meinen Weg nicht gefunden. – Gottlob, daß ich daheim bin!«

Er stellte die Lampe auf die Bank neben der Tür und legte Stock und Mantel ab.

»Und nun hab' ich dir aber was zu erzählen!« fuhr er munter fort, indem er sich näherte und in seine blaugefrorenen Hände blies. Erst als er ganz bis zu ihr herangelangt war und die Hände um ihren Kopf legen wollte, um einen Heimkehrkuß auf ihre Stirn zu drücken, bemerkte er ihren unruhigen und abwesenden Gesichtsausdruck.

»Aber was hast du nur, mein Schatz? Es ist doch nichts geschehen?«

Sie suchte sich einen andern Strumpf aus dem Haufen heraus, der vor ihr auf dem Tische lag und sagte in einem Tonfall, aus dem man eine verhaltene Anklage heraushören konnte:

»Ach, es ist wieder der Bube, Emanuel!«

»Der Bube? Was ist es denn mit ihm? Er ist doch wieder da? Ich habe ihn den ganzen Nachmittag nicht gesehen.«

»Nein, die Sache hat sich aufgeklärt... ich fand ihn, als du gegangen warst, oben auf der Bodentreppe. Es war wieder schlimm mit dem Ohr, so daß ich ihn zu Bett bringen mußte. Ich weiß nicht, was es mit ihm ist; ich habe ihn noch nie so sonderbar gesehen, wie heute abend.«

»Aber was sagst du da! Laß mich ihn sehen!«

Er wollte die Lampe vom Tisch nehmen, aber sie hielt seine Hand zurück.

»Das tut nicht nötig. Er könnte aufwachen ... ich habe die Nachtlampe in der Schlafstube angesteckt.«

Sie stand auf und folgte ihm in das Zimmer nebenan, wo der Knabe noch lag und schlief, schwach beleuchtet von dem rötlichen Schein einer kleinen Flamme, die auf einer braunen Ölschicht in einem Wasserglas hinter seinem Kopfende schwamm. Beide Hände unter der Wange und die Knie in die Höhe gezogen lag er ganz still da. Keine Linie seines Gesichts verriet in diesem Augenblick etwas anderes als die gesundeste, tiefste Ruhe.

»Aber er schläft ja wie ein Scheundrescher!« sagte Emanuel. »Ihm kann unmöglich etwas fehlen! Du hast dich einschüchtern lassen. Hansine!«

»Ich verstehe es nicht... vorhin sprach er ganz wirr und schrie so scheußlich. Es kommt so stoßweise über ihn.«

»Ach, das ist die Frühlingsluft, du kannst es mir glauben, die pflegt den Schlaf der Kinder unruhig zu machen. Du sollst sehen, morgen ist er mit Gottes Hilfe wieder gesund.«

»Aber ich finde doch, Emanuel, daß wir jetzt endlich –«

»So schön wie er aussieht!« fuhr er still lächelnd fort. Wie die meisten Leute, die sich selbst gern reden hören, überhörte er im allgemeinen die Bemerkungen anderer. Er hatte seinen Arm um Hansinens Taille geschlungen und betrachtete mit einem Blick voll väterlichen Glückes den kleinen rotgelockten Kopf, der da so tief in die weißen Kissen versunken lag. »Ganz wie ein kleiner Engel in Gottes Schoß. Ist das nicht ein lieblicher Anblick... Kannst du überhaupt verstehen, Hansine, daß Leute, die Kinder haben, Gottesleugner sein können? Für mich liegt da ein so deutlicher Widerschein des jenseitigen Lichts, eine so liebe Verheißung des himmlischen Glückes und Friedens über den Augen solch eines schlafenden Kindes. – – Nun,« unterbrach er sich und gab Hansine frei. »Wie steht es denn mit den andern beiden kleinen Kobolden? Mit denen ist ja wohl nichts los gewesen? Den Dicksack kann man ja schnarchen hören, so daß es eine Lust ist.«

Während er sprach, bewegte er sich um die Betten herum und beugte sich über seine »drei Tonnen Gold« herab, wie er seine Kinder oft scherzend nannte. Bei jedem Bett nahm er einen Kümmelkringel aus der Rocktasche und schob ihn halb unter das Kopfkissen, so daß die Kinder ihn gleich am Morgen sehen mußten, wenn sie erwachten.

»Ich guckte einen Augenblick beim Bäcker ein. Ich fand, ich dürfe an einem Tag, wie der heutige, nicht mit leeren Händen zu ihnen heimkommen. So! Jetzt wird es wohl das beste sein, wenn wir sie ruhig schlafen lassen. Und ich habe dir ja heute abend so viel Neues zu erzählen. Laßt uns hineingehen!«

Sie kehrten in die Wohnstube zurück, wo er sofort anfang, durch den großen Raum auf und nieder zu gehen und ausführlich über alles zu berichten, was sich im Skibberuper Versammlungssaal zugetragen hatte. Hansine hörte aber nur mit einem Ohr zu. Sie hatte ihren Vorsatz nicht aufgegeben und war noch immer fest entschlossen, die erste Gelegenheit zu benutzen, um die Unterhaltung wieder auf den Buben zu bringen.

»Aber weißt du, was der Glanzpunkt der ganzen Versammlung wurde?« rief Emanuel aus und blieb mitten im Zimmer stehen, die Hände in der Seite, den Oberkörper vorgebeugt. »Rate einmal, Hansine!«

»Das nützt mir wohl nichts... sag' du es lieber,« entgegnete sie.

»Dein Vater!«

Hansine sah von ihrer Stopfarbeit auf.

»Vater?«

»Ja – kein anderer als dein lieber alter, blinder Vater!«

»Hat Vater geredet?«

»Freilich!... Ach, ich wollte, ich könnte dir so recht eine Vorstellung von der Begeisterung, ja geradezu von dem Jubel geben, den sein Erscheinen erregte. Es war wahrhaftig herzergreifend!«

»Aber kann Vater denn reden?« fragte Hansine in wachsendem Erstaunen.

»Ja, es waren nicht so sehr die Worte, du! Es war sein ganzes Auftreten und seine gewaltige Gemütsregung ... Siehst du – der Dorfschulze hatte eben geredet – ein wenig lang und ein wenig weitschweifend, so wie es ja leider seine Gewohnheit ist – und die Resolution sollte verlesen werden, als dein Vater, der unter der Rednertribüne saß, aufstand, um besser hören zu können, was gesagt wurde. Aber ringsumher im Saal wurde seine Bewegung mißverstanden; man glaubte, er wolle etwas sagen, und von allen Seiten fing man an zu rufen: »Auf die Rednertribüne rauf! Auf die Rednertribüne rauf!« Kurz und gut – ehe dein Vater sich erklären konnte, wurde er von zwei Männern von seinem Platz auf die Tribüne hinaufgeführt. Er leistete auch eigentlich keinen weiteren Widerstand... und du kennst ja seine Verschämtheit, so daß du dir eine Vorstellung von seiner und der ganzen Versammlung Stimmung machen kannst. In meinem ganzen Leben werde ich den Augenblick nicht wieder vergessen!«

»Aber – aber... was sagte er denn?« »Ja, wie gesagt, die Worte waren es eigentlich nicht... es war vielmehr der Anblick des alten blinden Mannes mit dem dichten weißen Haar, der da auftauchte als ein noch lebender Zeuge aus den Tagen der Knechtschaft, die er ja wirklich selbst fast noch erlebt hat. Es war, als höre man eine Stimme aus dem Grabe, als er die Hand erhob und mit zitternder Greisenstimme rief: »Soll'n wir denn das hölzerne Pferd wieder haben? Woll'n sie das? Soll'n wir Bauern wieder wie das liebe Vieh für den Gutsherrn sein?« – Ja, weiter sagte er eigentlich nichts, aber du hättest das donnernde: »Nein, nein! Das soll nie geschehen!« hören sollen, das nach seinen Worten durch den Saal schallte. Ich wünschte nur, daß die Feinde der Volksfreiheit zugegen gewesen wären und den ehernen Klang gehärteten Willens, der in dem Ruf lag, vernommen hätten. Dann würden sie schon eingesehen haben, wie hoffnungslos ihr Widerstand ist. Ich glaube es jetzt ganz bestimmt... die Zeiten der Unmenschlichkeit sind unwiderrufflich vorüber. Das tausendjährige Reich mit seiner Herrlichkeit und Wonne wird anbrechen. Friede auf Erden und unter den Menschen! So erschalle es nach allen vier Himmelsrichtungen hin... Ach ja, was für ein glücklicher Mensch bin ich doch!« rief er aus und ging hin und legte seine Hände um Hansinens Kopf. »Nie kann ich Gott genug dafür danken, daß mir dies beschieden ist. Wie hohe Zeit war es nicht, als er mir den Weg zeigte aus dem Sodom, wo das Leben jetzt ein armseliger Kampf mit Tod und Fäulnis ist. Wie herrlich ist es, hier zu atmen, wo alles Ursprung, wo alles Frühling ist und Morgenrauen und Lerchengesang! Denk doch, daß du und ich und wir alle nach schwachen Kräften mitbauen dürfen an dem ewigen Reiche des Friedens und der Wahrheit und der Gerechtigkeit!... Wenn ich an mich selbst denke, so wie ich in früheren Zeiten war, so ist es mir, als sei ich jetzt ein ganz neuer Mensch geworden, als habe ich ein altes häßliches, eingeschrumpftes Koboldgewand abgeworfen. Und für all das Glück schulde ich nächst Gott dir den größten Dank, mein Weib!... Ja, ja! Nun schlägst du die Augen nieder und errötest! Aber es ist doch so! Du bist die Prinzessin, ohne die ich nie mein halbes Königreich errungen haben würde!«

* * *

Erst den nächsten Morgen fand Hansine den Mut, mit hinreichendem Nachdruck ihr Verlangen vorzubringen, daß der Doktor geholt werden solle. Emanuel wurde im ersten Augenblick fast zornig. Er warf ihr – wie schon so oft – ihre Kleinmütigkeit vor, ihre Schwäche im Glauben an die Barmherzigkeit der Vorsehung und ihre Neigung, Trost in allerhand Menschenklugheit zu suchen, statt vertrauensvoll alles in Gottes gnadenreiche Hände zu legen. Er sprach so eindringlich, so warm und in einem so betrübten Tonfall zu ihr von dem Eifer des Glaubens, daß sie sich schließlich ganz schuldbeladen fühlte und zu weinen begann.

Aber beim Anblick ihrer Tränen ward er sofort milder gestimmt. Er ging hin, um sie auf die Stirn zu küssen, machte aber dadurch das Übel nur noch schlimmer, so daß sie sich unter erregtem Schluchzen abwandte. Er blieb ganz überrascht stehen. Er war es nicht gewohnt zu sehen, daß sie sich so von ihren Gefühlen überwältigen ließ. Er hatte sie nicht weinen sehen seit jenem Augenblick an ihrem Verlobungsabend, als sie ihm unfreiwillig ihre Liebe offenbart hatte –, und die Erinnerung an diese glückliche Stunde machte ihn so bewegt, daß ihm selbst die Tränen in die Augen traten und er sich reuevoll herabbeugte und ihr Haar und ihre nasse Wange streichelte.

»Mein lieber, lieber Schatz! Hätte ich gewußt, daß du dir meine Worte so zu Herzen nehmen würdest, so hätte ich sie wahrlich nicht gesagt. Ich hab' es ja nicht so schlimm gemeint. Du weißt ja auch – nicht wahr? – daß wenn du wirklich glaubst, daß es dir eine Beruhigung gewähren kann, Doktor Hassings Ansicht zu hören, so könnte es mir nie im Ernst einfallen, mich dem zu widersetzen. Ich will gleich zu Niels hinausgehen und ihm sagen, daß er anspannen soll. Dann kann der Doktor noch heute vormittag hier sein.«

... Als Hansine eine Viertelstunde später den Wagen durch den Torweg rollen hörte, seufzte sie erleichtert auf und machte sich daran, in den Stuben aufzuräumen, damit es ein wenig ordentlich sei zum Empfang des Doktors. Es war das erstemal, daß sie den Besuch eines Fremden erwartete, von dem es denkbar war, daß er ihr Heim mit unwilligen Blicken betrachten könne, und sie fühlte selbst, daß da allerlei war, was anders hätte sein können und müssen. In der Schlafstube wurden alle Betten frisch bezogen und Sigrid und die kleine Dagny wurden vom Hofe hereingeholt, um ein wenig zierlich gemacht zu werden. Am liebsten hätte sie ihnen beiden ihre Sonntagskleider angezogen, da sie aber ein Gefühl hatte, daß Emanuel das nicht gern sehen würde, begnügte sie sich damit, ihnen das Gesicht mit Seife rein zu waschen und ihnen eine reine Schürze umzubinden. Den Buben mußte sie lassen, wie er war. Er war die letzte Hälfte der Nacht ziemlich ruhig gewesen und schlief noch so fest, daß sie es nicht übers Herz bringen konnte, ihn zu wecken.

Emanuel's ausgesprochener Widerwille, den Arzt der Gegend in seinem Hause zu sehen, hatte eine doppelte Ursache. Erstens hegte er einen eingewurzelten Unwillen gegen Ärzte im allgemeinen. Er behauptete, daß diesen Leuten im modernen Leben eine viel zu übertriebene Bedeutung beigelegt würde, ja, er maß ihnen im wesentlichen die Schuld bei für die Verweichlichung und die Ausschweifungen, die die gebildeten Klassen der heutigen Zeit untergraben hatten. Es war seine Überzeugung, daß das blinde Vertrauen, mit dem die Leute sich heutzutage den Ärzten und Apothekern in die Arme geworfen hatten, die ernsteste Gefahr für eine gesunde und sittliche Entwicklung

des Menschenlebens enthalte, indem viele törichterweise glaubten, mit Hilfe von Pillen, Mixturen und Elektrizität imstande zu sein, körperliche und geistige Ausschweifungen zu heilen und deswegen hohnlachend auf die einzigen wahren und wirksamen Heilmittel: Mäßigkeit, Genügsamkeit und körperliche Arbeit, herabsahen.

Aber daneben lag noch ein besonderer Grund für seine Scheu, Dr. Hassing gegenüber vor. Dieser Mann war nämlich sozusagen der einzige, außerhalb des Freundeskreises, mit dem er während dieser Jahre in eine Art von Verbindung gekommen war, indem sie sich verschiedentlich an Kranken- und Totenbetten getroffen hatten, – und der Arzt hatte ihm alsdann mit seiner stets auf das sorgfältigste gepflegten Persönlichkeit, seinem zugeknöpften Wesen und seinen formellen Redensarten eine erneute Berührung mit den Umgangsformen aufgezwungen, die er verachtete, und vor denen er geflohen war. Außerdem war es allgemein bekannt, daß er – wie die meisten seiner Kollegen – Freigeist war und sich häufiger spöttisch über den Glauben der Christen an den Beistand der Vorsehung und die Verheißungen des Wortes Gottes geäußert hatte. Endlich herrschte in der Gegend allgemein die Ansicht, daß Dr. Hassing ein höchst mittelmäßiger Arzt war, dessen größtes Interesse darin bestand, sich mit kostbaren Schnurrpfeifereien zu umgeben, seine Villa umzubauen, Mittagsgesellschaften zu geben und einmal im Jahr eine Reise ins Ausland zu machen, – kurz, sich mit Hilfe seines bedeutenden Privatvermögens das Leben so angenehm wie möglich zu gestalten.

So war es denn kein geringes Opfer, das Emanuel Hansine gebracht hatte, indem er einwilligte, daß dieser Mann zu seinem lieben kleinen Buben gerufen wurde, von dessen gesunder Natur er selbst so fest überzeugt war, daß es ihm fast als eine Undankbarkeit gegen den lieben Gott erschien, daran zu zweifeln. Deswegen war er heute auch nicht in der gewohnten morgenfreudigen Stimmung, als er in den Stall ging, um mit Hilfe des alten Kuhhirten Sören das Vieh zu füttern und Gerststroh vom Lattenboden zu holen. Hier erwartete ihn noch obendrein die Unglücksbotschaft, daß der Sturm der Nacht eine große Kalkfläche von der Giebelwand abgelöst und die Scheiben eines Stallfensters zertrümmert hatte, das am Abend zu schließen vergessen war. Schon vor einigen Tagen hatte er gesehen, daß die Mauer gerissen war; aber da war in der letzten Zeit so viel an den Dächern und Häusern auszubessern gewesen, daß man nicht alles hatte beschaffen können. Es ließ sich überhaupt nicht leugnen, daß das ehemals so stattlich gehaltene Pfarrgebäude anfang, einen etwas verfallenen Eindruck zu machen. Emanuel war zu einer für die Landleute besonders ungünstigen Zeit mit fallenden Preisen für die Produkte des Erdbodens und mit gleichzeitig steigenden Forderungen an ihre Vollkommenheit hierhergekommen. Außerdem war er zu Anfang von einer Reihe von Unglücksfällen in seinem Viehbestand verfolgt worden – hatte auch – wie man sich erzählte – mehrmals ein paar schlimme Nackenschläge erhalten infolge von allerlei Versuchen mit neuen Futter- und Düngern, über die er in der landwirtschaftlichen Zeitung gelesen und die er zum allgemeinen Besten in der Gemeinde hatte einführen wollen. Auch sein Haushalt war trotz der strengen Einfachheit, deren Gepräge er trug – kostbarer gewesen, als er es selber eigentlich ahnte; und die paar Tausende seines mütterlichen Erbes, zu denen er im Anfang seine Zuflucht hatte nehmen können, waren längst bis auf den letzten Heller verbraucht.

Die Sache war die, daß er – seinem alten Vorsatz getreu – sich hartnäckig weigerte, andere Vergütung für seine geistliche Tätigkeit anzunehmen, als die freie Benutzung der zum Pfarrhof gehörigen Ländereien. Um in allem das Leben und die Lebensbedingungen mit seinen Freunden teilen zu können, ernährte er sich ausschließlich von seinem Grund und Boden und hatte gleich bei seinem Amtsantritt die Bauern der Gemeinde aufgefordert, den Zehnten und die Opfergelder der sogenannten »freien Armenkasse« zufließen zu lassen, aus denen die Ausgaben für das große Wohltätigkeitswerk der Gemeinde bestritten wurden. Überhaupt war es sein Wunsch, daß man ihn nicht in erster Linie als Geistlichen betrachtete, sondern als Bauern, dem ebenso wie dem Gemeindevorsteher und den Mitgliedern der Brandbesichtigungskommission von der Gemeinde ein Ehren- und Vertrauensamt übertragen war. Er pflegte sich selbst ihren »Tempeldiener« zu nennen, und er war so froh über dies Wort, weil es – wie er sagte – »so herrlich die Hochehrwürden totschrug«.

* * *

Die Uhr war zehn, als Niels mit dem Doktor zurückkam, der hinten auf dem Wagen in seinem eigenen Doktorstuhl saß, in einen Merinopelz gehüllt und mit Handschuhen an den Händen. Als der Wagen vor die Haupttreppe vorfuhr, öffnete sich die Stalltür und Emanuel erschien in seinem gewöhnlichen Arbeitskittel und mit seinen großen Feldstiefeln. Nachdem der Doktor abgestiegen war, begrüßten sich die beiden Männer mit einem stummen und von beiden Seiten stark zurückhaltenden Händedruck, worauf sie unter fortgesetztem Schweigen die Treppe hinaufgingen.

Drinne auf der Diele entledigte sich der Doktor seines Pelzes und offenbarte einen enganschließenden Kammgarnrock und einen großen Atlasschlips mit einer Diamantnadel. Er war ein Mann von ungefähr 40 Jahren, eine stattliche Erscheinung mit einem scharfgeschnittenen Gesicht und kurzem dunklen Backenbart. Er hatte sich vom ersten Augenblick an sichtlich bestrebt, nicht die geringste Verwunderung zu verraten, geschweige denn Anstoß an Emanuels Kleidung zu nehmen. Als sie nun in die »Halle« traten, tat er auch hier, als bemerke er die eigentümliche Ausstattung des Zimmers nicht. In seiner absichtlichen Sorgfalt, auch nicht die geringste unpassende Neugier zu verraten, nahm er sogar den goldenen Kneifer von seiner stark hervortretenden Nase, wandte sich an Emanuel und sagte mit einem wohl gelungenen Bestreben, ganz unangefochten zu erscheinen:

»Ja, es wird wohl das beste sein, wenn ich mir den Burschen gleich einmal ansehe.«

»Meine Frau hat Ihre Ansicht über meinen Sohn hören wollen,« entgegnete Emanuel, den die Art und Weise, wie er von dem Buben sprach, gleich verletzte. »Ich glaube nicht, daß es viel zu sagen hat... wahrscheinlich eine ganz gewöhnliche Frühlingserkältung.«

»Das werden wir ja sehen.«

Im Schlafzimmer erhob sich Hansine von einem Stuhl am Bett des Buben, sobald der Doktor in der Tür erschien, – und diesmal gelang es ihm nicht so gut, seine Gedanken zu verbergen. Er blieb einen Augenblick auf der Türschwelle stehen und betrachtete sie mit sichtlichem Erstaunen. Offenbar hatten die Gerüchte im Verein mit seiner eigenen

Phantasie ihm ein ganz anderes Bild von der viel besprochenen Pfarrersfrau in Vejlbjy ausgemalt.

»Ihr Sohn ist krank,« sagte er mit plötzlicher Teilnahme, nachdem er sich ihr genähert und ihr die Hand gedrückt hatte. »Hoffentlich hat es nichts weiter auf sich... eine allgemeine Erkältung, meint Ihr Mann.«

Er nahm selbst einen Stuhl und setzte sich an das Bett. Der Bube schlief noch und erwachte auch nicht, als der Doktor jetzt ein Paar riesengroße Manschetten abnahm, und mit seinen langen weißen, außerordentlich gepflegten Händen anfang, seinen Kopf zu befühlen und seinen Puls zu zählen. Er schlug die Augen nicht eher auf, als bis der Wattenlappen vor dem kranken Ohr berührt wurde. Eine Weile lag er dann regungslos da und starrte den fremden Mann an. Erst als er die Mutter an der anderen Seite des Bettes erblickte, erwachte er zu vollem Bewußtsein. Er sah wieder zu dem rätselhaften Fremden hinüber, betrachtete seinen schwarzen Rock, seine Diamantnadel und seine großen weißen Zähne, während eine aufsteigende Angst sich in seinen glanzlosen, blauweißen Augen abspiegelte.

Hansine richtete ihn vorsichtig im Bett auf, strich ihm das Haar aus der Stirn und sagte ermunternd:

»Du mußt nicht bange sein, mein Junge. Das ist der Doktor, der gern mal nach deinem Ohr sehen will. Es ist doch scheußlich mit den ewigen Ohrenschmerzen, nicht? Und der Doktor ist ein guter Mann, der sie dir wegnehmen will!«

Im selben Augenblick schien der Bube alles zu verstehen. Der Mund verbreiterte sich, und Tränen fingen an, aus seinen Augen hervorzudrängen. Als er aber im selben Augenblick den Vater entdeckte, der sich hinter dem Fußende des Bettes aufgestellt hatte, schluckte er schnell das Weinen herunter. Es war, als verstünde er sofort, daß er seinem Vater eine besondere Freude bereiten würde, wenn er sich gerade diesem fremden Mann gegenüber als tapferer und unerschrockener Junge zeigte.

Der Doktor hatte sich indessen daran gemacht, das kranke Ohr zu untersuchen. Als er die Watte entfernte, rann wie gewöhnlich eine übelriechende Flüssigkeit aus dem Ohrgang.

Sein Gesicht nahm einen bedenklichen Ausdruck an.

»Wie lange ist er damit herumgegangen?« fragte er nach einer Weile.

»Wir haben es seit zwei Jahren hin und wieder bemerkt,« antwortete Hansine.

Der Doktor sah auf, als könne er nicht glauben, daß er richtig gehört hatte.

»Seit zwei Jahren?«

»Ja!«

Er warf zu Emanuel einen Blick empor, der jedoch die Bedeutung mißverstand und mit einem vertrauensvollen Kopfnicken die Aussage seiner Frau bestätigte. Hansine begann jetzt von dem Anfang der Krankheit, von ihrem periodischen Auftreten und von dem unruhigen Schlaf der vorhergehenden Nacht zu erzählen: der Doktor hörte aufmerksam zu, und sein Gesicht nahm einen immer gedankenvolleren Ausdruck an. Als sie ihren Bericht beendet hatte, bat er um ein Licht, und nachdem er es angezündet, führte er mehrmals die Flamme vor den Augen des Buben hin und her. Dann hielt er

eine Weile beide Hände um seinen Hinterkopf und machte sich dann daran, mit großer Sorgfalt die Partie hinter dem Ohr zu untersuchen, wo, wie es sich herausstellte, die Haut infolge einer beginnenden Geschwulst ein wenig gespannt war.

Emanuel hatte bis zu diesem Augenblick ruhig, mit den Händen auf dem Rücken, dagestanden und zugesehen. Er hatte sich vorgenommen, daß Hansine diesmal ihren Willen bis zu Ende haben sollte, und obwohl ihm der Bube leid tat, der mit großen Tränen in den Augen dasaß und kämpfte, um seine Standhaftigkeit bewahren zu können, so wollte er sich nicht in die Untersuchungen des Doktors hineinmischen. Als der Arzt nun aber seine Verbandtasche herausholte und dieser verschiedene spitze und scharfe Instrumente entnahm, da war es mit seiner Selbstbeherrschung aus.

»Ist das wirklich notwendig?« fragte er in ziemlich herausforderndem Ton.

Der Arzt sah erstaunt auf.

»Ja,« sagte er kurz, bat um warmes Wasser, ein Handtuch und verschiedene andere Dinge, die auf eine Operation hindeuteten.

Emanuel stand unentschlossen da. Sollte er diesem gottlosen Menschen wirklich erlauben, sich an seinem Sohn zu vergreifen?... Er wagte kaum, den Buben anzusehen, der beim Anblick der Instrumente leichenblaß geworden war und ihn mit seinen Augen um Schutz anflehte. Aber fast noch mehr quälte es ihn, Zeuge des Dienstefers zu sein, mit dem Hansine dem Doktor zur Hand ging, der Kaltblütigkeit, mit der sie ihr Kind den Händen dieses Scharlatans übergab.

Als sich der Doktor mit dem ersten Instrument – einer pfriemspitzen silbernen Nadel – näherte, schwand der letzte Rest von des Buben Beherztheit. In tödlicher Angst warf er sich an die Brust der Mutter und schlang krampfhaft die Arme um ihren Hals.

In diesem Augenblick verließ Emanuel das Zimmer. Er wollte nicht Zeuge dieser Mißhandlung sein, für die Hansine allein die Verantwortung übernehmen mochte. Er ging in das Wohnzimmer und als er hier drinnen den ersten herzerreißenden Schrei des Buben hörte, begab er sich ganz in sein eigenes Zimmer, wo er anfang, auf und niederzugehen, um mit seinen Schritten die Laute, die aus der Schlafstube drangen, zu übertäuben. Sein Gemüt war in der heftigsten Erregung. Er verstand Hansine nicht mehr. Er fühlte sich in seinem eigenen Hause wie in einen Hinterhalt geführt, schändlich verraten von derjenigen, auf die er am festesten hätte bauen sollen.

Nach Verlauf von zehn Minuten hörte er Stimmen im Wohnzimmer; und als er da hineinkam, stand der Doktor mit dem Hut in der Hand da, im Begriff Hansine seine letzten Anweisungen zu erteilen. Gleich darauf verabschiedete er sich.

»Ich glaube, Sie nehmen die Krankheit Ihres Sohnes zu leicht,« fuhr der Arzt draußen auf der Diele fort, wohin ihn Emanuel in tiefstem Schweigen begleitet hatte. »Ich wollte mich in Gegenwart Ihrer Frau nicht eingehender darüber äußern... aber ich halte es für meine Pflicht, Ihnen nicht zu verhehlen, daß sein Zustand nicht ohne Bedenken ist. Er leidet an einer alten, verhärteten und – wie es scheint – ziemlich bösartigen Entzündung, die leider hat um sich greifen dürfen und sich allmählich über das ganze innere Ohr verbreitet hat. Wie dies alles verlaufen wird, kann ich natürlich momentan unmöglich sagen; aber nach der Wendung, die die Krankheit in letzter Zeit genommen hat, müssen wir auf eine nahe bevorstehende Krisis vorbereitet sein. Vorläufig habe ich

versucht, dem Ausfluß freien Ablauf zu verschaffen, indem ich das Trommelfell durchbohrt habe, auch habe ich Essigumschläge auf den Füßen oder Eis auf den Kopf verordnet... mehr kann ich heute nicht tun. Es handelt sich vorläufig darum, dem Kinde die größtmögliche Ruhe zu verschaffen, bis wir weiter sehen werden, welche Richtung die Entzündung genommen hat. Sollten sich indessen auch nur die allerleisesten Anzeichen von Steifheit des Körpers während des Schlafes zeigen, – von wirklichen Krampfanfällen gar nicht zu reden – so müssen Sie mich augenblicklich holen lassen. Diese Kalamität – und das damit verbundene Fieber – müssen wir um jeden Preis zu vermeiden suchen.«

* * *

Der bestimmte Ton des Arztes und seine scheinbar vollkommene Klarheit über den Zustand des Buben konnten nicht umhin, einen gewissen Eindruck auf Emanuel zu machen. Sobald der Wagen gefahren war, kehrte er schnell in das Schlafzimmer zurück. Hier fand er den Buben ausgestreckt auf dem Rücken liegen, mit verbundenem Kopf, wie in tiefes Erstaunen versunken.

Als das Kind den Vater erblickte, lächelte es, und als Emanuel vorsichtig Platz neben dem Bette nahm und ihn fragte, wie es gehe, richtete er sich aus eigener Kraft in die Höhe und begann ganz munter, fast ein wenig wichtig, von allem zu erzählen, was der Doktor mit ihm vorgenommen hatte.

»Aber was in aller Welt soll dies alles heißen?« rief Emanuel zu Hansine gewendet aus; sie kam im selben Augenblick aus der Küche mit Sigrid und der kleinen Dagny, die während des Doktors Besuch zu Abelone hinausgeschickt waren. »Das Kind ist ja ganz munter! Was ist denn das für ein Gerede von Fieber und Krämpfen und ich weiß nicht was?«

»Hat der Doktor etwas davon gesagt?« fragte Hansine wie geschlagen und blieb mitten im Zimmer stehen.

»Ach, er redete nur so allerlei. Das ist nun einmal die Manier dieser Ärzte... Aber wer kommt denn da?«

Aus dem großen Zimmer hörte man schwere Schritte und das Geräusch eines Stockes, der auf den Fußboden gestoßen wurde. Einen Augenblick später erschien ein älteres korpulentes Frauenzimmer in der offenen Tür.

»Großmutter!« riefen Emanuel und die Kinder wie aus einem Munde aus und streckten ihr die Arme entgegen.

»Ja, ich bin es wirklich,« sagte sie und nickte ihnen allen der Reihe nach zu. »Wie geht es denn hier? Wir hörten, daß ihr nach dem Kyndlöser Doktor geschickt habt; und da ich gerade Fahrgelegenheit mit Kristen Hansens bis an den Mühlweg kriegen konnt', fuhr ich fix in mein Zeug, und da bin ich. Ich fand doch, ich wollt' mal hören, wie es hier geht.«

»Ach, wir hoffen zu Gott, daß das Ganze nichts zu bedeuten hat,« antwortete Emanuel. »Der Bube hat einen Anfall von seinem alten Leiden gehabt, und Hansine hat sich einschüchtern lassen und wollte absolut den Doktor haben.«

»Na, Gott sei Lob und Dank – dann ist es also weiter nichts. Vater und ich waren ja schon ganz angst und bange, wie ihr euch wohl denken könnt! Hier pflegt ja sonst kein Doktor zu Besuch zu kommen.«

Sie löste die große silberne Spange an ihrem grünen Beiderwandmantel, nahm das Kopftuch ab und glättete mit zwei naßgemachten Fingern ihren stahlgrauen Scheitel vor der Mütze. Sie war im Laufe der Jahre noch dickbäuchiger geworden als früher, und die Wassersucht hatte ihre Hände und Füße geschwollen und ihren Gang so beschwerlich gemacht, daß sie sich außerhalb ihres Hauses auf einen Stock stützen mußte.

»Na, das is also der Jung', der so krank sein sollt', daß petuh der Doktor geholt werden muß,« sagte sie, nachdem sie schwerfällig auf einen Stuhl neben der kleinen eisernen Bettstelle niedergesunken war und den Buben betrachtet hatte, den die Freude über die Ankunft der Großmutter und namentlich der Anblick eines kleinen bunten baumwollenen Bündels, das sie mit ans Bett genommen hatte, ganz lebhaft gemacht und ihm die Wangen förmlich rot gefärbt hatte.

»Eigentlich jämmerlich sieht er nich' aus, find' ich. Du bist doch auch ein kleines Schaf, Hansine, daß du dich so ängstlich anstellen kannst. Das is ja beinah wie die Kopenhagener, die, wenn sie bloß Zahnreißer haben, gleich nach'n Dokter und Aptecker rennen. Hütt' der Jung' nich das Klappholz auf'n Kopf, säh' er wahrhaftig aus wie so'n wahres Sonntagskind!«

Hansine hatte sich an das breite Gardinenbett gesetzt, wo sie sich anschickte, der Kleinen die Brust zu geben.

»Der Doktor hat aber doch gesagt, es wär' garnich so gut, un wir hätten schon längst nach ihm schicken sollen,« sagte sie mit einem Versuch, sich zu verteidigen, obwohl das frische Aussehen des Kindes und die Sorglosigkeit der andern schon wieder angefangen hatte, sie zweifelnd zu machen.

»Ja, der Doktor!« lachte die Mutter und streichelte Sigrid, die sich einschmeichelnd wie eine Katze an ihr scheuerte, während sie das Bündel mit den Augen verschlang. »Wenn es immer so zunging, wie die Leute predigen, dann lägen wir schon allzusammen längst in unser schwarzes Grab. Wie war es doch noch neulich, als Per Persens kleine Dirn 'ne Nähnaedel verschluckt haben sollt'? Der Doktor proppt sie voll Kartoffeln und klitschiges Brot und all solchem Jux, so daß das arme Gör kurz davor war, zu ersticken... und dann finden sie die Naedel noch so nett in Großmutter ihren Nähstein. Ja, das taten sie!«

»Dafür konnt' der Doktor aber doch nichts!« wandte Hansine ein. »Na ja, das mag ja sein. Aber denn weiß ich noch, wie es Sören Sejler ging, – das war dazumals, als wir noch den alten Doktor Vellöv hatten, der doch noch besser ausgelernt haben sollt' als dieser Hassing. Vellör sagte, Sören Hütt' höchstens noch drei Tag' zu leben, und die Familie hatt' ja alle Hände voll zu tun mit Teilen und Aufschreiben und die große Stub' wird ja gekalkt zu'n Begräbnis, ja, ich glaub' sogar, sie haben den Sarg auch schon bestellt – und drei Tage nachher ging Sören wieder an seine gewohnte Arbeit, die Pfeif' in' Mund, un so geht er noch heut und diesen Tag un is doch schon an die Neunzig! Was sagst du zu die Geschichte? ... Ne, das wär' viel besser, wenn die guten Doktorsleut weniger großschnauzig wären und den lieben Gott über Leben und Tod bestimmen lassen wollten, denn wär' da am End' nich so viel Trauriges inner Welt.«

»Ja, da hast du Recht. Das waren gerade meine Worte!« sagte Emanuel, der im Zimmer auf und nieder ging, die Hände auf dem Rücken.

»Und *wenn* man wirklich mal krank sein *sollt'*, so kann ich für mein Teil nu wirklich nich' einsehen, warum man sich nich' besser manch liebes Mal an die guten alten Hausmittel halten soll als an all diese neue Doktorei mit Medezin und all das vergiftete Jux, das so viele Leute ihre Gesundheit verdirbt... Ich hab' denn auch gleich in der Eil bischen was Beruhigendes mitgebracht; man könnt' ja nie wissen, was hier los war. Und denn bin ich auch gleich bei Maren Nils vorgewesen un hab' mir'n bischen Wurmfett geben lassen ... das is so gut für alle Art von Geschwulst...«

Während sie sprach, löste sie mit ihren kissenförmigen Händen das Tuch auf ihrem Schoß und entnahm ihm verschiedene kleine Päckchen, die einen starken Kräuterduft verbreiteten, und schließlich drei rote Zuckerferkel, die sie mit Streicheln und vielen Ermahnungen unter die Kinder verteilte. Der Bube nahm seine Gabe mit dem verschämten Lächeln entgegen, mit dem er seiner Dankbarkeit Ausdruck zu verleihen pflegte, während Sigrid der Großmutter das Ferkel fast aus der Hand riß und damit in die andere Stube hinausstürzte.

»Nun, wie sieht's denn bei euch zu Hause aus, Else?« fragte Emanuel, um die Unterhaltung in eine andere Spur zu lenken. »Unser lieber alter Großvater ist wohl ganz stolz auf das Glück, das er gestern abend mit seiner Rede gemacht hat. Es war wirklich auch ein feierlicher Augenblick für uns alle.«

»Ja, ja, er is wahrhaftig so froh wie ein Kind. Denn das hatt' er sich doch nie gedacht, daß er noch ein Redner werden würd'. Aber er is ja dankbar, daß der liebe Gott ihn als sein Werkzeug benutzen wollt' un ihm seinen Segen geben wollt' das richtige Wort in so'ne große Stunde zu sagen.«

Die Unterhaltung wurde von Abelone unterbrochen, die in der Tür erschien und mit ihrer starken Stimme verkündete, daß der Tisch gedeckt sei. Im selben Augenblick erhob sich die Großmutter um zu gehen; Emanuel versuchte, sie zu überreden, daß sie bleiben und mit ihnen essen solle, aber sie hatte Kristen Hansen versprochen, am Mühlweg zu sein, wenn er zurückkam, und es war schon die allerhöchste Zeit, daß sie sich auf den Weg machte.

»Ich muß ja auch nach Hause und Vater beruhigen. Er geht da ja herum und glaubt, daß 'n großes Malheur passiert is.«

Sie hakte ihren Mantel wieder zu und band das Kopftuch unter dem Kinn zusammen. In der Tür wandte sie sich noch einmal um, nickte und lächelte dem Buben zu und sagte:

»Komm du man Sonntag zu uns raus, denn sollst du frischen Milchkuchen haben, mein Jung', wenn die rote Kuh bis dahin gekalbt hat.« Und zu Emanuel gewendet, fügte sie hinzu: »Vater hat die schwarze Brummkuh verkauft. Es sind sonst schrecklich schlechte Preise über Jahr.« Das obere Ende des langen Tisches in der guten Stube war mit einem braunen Wachstuch bedeckt. Darauf standen zwei dampfende irdene Schüsseln mit Kohlsuppe, ein halbes Schwarzbrot, eine Untertasse mit grobem Salz und die gewöhnliche Wasserkruke mit hölzernem Deckel. Emanuel nahm Platz am Ende des Tisches. An seiner Linken unter dem Fenster saßen Niels und der alte Sören, der Kuhhirt des Hofes, ein drei Ellen langes Wrack einer Arbeitsmaschine – lauter

Knochen und große Gelenkknoten – die nach oben zu in einem kleinen vornübergebeugten Kopf endeten, der kaum aus etwas anderem als aus ein Paar mächtigen Kiefern bestand. Das ganze Untergesicht und der vordere Teil seines langen Halses bis an den stark hervortretenden Adamsapfel waren schwarz von Bartstoppeln, die Nase war rot, die niedrige Stirn knochengelb, das Haar von einer Farbe, als sei Asche über seinen Kopf gestreut. An der anderen Längsseite des Tisches saß Hansine mit den beiden Kindern und Abelone; außerdem ein altes Mütterchen mit grünem Augenschirm und ein paar Kinder von der Straße. Wie es unter den armen Leuten des Dorfes Sitte war, hatten sich die letzteren von selbst zu der Mahlzeit eingefunden und fühlten sich dort wie zu Hause. Der Bube lag drinnen in seinem Bett. Er hatte sich gleich nach Großmutter's Abschied wieder hingelegt und war mit dem Zuckerferkel in der Hand eingeschlafen.

Alle senkten den Kopf und falteten die Hände, als Emanuel mit erhobener Stimme das Tischgebet sprach:

Auf Jesu Wort gehen wir zu Tisch
Und setzen uns zum Mahl in Jesu Namen,
Dir, Gott, zur Ehre und uns selbst zum Heil
O, segne Speis' und Trank uns – Amen!

Anfänglich wurde schweigend gegessen. Man hörte nur das Schurren der Hornlöffel gegen die irdenen Schüsseln und den schlürfenden Laut der vielen Mäuler. Namentlich machte sich der Kuhhirte Sören lebhaft bemerkbar. Er hielt in der linken Hand ein Stück warmes Schweinefleisch, das er häufig in das Salzschälchen tauchte und an dem er zwischen jedem Löffel voll Suppe sog.

»Hat niemand von euch heute etwas Neues vom Reichstag gehört?« fragte Emanuel, als der ärgste Hunger gestillt war. »Du Sören? Du pflegst ja wohl unterrichtet zu sein in dem Gang der Politik.«

»Ach ja, das eine und das andere hört man ja immer,« antwortete Sören, seinen ungeheuren Rachen voller Speise, und zog die Augenbrauen in die Höhe, bemüht, sich ein geheimnisvolles Aussehen zu geben. Er hatte einen Schwestersonn im Reichstag und galt in dieser Eigenschaft als Orakel in politischen Dingen. »Ich denk' nur, wir müssen bald allzusammen nach der Stadt fahren.«

»Du meinst, eine Auflösung des Things?... neue Wahlen, wie? Sollte die Regierung das Mittel wirklich noch einmal versuchen wollen? Wozu sollte das eigentlich dienen?«

»Ach ne... aber es wär woll an der Zeit, daß der gemeine Mann auch ein Wort mit zu reden kriegt hier zu Land.«

»Ja, darin hast du Recht. Das hätte schon längst geschehen sollen, dann wäre viel von der Bitterkeit der Zeit vermieden worden. – Nun, woll'n wir denn Gesegnete Mahlzeit sagen,« fügte er hinzu, als er sah, daß alle mit dem Essen fertig waren. Sogar Sören hatte schließlich den Löffel weggelegt, nachdem er ihn zuvor sorgfältig reingeleckt und mit seinem Daumen abgewischt hatte.

Es wurde abermals ein kurzes Gebet gesprochen, worauf sich alle zurückzogen.

Emanuel legte sich wie gewöhnlich auf das Wachstuchsofa in seiner Stube, um »ein wenig in das Traumland hineinzugucken« – wie er mit einer aus der Hochschule stammenden Redensart zu sagen pflegte. Der Kuhhirte Sören wanderte mit den schweren Schritten des Gesättigtseins über den Hof und verschwand in der Scheune, wo er Sommer und Winter seinen Mittagsschlaf auf einem Bündel Stroh abhielt. Niels dahingegen ging in seine Kammer, einem kleinen weiß getünchten Raum neben dem Pferdestall, wo er es sich ganz studentenhaft eingerichtet hatte mit einem in einen Schreibtisch verwandelten Waschtisch unter dem Fenster, einem kleinen Bort voll hübsch eingebundener Bücher, einem Stückchen Teppich unter dem Tisch und einer langen Reihe der Länge nach sorgfältig geordneter Pfeifen unter einem Brett an der Wand. Über dem Bett hing eine eingerahmte Photographie der Sandinger Hochschule. Das Bild stellte das klosterartige efeumrankte Mauersteinportal der Schule dar, vor dem eine Gruppe von Lehrern und Zöglingen aufgestellt war. Mitten auf dem Bilde sah man des alten Vorstehers rundliche Gestalt mit dem mühlsteingroßen Hut und den langen Nackenlocken; und unter dem Bilde standen in goldenen Buchstaben die Worte gedruckt, mit denen er regelmäßig Abschied von seinen Zöglingen nahm:

*»Halte Wacht
unverzagt!«*

Nachdem Niels die allerlängste von seinen Pfeifen gestopft hatte, setzte er sich vor den kleinen Tisch und streckte mit Wohlbehagen seine dicken Beine von sich. Dann zog er eine vor einer Woche erschienene Nummer des Volksblattes aus der Tasche, breitete sie mit einer liebkosenden Sorgfalt auf dem Tisch aus und begann zum zwanzigsten Mal folgenden Artikel zu lesen:

Über Sonntagsfreiheit auf dem Lande.

Ein Aufruf an die Jugend.

Heute will ich mir erlauben, über die Sonntagsfreiheit auf dem Lande zu schreiben. Wie traurig ist nicht solch ein Anblick, wie man sie gar häufig ringsumher im Lande sieht, daß Burschen, ja sogar Mädchen, die doch bessere Gedanken haben sollten, sich die freien Stunden an Sonntagnachmittagen und an anderen Tagen, wenn die Arbeit ruht, mit allerlei weltlichem und unnützem Tand vertreiben, als das ist: Kegelspiel auf der Straßenerde um Geld oder Spirituosa-Getränke, so daß es oft geschieht, daß sich die Burschen berauschen, schreien und brüllen wie die Tiere, woraus abermals viele Unzüchtigkeit von der schlimmsten Art folgt. Solch ein Anblick muß jeden geistig befreiten Menschen ärgern, da man doch meinen sollte, daß sie etwas Höheres haben müßten, woran sie denken und wonach sie streben könnten, namentlich in dieser Zeit, wo die Freiheitsfeuer über das ganze Land angezündet sind, um alle zum Kampfe für die Freiheit und das Recht des Volkes zu sammeln. Hier in unserer Gegend sieht man, dank unsern guten Lehrern und Leitern, nichts mehr von der Art, das eines freien Volkes unwürdig ist. Aber in vielen andern Gemeinden sind noch solche Dinge gebräuchlich, und darum sende ich diesen Aufruf an die Jugend, damit wir uns auch in diesem Punkt zusammenschließen und für den Sieg des Geistes über die Knechtschaft der Finsternis kämpfen wollen, so daß wir mit dem Dichter singen können:

Daß alle glücklich einst mögen eingehen,
Zu des Lichts und der Herrlichkeit Stadt.

Vejlby, Pfarrhaus. Im Monat März 1885
Ehrerbietigst
N. Nielsen Damgaard

* * *

Als Emanuel am Abend aus Skibberup nach Hause kam, wo er wieder auf einer Vorstandssitzung gewesen war, schlief der Bub noch immer, ohne den ganzen Nachmittag wach gewesen zu sein.

»Da kannst du sehen!« sagte er zu Hansine. »Er ist so vernünftig, sich wieder zurechtzuschlafen. Morgen hast du ihn wieder außer Bett.«

Hansine erwiderte nichts, obwohl sie keineswegs seine günstige Auffassung von dem Zustand des Kindes teilte. Dieser bald 24 Stunden währende Schlaf schien ihr ein etwas allzu unnatürlicher zu sein und erweckte bei ihr eine beängstigende Erinnerung an ein anderes Kind, einen kleinen Bruder ihrer Jugendfreundin Ane, der an einem Gehirnleiden gestorben war, und an dessen Pflege sie sich in ihrer Mädchenzeit beteiligt hatte. Mehrmals im Laufe des Abends hatte sie versucht, den Jungen zu wecken, um ihn zu bewegen, doch wenigstens etwas zu essen; aber er hatte die Augen nur halb geöffnet und sie mit einem wunderlich schlaffen Blick angesehen, ohne das Essen anrühren zu wollen. Dahingegen hatte er ein paarmal begehrllich getrunken, sich aber gleich wieder ins Bett zurückgelegt, um weiterzuschlafen.

Gegen Mitternacht erwachten sie und Emanuel gleichzeitig von einem sonderbaren Laut, den sie sich lange nicht erklären konnten. Es war ihnen, als wenn jemand draußen in der Küche das Hackmesser gebrauche. Auf einmal wurde es Hansine klar, daß es die eiserne Bettstelle des Buben war, die sich in unausgesetzt schaukelnder Bewegung befand.

»Zünde das Nachtlcht an,« sagte sie. »Es ist der Bube.«

Emanuel strich ein Streichholz an, und gleich bei seinem Aufflammen sah Hansine die fechtenden Arme des Kindes. Im selben Augenblick war sie zum Bett hinaus und neben dem Jungen. Schnell nahm sie das Kissen unter seinem Kopf heraus und zwang die Arme an den Körper nieder, der vom Scheitel bis zur Sohle bebte.

Emanuel, der währenddes die Nachtlampe auf dem Nachttisch angezündet hatte, konnte nicht begreifen, was da vor sich ging. Er glaubte im ersten Augenblick, der Bube sei aufgewacht und läge da und spielte; und als er jetzt Hansine eine Nadel aus ihrem Haar nehmen und mit Gewalt das krumme Ende dem Kinde in den Mund zwängen sah, rief er:

»Aber um Gottes willen, Hansine! was machst du?... was fehlt dem Kinde?« Die kleine Ölflamme in dem Glase flackerte in diesem Augenblick auf, und bei dem verstärkten Schein sah er nun, daß das Gesicht des Buben ganz dunkel war; die Zähne waren fest aufeinander gebissen, die Lippen mit Schaum bedeckt. Im selben Augenblick fielen ihm die Worte des Doktors von heute vormittag ein – und es schwindelte ihm.

»Das sind doch nicht... das sind doch keine Krämpfe, Hansine?« stotterte er.

Sie nickte.

»Du mußt den Doktor holen,« fügte sie nach einer Weile hinzu, als Emanuel unbeweglich liegen blieb... »Der Bube ist sehr krank.«

»Ja, – ja,« sagte er, als erwache er aus einer Betäubung, warf eiligst einige Kleider über und tastete sich durch die Dunkelheit der guten Stube hindurch, um hinauszukommen und die Leute zu wecken. Als er drüben in dem Fenster der Knechtekammer Licht sah, begann er schon oben auf der Fliesentreppe zu rufen: »Niels!... Niels!...!« Es klang in der stillen Nacht wie ein Ruf um Hilfe, und ehe er noch über den Hofplatz gekommen war, erschien der Knecht ganz erschrocken in seiner Tür – im bloßen Hemd, ein aufgeschlagenes Buch in der Hand und eine Pfeife im Munde, bis an die Erde herabhängend.

»Du mußt sofort anspannen, Niels, und den Doktor holen. Der Bube ist sehr krank geworden.«

»Den Doktor holen?« sagte Niels und sah Emanuels bleiches und verstörtes Gesicht an. »Aber es ist ja nicht denkbar, über nacht in der Dunkelheit den Weg zu finden. Man kann ja nicht –..

»Ja, es muß sein. Du mußt Sören wecken und er muß dich mit der Laterne begleiten ... die Pferde kennen den Weg ja.«

»Ja, aber –« Niels wollte mit neuen Einwänden kommen, Emanuel schnitt ihm aber sofort das Wort ab.

»Tue nur, was ich dir sage, und vergeude keine Zeit mit Reden,« sagte er in einem ihm ganz ungewohnten befehlenden Ton, der den Knecht sprachlos machte. »Du hörst ja, daß der Bube sehr krank ist, und daß es eilt. Mach zu, daß du Sören augenblicklich geweckt bekommst, und sage ihm, daß er sofort aufsitzen soll.«

Als er in die Schlafstube zurückkam, stand Hansine noch über das Bett des Buben gebeugt und hielt seine Arme fest.

»Meinst du nicht, daß wir lieber auch gleich zu deiner Mutter schicken sollten? Würde dir das eine Beruhigung sein?«

»Nein, es nützt doch nichts. Aber du mußt Abelone wecken und ihr sagen, daß sie Wasser in dem großen neuen Kessel aufsetzen soll.«

»Ja – ja.«

Schon in der Küche traf er Abelone, die von dem Lärm im Hause geweckt war. Sie war im Unterrock, hatte ein Licht in der einen Hand und hielt mit der anderen die Nachtjacke über ihrem hohen Busen zusammen.

»Der Bube ist doch nicht krank geworden?« fragte sie, vor Angst und Kälte bebend.

»Ja, du mußt gleich anheizen und Wasser in dem großen Kessel aufsetzen; aber beeile dich!«

»Ist er sehr krank?«

»Ja – ich glaube es. Aber spute dich, Abelone... Spute dich! Es eilt sehr!«

Er kehrte in die Schlafstube zurück, wo der Bube endlich ruhig geworden war und scheinbar ganz friedlich schlief. Hansine, die nun Zeit gefunden hatte, einige Kleider überzuwerfen, saß auf einem Stuhl am Kopfende des Bettes, das Kinn in die Hand und den Ellenbogen auf das Knie gestützt, während sie ihn mit dem verschlossenen, fast harten Ausdruck ansah, den ihr Gesicht bei heftigen Gemütsbewegungen immer annahm.

Emanuel näherte sich vorsichtig und setzte sich still auf einen Stuhl an der anderen Seite des Bettes.

»Kannst du es verstehen, Hansine? Kannst du begreifen, wie das zugegangen ist? Heute mittag verließ ich ihn so frisch und munter... und nun? Was meinst du nur einmal, daß es sein kann?«

»Ich weiß es nicht,« sagte sie; – und als habe er mit seiner Frage einen Gedanken berührt, den zu Ende zu denken sie nicht den Mut gehabt hatte, fügte sie schnell hinzu: »Hast du Niels geweckt?«

»Ja... er muß gleich zur Abfahrt fertig sein.«

Im selben Augenblick fing es wieder an, in den Armen und Schultern des Kindes zu zucken, die kleinen Hände ballten sich, die Augenlider hoben sich über unnatürlich großen und unbeweglichen Pupillen... die Anzeichen für den Anmarsch eines neuen Anfalls.

Emanuel konnte diesen Anblick nicht ertragen. Er tastete sich abermals durch die dunkle gute Stube hindurch nach der Haustürtreppe hinaus, und als er von hier aus Niels und Sören beim Schein einer Laterne im Wagenschauer noch herumgehen und hantieren sah, rief er in verzweifelter Ungeduld:

»Aber, mein Gott, wird es denn nicht bald! Wie lange soll es denn noch währen, bis ihr fortkommt!... Du mußt dem Doktor sagen, Niels, daß er augenblicklich kommen soll. Das Kind liegt in schrecklichen Krämpfen.«

Im Laufe der folgenden Stunden verschlimmerte sich der Zustand des Buben. Selbst nach wiederholtem Baden in dampfendem Wasser nahmen die Anfälle an Stärke und Dauer zu. Sein Gesicht wurde allmählich fast schwarz, und trotz aller angewandten Vorsicht hatte er sich während einer der Anfälle auf die Zunge gebissen, so daß Blut aus den Mundwinkeln floß. Emanuel mußte alle seine Willensstärke aufbieten, um nicht zusammensinken dem schrecklichen Rätsel gegenüber, das der Zustand des Kindes für ihn war. Er ließ die Hoffnung nicht sinken, daß alles bald überstanden – und ebenso plötzlich verschwunden sein würde, wie es gekommen. Er suchte sich selbst und Hansine damit zu trösten, daß einzelne Kinder eine besondere Neigung hätten – selbst bei leichten Erkältungen – in heftige Krämpfe zu fallen; und er blieb die ganze Zeit an ihrer Seite, um ihr bei der Pflege des Kindes behilflich zu sein. Aber allmählich, als die Stunden verstrichen, ohne daß sich das geringste Zeichen von Linderung bemerkbar machte, versagten die Vertröstungen und er richtete nun alle Hoffnung auf den Beistand des Arztes. Er stellte sich auf die Fliesentreppe und lauschte mit verhaltenem Atem ... aber nicht das geringste Geräusch drang an sein Ohr. Er ging um den Giebel herum und tastete sich in der Finsternis in dem großen zugewachsenen Garten zurecht, bis er auf den kleinen Erdhügel kam, von wo aus man am Tage den Kyndlöser Weg ganz bis an die Moorgrenze im Westen übersehen konnte. Klopfenden Herzens starrte er in die

dunkle Nacht hinaus, in der Hoffnung, den Schein einer herannahenden Laterne zu entdecken ... aber Himmel und Erde schmolzen vor seinen Augen zusammen ohne einen einzigen Lichtpunkt.

Und wie er dieser grabesschwarzen Finsternis gegenüberstand, dieser unbarmherzigen Nacht, die alle Sterne ausgelöscht und gleichsam die Wege verwischt hatte, von denen die Hilfe für sein leidendes Kind kommen sollte, war es ihm plötzlich, als sähe er tief hinein in den unendlichen Weltenraum und fände bis in dessen äußerste Grenzen nur brütende Dunkelheit und Kälte und gähnende Leere. Wie ein Mensch, dem es beim Anblick eines Abgrunds schwindelt, der sich zu seinen Füßen geöffnet hat, schlug er die Hände vor dem Gesicht zusammen und rief halblaut wie in geistiger Verwirrtheit aus:

»Gott!... Mein Gott!... Wo bist du?«

Erst gegen Morgen kam der Doktor. Die Verspätung war die Folge eines Unfalls, den Niels und Sören auf der Ausfahrt gehabt, indem sie den Wagen so tief in einen Graben hineingefahren hatten, daß sie einige in der Nähe wohnende Leute wecken mußten, um ihn wieder herauszubekommen. Als der Doktor einen Blick auf den Buben geworfen hatte, gab er ihm ohne weitere Untersuchung ein Moschuspulver, worauf das Kind fast augenblicklich Ruhe fand. Der steife Körper erschlaffte allmählich, die Augenlider sanken zu, und der Schlaf fand sich ein. Emanuel, Hansine und der Arzt saßen mehrere Minuten schweigend um das kleine Bett und beobachteten, wie der gewöhnliche geduldige Ausdruck des Buben allmählich in das verzerrte Gesicht zurückkehrte. Die Lampe auf dem Nachttisch war im Begriff zu erlöschen, und bei ihrem schwindenden Licht schlich sich eine eigentümliche Grabkammerstimmung in die Stube. Die ersterbende Flamme warf einen fahlen Schein auf die weißen Laken des Bettes und auf die drei Gesichter, die um das Bett herumsaßen; draußen aber begann es zu tagen, und das bleiche Morgenlicht zeichnete die Fensterpfosten wie zwei hohe Schattenkreuze auf die hellgrauen Rouleaus ab.

Emanuel, der während der letzten Stunde beim Anblick der Leiden des Kindes ganz außer sich gewesen war, saß mit Hansinens Hand in der seinen da, um sich Kraft zu der Frage zu holen, die er an den Arzt richten wollte, und die er nicht über die Lippen zu bringen vermochte. Endlich faßte er Mut und fragte, was der Doktor über den Zustand seines Sohnes denke.

Doktor Hassing warf einen verstohlenen Blick zu ihm und Hansine hinüber. Er schien im Zweifel zu sein, einen wie großen Teil der Wahrheit er ihnen gleich erzählen dürfe.

»Ja – es läßt sich freilich nicht leugnen –« sagte er langsam. »Ihr Sohn ist ja sehr arg mitgenommen. Überhaupt kann ich ja nicht verbergen, daß –'

»Aber der Junge hat eine ungewöhnlich gesunde Natur,« unterbrach ihn Emanuel, um eine trostlose Äußerung abzuwehren. »Mit Ausnahme dieser Ohrenscherzen hat ihm nie etwas gefehlt, hat er nie Anlaß zu der geringsten Besorgnis gegeben. Außerdem sind meine Frau und ich beide vollkommen gesund und kräftig ... von einer krankhaften Vererbung kann hier nicht die Rede sein.«

Hinter dem goldenen Kneifer des Doktors blitzte es schnell und stechend auf. Es sah so aus, als ob es ihm – trotz allen Mitgeföhls – schwer werde, seinen Zorn im Zaum zu halten.

»Ja, ja,« sagte er dann, indem er die Augen vor dem steif starrenden Blick niederschlug, mit dem ihn Emanuel gleichsam zwingen wollte, an die Lebenskraft des Sohnes zu glauben. »Bei einer starken Natur läßt sich natürlich viel hoffen.«

... Wie es der Doktor vorausgesagt hatte, trat in den nächsten Tagen keine sonderliche Veränderung in dem Zustand des Knaben ein. Meistens lag er in einem schweren Moschusschlummer still da, ohne Nahrung zu sich zu nehmen oder den geringsten Eindruck von seiner Umgebung zu empfangen. Nur wenn an dem Verband über seinem kranken Ohr gerührt wurde, konnte gleichsam ein Schatten des kleinen erzwungenen Lächelns, mit dem er zu versichern pflegte, »daß er gar nichts mehr merken könne« über seine blutlosen Lippen gleiten. Sonst hatte das Gesicht jeden Ausdruck verloren, und hinter den halbgeschlossenen Lidern schien das Leben der bleichen Augen bereits erloschen.

Hansine pflegte ihn Tag und Nacht mit ihrer gewohnten Ruhe und Selbstbeherrschung. Sie, die sich bei den allerersten Kramp fzuckungen über die drohende Gefahr klar gewesen, hatte sich jetzt völlig vertraut gemacht mit dem Gedanken, ihn verlieren zu müssen. Emanuel dahingegen hielt die Hoffnung bis zuletzt aufrecht. Selbst nachdem ihm der Arzt bei seinem erneuten Besuch mit schonenden Worten mitgeteilt hatte, daß er auf den baldigen Heimgang des Sohnes vorbereitet sein müsse, gab er den Glauben an die Widerstandsfähigkeit des Buben und die Macht seiner Gebete nicht auf. In jedem Aufblitzen des zurückkehrenden Lebens in dem Gesicht des Kindes sah er einen Fingerzeig, daß ihn der Himmel erhört hatte. Erst als die sicheren Todeszeichen sich einstellten, schwand die Hoffnung, und er brach in verzweifelter Fassungslosigkeit zusammen. Mehrere Stunden saß er am Bett und schluchzte, so daß Hansine schließlich ganz besorgt um seinen Verstand wurde. Alle Arbeit draußen auf dem Hofe und im Stall wurde soweit wie möglich unterbrochen, weil es den Anschein hatte, als wenn jeder Laut aus der Außenwelt seinen Schmerz vermehrte. Er verlangte selbst, daß alle Tore und Türen geschlossen würden; nicht einmal die nächsten Freunde des Hauses, die kamen, um sich nach dem Befinden des Buben zu erkundigen, wurden eingelassen, weil er den Anblick von Fremden nicht ertragen konnte.

Als der Todesaugenblick nahe war und er fühlte, wie sich die Kälte des Grabes um den Körper des Kindes legte, erweckte ihn das Grauen vor der Zerstörung noch einmal zu einem letzten, verzweifelten Kampf für seine Rettung. Er nahm den Buben in seine Arme und preßte ihn an sich, gleichsam als wolle er ihn gegen die Umarmung des Todes schützen. Hansine flehte ihn an, ruhig zu sein und das Kind wieder hinzulegen, aber er hörte sie nicht. Während die Tränen ihm über das Gesicht strömten, fuhr er fort, mit dem Kind an seiner Brust im Zimmer auf und nieder zu gehen, bald lullend, bald betend und singend, als ob er mit seinem Schmerz und seiner Verzweiflung sich die Barmherzigkeit Gottes ertrotzen wolle... bis er plötzlich fühlte, wie sich der kleine Körper in seinen Armen streckte und der Kopf an seine Brust sank mit einem langen Seufzer, der verkündete, daß die letzte Hoffnung erloschen, daß der Bube tot war.

Da beugte sein Sinn sich demütig vor dem Willen des Allmächtigen. Seine Tränen versiegten; still legte er die kleine Leiche auf das Bett, legte ihr seine zitternde Hand auf die Stirn und sagte:

»Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gelobt!« Acht Tage später sollte das Begräbnis vom Sterbehaus aus stattfinden mit dem gewöhnlichen stundenlangen Glockenläuten und einer voraufgehenden großen Frühstücksbewirtung des ganzen Gefolges. In seiner tiefen Niedergeschlagenheit hätte Emanuel am liebsten gesehen, wenn alles in der größten Stille vor sich gegangen wäre. Aber er hatte selbst immer viel zu eifrig für die Erhaltung der alten Bauernsitten geredet, um nun damit brechen zu können; auch hatte es schon eine gewisse Mißstimmung in der Gemeinde erregt, daß er sich in den letzten Lebenstagen des Buben so unverhohlen der Teilnahme der Freunde entzogen hatte.

Ein paar Tage lang herrschte nun eine große Geschäftigkeit im Pfarrhaus mit gründlichem Reinmachen in allen Räumen und Kochen und Braten in der Küche wie zu einer Hochzeit oder zu einer Tauffestlichkeit. Emanuel war gewissermaßen Hansine dankbar, weil sie in diesen Tagen alles so ruhig leitete und aufopfernd jede Mühe auf ihre Schultern nahm. Gleichzeitig aber konnte er nicht umhin, sich ein wenig zu wundern, daß sie mitten in ihrem Kummer Gedanken für all diese alltäglichen Dinge haben konnte; und es verletzte ihn beinahe, daß sie bei dem Waschen des Buben und bei seiner Einhüllung in das Leichenlaken auch nicht eine einzige Träne vergossen hatte. Er selbst hielt sich fast ausschließlich im Garten auf, wanderte auf und ab in den entferntest gelegenen Alleen, wo ihn der Bratengeruch aus der Küche und das Geschwätz der reinemachenden Arbeitsfrauen in den Zimmern nicht erreichen konnten. Oft saß er stundenlang auf einer Bank, den Kopf in den Händen, zermartert von Kummer und verzehrt von Selbstanklagen. In seiner erregten Gemütsstimmung faßte er die Krankheit des Buben als eine Prüfung auf, die ihm Gott geschickt hatte und den Tod des Kindes als Strafe des Himmels, weil er in der Stunde der Not seinem Glauben untreu geworden war und in seiner Schwachheit Menschenhilfe gegen den unerbittlichen Willen der Vorsehung angerufen hatte. Jedesmal, wenn er an jene Nacht dachte, wo er von dem Erdhügel im Garten in die Dunkelheit hinausgestarrt hatte nach dem Laternenschein von dem Wagen des Doktors und in seiner ratlosen Verzweiflung sogar das himmlische Licht verleugnet hatte, verbarg er schamerfüllt sein Antlitz vor Gott. Er hatte sich in seiner tiefen Reue Hansinen anvertraut, aber auch bei dieser Gelegenheit hatte er etwas von dem rechten Ernst bei ihr vermißt und fühlte sich allein und unverstanden in seinem Kummer. Sie hatte sein Bekenntnis schweigend angehört, hatte nur gesagt, daß Gott seine Fürsorge für den Buben wohl nicht verkennen würde, und war dann wieder an ihre Küchenarbeit gegangen.

Als der Begräbnistag anbrach, hatte die ganze Gemeinde halbmast geflaggt. In Vejlbj war die Straße mit Tannenreisern bestreut, und selbst die Kinder trugen ihre Festkleider und liefen mit Süßigkeiten in den Händen herum, wie an einem Volksfest. Im Pfarrhaus war kaum Platz für die vielen schwarzgekleideten Menschen, die um die Mittagszeit aus der ganzen Gegend zusammenströmten. Der Sarg des Buben, der auf zwei schwarzen Schemeln in Emanuels Zimmer ausgestellt war, verschwand schließlich ganz unter Kränzen aus Stoffblumen und Kreuzen aus Perlen und aus gepreßter Gold- und Silberpappe mit gedruckten Inschriften. Ringsum den Sarg stand eine immer dichter werdende Schar von Andächtigen, namentlich von Frauen, die mit gefalteten Händen die ungewöhnliche Blumenpracht bewunderten. In der guten Stube waren die langen Frühstückstische gedeckt, und am Eingang standen Emanuel und Hansine, um den teilnehmenden Händedruck der Gäste zu empfangen. Großmutter Else stand der

Bewirtung vor, während Abelone und ein paar von den Häuslerfrauen aus dem Dorf die Aufwartung besorgten. Durch das gedämpfte Summen der Unterhaltungen der Gäste hörte man beständig Else hindurch, die mit vielen Worten die Leute bat, sich doch zu setzen. »Ach, wollt ihr nich' gefälligst Platz nehmen, liebe Freunde... Bitte, langt doch zu, liebe Freunde!«

Die Stimmung war überall sehr gedrückt, doch war es weniger die Trauer um Emanuels Sohn, die diese Mutlosigkeit hervorrief, als die immer beunruhigenderen Gerüchte aus den Reichstagswahlkreisen der Hauptstadt. Man wußte, daß der gestrige Tag die endgültige Entscheidung des langen Kampfes gebracht haben mußte, aber noch war keine Nachricht über das Ergebnis bis hierher gelangt. Draußen im Garten stand der Schulze, die Hände auf dem Rücken, beständig von Leuten umgeben, die seine Meinung über die Lage der Sache hören wollten. Seine Nase war auffallend blaß, seine sonst so donnernde Stimme sonderbar gedämpft. Auf die vielen besorgten Fragen, die an ihn gerichtet wurden, antwortete er regelmäßig mit einem Versuch, eine tröstliche Ruhe zu bewahren:

»Laßt uns die Sache ansehen. Freunde! Ich glaube nun nicht daran, daß man im Ernst wagen wird, Macht über Recht gehen zu lassen: Vox populi, vox dei, sagt ein alter griechischer Skalde – das bedeutet soviel, daß niemand ungestraft dem Volkswillen Trotz bietet – davon könnt ihr überzeugt sein!«

Überall hörte man Fragen nach Weber Hansen. Man wußte, daß er am Morgen nach der Stadt gegangen war, um Telegramme aus Kopenhagen zu holen, und man hatte ausgerechnet, daß er vor Mittag würde zurück sein können. Aber bisher hatte ihn noch niemand gesehen, und die Kirchenglocken fingen an zu läuten und das Gefolge bestieg die Wagen, ohne daß er gekommen war.

Es war ein klarer, sonniger Tag mit schimmernd blauem Himmel und grünenden Feldern, und mitten in diesem Frühlingsfest machte der lange dunkle Leichenzug, der sich auf der gewundenen Landstraße Schritt für Schritt gen Süden bewegte, einen doppelt traurigen Eindruck. Auf Emanuels Wunsch wurde der Bube in des Großvaters, des alten Anders Jörgens' Familienbegräbnis draußen bei der Skibberuper Kirche auf der Landzunge zur letzten Ruhe bestattet. Er hatte von alters her eine Vorliebe bewahrt für diesen öden und einsamen Ort mit seiner feierlichen Stille, die nur von dem wilden Schrei der Möwen draußen über dem Strand unterbrochen wurde.

Erst nach mehr als einstündiger Fahrt langte der Zug oben an der Kirche an. Der Sarg wurde vom Wagen genommen und von sechs jungen Bauern – drei aus Vejlbj, drei aus Skibberup – auf den Kirchhof getragen. Voran ging eine Schar halberwachsener Mädchen, die Tannenreiser und Moos streuten, und hinterdrein folgten die übrigen Leidtragenden unter Absingung eines Gesanges.

In diesem Augenblick ging es wie ein Lauffeuer durch das Gefolge, daß Weber Hansen da sei. Flüsternde Fragen und Antworten liefen von Mund zu Munde, und noch ehe der Sarg in die Erde gesenkt war, wußten alle, daß das »Unmögliche« geschehen, daß der Staatscoup vollzogen, der Reichstag nach Hause geschickt sei, und daß die Regierung aus eigener Machtvollkommenheit Gesetze erließ und Steuern einforderte.

Es war nicht mehr viel Aufmerksamkeit vorhanden für die kleine Rede, in der Emanuel – unter beständigem Kampf mit seinen Tränen – Abschied von seinem Sohne nahm

und ihm für die sechs Jahre dankte, in der sie »in glücklicher Kameradschaft« zusammen gelebt hatten. Kaum waren die drei Schaufeln Erde auf den Sarg geworfen und das »stille Gebet« beendet, als sich das Gefolge unter lauten Ausbrüchen der Erbitterung zerstreute. Vor dem Kirchhofstor scharten sich die Leute in Gruppen zusammen, und in der allgemeinen Kopflosigkeit suchten alle nach dem Dorfschulzen. Es hieß indessen, er sei schon mitten während des Erdaufwerfens in seinen Wagen gestiegen und nach Hause gefahren. Auch der Weber hatte sich entfernt – wie einige wissen wollten, zusammen mit der Schmiedemaren – und von allen »Vertrauensmännern« war überhaupt nur noch der kleine dickbauchige Vejlbøyer Bauer mit den kindlichroten Wangen vorhanden. Aber diesen Mann hatte man eigentlich nur in den politischen Rat der Gemeinde gewählt, um ihn eine Anerkennung für seine Verdienste auf dem Gebiet der Molkerei zu teil werden zu lassen, und er war nun derartig bestürzt, als er sich plötzlich von einer Schar junger Burschen umringt sah, die ihn mit Fragen bestürmten, daß er unter dem Vorwand, ein natürliches Bedürfnis verrichten zu müssen, hinter die Kirche schlich und sich von hier aus heimlich entfernte.

Es verhielt sich wirklich so, daß Weber Hansen mit der Schmiedemaren fortgegangen war. Die kleine häßliche Armhüserin, die durch ihr beständiges Auftreten in allen möglichen Versammlungen, wo sie überall Widerspruch hervorrief und Skandal verursachte, allmählich die Vorstellung von sich selbst gewonnen hatte, daß sie eine Prophetin sei, hatte in ihrem unlöschlichen Durst, die Welt zu verbessern, auch die allerletzte Losung der Zeit erfaßt und war »heilig« geworden. Draußen in ihrer Hütte auf dem öden Felde hielt sie mit drei, vier anderen Unzufriedenen tägliche »Gebetstunden« ab, in denen sie Kapitel aus der Bibel vorlasen und geistliche Lieder in die Luft hinausheulten und in Jesu Namen all diejenigen verleumdeten, die nicht in Maren das neue Gotteslicht der Kirche erblicken wollten. Es hatte daher viel Erstaunen und Bekümmernis erregt, daß der Weber in letzter Zeit die »Schmiedemaren« so offenbar unter seinen Schutz genommen hatte. Die Leute, die sie zusammen von der Kirche hatten fortgehen sehen, meinten sogar auf dem Gesicht des Webers ein triumphierendes Lächeln gesehen zu haben, das ihnen schlecht zu der Gelegenheit zu passen schien und sicher nichts Gutes bedeutete.

Es lag Unruhe in der Luft. Was würde die Zukunft bringen?

Dritter Teil

Eines Nachmittags Mitte Juli kamen Emanuel und Hansine den Weg von der Skibberuper Fjord-Kirche gegangen; sie waren da draußen gewesen, um einen frischen Kranz auf des Buben Grab zu legen. Schweigend gingen sie jeder auf seiner Seite des Weges, Emanuel in seinem grauen langschößigen Moltonrock, Hansine in der Kirchenhaube und mit einem schwarzen Schal, den sie mit ihren braunen, ein wenig knochigen Händen vorne zusammenhielt. Es war ein sonnenheißer Tag. Unter dem hohen Himmel segelte auch nicht eine einzige Wolke und auf dem Wege lag eine dicke weiße Staubschicht, die von ihren Schritten aufgewirbelt wurde, so daß sie wie in Mehdampf gingen.

Als sie auf die Anhöhe hinaufgelangt waren, machte Emanuel halt vor einer einsamen Hütte, die ein wenig Schatten auf den Weg warf. Hut und Stock hinten auf dem Rücken haltend blieb er lange unbeweglich stehen, vertieft in den Anblick der sommerlich üppigen Landschaft. Zu allen Seiten sah er auf reife oder reifende Äcker hinaus. Über die ganze Gegend erstreckte sich ein endloses Kornmeer, das auf seinen gelben und grünlichen Wogen das Sonnenlicht wiegte.

»Ist es nicht ein lieblicher Anblick?« sagte er endlich mit einem stillen Tonfall, fast, als sei er bange etwas zu verscheuchen, wenn er sprach. »Es ist, als könne man durch die Luft die Kraft der Erde spüren! Und höre nur die Lerchen da drüben über Niels Jensens Roggen ... Aber ist es nicht sonderbar, ich werde immer so feierlich gestimmt, wenn ich das Herannahen des Herbstes spüre. Es ist so merkwürdig ergreifend, die Frucht des Kampfes und der Mühe eines ganzen langen Jahres sozusagen auf einmal vor unsern Augen reifen zu sehen. Und noch rätselhafter ist es, an die wundersame und nicht zu unterdrückende Naturkraft zu denken, die sich uns offenbart. Mag der Winter strenge gewesen sein oder milde, der Sommer trocken oder regnerisch... Jahr für Jahr reift das Korn zur selben Zeit, ja fast auf denselben Tag. Und jede einzelne Kornsorte hat sogar ihren eigenen Reifetag! ... Erinnerst du dich wohl noch, Hansine, wie wir in diesem Frühling alle über die Nachtfroste klagten, weil wir fürchteten, daß sie den jungen Keimen schaden könnten? Und später, wo wir über Mangel an Regen klagten, und hinterher über zuviel Regen? Und nun steht das Korn hier in all seiner Herrlichkeit und spottet unserer Klugheit und aller unserer Besorgnis!«

Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort: »Es liegt eigentlich eine tiefe Lehre für uns Menschen in alledem!« Und nach einem abermaligen Schweigen sagte er: »Ich glaube, ich werde dies Thema zu meiner Predigt am Sonntag benutzen. Es offenbart sich in diesem kleinen Auge aus dem gesetzmäßig geordneten Haushalt der Natur eine ewige Wahrheit, die wir – und namentlich in dieser Zeit – uns mit großem Nutzen recht innerlich aneignen können!«

Er hatte seine Wanderung fortgesetzt, blieb aber von nun an vor fast jedem zweiten Acker stehen und brach in eine Bewunderung über den Anblick des hervorquellenden Reichtums aus. Er hatte seinen breitrandigen Strohhut wieder auf den Kopf gesetzt und ihn tief in die Stirn gedrückt, um seine Augen zu schonen, die in der letzten Zeit das Sonnenlicht nicht recht hatten vertragen können.

Drüben auf der anderen Seite des Weges folgte ihm Hansine geduldig trotz seines häufigen Stehenbleibens und hörte ihm mit einem aufmerksamen, ein wenig forschenden Ausdruck zu, wenn er sprach. Sie selbst verhielt sich beständig stumm... bis Emanuel plötzlich den Ton veränderte und in etwas melancholische Betrachtungen verfiel, indem er einen Vergleich zwischen dem ziemlich mäßigen Stand seiner eigenen Felder und der Fruchtbarkeit anstellte, die er hier ringsumher erblickte.

»Deine Mutter hat gewiß recht,« sagte er. »Wir müssen uns wirklich jetzt zusammenehmen.«

»Ach, so schlimm ist es denn doch auch nicht,« sagte Hansine in einem ermunternden Ton, der wunderbar fremd in ihrem Munde klang und auch keinen ganz ungezwungenen Eindruck machte. »Der Roggen ist ja beinahe gut, finde ich; und du hast nun auch soviel anderes auf Händen gehabt in den letzten Jahren, Emanuel... mit der Politik und mit anderen Sachen. Ich denke, daß wir nun in Zukunft alle zusammen ein bißchen mehr zur Ruhe kommen werden. Und schaden könnt' das am Ende auch nich'.«

Wie so oft überhörte er die letzte Hälfte von dem, was sie sagte und setzte seinen eigenen Gedankengang fort:

»Vielleicht würde es gut sein, wenn ich zum nächsten Jahr eine Änderung in der Bestellung einführte.«

Nach einer Weile aber ging er wieder schweigend in sich selbst versunken weiter und sah zu Boden.

Nachdem sie eine Zeitlang zwischen zwei Mauern von mannshohen Roggenhalmen dahingeschritten waren, über denen sich gelbe und bunte Schmetterlinge im Sonnenschein tummelten gleich fliegenden Stiefmütterchenblüten, erreichten sie jetzt den Fuß des Hügels, von wo aus ein Pfad über eine Wiese nach Skibberup hineinführte. Hier blieb Hansine stehen und sagte:

»Ich will einmal hineingehen und mich nach den Alten umsehen. Kommst du nicht mit? Ich glaube, sie erwarten uns.«

»Nein, jetzt nicht! Jetzt nicht... Ich habe etwas Wichtiges zu durchdenken ... Aber grüße die lieben Alten von mir und sage ihnen, ich würde wohl im Laufe der Woche noch einmal bei ihnen einsehen – – Und, hör' einmal!« rief er ihr nach, als er schon eine Strecke von dem Vejlbyer Wege zurückgelegt hatte, »wenn du daran denkst, so sage deinem Vater, daß ich den Saatroggen nicht vergessen habe, den ich im Frühling von ihm geliehen habe. Er soll ihn wieder haben, sobald ich das erste Fuder unter Dach habe.«

Im Elternhause fand Hansine den Vater allein daheim. In schwarzweißen wollenen Hemdsärmeln und eine Pelzmütze tief auf die struppige Haarmähne gedrückt, saß der alte Mann im Lehnstuhl und schlummerte, umkreist von einem großen Fliegenschwarm, der sich bei ihrem Eintritt summend über die Stube zerstreute.

»Bist du es, Hansine?« sagte er und zog die weißen Brauen hoch über die blinden Augen in die Höhe. »Wie? – Du kommst allein? Wo ist Emanuel?«

»Ich sollte von ihm grüßen, er würde im Laufe der Woche einsehen, sagte er.«

»Ach so. Ja, ja, Mutter kommt gleich. Sie is bloß mal nach Sörensens rübergegangen, um die Zeitung zu holen. Es soll ja 'ne gewaltige Rede von Bärre da in stehen. Hat Emanuel denn nichts davon gesagt?«

»Nein. Ich glaub' er hat die Zeitung heut' noch nich' gelesen.«

»Er gibt ihnen ordentlich einen auf'n Hut, dieser Bärre. Aber so soll es sein. Das haben sie auch verdient... diese ... diese Räuberbande, ja, das sag' ich gerade raus. Denn was sind sie woll anders? Räuber und Gesindel sind sie und nichts nich' weiter!... Aber was hab ich dazumals gesagt: ... Weißt du woll noch, Hansine? ... Soll'n wir das hölzerne Pferd wieder haben, hab ich gesagt. Soll'n wir Bauern wieder das liebe Vieh für die Gutsherren sein ...«

Er hatte sich mit Mühe vom Stuhl erhoben und sich mit Hilfe eines Stockes auf ein Paar großen Schlarfen ein Stück durch das Zimmer fortbewegt. Hansine hatte ihr Tuch abgelegt und sich an das Fenster gesetzt; und während der alte verbitterte Mann fortfuhr zu schwatzen, saß sie stumm da und sah in den kleinen schattigen Garten hinaus, wo die eiförmigen Sonnenflecken sich über Gras und Gänge schlängelten, und wo die Hühner umhergingen und unter den Stachelbeerbüschen scharrten – ganz so wie zu jener Zeit, da sie als junges Mädchen ihren Platz hier an demselben Fenster gehabt und in einsamen Stunden sich eine Zukunft in goldenen Träumen aufgebaut hatte.

Sie saß da und dachte gerade an diese Zeit und an das erste Jahr ihrer Ehe, als Emanuel und sie allein mit und für einander lebten, und als jeder Tag des Zusammenlebens eine neue Offenbarung eines reichen und ungekannten Glücks für sie war. Sie dachte an die friedlichen Abende des ersten Winters, als sie zusammen um die Lampe saßen, während ihr Emanuel vorlas oder ihr von den einsamen Seelenkämpfen seiner Jugend erzählte. In der Zeit, unmittelbar nach dem Tode des Buben, hatte sie gemeint, auch bei Emanuel eine Sehnsucht nach dem Frieden und der Traulichkeit jener Tage zu spüren. Aber jetzt merkte sie mit jedem Tage deutlicher, daß seine Gedanken angefangen hatten, ihre eigenen Wege zu gehen. Wohin sie gingen, wußte sie nicht; es war, als wenn sie in der letzten Zeit sein innerstes Vertrauen verloren hatte. Aber im Gefühl ihrer Ohnmacht gegenüber der Niedergeschlagenheit, die ihn mehr und mehr beherrschte, konnte sie keine Ruhe vor dem Gedanken finden, daß er ihr irgend etwas verbarg, daß er über einen beginnenden Mangel brütete, den ihr einzugestehen er nicht den Mut hatte, und dessen er sich selbst vielleicht nicht einmal ganz bewußt war, – über einer langsam erwachenden Sehnsucht nach dem Leben und den Menschen, die er zum Teil um ihretwillen verlassen hatte.

Die Tür zur Küche wurde halb geöffnet und Else steckte ihren großen Kopf herein. »Ach, du bist es, Hansine! Ja, wir haben euch ja auch erwartet... Wo is' Emanuel?«

»Er hatte heute keine Zeit. Er guckt im Laufe der Woche mal ein. Ich sollt' von ihm grüßen.«

Elses Gesicht nahm einen strengen Ausdruck an und verschwand aus der Türöffnung. Nach Verlauf von wenigen Augenblicken sagte sie von der Küche her, wo sie mit ein paar tönernen Schüsseln hantierte:

»Es ist sonderbar, wie hild Emanuel es in letzter Zeit hat. Ich sollt' meinen, er hätt' nie mehr Zeit ein Paar alten Leuten Besuch zu machen. Das sieht doch wirklich lächerlich

aus, find' ich.«

Hansine antwortete nicht. Sie wußte, daß in letzter Zeit eine kleine Mißstimmung zwischen der Mutter und Emanuel geherrscht hatte, weil er nach Ansicht der Mutter angefangen hatte, die Bestellung der Pfarrwirtschaft zu vernachlässigen und die Leitung zu sehr den Knechten überließ.

»Aber die Zeitung... die Zeitung, Mutter!« rief nun Anders Jörgen, der sich wieder nach seinem Lehnstuhl zurückgetastet hatte.

»Ja, nu komm' ich. Ich will man blos die Milch für die Kälber eingießen.«

Nach einer Weile erschien sie in der Tür im Begriff eine Schürze um ihren umfangreichen Leib zu binden.

»Nu woll'n wir aber mal hören!« rief der Alte strahlend aus, als er den knitternden Laut der Zeitung auffing. »Er gibt ihnen ordentlich einen auf 'n Hut. Ja, Bärre, der versteht es! Der sagt so wie ich – weißt du woll noch? – Soll'n wir wieder das hölzerne –«

»Ja, es is gut, Vater, schweig' du man still,« unterbrach ihn Else, setzte Anders Jörgens alte runde, grüspanige Messingbrille auf die Nase und fing mit leicht näseler Stimme an, einen sechs Spalten langen Artikel »Unseres Führers Rede in Vemmelöv« betitelt, vorzulesen. Währenddes hatte Emanuel seinen Weg in der Richtung nach Vejlby fortgesetzt. Er war jedoch nicht direkt auf sein Haus zugegangen, sondern hatte einen Bogen gemacht, um nach den großen öden Feldern nördlich vom Dorf zu kommen, wohin er in den ersten Tagen seiner Kaplanswirksamkeit so oft seine Zuflucht genommen, und deren Einsamkeit und Stille in der letzten Zeit wieder eine eigenartige Anziehungskraft auf ihn ausgeübt hatte. Hier oben hatte er versucht Klarheit über die vielen Gedanken zu erlangen, die die großen Ereignisse der letzten Tage in ihm wachgerufen hatten. Stundenlang hatte er auf derselben Strecke Weges auf und nieder wandern und sich in staunendes Grübeln über die sonderbare, fast gleichgültige Ruhe verlieren können, mit der seine Freunde hier – ebenso wie die Gesinnungsgenossen über dem ganzen Lande – sich in ihre Entmündigung hatten finden können und täglich mit ansahen, wie die heiligsten Gesetze der Menschen frech mit Füßen getreten wurden. Selbst ein Mensch wie der große Zimmermann Nielsen, von dem er weit eher ein allzu unbeherrschtes Aufbrausen verwundeten Stolzes und Rechtsgefühls befürchtet hatte, lächelte noch immer ebenso selbstgefällig und sprach nur davon, daß man in Zukunft sehen müsse, »sich auf eine veränderte Taktik vorzubereiten.« Dasselbe sagte auch Weber Hansen, der ihm kürzlich einen späten Abendbesuch gemacht hatte und bei dieser Gelegenheit auf seine gewöhnliche geheimnisvolle Weise und mit vielen Umschweifen geäußert hatte, daß der Dorfschulze wohl kaum mehr seiner hervorragenden Stellung gewachsen sei und in einigen verblühten Andeutungen hinzugefügt hatte, daß es vielleicht auch im Privatleben des Dorfschulzen Verhältnisse gäbe, die nicht vereinbar mit einem Manne seien, der als politischer Führer eines großen christlich erleuchteten Kreises dastehe – Andeutungen, die Emanuel nicht verstanden hatte und an deren näherer Erklärung ihm auch nichts gelegen war. Er war fest entschlossen, sich nicht mehr um die Tagespolitik zu kümmern, für die er überhaupt niemals großes Interesse empfunden und von deren Bedeutungslosigkeit er jetzt jede wünschenswerte Bestätigung erlangt hatte. Das Wachstum des Reiches Gottes konnte doch nicht aufgehoben werden. Die heilige

Volksherrschaft hier auf Erden würde zunehmen und gedeihen trotz aller Gesetzgebern und alles Verletzens der Gesetze – genau so wie das Korn des Erdbodens, das am Tage der Ernte den Menschen seine goldenen Ähren reichte trotz aller Winterkälte und aller Sommerdürre.

Aber noch war also die Zeit nicht gekommen, die Kinder Gottes waren nicht reif genug, die volle Liebe des Vaters in Empfang zu nehmen. Vielleicht würde er selber gar nicht mehr das Kommen der großen Zeiten erleben. Aber das sollte ihn nicht mißmutig machen, er wollte nicht verzagen. Es lag ein Glück allein in dem Bewußtsein, mit dazu beizutragen, den Weg für den Siegesgang der Wahrheit und der Gerechtigkeit über die Erde zu bereiten. Es lag schon Freude und Lohn in der Verheißung des Kommens eines Friedensreiches.

Ja, trotz allem, was in letzter Zeit geschehen war, wollte er nicht den Glauben aufgeben, daß gerade von hier, von den paradiesesgrünen Ebenen dieses kleinen verstoßenen und verachteten Dänemarks aus die Morgenröte der Ewigkeit von neuem über der Welt aufgehen würde. Er fühlte es so sicher, daß Gott dies kleine, von Feindeshand und durch innere Zwietracht so arg mißhandelte Land gesegnet, es durch Trübsal und Not erzogen hatte sowie ehemals das jüdische Volk, um seinen Sinn ganz abzuwenden von der zeitlichen Eitelkeit. Wo gab es wohl in der ganzen Welt ein Volk so kinderfromm von Gemüt, so durchdrungen von dem Geist der Demut und des Gehorsams, wie das stille blauäugige Dänenvolk? Und hatte nicht Gott seine Stimme schon hier durch eine Reihe von Dienern der Kirche erschallen lassen, derengleichen die Christenheit seit Jahrhunderten nicht gesehen hatte, jetzt zuletzt in Grundtvig, dessen Macht des Wortes selbst die Taubsten bewogen hatte zu lauschen... Es hatte in seinem eigenen Leben Augenblicke gegeben, wo er zu fühlen glaubte, daß Gott auch mit ihm eine besondere Bestimmung hatte. Schon seit er als Kind auf dem Schoße seiner Mutter saß und sie von den alten jüdischen Propheten erzählen hörte, deren Mund Gott segnete, hatte ihn der Traum, so ein Auserwählter zu sein, niemals ganz verlassen; und er konnte sich auch jetzt nicht von dem Gedanken befreien, daß Gott mit der Krankheit und dem Tode des Buben seinen Glauben auf eine endgültige Probe habe stellen wollen ... Ach, aber er war zu schwach gewesen! – – – –

Wie er in diesen Gedanken dahinging, ward er überrascht durch den Anblick einer Gesellschaft von fünf, sechs Personen beiderlei Geschlechts, die sich um ein weißes Tischtuch aus einem grasbewachsenen Felde ein wenig vom Wege entfernt niedergelassen hatten.

Ein junges Mädchen in halblangem weißen Kleide mit blauer Schärpe hatte sich erhoben und war im Begriff, eine Rede zu halten. In der einen erhobenen Hand hielt sie ein Weinglas, in der anderen einen grauen Herrenhut, den sie mit feierlicher Verbeugung an ihren Kopf führte und wieder senkte, während die übrige Gesellschaft – zwei andere Damen und zwei Herren – ihr lachend Beifall klatschten. Im Grase hinter den Damen lag ein aufgespannter Sonnenschirm mit dem Stiel nach oben; neben den Herren stand ein Spazierstock, auf dem ein blauer Damenhut hing, in die Erde gesteckt. In einiger Entfernung von der Gesellschaft, im Schatten einer behauenen Weide, hielt ein mit zwei kleinen russischen Schimmeln bespannter Jagdwagen, an dem ein Kutscher mit Sammetbeinkleidern und grauen Gamaschen gelehnt stand. Eine eigene Scheu überkam Emanuel stets, wenn er in seinem Bereich unvermutet auf städtisch

gekleidete Fremde stieß. Auch jetzt wandte er den Kopf ab und gab sich den Anschein, als wenn er die Gesellschaft gar nicht beachtete. Er hörte das junge Mädchen sagen:

»Gestatten Sie mir also, hochgeehrte – beehrte Versammlung, ein Glas zu lee – eeren – auszutrinken – auf unsern hochgeliebten – würdigen Wirt – –«

Die Stimme hielt plötzlich inne. Auch das Lachen verstummte.

Emanuel, der begriff, daß man seiner ansichtig geworden war, legte Hände und Stock auf den Rücken und ging vorüber, indem er sich bemühte, seinen Gang weder zu beschleunigen noch zu verzögern.

Da war es ihm auf einmal, als höre er jemand seinen Namen rufen.

Er sah sich nicht um. Er war überzeugt, daß er sich verhöhrt hatte. Jedenfalls gingen ihn die Menschen nichts an.

Nach einer Weile aber hörte er die Stimme wieder und diesmal ganz deutlich. Zugleich erschien sie ihm merkwürdig bekannt.

»Herr Pastor!... Herr Pastor Hansted!« ...

Er wandte sich jäh, halb herausfordernd um und sah einen Herrn mit lebhaft grüßenden Handbewegungen auf sich zukommen. Er hatte, als er sich umwandte, die untergehende Sonne gerade in die Augen bekommen und konnte anfänglich nur die Umrisse der Gestalt unterscheiden: ein großer, ziemlich starker Mann mit Backenbart, gemessenen Schritten und einer stattlichen Haltung. Erst als der Fremde ganz an ihn herankam und ihm mit einer etwas forcierten Verbindlichkeit die Hand reichte, erkannte er Doktor Hassing.

»Ich komme eigentlich als Abgesandter zu Ihnen,« fuhr Hassing fort, nachdem die ersten Grüße gewechselt waren, und entblößte bei einem Lächeln seine großen, weißen Zähne... »Wir bilden dort einen kleinen Familienkreis und meine Damen möchten so gern das Vergnügen haben, Sie zu begrüßen... Wollen Sie uns nicht die Ehre erweisen und ein Glas Wein mit uns trinken, Herr Pastor? Sie werden eine alte Bekannte treffen.«

Emanuel hatte die größte Lust, kurz und gut Nein zu sagen. Namentlich verlockte ihn nicht die Aussicht in dieser Gesellschaft alte Bekannte zu treffen. Da er aber keinen triftigen Grund zu einer Ablehnung hatte und nicht gern den Doktor verletzen wollte, der während des Bubens Krankheit und Tod ihm und Hansine viel Teilnahme erwiesen hatte, sah er keinen anderen Ausweg, als hinzugehen und die Gesellschaft zu begrüßen.

Die um das Tischtuch Versammelten hatten indes aufmerksam die Begegnung zwischen den beiden Männern beobachtet, und als man sie nun beide sich über das Gras nahern sah, griffen die Damen zu ihren Sonnenschirmen und erhoben sich. Auch der zurückgebliebene Herr – ein junger Mann in melonfarbenem Sommeranzug – kam schließlich auf die Beine, zog seine eine viertel Elle langen Manschetten herunter und placierte sich – auf seinen spiralförmigen Spazierstock gestützt – in herausfordernder Stellung unmittelbar hinter dem jungen Mädchen, als wolle er ihr nötigenfalls seinen ritterlichen Schutz angedeihen lassen.

»Wenn du mich ins Lachen bringst, Alfred, dann prügeln dich,« flüsterte sie ihm zu, als der Doktor und Emanuel kaum zehn Schritt mehr entfernt waren.

»Aber du großer Gott... das ist ja ein kompletter Urochse,« flüsterte er zurück, den Mund mit der Hand verdeckend, die den kleinen blonden Schnurrbart drehte, »sieh doch nur... eine Stimme Gottes aus dem Seminarium.«

»Du sollst still sein, habe ich dir doch gesagt.«

»St!«

In diesem Augenblick traten die beiden Männer in den Kreis. Die eine der Damen, eine kleine, in braune Seide gekleidete Brünette mit weichen Formen und sanften überaus weiblichen, halb kindlichen Zügen – erhob sich und ging hin und reichte Emanuel die Hand.

»Meine Frau,« stellte der Doktor vor.

»Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen,« sagte sie in einem so sanften Tonfall, daß es fast klang, als spreche sie mit Akzent. »Wir sind ja nun seit mehreren Jahren Nachbarn gewesen und es hat mich immer gewundert, daß ich Sie nie auf irgendeine Weise getroffen habe. Auf dem Lande kann man sich doch sonst eigentlich nicht leicht aus dem Wege gehen.«

Emanuel lüftete schweigend und ernst den Hut einen Zoll über dem Kopf, worauf Dr. Hassing mit lebhafter Stimme die Vorstellung fortsetzte.

»Gestatten Sie mir, Ihnen ferner vorzustellen– erstens die Jüngste in unserem kleinen Kreis, die liebenswürdige Cousine meiner Frau, Fräulein Gerda Zoff, die Sie vor einem Augenblick in einem außerordentlich wohl gelungenen Speech unterbrochen haben. Und hier den Vetter selbiger Cousine, meinen eigenen hoffnungsvollen Neffen, Herrn halbwegs Assessor Alfred Hassing. Falls Sie auf irgendein Sportsblatt abonniert sind, Herr Pastor, werden Sie sicher häufig diesen bald weltberühmten Namen in seinen Spalten angetroffen haben.«

Großer Gott! dachte Emanuel mitleidvoll beim Anblick der beutelförmigen Kleidung, der langen, spitzschnauzigen Schuhe und der talergroßen Manschettenknöpfe des melonfarbenen jungen Herrn, – das also ist die Heldenmode des Tages!

»Und endlich hier,« fuhr der Doktor fort, indem er sich einer schlanken, sehr modern gekleideten Dame zuwandte, die sich während der ganzen Vorstellung hinter Emanuel gehalten hatte, als wolle sie bis zuletzt unbemerkt bleiben, »ja – hier brauche ich wohl nicht vorzustellen.«

Emanuel wandte sich um und ward zur Bildsäule.

Der Doktor hatte recht gehabt; eine Vorstellung war hier wirklich überflüssig. Wie die schlanke Dame dastand und lächelte, übergossen von dem Schein eines mohnroten Sonnenschirms, hinter dem die Sonnenscheibe gerade bis an den Horizont hinabgesunken war – so beherrscht und korrekt, von dem festen Blick in ihren prachtvollen blaugrauen Augen bis hinab zu dem Plisseerande ihres Kleides und dabei doch so herausfordernd, so gewagt in der gesuchten Stilvollheit ihrer großgeblühten Toilette, glich sie so ganz sich selbst aus alten Zeiten, daß Emanuel augenblicklich Fräulein Ragnhild Tønnesen wiedererkannte.

»Sie können natürlich nicht begreifen, wie ich hier plötzlich auftauche,« sagte sie lächelnd und reichte ihm zuvorkommend ihre schmale, glattbehandschuhte Hand. »Sie

könnten wohl fast geneigt sein, mich als Spion aufzufassen ... deswegen ist es wohl am besten, wenn ich Ihnen gleich den Zusammenhang erkläre. Ich hatte im Frühling das Vergnügen, die Bekanntschaft mit Doktor Hassing und Frau zu erneuern, und als sie dann so freundlich waren, mich hierher einzuladen, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen. Ich bin erst seit zwei Tagen hier und ich versichere Sie, es ist nicht die leiseste Indiskretion in meinen Gedanken gewesen ... Sind Sie nun beruhigt?«

Ihr scherzender Ton und die unumstößliche Gewißheit Eindruck zu machen, die aus ihrer ganzen Haltung sprach, berührten Emanuel sofort unangenehm. Er erholte sich schnell von seiner Überraschung und sagte:

»Ich verstehe nicht, welcher Art Spionage ich Sie für fähig halten sollte, Fräulein Tönnesen. Daß Sie Lust gehabt haben, Ihre ehemalige Heimat wiederzusehen, ist doch eine so natürliche Sache, daß sie keiner Erklärung bedarf.«

Seine Worte klangen härter und abweisender, als er es gewollt und berechnet hatte. Sobald er die verstimmende Wirkung merkte, die sie auf die Gesellschaft ausübte, wollte er noch ein paar besänftigende Worte hinzufügen; im selben Augenblick aber sah er zufällig, wie der junge Sportsmann seine Cousine mit dem Ellenbogen anstieß und ihr eine Bemerkung zuflüsterte, die das junge Mädchen veranlaßte, krampfhaft in den Zipfel ihres Taschentuches zu beißen. Das Blut schoß ihm in die Wangen. Er schwieg.

»Ja, wollen wir uns denn nicht auf das grüne Gras niederlassen,« ergriff nun der Doktor von neuem das Wort in seiner unermüdlichen Bestrebung, einen ungezwungenen Ton anzuschlagen. »Sie trinken doch ein Gläschen mit uns, Herr Pastor!... Ah, Johann!« rief er dem Kutscher am Wagen zu. »Bringen Sie noch ein Glas und ..

»Ich danke, ich trinke keinen Wein,« unterbrach ihn Emanuel kurz.

»Ach so!«

Es vergingen einige Augenblicke in unheimlichem Schweigen, währenddessen es war, als wüßten sie alle nicht, wo sie mit ihren Augen bleiben sollten. Der Doktor stand mit verschlossener Miene da und zupfte an seinem Backenbart, während er einen komisch verdutzten Blick zu Fräulein Tönnesen hinübersandte. Er schien ihr zu sagen, es ist eine Dummheit, die wir hier gemacht haben. Aber was habe ich gesagt?

Emanuel sah unbeweglich vor sich nieder, ohne die Ratlosigkeit der anderen zu bemerken. Sein Zorn hatte sich schnell gegen sich selbst gerichtet. Was hatte er hier auch zu tun gehabt? dachte er. Was wollte er zwischen diesen Menschen, mit denen er weder einen Gedanken noch ein Gefühl mehr gemein hatte, ja, deren Sprache ihm sogar so fremd geworden war, daß sie ihm fast klang wie eine andere Mundart?

Mit ihrer alten Gewandtheit fand Fräulein Ragnhild einen Ausweg aus der Verlegenheit.

»Hört einmal!« sagte sie und trat einen Schritt in dem Kreise vor. »Ich glaube, Herrn Pastor Hansteds Worte waren eine Rede zur rechten Zeit... Wir haben gewiß alle Wein genug getrunken. Ich mache den Vorschlag, daß wir den schönen Abend zu einem kleinen Spaziergang benutzen. Wir schicken den Wagen voraus – oder ganz nach Kyndlöse zurück – und überreden Pastor Hansted, daß er sich uns ein Stückchen

Weges anschließt. Das tun Sie doch, nicht wahr? Wir müssen ja doch – wenigstens zu Anfang – nach derselben Richtung hin, wenn ich mich dessen recht entsinne.«

Ihre Worte gewannen sofort den Beifall der anderen und der Doktor sandte Fräulein Ragnhild einen neuen, diesmal aber dankbaren Blick zu.

Auch Emanuel war der Vorschlag wie eine Befreiung erschienen. Er sagte sich selbst, daß, wenn er sich der Gesellschaft bis zu der Stelle anschliesse, wo der Kyndlöser Weg über seine Gemeindegrenze ging, so sei den Ansprüchen der Höflichkeit entsprochen, und er könne sogar noch früh genug zur Abendfütterung und zum Abendbrot zu Hause sein.

Der Kutscher wurde herbeigerufen und erhielt seine Befehle, und man machte sich auf den Weg. Der junge Sportsmann reichte seiner Tante, Frau Hassing, den Arm und schritt mit ihr den anderen voran, um seinem vollen Herzen Luft machen zu können.

»Aber ums Himmels willen, was für ein Bählamm ist denn das?... Und den nennt ihr einen interessanten und originellen Menschen? Er ist ja die reine wandernde Legende!«

»Du bist immer so gewaltsam in deinen Ausdrücken, lieber Alfred,« entgegnete die sanftmütige Frau Hassing mit mildem Vorwurf. »Vielleicht ist er keine große Begabung und mag auch ein wenig wunderlich sein ... darüber weiß ich übrigens nichts. Aber man muß auf alle Fälle die Art und Weise anerkennen, wie er sich seiner Überzeugung geopfert und sich seinem Beruf gewidmet hat... das mußt du doch auch einräumen, Alfred!«

»Ich glaube, auf Ehre, du hast schon ein kleines Faible für ihn, Tantchen. So eine ganz kleine Verliebtheit, wie. Tantchen? Du könntest am Ende gar auf den Einfall kommen, ihn zum Abendbrot einzuladen?« »Dazu sind wir ja gezwungen, falls er uns noch weiter begleitet. Aber deswegen ist es ja nicht gesagt, daß er die Einladung annimmt. Übrigens würde ich nichts dagegen haben. Ich möchte Herrn Hansted gern sich über verschiedenes äußern hören.«

»Also schon richtig verschossen! Ja, liebe Tante, du hast ein weiches und nachgiebiges Herz! ... Aber vergißt du denn Onkel Joachim ganz?«

»Onkel Joachim!« wiederholte Frau Hassing, und ihr Gesicht nahm plötzlich einen etwas bedenklichen Ausdruck an. »Du hast recht – an den hatte ich wirklich nicht gedacht.«

* * *

Es währte nicht lange, bis Fräulein Ragnhild und Emanuel allein zusammen gingen eine Strecke hinter den anderen her. Der Doktor, der sie anfänglich begleitet und eine Unterhaltung mit Emanuel über die guten Ernteaussichten und das schöne Wetter angeknüpft hatte, war von dem munteren jungen Mädchen weggerufen, das fortwährend von der anderen Gesellschaft abgesondert umherstreifte und bald diesen, bald jenen herbeirief, um die großartigen Funde zu bewundern, die sie überall machte – bald ein »so süßes, so süßes« Marienwürmchen, das auf ihre Hand herabgeflogen war, bald ein »ganzes Ameisenschloß«, das sie oben hinter einem Graben fand. Bald hier, bald da tauchte ihre kleine weißgekleidete Gestalt auf unter einem hellblauen

Sonnenschirm, der sich gleich einem privaten kleinen Glückseligkeitshimmel über ihr wölbte.

»Was für ein sonderbarer Mensch Sie doch eigentlich sind, Pastor Hansted!« rief Fräulein Ragnhild aus, nachdem der Doktor sich von ihnen entfernt hatte und sie eine Weile schweigend nebeneinander hergegangen waren. »Seit sieben Jahren habe ich mich nun auf den Tag gefreut, an dem ich Sie hier draußen überraschen wollte ... und dann empfangen Sie mich, als wären keine drei Tage vergangen, seit wir uns zuletzt gesehen haben. Ich will Ihnen offen gestehen, Sie haben mich vorhin wirklich in Verlegenheit versetzt; ich hatte die anderen natürlich auf eine große Wiedererkennungsszene vorbereitet! ... Nun, ich gebe zu, das war meine eigene Dummheit,« fügte sie hinzu, als Emanuel hartnäckig schwieg. »Ich hätte aus alten Zeiten wissen sollen, daß Sie in vielen Dingen nicht sind wie andere Menschen. Und in bezug auf Unberechenbarkeit haben Sie sich also nicht im geringsten verändert.«

Emanuel bemerkte nicht den Zwang, den sie sich antun mußte, um wieder den halb kameradschaftlichen Ton anzuschlagen, der in alten Zeiten zwischen ihnen üblich gewesen war – dazu war er vielzusehr erfüllt von seinem eigenen Unbehagen, hier allein mit ihr zu gehen und nach Verlauf so vieler Jahre wieder diese zugleich herausfordernde und einschmeichelnde Stimme mit dem sonderbar metallischen Klang zu hören.

Ohne sich in irgendeiner Weise von ihrer vertraulichen Sprache beeinflussen zu lassen, sagte er:

»Wie es scheint, haben wir einigermaßen gleichartige Eindrücke voneinander gehabt, Fräulein Tønnesen. Sowohl vorhin, als ich Sie sah, wie auch jetzt, wo ich Sie sprechen höre, muß ich daran denken, daß wohl auch Sie noch ganz dieselbe sind wie vor sechs, sieben Jahren.«

»Nun ja,« antwortete sie mit einem Achselzucken. »Was hätte mich wohl auch verändern sollen? Ich bin Fräulein Tønnesen, wie ich es damals war; und den dazwischenliegenden Roman meines Lebens könnte ich wahrhaftig ganz gut auf eine Visitenkarte niederschreiben. So ist nun einmal das Leben für uns unverheirateten Damen ... Aber mit Ihnen ist es eine andere Sache. Ich stehe Ihren Erlebnissen nicht so fremd gegenüber, wie Sie vielleicht glauben. Ich hatte vor einem Jahr das Vergnügen, die Bekanntschaft Ihrer Schwester, der Generalkonsulin Torm, und Ihres Bruders, des Kammerjunkers, zu machen. Ihre Schwester und ich sind seither gute Freundinnen geworden. Sie ist entzückend, nicht wahr? ... Wie Sie sich denken können, haben wir zuweilen auch von Ihnen gesprochen. Sie beklagt sich übrigens oft darüber, daß sie fast nie von Ihnen hört.«

Emanuel war aufmerksam geworden. Sollte sich vielleicht trotz der Versicherungen des Fräuleins doch ein wenig Spionage hinter diesem Besuch verstecken? – dachte er.

»Ich habe also schon, ehe ich hierher kam, ein wenig davon gehört, welch einflußreicher Mann Sie hier geworden sind, welche Umwälzung Sie in der ganzen Gegend hervorgerufen haben, seit Vater fortging, und wie Sie von allen Ihren Pfarrkindern vergöttert werden. Ja, man hat Ihnen, wie ich mir hier draußen habe erzählen lassen, ja geradezu den Namen eines Apostels gegeben.«

Es durchzuckte Emanuel leicht; er fühlte sehr wohl den verborgenen Spott in ihren Worten. Nach einem kurzen Schweigen sagte er:

»Sie haben recht. Ich habe wirklich nur Grund, dankbar zu sein. Aber – wie steht es denn? – Ist nicht auch Ihnen Ihr Wunsch erfüllt worden, Fräulein Tönnesen? Sie waren glücklich, aus dieser Gegend fortzukommen, die Ihnen so verhaßt war, und in die Hauptstadt zurückzukehren, zu dem dänischen Kulturzentrum, zur Geselligkeit, den Moden, den Theatern. Sie haben sogar unser weltberühmtes Tivoli zu Ihrem Nachbarn. – –«

»Nun ja,« unterbrach sie ihn mit einer etwas ungeduldigen Kopfbewegung. »Mit mir ist es, wie gesagt, eine andere Sache. Übrigens habe ich mich nicht beklagt, daher verstehe ich nicht recht, worauf Ihre Worte hinauswollen. Ich befinde mich wirklich, den Verhältnissen nach, sehr wohl. Ich will Ihnen nämlich sagen, ich bin auf meine alten Tage Philosoph geworden ... Stoiker, glaube ich, heißt es. Das heißt, ich habe mich allmählich daran gewöhnt, das Zeichen des Ärgernisses zu sein, das ich und meinesgleichen nun einmal für unsere liebe Mitwelt geworden sind ... ja, ich fühle mich fast ein wenig stolz darauf, zu denen zu gehören, die den nahe bevorstehenden Fall des großen Babylon verheißen.«

Emanuel wollte etwas erwidern, aber seine Gedanken waren nicht mehr daran gewöhnt, sich in Sprüngen zu bewegen, und noch ehe er einen Satz zusammengebracht hatte, ergriff Fräulein Ragnhild wieder das Wort. »Aber lassen Sie uns nicht von mir reden. Ich versichere Sie, das ist ein ganz schrecklich uninteressantes Thema. Dahingegen müssen Sie mir ein wenig von sich erzählen. Sie haben also wirklich acht lange Jahre hier gelebt, ohne den Mangel der nun so übel berüchtigten Güter der Zivilisation zu empfinden ... sollten Sie nicht etwa ein wenig gute Musik entbehrt haben ... nicht einmal meine kleine Schubertsche Lerchenetüde, die Sie doch seinerzeit – wissen Sie wohl noch – so gern hörten?«

Sie hatte, während sie mit ihm sprach, über den elfenbeinweißen Stiel ihres Sonnenschirms zu ihm hinübergesehen und wieder in Blick und Lächeln ihre ganze Lebenswürdigkeit entfaltet. Emanuel bewahrte standhaft seine Zurückhaltung und antwortete ernsthaft:

»Es wird mir schwer, einzusehen, wie ich das entbehren sollte, was ich gerade so vollauf besitze. Wenn Sie sich die Mühe machen wollen, die Ohren zu öffnen, Fräulein Tönnesen, so werden Sie gerade in diesem Augenblick die Lerchen über Ihrem Haupte singen hören – viel schöner, als es der größte Virtuose auf der Welt ihnen in irgendeiner Etüde nachmachen kann. Ich brauche nur zu meiner Tür hinauszugehen, um ein Panorama vor mir zu sehen, das aller menschlichen Kunst spottet; und den ganzen Sommer habe ich vom Morgen bis zum Abend ein ganzes Orchester vor meinen Fenstern. Die Stare in den Baumwipfeln, die Schwarzdrossel in den Büschen, die kleinen Meisen –«

»Ja, und die Krähen! Vergessen Sie die doch ja nicht! – Und die Hähne! Ach Gott, die Hähne!« rief sie aus und hielt in komischer Verzweiflung die Hand an das Ohr. »Hier ist in dieser Zeit so ein Scheusal, das jeden Morgen, wenn ich in meinem süßesten Schlummer liege, sich draußen vor meinem Fenster aufstellt und heult und kräht und schreit ... Ach, das ist ein Gefühl, als läge man auf einem glühenden Rost!«

Emanuel konnte es diesmal nicht lassen, den Mund ein wenig zum Lächeln zu verziehen. Er blieb einen Augenblick stehen und sagte kopfschüttelnd, indem er ihr zum erstenmal gerade in die Augen sah:

»Wahrlich! Sie haben sich nicht verändert, Fräulein Tönnesen! Selbst unserm herrlichen Morgenverkünder haben Sie Ihren alten Groll bewahrt.«

»Ja, ich gestehe, nach dieser Richtung hin bin ich noch ganz derselbe Ketzer wie ehemals. Meinetwegen mag man den Vogelgesang behalten und die grünen Wälder und den sogenannten frischen Strand – mit dem abscheulichen Tanggeruch – und die blumengeschmückten Wiesen und wie es sonst alles heißt, wenn ich nur in meinen vier Wänden bleiben darf, wo ich mich mit den Dingen beschäftigen kann, die für meinen eigenen Geschmack und mein privates Temperament passen. Mir geht in jeder Beziehung der Geschmack für das »Natürliche« ab. In meinen Augen ist zum Beispiel der Anblick eines stilvollen Zimmers, das das Gepräge der Neigungen eines eigentümlichen Menschen trägt, hundertmal schöner, um nicht zu sagen, weit interessanter, dankbarer und stimmungserweckender, als die allerherrlichste Landschaft ... Sie finden mich gewiß schrecklich, nicht wahr?«

Emanuel wollte antworten, aber sie kam ihm diesmal wieder zuvor.

»Ich könnte Sie noch viel mehr empören, wenn ich nur wollte. Und warum sollte ich es nicht tun? ... So will ich Ihnen denn sagen, daß meiner Meinung nach dies alles mit der Schönheit und Erhabenheit der Natur usw. nichts anderes ist, als eine Fabel, die geistesschwache Dichter uns eingeblendet haben, und mit der die meisten Menschen eine schreckliche Heuchelei treiben. Ich für mein Teil kann nicht aus den Straßen von Kopenhagen herauskommen und dem Anblick der kahlen Felder, der einförmigen Wege und dieser unsinnigen Menge ganz öden Himmels begegnen, ohne an die kalte Rollkammer zu denken, in der ich als Kind mein Bad nehmen mußte. Die Sonne mag scheinen, soviel sie will, und die Felder mögen noch so grün sein, mir kommt dies alles so öde vor, so kahl und trübselig, daß es mich frieren macht. Und wenn ich dann an den ewig langen Winter denke, an die stockfinsternen Abende und Nächte, an den Sturm, den Regen und die grundlosen Wege – und ich rede hier doch aus einer ziemlich langen Erfahrung – so erscheint mir das Ganze so unmenschlich ... ja, so entwürdigend! Ich räume ein, auch die Städte können ekelhaft sein, staubig, schmutzig, von Kohlenrauch geschwärzt und noch vieles andere. Aber man ist doch nicht in dem Maße der brutalen Herrschaft einiger abscheulicher Naturmächte preisgegeben. Man ist dort nicht ein vollkommener Sklave davon, ob Frau Sonne oder Herr Mond allernächtigst ruhen zu scheinen oder nicht. Da hat man doch ein klein wenig Ahnung, was es heißt, Mensch zu sein ... der Herr und Meister der Schöpfung zu sein, zu dem uns einmal allen Ernstes zu machen, es doch wohl die Bestimmung der Entwicklung ist.«

Sie waren gerade auf dem Gipfel eines Hügels gelangt, von wo man eine jener meilenweiten Aussichten hatte, an denen die Gegend so reich war. Sie hatten längst die Gemeindegrenze überschritten, und von der Stelle aus, wo sie sich befanden, konnte man die flache aber freundliche und abwechslungsreiche Landschaft des Kyndlöse-Vesterby-Kirchspiels übersehen, durch die sich ein wasserreicher Bach zwischen grünen Wiesen und ein paar kleinen Wäldern hinschlängelte. Im Westen sah man Kyndlöse selbst mit der hohen, aus Granitsteinen erbauten Kirche, deren vergoldete Wetterfahne am Abendhimmel leuchtete wie ein eben angezündeter Stern. Fern im

Norden und Nordwesten endlich tauchte, gleich einer bläulichen Wolkenbank, der große Wäldergürtel von Vesterby auf, hinter dem die Sonne gerade untergegangen war und den ganzen Himmelsrand aufflammen machte.

»Und eine solche Rede zu halten, fehlt es Ihnen selbst hier nicht an Mut,« sagte Emanuel fast wehmütig, indem er mit einer breiten Handbewegung auf die glühende Sonnenuntergangslandschaft hinzeigte, wo die Nachtnebel schon angefangen hatten, über den Wiesen aufzusteigen und sich wie ungeheure Spinnengewebe über die blutrote Ader des Baches zu breiten. »Sie finden wirklich nicht das geringste Anziehende an einem Anblick wie dieser? Er kann in Ihnen keinen anderen Gedanken, kein anderes Gefühl erregen, als eine unheimliche Erinnerung an die Rollkammer aus Ihrer Kinderzeit?«

Fräulein Ragnhild sah eine Weile mit zwinkernden Augen auf die Gegend hinaus. Dann sagte sie mit einem kleinen, vornehmen Lächeln, wie sie es gern aufzusetzen pflegte, wenn sie etwas so recht Herausforderndes sagen wollte:

»Ich kann jedenfalls nicht verstehen, warum das da so bezaubernd schön sein soll, daß ein Mensch verpflichtet ist, von der Wiege bis zum Grabe in einen Zustand der Verzückung zu geraten, sobald er es sieht. Mich spricht es außerdem gar nicht an. Schon allein die Farbenzusammenstellung ist meinem Auge zuwider. Dieser blaue Himmel, dieser schreiendrote Horizont, all dies brandgelbe Korn und die spinatgrüne Wiese da unten ... nur rot, grün und gelb! Sind das nicht gerade die Farben, die zu den sogenannten Hottentottentaschentüchern benutzt werden ... Sie wissen wohl, diese bunten Stoffe, die die Engländer zu den Wilden nach Afrika hinuntersenden, und die unsere schwarzen Mitgeschöpfe in einen wahren Seligkeitszustand versetzen. Glauben Sie eigentlich nicht, Pastor Hansted, daß Naturerscheinungen, wie ein Sonnenuntergang, einzig und allein die Bestimmung haben, eine Art erhöhter Lust für Halbmenschen zu sein – für die weißen, wie für die schwarzen – und vielleicht auch für die Tiere? So ein feuerspeiender Himmel entspricht sicher der Vorstellung, die sich diese Art Wesen von Pracht machen; er regt ja auch ihre weichen Gefühle an ... die Nachtigallen fangen an zu singen, die Frösche zu quaken ...«

»Sie haben gewiß vollkommen recht, Fräulein Tönnesen!« unterbrach Emanuel sie mit einer kleinen ironischen Verbeugung; er fand es nicht mehr der Mühe wert, sie ernst zu nehmen. »Es ist nur schade, daß der liebe Gott keine Gelegenheit hatte, sich mit Ihnen zu beraten, als er dies Machwerk von Welt schuf, das nur für Kabylen und Hottentotten geeignet ist. Aber da fällt mir ein ... als ich Sie vorhin traf, hatten Sie sich doch herabgelassen, auf einem ganz gemeinen Grasfelde Platz zu nehmen, – ja, soweit ich es beurteilen konnte, waren Sie, wie auch die übrigen Damen und Herren, in einer ganz munteren Stimmung. So scheint es denn, daß der Aufenthalt in der Natur doch eine recht aufheiternde Wirkung auf Sie ausüben kann.«

»Ja, was soll man sagen?« entgegnete sie mit einem Achselzucken, indem sie ihren Gang fortsetzten. »Es bleibt wohl immer so viel vom Tier im Menschen zurück, daß wir zuweilen Lust zu einer Wiese verspüren, auf der wir uns sonnen und zu einem Walde, in dem wir herumspringen können. Aber was beweist denn das? Ich weiß ja zum Beispiel auch, daß verliebte Menschen dafür schwärmen, im Mondschein zu wandeln. Für mich, die ich nicht verliebt bin, ist eine Mondscheinnacht ungefähr das Ekelhafteste,

was ich kenne; sie erinnert mich immer an ein Sterbezimmer. Wahrscheinlich erweckt also der Anblick der Natur auch bei dem Menschen die weniger vornehmen Gefühle –«

Sie hielt plötzlich inne, brach in ein kurzes Lachen aus und sagte:

»Nein, das ist denn doch wirklich zu dumm! Jetzt gehen wir hier und führen akkurat dieselbe Unterhaltung, die wir vor acht Jahren Tag für Tag wieder aufnahmen ... und mit ganz demselben erfreulichen Resultat. Erinnern Sie sich wohl noch, wie wir uns auch damals alle beide einen ganz roten Kopf anschwatzen konnten ... wollen wir jetzt nicht Frieden schließen? Jetzt haben wir ja jeder, was wir wollen – Sie Ihr Land, ich meine Stadt – also haben wir ja eigentlich nichts mehr, worüber wir uns zu zanken brauchen.«

»Das denke ich auch,« sagte Emanuel trocken.

»Nun, dann sind wir doch endlich über etwas einig geworden! Aber ich bin auch gar zu redselig gewesen ... Sie wissen ja, das ist so eine Gewohnheit alter Jungfern. Jetzt ist die Reihe an Ihnen, unterhaltend zu sein, Herr Pastor.«

Sie wurde in diesem Augenblick von dem Doktor und seiner Frau unterbrochen, die eine Weile vor ihnen auf dem Wege stehengeblieben waren und auf sie gewartet hatten.

»Nun bekommen Sie aber keine Erlaubnis, von uns wegzulaufen, Herr Pastor,« sagte der Doktor mit seinem unbestimmbaren Lächeln. »Wir haben jetzt nur noch ein paar Schritte bis zu unserer Tür, und Sie können doch nicht mehr rechtzeitig zum Tee nach Hause kommen.«

»Ja, jetzt dürfen Sie nicht nein sagen,« stimmte die Frau Doktor mit all der Herzlichkeit bei, die sie in ihre sanfte Stimme zu legen vermochte. »Wenn Sie meinen, daß Ihre Frau sich über ihr Ausbleiben ängstigen wird, können wir ja leicht einen reitenden Boten hinausschicken.«

Emanuel stand einen Augenblick unschlüssig da. Er hatte sich nun sieben Jahre ausschließlich in seinem eigenen Freundeskreis gehalten, aber Fräulein Ragnhilds Spottrede hatte ihn gereizt. Er hatte außerdem in letzter Zeit häufig im stillen erwogen, ob er es auch verantworten könne, sich so gänzlich von der Umwelt abzuschließen. Namentlich in den letzten Tagen, nachdem die Regierung durch ihre Gewalttätigkeiten versucht hatte, das Gedeihen der Volkspartei zu untergraben, war in ihm ein Gefühl der Verpflichtung erwacht, den Kampf mit den triumphierenden Feinden des Gottesreichs auch außerhalb seines gewohnten Wirkungskreises aufzunehmen. Seine stille, geheime Hoffnung, daß Gott noch einmal seinen Glauben und seinen Eifer auf eine Kraftprobe stellen werde, war nach dieser Richtung hin nicht ohne Bedeutung gewesen; und – herausgefordert wie er nun einmal war – faßte er denn diese zufällige Begegnung mit den fremden Menschen als eine Art Schickung von oben, als einen himmlischen Befehl auf, und sagte ja zu der Einladung.

* * *

Eine Stunde später saß er an einer feingedeckten Abendtafel in Doktor Hassings pompejanisch ausgestatteter Eßstube.

Er hatte noch nicht ganz das Gefühl der Unfreiheit und des tiefen Unwillens überwunden, das sich seiner bemächtigt hatte, als er in das üppig eingerichtete Haus eingetreten war, das ihn in so vielem an das Heim seiner Kindheit erinnerte. Nachdem er schweigend am Tische Platz genommen, senkte er den Kopf und faltete die Hände in seinem Schoß. Ohne sich von der leisen Verlegenheit beirren zu lassen, die dies bei den anderen hervorrief, betete er still sein gewohntes Tischgebet und fügte noch hinzu: »O, mein Vater und Erlöser im Himmel! Schenke mir Gnade und Kraft, dein Zeugnis in dies Haus zu tragen und das himmlische Licht in der Finsternis der Unwissenheit anzuzünden!«

An dem oberen Ende saßen der Doktor und Fräulein Ragnhild und disputierten über moderne Musik, an dem unteren saßen die beiden jungen Leute, die meistens die Köpfe unter geheimnisvollem Flüstern zusammensteckten, und deren bald warme, bald beleidigte Blicke darauf hinzudeuten schienen, daß die Vetternschaft im Begriff war, in ein vertraulicheres Verhältnis überzugehen.

Emanuel und Frau Hassing geradegegenüber saß eine kleine, schweigende, schwarzgekleidete Dame und neben dieser ein älterer Herr von höchst eigentümlichem Aussehen. Er war ein Mann von ungefähr siebzig Jahren, groß und plump von Körperbau und mit einem völlig kahlen Kopf, dessen Scheitel so weiß und blank war, daß alle Lichter des Zimmers sich darin spiegelten. Das Gesicht war rotweinfarben und quer durch einen breiten Mund geteilt, der jeden Augenblick die Aussicht auf eine große und dicke Zunge erschloß, die ihn daran hinderte, rein zu sprechen; die Augen waren klein, die Nase dafür aber groß und rot wie eine Hummerschere, und von dem Kinn hing eine rotblaue, unebene Haut auf den Hals herab wie ein Pelikanbeutel. Im übrigen war das Gesicht mit einem winzig kleinen weißen Spitzbart und kleinen halbmondförmigen Backenbärten geziert, die sich nach alter Hofmode von dem unteren Teil des Ohres bis an die Mitte der Wangen zogen; und diesem aristokratischen Bart entsprach eine steife schwarze Atlashalsbinde und eine ovale Brillantnadel in der Mitte des Manschettenhemdes (mit einem daranhängenden Stückchen goldener Kette und einer kleinen Sicherheitsnadel) sowie ein großes, buntes, seidenes Taschentuch, womit er sich beständig und ohne sichtlichen Grund über seinen dicken Nacken fuhr. Im übrigen war er ganz einfach gekleidet, hatte einen grauen Tuchrock an und weder seine Wäsche noch seine Hände verrieten einen stark entwickelten Reinlichkeitssinn.

Dieser Mann war der von Frau Hassing und ihrem Neffen so ängstlich erwähnte »Onkel Joachim«, ein ehemaliger Gutsbesitzer, mit dem Titel eines Jägermeisters, der sich kürzlich infolge einer allzu junkerlichen Schwäche für Luxuspferde, kostbare Equipagen, große Dienerschaft, seine Weine und illegitime Liebesverhältnisse gezwungen gesehen hatte, sein Gut zu verkaufen und nun hauptsächlich von der Gnade der Familie lebte. Zusammen mit seiner Schwester – der kleinen schwarzgekleideten Dame – hielt er sich augenblicklich bei Doktor Hassing zu »einem Besuch« auf, der sich bereits über mehrere Monate erstreckte.

In guter Übereinstimmung mit seinen übrigen Neigungen hatte Onkel Joachim stets einen Stolz darein gesetzt, zu »den Wenigen« zu gehören, die noch den weitgehendsten reaktionären Anschauungen auf allen Gebieten huldigten. Er nannte sich stets – und schlug sich dabei mit Wärme an die breite Brust – »einen Repräsentanten der Ideen vor dem Unglücksjahre 48«; und es hatte sein Gemüt nicht

milder gegen die überall vorrückende Demokratie gestimmt, daß gerade einem reichen Bauern bei der Zwangsauktion sein Gut zugeschlagen wurde. Doktor Hassings sonst so stilles und namentlich für jegliche Politik gänzlich verschlossenes Haus hatte in der letzten Zeit vom Morgen bis zum Abend widergehallt von rasenden Ausfällen gegen die Bauern, den Reichstag, die Hochschulen und die Regierung selbst; der Jägermeister war nämlich wohl regierungsfreundlich und namentlich königstreu, aber er fand, daß man viel zu lau und ängstlich gegen die »Aufrührer« vorging; er begriff es nicht, warum man nicht gleich die Wiedereinführung des unbeschränkten Absolutismus proklamierte, und beständig kam er auf den Vorschlag zurück, daß man alle Demokraten, jedenfalls doch alle demokratischen Reichstagsabgeordneten auf Kriegsschiffen nach Kristiansö hinüberschicken sollte, wo sie Steine schlagen könnten, bis sie sich gebessert hätten. Alle anderen Verhaltensmaßregeln waren seiner Ansicht nach Flickkram, Schläge in die Luft, die zu keinem Resultat führen würden.

Es war daher wirklich Grund vorhanden gewesen, mit einer gewissen Besorgnis der Begegnung zwischen diesem Mann und Emanuel entgegenzusehen – und die gespannten Erwartungen waren denn auch in vollem Maße erfüllt worden. Sobald der Jägermeister Emanuels Namen vernommen hatte, war sein Kopf purpurfarben geworden, und ohne Emanuel die Hand zu geben oder seinen Gruß zu beantworten, stürzte er in das Eßzimmer zu Frau Hassing, die dort nach dem Decken des Tisches sah.

»Was soll denn das heißen?« rief er hier mit seiner dicken Lispelstimme, deren Stärke er infolge von Schwerhörigkeit nie recht zu berechnen vermochte. »Ist das nicht der verrückte Anarchist und Volksführer von da drüben aus Vejlbj? Und mit solchen Leuten habt ihr Verkehr? Mit dergleichen Personen führt ihr mich zusammen! Was soll das heißen, Ludovika?«

»Hör' einmal, Onkel!« hatte Frau Hassing mit einer Bestimmtheit geantwortet, die ihr sonst ganz fremd war, aber gerade deswegen einen um so überwältigenderen Eindruck auf Onkel Joachim machte. »Du weißt, daß weder Hassing noch ich uns mit Politik befassen. Aber Pastor Hansted ist ein außerordentlich gebildeter und interessanter Mann, von dessen Unterhaltung man sowohl Vergnügen wie auch Belehrung haben kann, ohne daß man deswegen seinen Anschauungen zu huldigen braucht. Ich möchte dich deswegen jetzt bitten, Onkel Joachim, daß du Pastor Hansted nicht beleidigst, sondern daran denkst, daß er heute abend unser Gast ist.«

Die Wirkung dieser Ermahnungsrede konnte man zu Anfang der Mahlzeit noch bei ihm spüren; er saß starr wie ein Pfahl da und ließ mit vornehm gekränkter Miene die meisten Gerichte unberührt vorübergehen. Aber allmählich, als er merkte, daß sein stummer Widerstand unbeachtet blieb – und weil es außerdem auf die Dauer eine zu große Selbstverleugnung von ihm erheischte – veränderte er plötzlich seine Taktik, nahm mit Gier von allem, was auf dem Tische stand, lärmte ungeniert mit Messer und Gabel und fiel jeden Augenblick den anderen in die Rede, indem er mit lauter Stimme »Brot, Butter, etwas mehr von der Leberpastete, Ludovika«, verlangte, um damit zu zeigen, daß der Anarchist gar nicht für ihn existierte.

Die Unterhaltung um den Tisch war allmählich lebhaft geworden. Auch Emanuels langsame und schwergeformte Rede hörte man immer deutlicher zwischen der leichten Konversation der anderen heraus. Er fühlte in steigendem Maße die Verantwortung, die

er auf sich genommen hatte, indem er hier zwischen diesen traurig verirrten Menschen saß. Er beantwortete höflich Frau Hassings verschiedene interessierte Fragen über die Verhältnisse in seiner Gemeinde, war aber beständig auf der Hut, gab sich in keinem Punkt ganz hin und legte auch nicht einen Augenblick die ernste, fast düstere Miene ab, die sein vorläufiger stummer Protest gegen alles war, was er um sich her sah.

Die Unterhaltung zwischen ihm und Frau Hassing ging allmählich auf ein gefährliches Thema über, nämlich auf die Frage bezüglich der großen Volksaufklärungsarbeit der Zeit, namentlich innerhalb des Bauernstandes. Emanuel äußerte unvorbehalten seine Anschauungen und hob absichtlich ganz besonders die Bedeutung hervor, die er der Wirkung der Hochschulen auf diesem Gebiete beimaß.

Frau Hassing war lauter lauschende Aufmerksamkeit. Sie gehörte zu jenen leichtbewegten Frauen, die sich augenblicklich für alles erwärmen, von dem sie merken, daß andere dafür glühen. In ihr regelmäßiges, hübsches, nicht gerade besonders kluges Madonnengesicht trat stets ein Ausdruck tiefen Sinnens, wenn jemand sprach, – es sah so aus, als wenn der Betreffende ihr mit seinen Worten gerade das klar machte, worüber sie lange vergebens nachgegrübelt hatte. So saß sie auch jetzt da und lauschte, die Ellenbogen auf dem Rande des Tisches und einen Finger gegen die Wange gelegt – und wenn sie hin und wieder in ihrem singenden Ton mit dem hervortrat, was sie »ihre Bedenken« nannte, so geschah das in Wirklichkeit weniger, um ihm zu widersprechen, als um ihm erneute Gelegenheit zur Entwicklung seiner Ansichten zu geben.

Aber auch die anderen hatten angefangen, aufmerksam zu werden. Emanuels unerschütterlicher Ernst, seine grob gekleidete Gestalt und sein großer Bart machten in dieser Umgebung einen eigentümlichen Eindruck apostolischer Ursprünglichkeit und Kraft. Ja, selbst die etwas vortragmäßige Weise zu sprechen, an die er sich gewöhnt hatte, indem er seine Worte beständig an Bauern richtete, trug nur dazu bei, ihn in den Augen dieser Menschen noch interessanter zu machen. Außerdem war das Thema der Unterhaltung ihnen allen so fremd, seine Äußerungen daher so neu und überraschend, daß er ihnen unwillkürlich Respekt abzwang.

Sogar die beiden jungen Leute unterbrachen immer häufiger ihr Flüstern, um ihm zuzuhören, wenn er sprach, und der Sportsmann zwinkerte Frau Hassing einmal zu, als wolle er sagen:

»Du hast übrigens recht, Tante ... der Mann hat wirklich Still!«

Dahingegen war Fräulein Ragnhild offenbar verstimmt. Sie saß zurückgelehnt auf ihrem Stuhl und ihre langen spitzen Finger spielten immer nervöser mit einigen Brotkrumen aus dem Tischtuch.

Emanuel blieb auf die Dauer nicht unbeeinflusst von der wachsenden Aufmerksamkeit, die er mit seiner Rede erregte. Er hatte in einem Augenblick des Selbstvergessens – ohne an seine Ablehnung draußen auf dem Felde zu denken – ein Glas Wein getrunken, und sein Ton wurde immer ungezwungener. Er formte seine Sätze mit einer Leichtigkeit, über die er sich selber wunderte, und drückte sich überhaupt mit einer Bestimmtheit aus, die ihm ganz ungewohnt war.

Auf einmal entstand eine Unruhe am Tische. Ausgehend von seiner schon ziemlich herausfordernden Lobpreisung der Hochschulen und des Geistes, der von ihnen auf die

ländliche Bevölkerung übergegangen war, brachte Emanuel plötzlich die Rede auf den augenblicklichen großen Kampf zwischen der Regierung und dem Volke.

Alle sahen ängstlich zu Onkel Joachim hinüber, dessen Kopf wieder purpurrot geworden war und anschwellte wie ein Ballon, der gefüllt wird.

»Gestatten Sie mir, Verehrtester!« explodierte er schließlich, indem er nach Gewohnheit schwerhöriger Leute eine Hand – eine höchst unaristokratische Faust mit langen, roten Haarbüscheln in der Mitte aller Fingergelenke – hinter das Ohr legte. »Ich höre, Sie sind ein eifriger Bewunderer dieser sogenannten Volksfreiheit, mein Herr, und dieses ... sogenannten ... allgemeinen Stimmrechts, ich bitte Sie! Da werden Sie mir vielleicht gestatten, Verehrtester, Ihnen ein Beispiel anzuführen, das Sie sehr wahrscheinlich auf andere Gedanken bringen wird. Ich brauche nur ein einziges Beispiel anzuführen, um Ihnen klar zu machen, wie verwerflich, ja geradezu verderblich dieses ... ich bitte Sie ... dieses sogenannte allgemeine Stimmrecht für die Zukunft und die Wohlfahrt des Landes ist.«

Frau Hassing sandte ihrem Mann einen Blick zu, um ihn zu veranlassen, Onkel Joachim zum Schweigen zu bringen. Aber der Doktor, der hinter seinem korrekten und würdigen Äußeren einen großen jugendlichen Schelm barg, tat, als sähe er es nicht. Er fand, es könne ganz unterhaltend werden, Zeuge von einem kleinen Duell zwischen den beiden kampflustigen Herren zu sein.

»Ich gestatte mir also – ganz kurz – Ihnen folgendes vorzutragen,« fuhr der Jägermeister fort. »Ich hatte einmal ... vor einiger Zeit, hm ... einen Kuhhirten ... einen Kuhhirten, verstehen Sie! Im übrigen ein sehr nüchterner und ordentlicher Mensch, aber gänzlich unwissend, selbst der elementarsten Kenntnisse bar. Wenn ihn jemand gefragt hätte ... wieviel zum Beispiel dreimal sechs sind, so würde er wahrscheinlich zwölf oder vierzehn geantwortet haben. Ich bitte Sie! ... oder wenn ihn jemand gefragt hätte, wie zum Beispiel die Hauptstadt in Deutschland heißt, so würde er zweifellos Skelskör geantwortet haben ... das war nämlich die einzige Stadt, die er außer Kopenhagen und Roskilde kannte. In bezug auf die Gesetzgebung wußte er ebenso genau Bescheid über das, was in unserem ... sogenannten ... Grundgesetz steht, wie über das, was in den türkischen oder chinesischen Gesetzen steht! Nun erlaube ich mir zu fragen,« fuhr er mit steigendem Selbstgefühl fort, als er an dem allgemeinen Schweigen merken konnte, daß er angefangen hatte, Erfolg zu haben. »Ist es wirklich Ihre Absicht, Verehrtester, daß eine solche Person ebensoviel Einfluß auf die Leitung der inneren wie der äußeren Angelegenheiten des Reiches haben soll, wie ein Mann, wie ... wie zum Beispiel unser verehrter Wirt, Herr Dr. Hassing? Ich bitte Sie!«

Er warf sich mit einer einladenden Handbewegung in den Stuhl zurück, kreuzte die Arme über der Brust und wartete in dieser Stellung siegesgewiß Emanuels Antwort ab.

Emanuel hatte die größte Lust, dem Jägermeister überhaupt nicht zu antworten, denn seine ganze Persönlichkeit erschien ihm nicht gerade zu einem ernsten Meinungs-austausch einladend. Da er aber die Spannung merkte, mit der auch die anderen zu ihm hinsahen, um seine Antwort zu hören, sagte er:

»Ich glaube, daß der besagte Kuhhirte, trotz aller vermeintlichen Unwissenheit, nicht nur das gleiche Recht, wie Herr Dr. Hassing hätte genießen sollen, sondern – falls ihm volle Gerechtigkeit widerfahren wäre – vielleicht vielmehr das doppelte.«

Die Antwort kam mit einer solchen Zuverlässigkeit der Überzeugung und Klang dabei so paradox, daß man unwillkürlich lauten Einspruch erhob.

»Aber das können Sie doch unmöglich meinen,« sagte selbst Frau Hassing, während sich Onkel Joachim zu seiner Schwester herabbeugte und mit einer Stimme, die er offenbar selbst für Flüstern hielt, ihr ins Ohr schrie: »Was sagt er? was sagt er?«

»Ich wollte meinen, daß die Sache doch ganz einfach und einleuchtend ist,« fuhr Emanuel fort, von dem Widerstand, den seine Äußerungen hervorriefen, noch beredter gemacht. »Warum soll denn die Geburt eines Mannes für sein Verhältnis zum Staat bestimmend sein? Daß ein Mensch in Armut geboren ist, kann ein Unglück für ihn werden, und es ist weit eher ein Grund vorhanden, ihm dafür eine Genugtuung zu verschaffen, als das Gegenteil. Und was seine vorgebliche Unwissenheit oder vielmehr seinen Mangel an Schulbücherkenntnissen anbetrifft – ja, der bedeutet doch eigentlich nur, daß der Staat nicht genügend auf seine Ausbildung hat verwenden wollen ... aber deswegen ist doch kein Grund vorhanden, ihn stets stiefmütterlich zu behandeln; im Gegenteil!«

»Ja, aber Sie müssen doch wirklich einräumen –« begann Doktor Hassing.

Emanuel aber hörte nur seine eigenen Worte und fuhr fort:

»Die Sache hat außerdem noch eine andere Seite. Ich setze den Fall, daß eine Entscheidung in irgendeiner großen allgemeinen Frage bevorstünde, zum Beispiel über Krieg oder Frieden ... die Frage steht ja wirklich ringsumher in Europa auf der Tagesordnung. Nun muß mir doch jeder Mensch recht geben, daß für einen Mann in Dr. Hassings Stellung der Ausbruch eines Krieges – vom ökonomischen Gesichtspunkt aus – keine wesentlichen Veränderungen in seinen Lebensbedingungen zur Folge haben würde. Ich meine, er braucht sich aus dem Grunde keine Entbehrungen irgendwelcher Art aufzuerlegen, gar nicht zu reden davon, daß er nichts für die Zukunft zu befürchten hat ... ich rede hier ja gar nicht von den viel tieferen Gefühlen, die ein solches Ereignis natürlich hervorrufen wird, von denen man aber annehmen kann, daß sie bei allen die gleichen sind. Dahingegen behaupte ich, daß der Ausbruch eines Krieges für einen armen Arbeiter etwas ganz anderes und weit mehr bedeutet. Es bedeutet in vielen Fällen seine völlige Verarmung. Seine Arbeit stockt, der Handel, der Fabrikbetrieb usw., alles steht still. Zugleich werden die Lebensmittel teurer, die Steuern werden erhöht ... und nicht genug damit: seine jungen Söhne, die ihm eine Stütze im Alter sein sollten, werden gegen den Feind geschickt, werden vielleicht erschossen oder zu Krüppeln gemacht. Das heißt, sie belasten in Zukunft die Familie als neue und schwere Bürde. Und einen solchen Mann, dessen Gegenwart und Zukunft so schrecklich bedroht ist, den sollte man nicht um Erlaubnis fragen, nicht zweimal um Erlaubnis fragen? ... Aber gerade so stellt sich ja das Verhältnis in fast allen Fällen. Stets werden die Kleinen und die Armen am meisten unter dem Druck der schlechten Zeiten leiden; deswegen ist es wohl nicht mehr als billig, daß man ihnen in erster Linie die Entscheidung überläßt. Wenn wirklich von Gerechtigkeit die Rede sein soll, so sollten weder diejenigen, die am meisten wissen, noch diejenigen, die am meisten besitzen, noch diejenigen, die am meisten genießen, den größten Einfluß auf die Leitung eines Landes haben ... sondern dahingegen diejenigen, die am meisten ausgesetzt sind. Von dem Gesichtspunkt sehe wenigstens ich die Sache an.«

»Aber dann sind Sie ja beinahe ... dann sind Sie wohl im Grunde Sozialdemokrat!« meinte Frau Hassing; sie hatte den Finger unter das Kinn gelehnt und sah gedankenvoll zur Decke empor.

»Darauf kann ich wirklich keine ganz bestimmte Antwort geben,« entgegnete Emanuel, der abermals in Gedanken ein Glas Wein ausgetrunken hatte. »Wenn die Anschauungen, die ich hier geäußert habe, sozialdemokratisch sind – nun ja, dann bin ich Sozialdemokrat. Ich schrecke nicht vor der Benennung zurück!«

»Was sagt er? ... Sagt er Sozialdemokrat?« stotterte der Jägermeister und beugte sich wieder über die Schwester herab, deren Aufgabe es überhaupt zu sein schien, an seinem Ohr zu hängen, gleich einem lebenden Hörrohr.

»Aber Sie müssen doch wirklich zugeben, Herr Pastor,« nahm jetzt der Doktor das Wort, – »daß das Volk so im allgemeinen in vielen Fällen gar nicht weiß oder imstande ist, sich ein Urteil darüber zu bilden, was zu seinem eigenen Besten dient. Dazu sind doch in vielen Fällen Voraussetzungen erforderlich – Kenntnisse, Erfahrungen usw. – die zum Beispiel einem Arbeitsmann auf dem Lande ganz abgehen. Natürlich gibt es viele ausgezeichnete Ausnahmen, das werde ich, weiß Gott, nie bestreiten – aber ganz im allgemeinen kann man doch gewiß sagen, daß das Volk z. B. unsere große Bauernbevölkerung als ein großes, unerfahrenes – vielleicht zurzeit auch ein wenig unregierliches – Kind zu betrachten ist, das sich nur selbst in allerlei Unglück stürzen würde, falls man es ganz seiner eigenen Urteilskraft überließe. Finden Sie nicht doch, daß ich recht habe?«

»Ich weiß nicht, warum man dies Mißtrauen zu den Bauern gefaßt hat,« entgegnete Emanuel. »Unsere Geschichte flößt es uns doch nicht ein. Im Gegenteil, sie lehrt uns, wie ganz unberechtigt es ist. Es wird sich nicht ein einziges Beispiel nachweisen lassen, wo man, indem man den Wünschen der niederen Klassen nachkam und ihren Rat befolgte, den Staat auch nur der geringsten Gefahr ausgesetzt hätte. Dahingegen kann man ein Beispiel über das andere dafür anführen, daß man – trotz der Warnungen des Volkes – unser Vaterland von einem Unglück ins andere gestürzt hat. Aber nicht genug damit! Ich wage es, zu behaupten, daß alles, was unser Land an Tüchtigkeit, Unternehmungslust, Fleiß und Ausdauer besessen hat und noch besitzt, ursprünglich und ausschließlich aus unserem Bauernstande her stammt. Es läßt sich historisch nachweisen, daß es sowohl in der Vergangenheit wie in der Jetztzeit kaum eine einzige große Begabung, nicht eine einzige Persönlichkeit gibt, die durch Geist und Tatkraft über ihre Mitwelt auftrug, ohne daß man nicht, wenn man nur einige Generationen zurückgeht, auf Bauern in der Familie gestoßen wäre! ... Dahingegen wird man kaum eine einzige hervorragende Kapazität finden, die durch Generationen hindurch ihre Wurzel in den sogenannten höheren Schichten gehabt hat. Der Fleiß, die Genügsamkeit und die zähe Ausdauer unseres Bauern sind das Erbteil aller unserer tüchtigen Männer gewesen ... so war es in der Vergangenheit, und so ist es noch heute und diesen Tag. Jahr für Jahr schickt das Land frische unternehmungslustige Kraft in die Städte hinein ... und jedes Jahr speien diese dafür eine Schar hinwelkender, geistig und körperlich heruntergekommener Menschen aus, die das Landleben und die Landluft wieder auf die Beine bringen soll. Es ist ganz dasselbe Verhältnis wie mit unserer guten, geduldigen dänischen Erde, die jahraus, jahrein ihr nährendes Korn »zwischen die roten Dächer« hinsendet ... und den Dünger wieder zurückerhält.«

Er hatte mit zunehmender Kraft und Leidenschaft gesprochen. Freilich war seine Begeisterung allmählich ein wenig bewußt geworden, aber er nahm sich gut aus, wie er so da saß mit seinen rotblonden Haarlocken und dem blonden Bart, warm vom Reden und vom Wein und von seiner ernsten Überzeugung. Es war wirklich etwas von einem prophetisch verkündeten Ausdruck in sein Gesicht gekommen, und das starke Licht des Zimmers hatte einen kleinen goldenen Stern in seinen himmelblauen Augen entzündet.

Auf seine Rede folgte ein kurzes Schweigen. Es ward durch den Doktor unterbrochen, der sich an Fräulein Ragnhild wandte und sagte:

»Nun, was sagen denn Sie, Fräulein Tönnesen? Wollen nicht auch Sie uns Ihren Beitrag zur Diskussion geben?«

Sie erhob sich gleichsam mit einer kleinen Anstrengung aus ihrer zurückgelehnten Stellung und sagte:

»Ich halte es mit Pastor Hansted.«

»Wie ...? Sie auch?« rief man ringsumher aus, während Onkel Joachim, nachdem er sich ihre Worte von der Schwester hatte wiederholen lassen, mit einem »hat man je so etwas –« die Hände über dem Kopf zusammenschlug.

»Ja, ich gestehe es. Ich bin ebenfalls der Ansicht, daß in einem Lande wie dem unserigen, mit seinem langen dunklen Winter und seinen übrigen harten Lebensbedingungen für die Bewohner ... daß in diesem, unserem lieben Heimatslande, das vielleicht ebenso wie der übrige Norden niemals hätte zivilisiert werden, sondern wie eine Art großes Grönland hätte daliegen sollen, wohin man zur Sommerszeit hinaufreiste, um zu fischen und zu jagen ... Ja, was wollte ich denn eigentlich sagen?«

Sie sah sich mit einem erkünstelten Lächeln um.

»Ja, jetzt weiß ich es. Nur das ... daß es in einem solchen Lande, wie Herr Hansted das ganz richtig andeutete – ganz naturgemäß hauptsächlich auf die starken Schultern und die breiten Stirnen ankommt. Wie Herr Hansted ebenfalls vollkommen richtig bemerkte, lehrt uns die Geschichte, daß gerade hier in Dänemark sehr schnell alles verfriert und verweht, was nicht vierzig Zoll über der Brust und zwanzig zwischen den Ohren mißt. Ich gebe Pastor Hansted vollständig recht, wenn er behauptet, daß wir Ärmsten eigentlich von Bauers Gnaden leben ... davon habe ich selbst stets eine lebhaft empfindung gehabt.«

Auch nach diesen Worten entstand eine kleine Pause. Man war nicht ganz klar darüber, was als Ernst und was als Ironie aufzufassen sei. Nur der Doktor spürte Gewitter in der Luft und hielt es für ratsam, beizeiten aufzubrechen.

»Darf ich Sie dann bitten, fürlieb zu nehmen!«

Man erhob sich und sagte einander gesegnete Mahlzeit.

Auch Fräulein Ragnhild und Emanuel begegneten sich und reichten einander die Hand.

»Mein aufrichtiges Kompliment, Herr Pastor!« sagte sie mit erzwungener Lustigkeit. »Das muß ich Ihnen lassen ... Sie haben sich wirklich zu einem schlagfertigen Redner ausgebildet.«

* * *

In dem salonartigen Wohnzimmer waren ringsumher auf kleinen Tischen und Konsolen schleierbehängte Lampen aufgestellt, die den Raum in einem angenehmen Halbdunkel ruhen ließen, so recht geeignet zu friedlicher Ruhe in den großen, samtüberzogenen Lehnstühlen. Nach der glasüberdeckten Veranda, einem ganzen kleinen Wintergarten voller Palmen und hochstämmiger Pflanzen, war eine Flügeltür geöffnet, und hier hindurch hatte man wieder eine Aussicht auf den etwas niedriger gelegenen Garten. Man konnte von dem Zimmer aus einen Rasenplatz mit einer steinernen Vase, einige Rosensträucher und ein paar hohe Pappeln sehen, alles in den bleichen Mondnebel der Sommernacht wie in einen silbernen Flor gehüllt.

»Jetzt sind Sie so liebenswürdig und spielen uns ein wenig vor, Fräulein Tönnesen,« sagte der Doktor. »Ich denke, wir sind uns alle darüber einig, daß die Gemüter es nötig haben, ein wenig in Ruhe gelullt zu werden.«

»Herzlich gern,« antwortete Fräulein Ragnhild, »wenn ich nur etwas auswendig wüßte!« fügte sie nach einer Weile am Klavier hinzu, wo sie auf Virtuosenweise stand und ihre gefalteten Hände bog, um die Finger geschmeidig zu machen.

Emanuel hatte sich in einen großen Lehnstuhl der Verandentür gegenüber gesetzt; es war nicht recht nach seinem Sinn, daß musiziert werden sollte. Er war noch zu sehr erfüllt von der Unterhaltung bei Tische und hätte sie am liebsten jetzt, wo er in Stimmung war, fortgesetzt.

Währenddessen hatten auch die anderen ringsumher im Zimmer Platz genommen und es sich in den breiten Stühlen bequem gemacht. Nur Onkel Joachim war bei einer Weinkaraffe im Eßzimmer sitzen geblieben, wo man eine Weile hörte, wie er sich seiner Schwester gegenüber Luft machte ... bis Frau Hassing, als Fräulein Ragnhild ihren ersten Akkord anschlug, hinging, die Tür öffnete und mit einem »St« ihn zum Schweigen brachte.

Fräulein Ragnhild begann ihr Spiel mit ein paar kräftigen Läufen, die Tasten hinauf und hinunter, als wolle sie die Luft im Zimmer reinigen. Dann saß sie einen Augenblick unbeweglich mit beiden Händen im Schoße da, in einer Stille, in der man die Musik schon aus der Ferne zu hören vermeinte.

In dem finstersten Winkel des Zimmers hatte das kleine Fräulein Gerda sich verkrochen.

Es war im Laufe des Abends eine merkwürdige Veränderung mit dem vorher so munteren jungen Mädchen vor sich gegangen; sie war auffallend still, fast feierlich geworden. Für die Galanterien des Veters hatte sie sich während der Mahlzeit mehr und mehr unzugänglich gezeigt, wohingegen sie mit wachsender Aufmerksamkeit Emanuel angehört und angesehen hatte, sobald er sprach.

Auch jetzt saß sie da und starrte ihn unverwandt mit großen staunenden Augen an. Sie saß vornübergebeugt, die Ellenbogen auf den Knien. Der dunkelrote Schein einer in der Nähe stehenden Lampe beleuchtete ihr Gesicht und die gefalteten Hände, auf die sie ihr Kinn stützte; die übrige Gestalt machte der Schatten undeutlich. In jedem ihrer Züge sah man deutlich die Familienähnlichkeit mit Frau Hassing; sie hatte ganz deren

madonnenhaftes Oval des Gesichts; die weichen Linien des Mundes und des Kinnes verrieten dasselbe schwärmerische Bedürfnis, sich hinzugeben, aber die Nase war kräftiger, die Rundung des Kinnes fester, und es schwelte ein Feuer erwachender Leidenschaft in den samtbraunen Augen, über denen die dunklen Brauen sich wie ein Paar Flügel abzeichneten, die sich zum Fluge aufschwingen.

Als das erste Musikstück beendet war und während zwischen Fräulein Ragnhild und dem Doktor einige Bemerkungen über den Komponisten gewechselt wurden, erhob sie sich vom Stuhl und schlich langsam an der Wand entlang zu Frau Hassing, die in dem entgegengesetzten Ende des Zimmers saß.

»Tante,« flüsterte sie ihr ins Ohr, »ist es wirklich wahr, daß er mit einem Bauernmädchen verheiratet ist?«

»Ja, mein Kind.«

»Mit einem richtigen Bauernmädchen?«

»Ja, mein Kind,« wiederholte Frau Hassing und streichelte ihr die Wange.

Sie blieb einen Augenblick stehen, die Hand auf der Rücklehne von der Tante Stuhl. Dann schlich sie, als Fräulein Ragnhild ein neues Musikstück begann, denselben Weg zurück, den sie gekommen war und setzte sich wieder hin, um zu Emanuel hinüberzustarren.

In einiger Entfernung von ihr saß der Vetter, der sich die ganze Zeit bemühte, durch Zeichen ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Aber sie tat, als sehe sie es nicht; und als er einmal in seiner Ungeduld versuchen wollte, sie mit einem langstieligen Federbüschel zu erreichen, den er in seiner Nahe gefunden hatte, sandte sie ihm einen so blitzenden Blick zu, daß er vor Überraschung fast vom Stuhl heruntergewippt wäre.

Emanuel schenkte der Musik anfänglich keine sonderliche Beachtung: das erste Stück war eine moderne, schwer aufzufassende Komposition gewesen, die in seinen Ohren ganz wie ein Katzenkonzert klang. Er hatte sich in den Stuhl zurückgelehnt und sich ganz seinen eigenen Betrachtungen überlassen. Sein Blick war durch das Zimmer geglitten, über die Bilder an den Wänden und einige weiße Statuetten auf Eckpedestalen ... und währenddes hatte eine schwere Schläfrigkeit sich auf ihn herabgesenkt.

Es war schon lange über seine gewöhnliche Schlafenszeit, und die Dämmerung des Zimmers, die vielen neuen Eindrücke des Tages, die Erschlaffung nach all der geistigen Anstrengung, wie auch die Wirkung des beim Abendessen genossenen Weins, machten ihn matt und schwer.

Aber allmählich fing er an zu lauschen. Bekannte Töne drangen an sein Ohr ... brausende, feierliche Harmonien, die gleichsam aus weiter Ferne zu ihm kamen. Er wußte lange gar nicht, wo er sie hinbringen sollte, verstand ebensowenig die starke Gemütsbewegung, in die sie ihn versetzten. Er fühlte sich wie gefangen unter einem Zauber. Sein Blick fiel durch die Verandentür – und die bleiche, feierliche Sommerlandschaft da draußen mit der großen steinernen Vase und den schwarzen, Zypressen ähnlichen Pappeln erschien ihm im selben Augenblick wie eine Verkörperung von Fräulein Ragnhilds Musik. Da erkannte er den Chopinschen Trauermarsch, das Lieblingsstück seiner Schwester, das er sie in seinen Jugendtagen

so oft daheim in der Dämmerstunde hatte spielen hören ... und im selben Augenblick war es, als wenn sich die Umgebung verwandelt habe. Es war nicht mehr Doktor Hassings Wohnzimmer, sondern das Heim seiner eigenen Kindheit, in dem er sich befand! Es war seine eigene Schwester Betty, die dort auf dem Sessel zwischen den beiden brennenden Lichtern des Klaviers saß und mit anmutigen Bewegungen die weißen Hände über den Tasten hob und senkte. Wie ein im Bann der Berge Gefangener, der die fernen Glocken seines Heimatdorfes läuten hört, saß er mit noch halbschlummerndem Bewußtsein da und ließ das Auge auf diesen weißen, schönen Schattenhänden ruhen; und als sie während einer Pause im Musikstück von den Tasten genommen und in den Schoß gesenkt wurden, glitt sein Blick unwillkürlich über Fräulein Ragnhilds schlanke Arme hinauf und gab sich der Betrachtung ihres Nackens hin, aus dem das eichhörnchenrote Haar in die Höhe gestrichen war, um in eine Schnecke über dem Scheitel zusammengefaßt zu werden. Er saß eine Weile bewundernd da, versunken in den Anblick dieses Nackens und dieses Haars, folgte in Gedanken den Linien des Halses aufwärts und entzückte sich an ihrem linken Ohr, dessen seine durchsichtige Knorpel von dem dahinterstehenden Klavierlicht einen korallenroten Schimmer bekam. Aber plötzlich erwachte er zum Bewußtsein ... Mit schamvoller Verwirrung strich er sich mit beiden Händen durch das Haar und, sobald das Musikstück beendet war, stand er auf. Er fühlte sich nicht wohl; er wollte nach Hause.

Ziemlich Hals über Kopf verabschiedete er sich und befand sich wenige Augenblicke später draußen auf dem Wege.

Aber auch hier draußen war der Zauber nicht gleich gehoben, obwohl er mit starken, hastigen Schritten ging, gleichsam getrieben von dem unruhigen Pochen seines Herzens. Die Töne der Musik fuhren fort, ihn auf dem schlangengewundenen Wege zu verfolgen ... er war nicht wieder er selber, bis er über die Gemeindegrenze kam und die dunklen Massen der heimischen Hügel sich hoch von dem schon schwach leuchtenden Horizont abheben sah.

Währenddes hatte er drinnen im Wohnzimmer des Doktors das Thema einer lebhaften Unterhaltung gebildet. Onkel Joachim war hereingekommen und hatte Erlaubnis erhalten, sich offen auszusprechen, – was er im reichsten Maße ausnutzte. Frau Hassing sang Emanuels Lob und selbst der Doktor mußte einräumen, daß er wirklich »ein höchst eigentümlicher und keineswegs unbegabter Mensch sei.«

Fräulein Gerda saß unbeweglich in ihrem Eckstuhl, stumm und geistesabwesend, – in Träume verloren.

Auch Fräulein Ragnhild verhielt sich ziemlich schweigend; sie hatte nun auch eigentlich keinen Grund, sehr zufrieden mit diesem Abend zu sein. Es war nämlich nicht so ganz unwahr, was sie zu Emanuel gesagt hatte, daß sie während der verstrichenen Jahre oft gewünscht hatte, ihm wieder zu begegnen, ja, die Aussicht, daß sich dieser Wunsch erfüllen möge, hatte sie hauptsächlich beschäftigt, als sie ihrerzeit Frau Hassings Einladung annahm, und sie hatte es während ihres Aufenthalts hier geschickt verstanden, alle Ausflüge an den Vejlbys Strand zu dirigieren, in der Hoffnung, Glück zu haben und ihm zu begegnen.

Es war nicht ausschließlich weibliche Neugier, die sie hier hinausgetrieben hatte. Sehr bald nach ihrer Trennung war ihr klar geworden, daß das Interesse, das sie für den

damaligen Kaplan Hansted empfunden, sich nicht auf einem so ganz ungemischtem Freundschaftsgefühl gründete, wie sie geglaubt hatte, sondern, daß während des Zusammenlebens mit ihm wirklich ein Hauch von Liebe über ihre Seele hingegangen war. Sie hatte sich seither in der Erinnerung daran oft entwürdigt gefühlt. Das Bewußtsein, verschmäht zu sein – sogar von einem Manne, der sich mit einer Bauertochter verheiratet hatte – peinigte die stolze Propstentochter fast wie die Erinnerung an einen Fehltritt. Sieben lange Jahre hatte sie einen tiefen Haß gegen Emanuel genährt, und die Erinnerung an die erniedrigende Abreise ihres Vaters aus dem Vejlbyer Pfarrhause – die den alten Mann tiefer verletzt hatte, als irgend jemand ahnte und die im Grunde die eigentliche Ursache zu seinem Tode geworden war – hatte nicht dazu beigetragen, diesen Haß zu besänftigen. Auch hatten die vielen Triumphe, die die Bauern in den vergangenen Jahren auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens gefeiert, ihren Sinn gerade nicht milder gestimmt. Sie verabscheute den Bauer und alles, was nur nach Erde roch, aufrichtiger denn je zuvor. Selbst über die neuere Literatur war sie empört, einzig und allein wegen ihrer Naturbeschreibungen und Verherrlichung des Volkes, und sie ging nie mehr auf die Charlottenburger Ausstellung, weil sie fand, daß auch alle Künstler sich in Motive aus dem Stall und vom Dunghaufen verliebt hatten. Ja, selbst im Theater hatte sie keinen Frieden mehr; dort saßen Reichstagsabgeordnete auf ihren Freiplätzen im Parkett und spien an die Erde.

Doch nichts hatte sie so empört wie das viele Reden über den bevorstehenden Ministerwechsel, das man in den letzten Jahren überall gehört hatte. Man hatte wirklich allen Ernstes davon gesprochen, daß jetzt die Bauern an das Ruder kommen sollten. Man hatte geradezu einen ehemaligen Dorfschulmeister als kommenden Konseilpräsidenten genannt. Selbst Leute, die sich gar nicht mit dem Zustand der Dinge aussöhnen konnten, hatten kopschüttelnd gesagt, daß »jetzt kaum etwas anderes zu machen sei«. Sie verstand es nicht. Hatte man denn nicht immer gewußt, daß die Bauern hierzulande in der Mehrheit waren? Warum denn plötzlich diese Unterwerfung? »Die Bauern sind ja doch auch Menschen«, hatte sie beständig als Antwort auf ihre Einwendungen gehört. Aber das war es ja gerade, was sie nicht waren! Vielleicht waren sie es infolge der Naturgeschichte nach der Anzahl der Backenzähne und Darmwindungen. Aber ein Hirte auf dem Felde stand dessenungeachtet dem Schaf und der Kuh viel näher, als einem nur mittelmäßig begabten Intelligenzmenschen. Und man dachte doch noch nicht daran, dem Schaf oder der Kuh Stimmrecht zu geben! – Wie hatte sie nicht auch gejubelt, weil nun endlich Männer erstanden waren, die Mut und Mannesherz besaßen, um das alte Herrscherrecht des Menschen über die Erde hervorzuheben und dies Bauern-Koboldgeliichter wieder in die Dunghaufen zurückzubannen, wohin sie gehörten!

Das Herz von dieser Wonne erfüllt, hatte sie denn auch gehofft, den ehemaligen Kaplan des Vaters jetzt wiederzusehen. Jetzt, wo die Zeit der Torheiten vorüber war, brannte sie vor Ungeduld, über denjenigen zu triumphieren, der ihren Vater und sie selbst gedemütigt hatte, und sich von dem Schamgefühl zu befreien, das die Erinnerung an ihr Zusammenleben während aller dieser Jahre in ihr wachgehalten hatte. Aber nach dieser Richtung hin hatte die Begegnung mit Emanuel ihr keineswegs die erhoffte Befriedigung gewährt.

In ihrem Verdruß hierüber sagte sie vor allen andern Gutenacht, indem sie ihren Aufbruch mit Kopfschmerzen entschuldigte; und gegen ihre Gewohnheit bat sie an diesem Abend Frau Hassing nicht, sie auf ihr Zimmer zu begleiten, um noch ein wenig unter vier Augen mit ihr zu plaudern. Lange saß sie in ihrem weißen Frisiermantel vor dem Spiegel, die Hände im Schoß gefaltet, und vergaß ihr Haar zu lösen. In den Stuhl zurückgelehnt, sah sie mit einem erstarrten Ausdruck von Zorn vor sich hin. Plötzlich fing sie an zu frieren. Eine dumpfe Angst beschlich sie ... Was für eine Macht war es doch, die dieser Mensch über sie besaß?

Müde und verwirrt von den Ereignissen des Tages langte Emanuel wieder im Vejlbyer Pfarrhause an, wo sein Ausbleiben übrigens keine Verwunderung hervorgerufen hatte. Hansine fragte ihn nicht einmal, wen er besucht habe; sie war daran gewöhnt, daß er sich von den Freunden festhalten ließ, bei denen er zufällig hineinschneite, und daß er dann im Laufe der Unterhaltung Ort und Zeit völlig vergaß.

Erst am nächsten Morgen erzählte Emanuel ihr, wo er gewesen war und wen er getroffen habe ... und damit hätte er am liebsten einen Strich durch die ganze Sache gemacht. Er war mit der Empfindung eines schlechten Gewissens erwacht, und je mehr von den Begebenheiten des Abends in seiner Erinnerung auftauchten, um so unzufriedener wurde er mit sich selbst. Nach der Morgenandacht ging er in sein Zimmer, schloß seine Tür und stellte sich an ein staubiges Pult, das in einer der Fensterecken stand. Den Kopf in seine Hand gestützt, sagte er reuig aber kindlich vertrauensvoll:

»Vater! Bist du erzürnt auf mich? Ich weiß es wohl, schlecht und eitel habe ich die Arbeit ausgeführt, die du mir zu tun gabst. Aber du wirst langmütig sein! Du wirst mich nicht verstoßen. Prüfe mich – prüfe mich von neuem, ich bitte dich, Vater! – bis ich nicht mehr strauchle!«

Der Besuch bei Doktor Hassings erhielt übrigens die Bedeutung für ihn, daß er ihn über den Zustand von Schaffheit hinwegbrachte, die ihn solange gefangen gehalten hatte; er verlieh ihm geistige Schwungkraft, endlich über den toten Punkt hinwegzukommen, in dem er sich seit dem Begräbnistage des Buben befunden hatte. Am Sonntag predigte er wieder mit einer Wärme der Überzeugung, so daß seine – übrigens nicht zahlreichen Zuhörer – ganz hingerissen von seinen Worten waren und sich nach dem Gottesdienst vor der Kirchentür versammelten, um ihm die Hand zu reichen und ihm zu danken. Der Text des Tages war der Bericht des Evangelisten Marcus über Christus, der das Volk in der Wüste mit fünf Broten und einigen Fischen speiste. Seiner Gewohnheit gemäß machte er erst das Ereignis selbst seinen Zuhörern anschaulich, malte ihnen poetisch die feierliche Stille der Wüste, ihren ewig blauen Himmel und die zerklüftete Felslandschaft aus, auf die die Sonne ihre brennenden Strahlen herabwarf. Dann fuhr er fort:

»Und dann ist da dies mit den fünf Broten und den kleinen Fischen, das zu allen Zeiten ein Gegenstand für die Spötteleien der Zweifler gewesen. Ihr Toren, sagen sie, viertausend Menschen mit einem Arm voll Armeleutekost zu sättigen und doch noch fünf Körbe voll übrig zu behalten, das ist ja Tollhausgerede! Ja, so sagen diese armen Menschen, die keinen anderen Hunger kennen und kennen wollen als den, der den Magen knurren macht. Aber wir, die wir wissen, was es heißt, daß der Geist hungert, und daß die Seele dürstet – ach, wir verstehen das alles so gut. Wir haben alle diese

Augenblicke der Schwachheit und Mutlosigkeit gekannt, in denen wir meinten, daß alles um uns her zur Wüste würde, und wir erblickten keine lezende Quellen, und wir glaubten, daß nicht alle Schätze des Himmels und der Erde den Hunger unserer Seele würden stillen können ... Und dann geschieht da nur ein einziges, kleines, unerwartetes Ereignis, oder wir hören eines Tages ein gutes, kleines Wort, in das der liebe Gott seinen Segen gelegt hat, und gleich grünt wieder alles vor unseren Augen und unserem Herzen ... ach, es füllt sich, es zerspringt fast vor Hoffnung und Wonne, so daß wir nicht allein selbst völlig satt werden, sondern auch noch mit vollen Händen davon austeilen können! Ja, Freunde, solche Augenblicke der Schwachheit kennen wir alle. Und wenn ich nun meine Meinung sagen soll, so finde ich, daß so ein Schlaf der Erschlaffung augenblicklich auf allen den guten Leuten hier bei uns lastet. Überall hört man mutlose Stimmen sagen: Was kann das alles nützen? Wir kämpfen für die Wahrheit und die Gerechtigkeit hier auf Erden, aber wir sehen nur das Unrecht und die Lüge und die Willkürlichkeit besser und besser um uns her gedeihen. Laßt uns entsagen, laßt uns zurückkehren zu der Ägypter-Knechtschaftsjoch, zu ihren Fleischtöpfen. Und die Versuchung, die dem Zweifel auf den Fersen folgt, wie sein Schatten, stimmt mit ihrem sanften, lieblichen Schlangengeflüster ein: Ja, knie nur nieder und ich will dir alle Herrlichkeiten der Erde geben! ... Nein, nein! Wir geben nicht verloren! Wir bauen auf den Gott, der den Juden Manna streute und die viertausend Mann in der Wüste mit seinem Segen sättigte. Auch wir sind Gottes auserwähltes Volk, das er begnadigt und zu seinem Werkzeug gemacht hat, und wir wollen ihm dafür danken und ihn lobpreisen! Ja, liebe Brüder und Schwestern, hütet euch vor der Schlange in eurem Herzen, haltet sie nicht für tot, weil sie ihr Kleid gewechselt hat. Sie lauert als Schwachheit selbst hinter eurer stärksten Hoffnung, sie verbirgt sich als Selbstgerechtigkeit sogar in eurem allerdemütigsten Gebet, sie führt uns zum Falle, gerade wenn wir glauben, daß wir aufrecht stehen. Aber wir wollen ihren Kopf mit der eisernen Ferse des Glaubens zermalmen. Wir wollen die Hände falten und mit Mund und Herzen sagen: Vater unser, der Du bist im Himmel, geheiligt werde Dein Name, zu uns komme Dein Reich – –«

Emanuel hatte selbst gefühlt, daß der Geist ihn erfüllte, während er sprach. Als er nach Hause kam, küßte er Hansine auf die Stirn, nahm die kleine Dagny auf seinen Arm und trug sie lobsingend im Zimmer hin und her. Er war seit langer Zeit nicht so freimütig und fröhlich gewesen.

Am Nachmittag machte er den Vorschlag, daß sie zu den Großeltern fahren wollten, die er die ganze Woche nicht besucht habe und nach denen er sich jetzt sehne. Der große Federwagen wurde herausgezogen und Hansine und die Kinder mit ihrem besten Staat geschmückt. Das geschah auf Emanuels ausdrücklichen Wunsch, »weil wir wirklich auch einmal zeigen müssen, daß wir hübsche Kleider haben«; und als er Hansine mit der schwarzen, seidenen Schürze und ihrer kleinen, perlengestickten, seidenen Mütze sah, faßte er sie mit beiden Händen um die Taille und rief aus:

»Ich wette zehn gegen eins, daß es im ganzen Königreich Dänemark keine schönere Pfarrersfrau gibt!«

Als die Uhr vier war, ging er selbst in den Stall hinüber, um die Pferde anzuschirren. Wie er da stand mit einem Kopfzaum in den Händen, kam Sigrid zu ihm hingestürzt, die Augen weit aus dem Kopf und so atemlos von Gemütsbewegung, daß sie kaum sprechen konnte.

»Vater!« rief sie, »da sind zwei gekommen ... zwei Menschen ... feine Damen ... die gingen gleich in die Stube rein.«

Emanuel errötete. Er wußte sofort, daß es Fräulein Tönnesen und eine von den anderen Damen aus Doktor Hassings Haus sein müßten.

»Ist Mutter in der Stube?« fragte er.

»Ja.«

»Das ist gut.«

Er ließ sich absichtlich reichlich Zeit, die Arbeit mit den Pferden auszuführen ... aber sein Herz pochte unruhig. Seine Gedanken galten namentlich Hansine. Was würde sie wohl von diesem Besuch denken? Und wie hatte sie wohl die Fremden empfangen?

Jetzt kam auch Abelone im Sturmlauf über den Hofplatz auf ihren hölzernen Pantoffeln und steckte den ganzen Oberkörper durch die Stalltürklappe:

»Ist Emanuel hier? ... Du mußt schnell hinkommen; da sind zwei Damen gekommen –
–«

»Mein Gott! Wie oft soll ich das denn hören!« unterbrach er sie ungeduldig. »Sigrid hat es mir ja schon erzählt –«

Sie sah ihn verwundert an.

»Das konnt' ich doch nicht wissen. Übrigens hat Hansine mir gesagt, daß ich hierher laufen sollt'.«

Sie wandte sich beleidigt ab und eilte klappernd über den Hofplatz zurück.

In der Halle saß währenddes Fräulein Ragnhild auf einem der Strohstühle am Tische und bemühte sich, eine Unterhaltung mit Hansine zu führen, die in ihrem Lehnstuhl am Ofen Platz genommen hatte und mit ihrer gewohnten Unliebenswürdigkeit Fremden gegenüber sich wenig Mühe gab, ihr Erstaunen über diesen Besuch zu verbergen.

Auf der Bank unter dem Fenster hinter dem Tisch saß der Kuhhirte Sören und kroch zusammen in seiner nicht gerade kleidlichen Sonntagstracht, einem alten, blauen Hausrock mit weißen Säumen und einem brandgelben Halstuch. Mit weit aufgesperrten Augen und offenem Munde starrte er abwechselnd Fräulein Ragnhild und ihre Begleiterin, das junge Fräulein Gerda an.

Fräulein Ragnhild trug eine schwarze Perlenpelerine über einem Promenadenkleid aus graukarierter Seide, dazu einen schwarzen »Capothut« mit hoher, spitzauslaufender Schleife. Fräulein Gerda hatte dasselbe weiße Kleid an und denselben hellblauen Hut auf, den sie neulich bei Emanuels Besuch bei Doktor Hassings getragen hatte.

Das junge Mädchen saß mit den Händen im Schoß ganz auf dem Rande ihres Stuhles, und diese Stellung, sowie ihre glühenden Wangen und der Blick, mit dem sie sich im Zimmer umsah und hin und wieder Hansine und ihre Bauernkleidung betrachtete, verrieten ein starkes Interesse, obgleich sie sich im Grunde sehr ungemütlich fühlte in dem großen unmöblierten Raum, der sie an eine leere Scheune erinnerte, und dabei empfand sie allerlei Krabbeln am ganzen Körper, sobald sie Kuhhirt Sören und seinen Hausrock ansah. Sie hatte Fräulein Ragnhild keine Ruhe

gelassen, bis sie Erlaubnis erhalten, mit ihr hierher zu gehen, und auf dem ganzen Wege von Kyndlöse war sie in einer fieberhaften und erwartungsvollen Spannung gewesen.

Aber als die Tür sich nun öffnete und Emanuel hereinkam, trat ein etwas enttäuschter Ausdruck in ihr Gesicht. Sie hatte durch Doktor Hassing von der merkwürdigen Kittelkleidung gehört, mit der sich Pastor Hansted im Hause zu bewegen pflegte, und er erschien jetzt in ganz demselben hellgrauen, langschößigen Moltonrock und der festzugeknöpften Tuchweste, womit sie ihn neulich gesehen hatte.

»Ja, da haben Sie mich wieder, Herr Pastor!« rief Fräulein Ragnhild aus, indem sie sich erhob. »Es ist freilich mit der Tür ins Haus fallen; aber ihre Frau war so liebenswürdig zu sagen, daß Sie das hier so gewohnt seien. Ich hoffe also, daß wir nicht ungelegen kommen ... Ja, Sie erinnern sich wohl noch meiner kleinen Freundin, Herr Pastor,« fügte sie hinzu und wandte sich nach Gerda um.

Emanuel begrüßte sie beide schweigend und bat sie mit einer gemessenen Handbewegung, wieder Platz zu nehmen.

»Sie haben einen weiten Weg zu gehen gehabt,« sagte er nach einer Weile.

»Ach, nicht so weit, wie Sie wohl meinen,« lachte Fräulein Ragnhild. »Ganz von Kyndlöse hierher zu gehen, das würde sicher meine Kräfte überstiegen haben; aber so schlimm ist es denn auch nicht. Doktor Hassing hatte hier irgendwo in der Nähe einen Krankenbesuch zu machen, und da konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, die Gelegenheit zu benutzen und Ihnen« – hier machte sie eine kleine Verbeugung zu Hansine und zu Emanuel hinüber – »und dem alten Heim meiner Jugend einen Besuch abzustatten. Wir fahren mit dem Doktor bis an den sogenannten »Berg« – so heißt der Ort, glaube ich –, und da sollen wir ihn auch wieder treffen. Es ist wohl wenigstens eine halbe Stunde Weges bis hierher, und ich bin ganz stolz darauf, in der Sonnenhitze so weit gegangen zu sein.«

Sie begann ein wenig nervös über die Gegend und das Neue zu reden, was sie unterwegs gesehen hatte. Sie fand, daß alles so verändert sei, seit sie hier gewohnt hatte; namentlich hatte das Aussehen des Dorfes sie überrascht. »Es ist hier wirklich viel gemütlicher geworden,« sagte sie, und Emanuel, der auf der Bank hinter dem oberen Tischende Platz genommen hatte, erklärte ihr, das komme von den vielen damals abgebrannten Gärten, die im Laufe der Jahre wieder angewachsen und große Bäume bekommen hätten.

Hansine mischte sich nicht in die Unterhaltung, und Emanuel gab sich auch keine Mühe, sie hineinzuziehen. Er wußte eigentlich selbst nicht recht, was ihn bei diesem Besuch bedrückte und warum er beständig glaubte, Hansinens Blick zwischen ihm und Fräulein Ragnhild hin und her wandern zu sehen. Er hatte sich doch wirklich nicht das Geringste vorzuwerfen, und jedenfalls hatte er ihr doch nichts verschwiegen. Er hatte an jenem Morgen, nachdem er zuvor sein Herz vor Gott erleichtert, ihr offen alles erzählt, was sich am Abend zugetragen hatte.

Währenddes saß Fräulein Gerda auf dem Rande ihres Stuhles und warf glühende Blicke zu Emanuel hinüber, während sie selbst von der kleinen Sigrid beobachtet wurde, die in einem rosa baumwollenen Kleid mit einem schwarzen Band um ihr gelbbraunes Haar neben Hansine stand. Das Kind hatte den Kopf und die Arme in den

Schoß der Mutter gelegt, und jedesmal, wenn sie entdeckte, daß Fräulein Gerda sie ansah, verbarg sie ihr Gesicht. Aber gleich nachher guckte ein großes, dunkelblaues, spähendes Auge von neuem über ihren sonnengebräunten Arm hinweg; und sobald sie sich unbemerkt glaubte, hob sie sich auf die Zehenspitzen und flüsterte der Mutter etwas zu.

Hansine nickte zerstreut und strich ihr gleichzeitig liebkosend über das Haar mit einer mütterlichen Zärtlichkeit, wie sie sie ihren Kindern gegenüber nicht oft an den Tag legte.

Die Unterhaltung am Tische drohte jeden Augenblick ins Stocken zu geraten. Es war Emanuel nicht möglich, seine Gedanken zusammenzuhalten. Hansinens vollkommenes Schweigen machte ihn immer nervöser. Außerdem fühlte er sich ein wenig bedrückt durch des Kuhhirten Sören Anwesenheit. Sören hatte immer seine üblen Angewohnheiten gehabt, die man ihm seiner vielen guten Eigenschaften halber nachgesehen hatte; aber es wollte Emanuel scheinen, als habe er nie in dem Maße gekrächt und gespuckt oder so oft hörbar aufgestoßen, wie grade heute.

»Wollen wir nicht einmal in den Garten hinausgehen?« fragte er endlich. »Freilich können wir keinen Mustergarten aufweisen, wie ihn uns Ihr Vater seinerzeit hinterließ ... aber ein wenig Kühlung werden wir auf alle Fälle da draußen finden.«

»Das ist ja herrlich,« sagte Ragnhild.

Sie standen alle auf; Hansine jedoch erst, nachdem Emanuel sie geradezu gefragt hatte, ob sie nicht mitkomme. Nur Kuhhirt Sören blieb sitzen und verschlang bis zuletzt die fremden Damen mit seinen gierigen Augen.

Jetzt steckte Abelone den Kopf zur Küchentür hinein, hinter der sie gestanden und gelauert hatte.

»Sind sie gegangen?«

Sören nickte schweigend, worauf Abelone ganz hereinkam und an das Fenster lief um auszugucken.

»Wenn ich bloß wüßt, was Emanuel mit sonne Frauenzimmer zu schaffen haben will,« sagte sie empört. »Die seh'n ja auch nich' anners aus, wie 'n paar ganz gemeine Dirns.«

* * *

Der erste Eindruck des Vejlbjyer Pfarrgartens war nicht gleich anziehend für alle. Emanuel hatte recht darin, daß nicht mehr sonderlich viel von dem herrschaftlichen Park vorhanden war, den Propst Tönnesen ihnen hinterlassen hatte. Die in alten Zeiten so wohlgepflegten Hecken hatten wilde Schüsse nach allen Seiten ausgebreitet, die Rasenplätze waren über die Gänge hinausgewachsen, und das Gras war mit allem möglichen Unkraut vermischt. Die langen Alleen waren zugewachsen und unter den großen Bäumen lagen herabgewehrte Äste und halbverfaulte Starkasten.

Fräulein Ragnhild und Emanuel, die sich nach Verlauf kurzer Zeit von ihren Begleitern getrennt hatten, waren allmählich in die dichteste Wildnis des Gartens hineingeraten. Emanuel machte angestrengte Versuche, wieder zu den anderen zurückzukommen, oder doch wenigstens in die breite, offene Kastanienallee hineinzulenken, die den

Abschluß des Gartens nach den Feldern zu bildete. Aber Fräulein Ragnhild schien eine ganz besondere Vorliebe für die geheimsten und abenteuerlichsten Wege gefaßt zu haben. Sie ging ein paar Schritte vor ihm und hob mit der linken Hand die Schleppe ihres Kleides ein wenig in die Höhe, so daß man gerade den getollten Rand eines gesteiften Unterrockes und die Absätze von ein Paar eleganten Lackschuhen sehen konnte.

Emanuel hatte eine Unruhe erfaßt, wie er so allein mit ihr aus diesen dunklen, schweigsamen Wegen dahinschritt, die so viele halbvergessene Erinnerungen aus ihren Jugentagen in sich schlossen. Ihn befiel eine Verwirrung, als er nach Verlauf so vieler Jahre wieder das geheimnisvolle Flüstern hörte, das ihre Kleider beim Gehen hervorriefen, und den Veilchenduft einsog, den man auch damals stets in ihrer Nähe spürte. Fräulein Ragnhild dagegen sah sich ungezwungen um und schien zu allerlei Kurzweil aufgelegt. Doch hatte sie sich keineswegs ohne Überwindung zu diesem Besuch in ihrem alten Heim angeschickt. Sie hatte aber keine Ruhe finden können, ehe sie nicht noch einmal den Versuch gemacht hatte, den früheren Kaplan ihres Vaters zu demütigen, – und der Anblick des Verfalles des ganzen Pfarrhauses, wie auch der kleine Auftritt drinnen im Zimmer hatten ihr in dieser Hinsicht eine nicht geringe Befriedigung gewährt. Noch aber war ihr Rachedurst nicht gestillt und sie gab sich beständig Mühe, die Unterhaltung in Spure zu lenken, in denen sie ihren Triumph verfolgen konnte.

Indessen waren Hansine und das kleine Fräulein Gerda bei einem sonnenbeschiedenen Rasenplatz im vorderen Teil des Gartens stehen geblieben. Gerda hatte Ragnhild und ihrem Begleiter, als sie verschwanden, einen sehnsuchtsvollen Blick zugeworfen; und als Ersatz für Emanuels Anblick hatte sie sich mit Sigrid gut Freund gemacht, die nun ganz mutig geworden war und, – von ihren feinen Kleidern angezogen – sich einschmeichelnd an sie schmiegte und die Hand an ihrem Kleid hinabgleiten ließ. Hansine hatte versucht, eine Unterhaltung mit dem jungen Mädchen anzuknüpfen; nachdem sie aber einige Worte gewechselt hatten, ohne sich auch nur im mindesten zu verstehen, fing Gerda in ihrer Verzweiflung an zu spielen, während sich Hansine auf eine Bank in den Schatten einer Hecke setzte.

Nach Verlauf einiger Zeit wurde sie durch den Laut von sich nähernden Stimmen aus ihren Gedanken erweckt. Es waren Ragnhild und Emanuel, die durch die gerade hinter ihr entlanglaufende geschlossene Haselallee zurückkamen.

»– Wir sehen uns ungefähr alle 14 Tage einmal,« hörte sie Ragnhild sagen. »Und in der Regel spielen wir dann ein wenig vierhändig miteinander. Aber natürlich plaudern wir auch ... zuweilen auch von Ihnen, sowie ich es Ihnen wohl schon erzählt habe. Ich habe immer fühlen können, daß Ihre Schwester mit einer seltenen Liebe an Ihnen hängt. Sie hat oft davon gesprochen, wie sehr sie Sie entbehrt und wie schmerzlich sie sich nach Ihnen sehnt.«

»Also Betty hat wirklich mit Ihnen von mir gesprochen?«

»Ja, und das ist doch eigentlich so natürlich; sie hat Sie in allen diesen Jahren ja gar nicht gesehen. Sie sollten wirklich einmal in die Stadt reisen. Betty bedarf der Ermunterung, die Ärmste. Sie fühlt sich so allein, seit sie ihr Kind verloren hat. Es war wirklich ein harter Schlag für sie. Sie ist ja noch jung und muß irgend jemand oder

irgend etwas haben, was ihr Leben ausfüllen kann ... und es läßt sich ja nicht leugnen, daß der Generalkonsul nach der Richtung hin seine Schwächen hat; er ist ja außerdem jetzt fast ein alter Mann und überhaupt ziemlich abgelebt –«

Die Stimmen wurden für Hansine unhörbar. Sie sah wieder zu Sigrid und ihrer jungen Freundin hin, die sich einander gegenüber draußen auf dem Rasenplatz gelagert hatten. Nach einer Weile kam die Kleine mit vor Begeisterung strahlenden Augen auf sie zugestürzt:

»Mutter!« rief sie. »Weißt du, was sie sagt? Sie sagt, sie hat eine große Puppe, die schlafen kann wie ein wirklicher Mensch, und eine Puppenstube mit richtigen Stühlen und Tischen und einer Küche. Und weißt du, was sie sagt? Da gehört auch ein Teich zu mit Enten darauf und ein Boot. Glaubst du, daß das wahr ist, Mutter?«

»Nun, kommst du bald, Sigrid?« rief Fräulein Gerda vom Rasen her. Ohne die Antwort der Mutter abzuwarten, lief das Kind zu dem jungen Mädchen zurück und warf sich ihr in ihrem Übermut gerade in den Schoß.

Im selben Augenblick hörte man wieder die Stimmen sich durch die Haselallee nähern. Diesmals waren es Emanuels Worte, die Hansine zuerst aufzufassen vermochte; und sie konnte es ihm anhören, daß er in der Zwischenzeit eifrig geworden war:

»– – Es mag ja gern sein, daß an und für sich nichts Böses in der Art und Weise zu leben ist, aber Sie müssen mir doch zugeben, daß schon allein die Rücksicht auf die weniger gut gestellten Mitmenschen die Leute abhalten sollte, in eine Luxusentfaltung zu verfallen, wie zum Beispiel die meines Schwagers. Der Anblick einer solchen Verfeinerung macht die Bürde der Armut doppelt schwer für diejenigen, die leidend das ganze Jahr hindurch kämpfen müssen, um sich nur das trockene Brot zu verschaffen. Das erzeugt Bitterkeit, Neid und schlechte Instinkte – –«

»Nein, nein, ich glaube nicht im geringsten an das, was Sie sagen. Ich muß an eine Szene denken, deren Zeuge ich kürzlich auf einem großen Arbeitsplatz war, wo eine Menge Menschen mitten im Sonnenbrand sich mit schweren Kieswagen, Steinen und dergleichen abmühten. Gerade, als ich draußen auf dem Wege vorüberkam, gingen zwei allerliebste gekleidete junge Mädchen, wahrscheinlich die Töchter des Arbeitsherrn, lachend und plaudernd über den Platz ... so ein paar recht »unnütze« Wesen, wie zum Beispiel unser Fräulein Gerda hier. Ich sah, wie alle die geschwärtzten Arbeiter die Köpfe erhoben und ihnen nachstarrten; aber ich versichere Sie, auch nicht in einem einzigen Gesicht konnte ich den geringsten Mißmut spüren. Im Gegenteil, es war deutlich, daß der Anblick der beiden hübschen, fröhlichen, vogelfreien Geschöpfe sie in ihrer mühseligen Arbeit erheiterte; sie fuhren fort, ihnen mit dem fast zärtlichen Blick nachzusehen, mit denen wir alle ein paar Schwalben verfolgen können, die auf der Landstraße munter an uns vorbeifliegen. Solche Leute fühlen es sehr wohl, daß sie aus einem ganz anderen Stoff geschaffen sind, als die jungen Töchter ihres Arbeitsherrn, und wenn sie nicht gerade dazu aufgestachelt werden, denken sie ebensowenig daran, sich darüber zu beklagen, wie es einem vernünftigen Menschen allen Ernstes einfallen kann, bittere und mißgünstige Gefühle den Schwalben gegenüber zu empfinden, weil der liebe Gott sie mit ein Paar leichten Flügeln, uns aber mit zwei schweren Spazierbeinen erschaffen hat. Habe ich nicht recht?«

Emanuel widersprach eifrig, aber sie waren jetzt so weit entfernt, daß Hansine seine Worte nicht mehr hören konnte.

Nach einer Weile kamen sie drüben auf der andern Seite des Rasens wieder heraus und als sie sie erblickten, näherten sie sich ihr über den Rasen. Gerda war augenblicklich aufgesprungen.

»Ach, sitzen Sie da, Frau Hansted!« sagte Fräulein Ragnhild.

»Ihr Mann und ich haben uns schrecklich gezankt. Pastor Hansted und ich können uns nun einmal nicht über irgend etwas einigen ... Nein, aber es ist ja an der Zeit, daß wir uns aufmachen. Gerda! Wollen wir jetzt nicht Adieu sagen?«

Emanuel erbot sich, sie eine Strecke zu begleiten, um ihnen einen Feldweg zu zeigen, der ihnen den halben Weg ersparte. Hansine blieb im Garten zurück.

»Ich bin wirklich sehr froh darüber, daß ich Sie besucht habe,« sagte Fräulein Ragnhild, als sie sich ein Stück vom Pfarrhause entfernt hatten. »Jetzt kann ich Ihrer Schwester erzählen, wie gemütlich Sie wohnen und wie glücklich Sie leben ... kurz, daß Sie ein wahrer Glückspilz sind. Denn – nicht wahr – darin habe ich doch nicht geirrt?«

Emanuel hatte eigentlich nicht die Absicht, sich mit ihr aus eine Unterhaltung über dies Thema einzulassen, aber die Kampflust war nun einmal in ihm erwacht, und er konnte es deswegen nicht lassen zu äußern:

»Ich kann es Ihrem Ton anhören, daß Sie sich darüber gewundert haben.«

»Da Sie es selber sagen – nun so will ich nicht leugnen, daß es meine Anschauungen von Ehe und Familienglück ein wenig verrückt hat – die sind offenbar sehr altmodisch gewesen.«

Beständig, ohne die Ironie in ihren Worten zu merken, antwortete er:

»Sie sind sicher auf alle Fälle höchst originell gewesen.«

»Keineswegs. Sie wissen, daß ich nach jeder Richtung hin konservativ bin. Ich habe ganz einfach geglaubt, daß das, was man unter ehelichem Glück versteht, von dem bedingt sei, was unsere Großeltern mit einem etwas schwulstigen Ausdruck »Harmonie der Herzen« benannten, und was wir heutzutage wohl ungefähr als Nervensympathie bezeichnen würden.«

»Nervensympathie! Das ist sicher ein vortreffliches modernes Wort. Wenn man nur so recht wüßte, was es bedeutet! ... Könnten Sie nicht eine kleine Erklärung darüber geben?«

»Ach ja ... aber ich habe Ihnen wohl schon gesagt, daß ich unter die Philosophen gegangen bin. Falls ich mich deswegen etwas weniger klar ausdrücken sollte, müssen Sie mich entschuldigen, – das kommt von all dem Tiefsinn! ... Ich will also sagen –«

Sie blieb stehen, legte die Wange auf den weißen Stiel ihres Sonnenschirmes und sah einen Augenblick mit verschmitzter Nachdenklichkeit in die Luft hinauf.

»Hm, ja!« sagte sie dann und ging weiter. »Ich will also sagen ... Nervensympathie zwischen zwei Menschen, damit meine ich, daß alles, was diese beiden Personen sehen, erleben, hören, lesen usw. einen gleichartigen Eindruck auf sie beide macht. Der Anblick einer Landschaft zum Beispiel, oder der Genuß eines Musikstückes muß sie in

dieselbe Stimmung versetzen, darf nicht anregend auf den einen wirken und den anderen melancholisch machen. Drücke ich mich klar aus? ... Alle die mannigfaltigen Ereignisse des Lebens von dem unbedeutendsten, zum Beispiel von dem Malheur mit einem Teller, der zerbricht, bis zu den großen schicksalsschwangeren – traurigen oder erfreulichen – müssen ihre Nerven in derselben Art und in demselben Grade in Bewegung versetzen. Also – mit anderen Worten ... die Bedingung, daß zwischen zwei Menschen das entstehen kann, was die Alten »Harmonie der Herzen« nennen, sollte nach dieser veralteten Anschauungsweise darin bestehen, daß ihre Nerven die gleiche Art der Empfänglichkeit haben, gewissen Eindrücken gegenüber gleich empfindlich, anderen gegenüber unempfindlich sind. – Bewundern Sie meine Logik nicht?« – »Aber die Art und der Grad der Empfänglichkeit unserer Nerven,« fuhr sie fort, als Emanuel immer noch nicht antwortete, »sind das Ergebnis unserer Erziehung, unserer Beschäftigung, unserer Lektüre... ja, nicht allein unserer eigenen, sondern auch der unserer Eltern, unserer Großeltern und aller unserer Vorfahren durch viele Generationen zurück, nicht wahr? Sie werden jetzt verstehen –«

»Vortrefflich!« unterbrach Emanuel sie, indem er mit einem großen Lächeln den Kopf erhob. »Ich verstehe jetzt, daß die Bedingung dafür, daß ein Mensch mit einem anderen vollkommen glücklich werden kann, darin besteht, daß dieser andere Mensch ihm in allen Punkten gleich ist; das heißt, daß er dieselbe Erziehung und denselben Verkehr, und auch am liebsten denselben Vater und dieselbe Mutter, dieselben Geschwister und dieselben Ahnen durch viele Generationen zurück gehabt haben muß ... mit anderen Worten, daß er es selbst sein muß! Ja, darin haben Sie recht, Fräulein Tönnesen, die Eigenliebe, der Egoismus, das ist sicher, der modernen, konservativen Lebensanschauung nach, die einzige andauernde und zuverlässige Liebe. Das glaube ich auch!«

Fräulein Ragnhild zog mißvergnügt ihre Augenbrauen zusammen und schwieg.

»Aber gestatten Sie nun auch einmal mir, zu philosophieren,« fuhr Emanuel mit wachsender Lebhaftigkeit fort. »Sie werden wohl auch von Ihrem Standpunkt aus einräumen, daß die höchste Aufgabe des Menschen – und damit auch seine größte Freude und sein tiefstes Glück – in der Selbstentwicklung besteht. Habe ich nicht recht?«

»Nun ja!«

»Aber von wessen Freundschaft und – um nicht ein so altmodisches, schwulstiges Wort wie Liebe zu benutzen – von wessen Vertrauen kann man wohl erwarten, die reichste Ausbeute für sein geistiges Wachstum zu ernten? Wohl von dem, der genau so sieht, fühlt, denkt und handelt, wie ich selber? Nicht etwa eher von demjenigen, dessen Blick mir Aussichten eröffnen kann, die ich bisher nicht geahnt habe, die mit einem für mich neuen Gedanken- und Gefühlsleben, mit einer von der meinen grundverschiedenen Erziehung mein Wissen bereichern, die Grenzen nach allen Seiten erweitern und mir gleichsam die Welt verdoppeln kann? Ich glaube das – ja ich *weiß* es. Ich rede hier aus kostbarer Erfahrung.«

»Aber Sie drehen die Sache ja ganz um,« sagte sie plötzlich in gleichgültigem Ton. Emanuels letzte Worte hatten einen bleichen Schein um ihren Mund hervorgerufen, und sie lenkte die Unterhaltung schnell in andere Bahnen.

* * *

Auf ihrem Wege ins Haus hatte Hansine Emanuel über den Gartenzaun mit den Augen verfolgt, während er sich mit den Damen da draußen auf dem Fußweg durch das hohe Korn entfernte. Sie sah ihn dort an Fräulein Ragnhilds Seite gehen und mit lebhaften Handbewegungen reden.

»Mutter,« sagte Sigrid, die sie an die Hand gefaßt hatte ... »Mutter,« wiederholte sie, als Hansine sie nicht gleich hörte. »Warum ist Vater weggegangen? Wir wollten doch zu Großmutter fahren?«

»Das hat Vater vergessen, mein Kind. Nun bleiben wir heute zu Hause.«

Vierter Teil

Die Roggenernte hatte im Regen begonnen und es sah so aus, als ob sie auch im Regen enden sollte. Jeden Morgen stieg die Sonne an einem klaren Himmel auf, verhiess aber fälschlich einen herrlichen Tag. Kaum hatten die Bauern die Erntewagen in die Felder hinausgefahren und das erste Fuder gebunden, als sich mächtige Gewitterwolken am Himmel auftürmten, und den ganzen Tag fielen heftige Regengüsse und erbsengroße Hagelkörner, während man fast ununterbrochen den Donner irgendwo in der Ferne rollen hörte.

Eines Nachmittags lag der Pfarrknecht Niels auf dem Rücken auf seinem Bett, die eine Hand bequem unter dem Kopf. Er hatte mehrere Stunden in dieser Stellung zugebracht und seiner Gewohnheit gemäß die Kammer mit einem undurchdringlichen Tabaksqualm angefüllt, und obwohl es schon lange über die Zeit der Mittagsruhe hinaus war, dachte er nicht daran, sich von seinem Lager zu erheben. Er war ganz versunken in seine Lieblingsbeschäftigung: über die Zukunft zu phantasieren. Er sah eine große Stube vor sich, deren hohe Wände von der Decke bis an den Fußboden mit Borden voll prächtiger Bücher bedeckt waren, so wie in dem Studierzimmer drüben bei dem gelehrten Pastor in Kyndlöse, wo er einmal gewesen war, um sein Taufattest zu holen. Mitten in das Zimmer stellte er einen großen viereckigen Tisch, mit grünem Tuch bedeckt und mit dicken Folianten überfüllt. Die Rouleaus waren vor den Fenstern herabgelassen, auf dem Tisch brannte eine Lampe und an dem einen Ende des Tisches saß er selbst, »Propst Damgaard«, in einem großen Lehnstuhl, angetan mit Schlafrock und schön gestickten Pantoffeln. Er hatte die Wange in die Hand gestützt und las in einem sehr alten, griechischen Buch. Auf einem der Borte standen seine eigenen Werke in Prachtbänden: Erbauungsbücher und Predigtensammlungen mit Goldschnitt, gelehrte Schriften, sowie gewaltige, die Gesellschaft geißelnde Schauspiele voll großer prophetischer Bilder und kühner Gedanken.

Aus diesen herrlichen Träumereien wurde er durch klappernde Holzschuhschritte draußen auf dem Hof geweckt, dann folgte ein langgezogener, abwechselnd pfeifender und schreiender Laut. Es war Abelone, die Wasser von der Pumpe holte.

Er lag regungslos da und lächelte vor sich hin. Er ruhte befriedigt in dem glücklichen Gefühl, daß er sich endlich aus der Versuchung errettet hatte, in die ihn Abelones reife Schönheit eine Zeitlang geführt. Es war ihm keineswegs leicht geworden, Verzicht auf sie zu leisten, obwohl sie ein völlig mittelloses Mädchen war. Aber, er hatte klar eingesehen, daß, wenn er dieser Schwäche nachgab, er wahrscheinlich nie über seine erniedrigende Stellung als »Knecht Niels« hinausgelangen würde. Er mußte frei und unabhängig sein, oder doch auf alle Fälle eine ganz andere Heirat machen, wenn er das große Ziel erreichen sollte, das er sich gesetzt hatte: den Namen N. Damgaard über das ganze Land berühmt zu machen. Und er hatte im voraus Hindernisse genug zu überwinden; hätte er zum Beispiel nicht Niels geheißt, sondern dahingegen etwas wie Fritjof oder Arne oder Björnstjerne, so würde sich der Name im Gedächtnis der Leute ganz anders eingepägt haben. Niels dahingegen –

Er fuhr in die Höhe, er hatte draußen auf dem Hofe wieder Schritte gehört, aber diesmal starke Holzschuhschritte ... Emanuels. Er guckte verstohlen durch die weißen Vorhänge des Fensters und sah seinen Herrn von der kleinen Pforte an der einen Seite des Wohnhauses herkommen. Ihm wurde ganz heiß um die Ohren; mitten auf dem Hofe lag das Sielengeschirr und verriet, daß er noch nicht auf das Feld hinausgekommen war. Emanuel war in letzter Zeit so sonderbar geworden, hatte so viele merkwürdige Einfälle bekommen, ja konnte geradezu auffahrend werden, wenn er böse wurde.

Niels lächelte erleichtert; – ohne weder nach rechts noch nach links zu sehen, war Emanuel über die Treppe, die nach dem Hause hinaufführte, verschwunden. A ... ach! mit einem minutenlangen Gähnen reckte er noch einmal seinen faulen Körper, schob mit Anstrengung die Beine über den Rand des Bettes und blieb eine Weile sitzen, den Kopf in den Händen, höchst zufrieden mit sich selbst. Hi, hi, er meinte, den Grund zu Emanuels verändertem Wesen ihm gegenüber zu kennen. Emanuel war eifersüchtig auf ihn, das war die Sache! Es war Niels eine wahre Wonne gewesen, zu merken, wie erbittert er über seinen letzten Artikel im »Volksblatt« und über das Aufsehen, das er erregt hatte, gewesen war. Aber er sollte bald ganz etwas anderes zu hören bekommen.

* * *

Als Emanuel eine Weile später in die Stube kam, saß Hansine in ihrem Lehnstuhl am Ofen, eine irdene Schüssel im Schoß und palte Erbsen.

»Willst du aus?« fragte sie und warf einen etwas mißtrauischen Blick auf seine Kleidung; er hatte den Arbeitskittel mit seinem grauen Anzug vertauscht und war im Begriff, das schwarze Halstuch zu binden, das er außer Hause an Stelle des Kragens trug.

»Ja, ich muß gehen. Ich muß nach den Moorhäusern hinaus. Es ist wieder Unfrieden da draußen gestiftet; – die Leute wollen keine Arbeit übernehmen. Und gerade jetzt, in der Erntezeit, geht so etwas doch wirklich nicht an.«

Er wollte gerade zur Tür hinausgehen, als Hansine sagte: »Das ist wahr... der junge Rasmus Jörgensen war heute vormittag, als du auf dem Felde warst, hier. Ich sollt' dir sagen, er müßt' durchaus das Fuder Gerstenstroh wieder haben, das du letzten Winter mal von ihm geliehen hatt'st, – er könnt es wirklich nicht länger entbehren, sagt' er.«

Emanuel stand mit der Hand auf dem Türschloß da und wurde immer roter. »Ein Fuder Gerstenstroh, sagst du?«

»Ja, du hättest es ihm zum Frühling versprochen,« fuhr Hansine fort. »Aber nu müßt' er es wirklich haben, sonst müßt' er selbst kaufen.«

»Aber Gerstenstroh um diese Zeit des Jahres, wo soll ich das hernehmen? hast du ihm das nicht gesagt?«

»Ich sagte, ich wollt' es dir bestellen.«

»Weißt du was, Hansine –« sagte Emanuel nach kurzem Schweigen – »Rasmus Jörgen soll, ebenso wie unser eigener Niels, ein häufiger Gast bei den

Gebetszusammenkünften von Schmiede-Maren geworden sein, und ich glaube zu verstehen, daß man da stillschweigend eine Art Verschwörung gegen mich geschlossen hat. Warum, weiß ich nicht. Aber der Geist der Zwietracht hat in letzter Zeit Zutritt bei uns erhalten. Der Weber gehört ja auch zu Marens Freunden; er hat sich in letzter Zeit ganz fern von uns gehalten – das gefällt mir nicht. Es will mir überhaupt scheinen, als ob wir hier in der Gemeinde ernsten Zeiten entgegengingen. Gott halte seine Hand über uns allen!« – – – Lange Zeit, nachdem Emanuel gegangen, war es vollkommen still in der Stube. Neben Hansine schlief die kleine Dagny in ihrer blumenbemalten, hölzernen Wiege, und unter dem Fenster saß Sigrid auf einem Schemel, damit beschäftigt, farbige Stiche auf einen Lappen zu nähen. Eigentlich saß sie hier in der Ecke, um sich zu schämen, weil sie wieder mit beschmutzten Kleidern vom Spielen am Dorfteich nach Hause gekommen war, und als Hansine ihr Vorwürfe deswegen gemacht, hatte sie ein häßliches Wort gebraucht, das sie, wie sie behauptet, von den Knaben des Rademachers gelernt hatte. Emanuel selbst hatte angeordnet, daß sie zur Strafe am Nachmittag zu Hause bleiben sollte; und er hatte zu Hansine gesagt, daß es wohl am besten sei, wenn man in Zukunft ein wenig acht darauf gäbe, wer ihre Spielgefährten waren.

Die Kleine ließ plötzlich die Näharbeit in den Schoß sinken, legte den Kopf auf die Seite und begann in tiefem Nachdenken zu der Decke emporzustarren. Nach Verlauf einiger Zeit stand sie auf, ging hin und lehnte sich an die Mutter.

»Mutter,« sagte sie leise, »weißt du wohl noch, die feine Dame, die damals hier war... die draußen im Garten mit mir gespielt hat?«

»Ja, mein Kind, du hast ja so oft von ihr gesprochen.«

»Ja, aber weißt du wohl noch, Mutter, daß sie gesagt hat, ich sollt' nach Kopenhagen zu ihr kommen, dann könnt' ich die große Puppe haben, sagt' sie. Ich könnt' gern immer bei ihr bleiben ... und die Puppenstube könnt' ich auch kriegen, sagt' sie.«

»Das hat sie gewiß nicht gesagt. Da sagst du wohl wieder was, was sich nicht so verhält, Sigrid,« entgegnete Hansine und sah sie tadelnd an.

Die Wangen des Kindes färbten sich dunkelrot, es senkte den Blick zu Boden.

»Übrigens... schaden könnt' es dir am Ende gar nicht, wenn du ein bißchen weggommst,« fuhr Hansine nach einer Weile fort. »Dann lernst du nich so viel Häßliches und könnt'st besser acht auf deine Kleider geben.«

Bei diesen Worten der Mutter, die ihr plötzlich den Stubenarrest in die Erinnerung zurückriefen, wurde Sigrid noch roter und schlich beschämt nach ihrem Schemel zurück.

Und wieder herrschte eine lange Zeit völliges Schweigen im Zimmer. Man hörte nur die summenden Fliegen, die hinter den Fensterscheiben auf und nieder flogen, und das Geräusch von Abelones Scheuerbürste aus der Küche.

»Mutter,« sagte Sigrid dann wieder mit ganz leiser Stimme, »wenn ich nu meine Kleider gar nich mehr einschmutz' und nie wieder ein häßliches Wort sag', kann ich dann nich nach Kopenhagen kommen?«

Hansine konnte ein kleines Lächeln nicht unterdrücken.

»Willst du so schrecklich gern zu der Dame nach Kopenhagen?«

»Ja, schrecklich gern; sie war so hübsch, find'st du das nicht auch, Mutter?«

»Ja, das finde ich ...«

»Mutter,... wenn ich nie mehr meine Kleider einschmutz', kann ich denn auch solche feine Dame werden, wenn ich groß bin? Sag' mal Mutter?«

Hansine antwortete nicht sogleich.

»Ach ja; das könntest du wohl eigentlich,« sagte sie dann und verfiel in Sinnen.

* * *

In dem Bedürfnis nach Einsamkeit, das in der letzten Zeit immer stärker bei Emanuel geworden war, hatte er die Landstraße verlassen und war auf einem Fußweg an den Ackerscheiden entlang gegangen, um nach den Moorhäusern hinauszugelangen. Dies abseits gelegene Nest für die arme Bevölkerung der Umgegend war ein Quell steter Unruhe und mißmutiger Sorge für ihn. Trotz allem, was er teils persönlich, teils mit Hilfe der Gemeinde geopfert hatte, um der Not dort abzuhelfen, sowohl der geistigen wie der materiellen, war hier nicht das geringste ausgerichtet. Nach sieben Jahren der Anstrengungen und Aufopferungen hatte noch keiner von den unglücklichen Bewohnern dieser baufälligen Lehmhöhlen das leiseste Anzeichen eines erwachenden Gefühles ihrer Menschenwürde verraten. Vielmehr war mehr denn je über die nächtlichen Diebstähle von seiten der Moorhäuserbevölkerung auf Kartoffeläckern und Bleichplätzen geklagt, und oft konnten weder gute Worte noch hoher Lohn sie zur Arbeit treiben.

Emanuel ging langsam und so ganz in seine Gedanken versunken, daß er fast zusammenzuckte, als er plötzlich aus einem Steig in einiger Entfernung vor sich einen Menschen auftauchen sah. Und seine Unruhe veränderte sich nicht, als er in der ducknackigen und unnatürlich langbeinigen Gestalt sehr bald den Weber Hansen erkannte.

Emanuel hatte immer ein gewisses Mißtrauen gegen den Weber genährt, dessen sonderbares, mißtrauisches und verschlossenes Wesen so verschieden von seiner eigenen offenen und treuherzigen Natur war. Namentlich in der letzten Zeit hatte er sich ihm gegenüber unsicher gefühlt. Er hatte ein Gefühl, als wolle ihm dieser Mann zu Leibe, konnte aber nicht herausbringen, was er vor ihm verbarg.

Sie begrüßten einander schweigend mit einem Händedruck und blieben jeder auf seiner Seite des Weges stehen.

»Nun, gibt's was Neues?« fragte Emanuel, um doch etwas zu sagen.

»Ach, dies oder das passiert ja immer,« antwortete der Weber. Er stand da, die großen roten Hände zwischen die Rockärmel und die schwarzen Wachstuchmanschetten gezwängt, und sah über die Felder hinaus. »Aber es ist ja leider nicht immer vom Besten.«

Emanuel konnte es seinem Ton anhören, daß er eine Hiobspost zu melden hatte.

»Ich kann übrigens gern ein Stück mit dir gehen, wenn es dir recht ist,« fuhr der Weber fort. »Ich hab' es heute nicht so hild.«

Sie gingen eine Weile schweigend dahin.

»Übrigens hätt' ich nicht gedacht, daß ich dich so weit von Hause treffen würde, Emanuel. Ich sah vorhin den Wagen von dem Doktor aus Kyndlöse nach Vejlbj zu fahren ... und ich wußte ja nich, daß da irgendwelche Krankheit wär'... hm!«

Emanuel antwortete nicht. Es war keineswegs das erstemal, daß er von seinen Freunden Spötteleien hatte hören müssen, auf Grund seines Besuches bei Doktor Hassing.

»Woll auf seine Weise ein ganz flinker Mann, dieser Hassing – so von Ansehn,« fuhr der Weber mit seiner allerunschuldigsten Stimme fort.

»Ach, ja,« antwortete Emanuel zerstreut.

»Darum kann man ja auch gar nich verstehen, daß er so schreckliche politische Ansichten hat. Das is doch eigentlich sonderbar!«

»Ich glaube nicht, daß sich Doktor Hassing mit Politik befaßt.«

»Ja, das meint' ich auch eigentlich. Die Leute sagen ja, er lebt bloß, um die Güter dieser Welt zu genießen. Ich hab' davon reden hören, wie es zu Haus bei ihm zugehen soll, mit Wohlleben und Vergnügungen ... so recht mit diesen aufregenden Sachen. Und dann soll da im Haus ja woll so recht die Sprache der Leichtfertigkeit geführt werden.«

Emanuel hörte ihm nicht länger zu; während er hier so mit dem Weber ging, waren seine Gedanken zu den Betrachtungen über das rettungslose Elend der Moorhäuser, das er einen Augenblick vergessen hatte, zurückgekehrt. Er dachte daran, daß ja hier an seiner Seite doch ein Mensch ging, der sich wirklich aus dem Sumpf der Erniedrigung herausgearbeitet hatte. – Der Weber war in den Moorhäusern geboren; sein Vater war Schweinehirt auf dem Rittergut Tryggerlöse in der Vesterbyer Gemeinde gewesen, und er selbst hatte als Kind die Schafe des Gutsherrn gehütet. Freilich wurde der Weber immer sehr wortkarg, wenn die Rede auf seine Jugend kam; so viel glaubte man aber doch mit Bestimmtheit zu wissen, daß er einmal als Knabe Zeuge gewesen war, wie der Gutsherr den Vater mit seinem Stock durchgeprügelt, und daß dies Erlebnis aus der Kindheit tiefe Spuren in seinem Gemüt hinterlassen, ja seinem Leben den Stempel aufgedrückt hatte.

Emanuel empfand plötzlich einen saugenden Schmerz im Herzen, als er daran dachte, daß es eine gewalttätige Handlung und kein Werk der Liebe war, das diesem Kind der Armut die Kraft zu geistigem Aufschwung verliehen hatte!

Er ward aus diesen Gedanken geweckt, als der Weber stehen blieb und sagte: »Ja, du weißt es woll, Emanuel, daß er endlich gestanden hat?«

»Was? Wer hat gestanden?« fragte Emanuel verwirrt.

»Der Dorfschulze natürlich ... Wen meinstest du sonst, Emanuel?« fragte der Weber und spitzte die Ohren.

»Was hat der Dorfschulze gestanden?... Ich verstehe keine Silbe.«

»Er hat endlich gestanden, daß er in Unzucht gelebt hat. Da waren ja mehrere von uns, die lange den Verdacht gehabt hatten; aber man konnt' es ja beinah' nich für möglich halten, daß ein Mann, der als politischer Führer an der Spitze einer christlichen Gemeinde stand, so vollständig die Worte der Schrift über das Hurenleben und die Unreinen vergessen könnte. Ja, und dann gingen ein paar von uns heute morgen hin und hielten es ihm vor, daß er sich nu von den bösen Gerüchten reinigen müßt', die über ihn in Umlauf sind; und da gestand er ja schließlich, daß er seit dem Tode seiner Frau ein unzüchtiges Leben mit der großen Sidse geführt hat.«

»Es ist doch nicht möglich, was du da sagst!« rief Emanuel leichenblaß aus und stützte sich auf seinen Stock; – es war, als wenn die Erde anfangs, unter ihm zu schwanken.

»Ja, das sagst du woll, das is 'ne Sache, die uns allen viel zu denken gibt: Ich bin nu der Ansicht, daß es am besten sein wird, wenn wir den Gemeinderat so bald wie möglich zusammenrufen, damit die Sache erwogen werden kann. Ich wollt' grad' heut abend bei dir einsehen, um mal mit dir darüber zu reden. Es handelt sich darum, daß wir nicht zögern, den Fleck abzuwaschen, womit unsere Gemeinde besudelt is.«

Emanuel, der in dem Ton des Webers eine unterdrückte Schadenfreude bei dem Gedanken an den bevorstehenden Fall des Dorfschulzen zu spüren vermeinte, konnte nicht umhin, zu sagen:

»Es ist sonderbar, daß gerade *du* so eifrig in dieser Sache bist, Jens Hansen, sintemal es doch eigentlich auf deine Veranlassung geschah, daß Hans Jensen seinerzeit den ersten Platz hier in der Gemeinde bekleidete. Du weißt, daß damals viele von uns unsere Bedenken hatten... seine Vergangenheit war ja keineswegs tadellos; aber du meintest immer, daran sollten wir uns nicht kehren; er wäre gerade der rechte Mann, sagtest du, und damit ließen wir uns beruhigen. Wenn hier ein Fehler begangen ist, so trägst du in erster Linie die Schuld daran.«

»Ja, das streite ich auch gar nich ab, daß ich für Hans Jensen gestimmt hab',« antwortete der Weber mit einem breiten Lächeln. »Und ich mein' auch heute noch, daß er für die Politik, die damals geführt werden sollt', gerade der rechte Mann war. Um in den Graben zu fahren, dazu sind alle Kutscher gut genug ... Aber nu mein' ich, sollten wir doch sehen, daß wir wieder aus 'n Graben rauskommen.«

»Ja, ja, – handle du in dieser Sache, wie du es für richtig und verantwortlich hältst,« sagte Emanuel, indem er stehen blieb und ihm zur Verabschiedung die Hand reichte. Er wollte den Menschen los sein. Er hatte das Bedürfnis, allein zu sein, um sich mit dem überwältigenden Eindruck abzufinden, den diese Enthüllung auf ihn gemacht hatte. Seine Ahnung, daß ein Gewitter im Anzuge sei, hatte sich also bereits bestätigt. Die schlimmen Tage standen vor der Tür... Jetzt sollte es sich zeigen, ob das Werk, das er hier in der Gemeinde aufgebaut hatte, Gott zur Ehre und zum Preis, die Probe bestehen oder – in Schutt versinken würde! Nein, nein! Er wollte nicht zweifeln! Wenn der Herr die Stürme rasen ließ, so geschah es nicht, um zu zerstören, sondern um zu reinigen.

»Wen Gott liebt, den züchtigt er!«

* * *

Die Mitteilung des Webers hatte Emanuel in eine so heftige Gemütsbewegung versetzt und ihm so viel Neues und Ernstes zu denken gegeben, daß er für diesen Tag den Besuch in den Moorhäusern aufgeben mußte. Erst am nächsten Tage kam er da hinaus.

Aber auch da ging er unruhigen Sinns und schweren Herzens den Weg über die Felder hin. Das Gerücht von dem Geständnis des Dorfschulzen war mit Windeseile über die Gemeinde hinausgeflogen und hatte eine außerordentliche Bewegung hervorgerufen. Alle, die schon früher Bescheid gewußt hatten, stellten sich fast am empörtesten an, namentlich die Skibberuper. Der Weber hatte die Stimmung gut bearbeitet, ehe er seine wohlangebrachte Mine springen ließ. Die alte Feindschaft zwischen den Skibberupern und den Vejlbyern, die der politische Kampf eine Weile zusammengeführt hatte, war nach dem unglücklichen Ergebnis von neuem aufgeflammt, sogar mit verdoppelter Stärke. Die streitbaren Skibberuper hatten den Zwist begonnen, indem sie behaupteten, daß die Vejlbyer sich einen zu großen Einfluß aus die Gemeinde angemacht hätten; und daher waren sie es nun auch in erster Linie, die die Gelegenheit benutzen wollten, den Dorfschulzen aus seiner Machtstellung zu verdrängen. Der Gemeinderat wollte nun am nächsten Tage zu einer Versammlung zusammentreten, und der Weber hatte schon »neue Entschleierungen« verheißen.

Als Emanuel zu den sogenannten Fuchshügeln hinaufkam, einer Gruppe warzenähnlicher Erhöhungen, von denen aus sich das Land nach dem niedrigen Moorstrich hinabsenkte, blieb er stehen, die Hände mit dem Stock auf dem Rücken und verfiel in Gedanken. Er starrte hinaus über das Moor und die grüne Wiesenfläche der Kyndlöser Gemeinde mit dem breiten, spiegelblanken Bach und den vielen kleinen Wiesenmühlen und zerstreut liegenden kleinen Häusern. Sein Gemüt fand einen Augenblick Ruhe und Befreiung in dem Anblick der friedlichen Landschaft, die selbst unter dem dunkeln, regenschweren Wolkenhimmel des Nachmittags ihm als ein liebliches Bild des Friedens und des ruhigen Glückes erschien. Er konnte das Dorf Kyndlöse erkennen, und den in Schlangenwindungen dahinlaufenden Weg, auf dem er an jenem Abend zusammen mit Fräulein Ragnhild gegangen war – ja, mit einem kleinen Herzklopfen entdeckte er sogar das Dach von Doktor Hassings Villa, die vornehm, von ihrem großen Garten umschlossen, dalag.

Eigentlich wunderte es ihn, daß er Fräulein Tönnesen nicht ein einziges Mal begegnet war, da sie sich doch sicher noch hier in der Gegend aufhielt. Er wußte, daß man sie mit dem Doktor hatte herumfahren sehen, wenn er auf Krankenbesuche aus war, – und er hatte sich keineswegs Mühe gegeben, sie zu meiden. Obwohl er sich dessen nicht klar bewußt war, war es im Gegenteil heute, wie auch gestern ein mitbestimmender Grund für seine Wanderungen nach den Moorhäusern hinaus gewesen, daß sich der Fahrweg von Kyndlöse in einem Bogen um die Fuchshügel hinzog.

Weit draußen über dem fernen, dunklen Waldkranz war der Himmel klar und blau geworden. Weiße, sonnenbeleuchtete Wolkenberge erhoben sich hier und da am Horizont und versanken langsam wieder. Aus dem Bedürfnis heraus sich von alledem zu befreien, was ihn bedrückte, ließ er sich von diesem Anblick hinreißen und stand eine Weile in unbestimmte Träumereien verloren da. Es war ihm, als sähe er ein luftiges Schönheitsreich strahlend aus der Tiefe der Finsternis aufsteigen und wieder verschwinden. Es war, als sähe er lockende Gestalten winken und verblassen ... oder

als höre er im Traum ferne Stimmen rufen und leise ersterben. Weshalb trauern? schienen sie zu sagen. Weshalb sich an der Last der andern müde schleppen? Wirf deinen schweren Pilgerstab weg und komme hier heraus, wo die Freude hoch über den Wolken wohnt, und der Jammer sich in den finsternen Tälern verkriecht. Komm hierher, wo das Leben eine festliche Ruhe um sprudelnde Quellen und ein Tanz auf grünen Wiesen ist...

Er erwachte mit einem Ruck. Und so flüchtig waren seine Träume gewesen, daß sie im selben Augenblick, als er in die Wirklichkeit zurückkehrte, aus seiner Erinnerung schwanden. Sie hinterließen nur ein Gefühl vermehrten Druckes über der Brust – und mit langsamen Schritten stieg er nach den Moorhäusern hinab.

Sie lagen da unter ihm zu beiden Seiten eines kleinen, halb ausgetrockneten Bachbettes – eine Reihe jammervoller Lehmhütten, die sich in ihrer Baufälligkeit gegeneinander stützten, als stünden sie da und grübelten vereint über ihr Schicksal nach. Der Platz davor bildete einen Schutthaufen aus altem Stroh und Topfscherben, und da war kaum ein einziges Haus mit heilen Fensterscheiben oder ohne große Löcher in dem eingefallenen Strohdach.

Emanuel ging auf eins der äußersten Häuser zu, – eine ausgebuchtete backofenähnliche Hütte, mit zwei winzig kleinen Fenstern, die unter dem herabhängenden Dachfirst nach ihm ausschauten, wie ein Paar böse Augen. Vor der Haustür stand eine große, gekrümmte Greisengestalt mit einer Axt und machte Reisig klein.

Als er sich näherte, faßte ein kleiner, wurstfeister Köter ihn in die Beine und fuhr, von Wut besessen und unter heiserem Kläffen und Gebell fort, sich vor ihm herumzurollen und die Zähne zu zeigen. Emanuel, der es nie übers Herz bringen konnte, ein Tier zu schlagen, war lange nicht imstande, vorwärts zu kommen.

Obwohl der Alte am Haublock ihn sehr gut gesehen hatte und auch unmöglich das Gekläff des Köters überhören konnte, rief er ihn nicht zu sich heran und ließ sich überhaupt nicht in seiner Arbeit stören.

»Ist das dein Hund, Ole Sören?« rief schließlich Emanuel in ziemlich empörtem Ton.

»Ne!« brummte der andere, ohne sich anfechten zu lassen, ja sogar ohne aufzusehen.

»Ich bin selbst Hund!«

Eine hochschwängere Frau erschien im selben Augenblick in der Tür der Hütte, kaum aber hatte sie Emanuel erblickt, als sie wieder zurückeilte. Und plötzlich entstand eine große Geschäftigkeit drinnen in der Stube; man hörte ein eifriges Flüstern, vermischt mit dem Geräusch von klirrendem Hausrat. Gleichzeitig sah man auch in den Türen der anderen Hütten aufgescheuchte Gestalten, und ungekämmte Köpfe guckten hinter den Giebeln hervor.

Emanuel befreite sich endlich mit Hilfe seines Stocks von dem rasenden Tier und ging ins Haus hinein.

Schon draußen auf der kleinen Diele, wo er ganz krumm gebückt gehen mußte, um nicht den Kopf gegen die spinnenwebbezogene Decke zu stoßen, spürte man einen starken Spiritusgeruch, vermischt mit dem Gestank verfaulten Bettstrohs und

menschlicher Ausdünstungen. Er klopfte an die Tür und kam in eine halbdunkle Stube mit einem Klapptisch, einer Bettbank und einem paar mennigroter Stühle.

Es war Svend Biers und Peter Brantweins Haus, das er betrat. Obwohl der erstere von ihnen verheiratet war und mehrere Kinder hatte, während der andere Junggeselle war, hatten die beiden unzertrennlichen Freunde hier viele Jahre in derselben Stube und am selben Tisch gelebt... ja, nach einer allgemein verbreiteten Ansicht ging die Gemeinschaft noch viel weiter und hatte bei ein paar von den Kindern des Ehepaars deutliche Spuren hinterlassen.

Svend Biers kleine, kahlköpfige Gestalt mit den fetten Gliedern und dem faustgroßen Knoten über dem einen Auge erhob sich beschwerlich von der Bettbank, als Emanuel eintrat. Den Kopf auf die Seite gelegt und den rechten Unterarm steif gegen die Brust gepreßt, kam er klagend auf Emanuel zu und hieß ihn willkommen. Gleichzeitig schlich die Frau hinter Emanuels Rücken mit einer Kaffeekanne unter der Schürze hinaus.

»Das ist ja eine herzerfreuliche Überraschung!« sagte er und reichte ihm die linke Hand. »Das hätten wir ja nie erwartet, daß Herr Pastor... daß Emanuel, wollt ich sagen ... uns heut einen Besuch machen wollt'. Aber das kommt uns heut grad sehr zupaß; wir haben allzusammen ein gutes Trostwort nötig in dieser Zeit, wo uns der Herr mit Schwachheiten aller Art heimgesucht hat. – —«

Er wurde von Emanuel unterbrochen, der – überwältigt von dem Gestank in der Stube – sich sogleich auf einen der roten Stühle gesetzt hatte.

»Laßt uns ein ernstes Wort miteinander reden, Svend! ... was muß ich wieder von dir und Peter hören? Ihr wollt keine Arbeit nehmen, sagt man!«

Svend Bier nahm wieder seinen Platz auf der Bettbank ein und setzte ein klägliches Gesicht auf.

»So wahr ich hier als Sünder vor dem lieben Gott sitz', ... da is keiner, der lieber als ich arbeiten und sich abmarachen möcht',« klagte er, während er sich mit der linken Hand vorsichtig über den rechten Oberarm fuhr, den er noch immer steif gegen den Körper hielt, als trüge er ihn in einer unsichtbaren Binde. »Aber was soll so'n armer Krüppel tun, wenn die Gicht ihn faßt, so daß man die ganze Nacht da liegt und schreit und jammert, ärger wie 'ne Frau in Kindsnöten! Sie ... du, mein' ich... du kannst mir glauben, das is 'n Jammer für 'n armen Mann, der Frau und Kinder zu versorgen hat – —«

»Na, so schlimm wird es wohl nicht mit dir stehen, Svend,« unterbrach ihn Emanuel wieder und sah ihn mit festem Blick an. »Neulich konntest du doch bei der Schlägerei im Vejlbjyer Krug mit dabei sein ... ja, das hat man mir alles erzählt. Peter war ja auch mit dabei. Wo ist der denn jetzt?«

Svends schmieriger Blick glitt nach dem Alkovenbett an der einen Wand der Stube hinüber; – da lag Peter Brantwein auf dem Rücken im Stroh und schlief. Man konnte nichts weiter von ihm sehen, als das zusammengekleisterte Haar und ein blasses Gesicht, in das eine dunkelblaue, blanke und aufgesprungene Nase, die einer überreifen Pflaume glich, hineingedrückt war.

»Was bedeutet das?« fragte Emanuel, dem in dem Schmutz und dem Halbdunkel der Stube immer unheimlicher zumute wurde. »Ist Peter etwa krank?«

»Ja, er hat so schreckliches Kopfreißen... und solche Kälte. Das kommt so über ihn, ohne daß er es sich versieht. Wenn er so ganz ruhig dasitzt, fangen seine Zähne ihm auf einmal in' Mund an zu klappern, und er zittert und bewert über den ganzen Leib... das is ganz scheußlich mit anzusehen.«

Aber Emanuel ließ sich nicht länger hinters Licht führen. Er war in letzter Zeit scharfsichtig bis zum Mißtrauen geworden, und er sah bald, daß es kein Fieberpatient, sondern ein total besoffener Mann war, der da unter dem Federbett lag und sich vergeblich bemühte, den Schlaf zu überwinden und die Augenlider zu heben.

Er stand auf. Sein Gemüt war in heller Empörung. Mit zornbebender Stimme sagte er:

»Hört einmal, jetzt will ich euch beiden etwas sagen! ... Nehmt euch jetzt in acht! Auch unsere Langmut hat eine Grenze, und wenn ihr fortfahrt, unsere Nachsicht zu mißbrauchen, so wie ihr es in der letzten Zeit getan habt, so muß es zwischen uns aus sein. Dann muß das öffentliche Armenwesen sich eurer in Zukunft annehmen. Hast du mich verstanden, Svend?«

Der süßliche Ausdruck in Svends Gesicht war plötzlich verschwunden; der große Stirnknoten zog sich tiefer über das Auge herab und sein dicker Mund verbreiterte sich zu einem boshaften Lächeln.

»Ach, so schlimm wird es woll auch nich werden,« sagte er trotzig, während er doch noch aus alter Gewohnheit fortfuhr, sich den Arm zu reiben. »Ihr wißt auch recht gut, wozu ihr uns arme Leute gebrauchen könnt. – Hah!«

»Was meinst du damit? Was soll das heißen!« fragte Emanuel.

»Was ich meine?... Na, so dumm bin ich denn doch auch nich', daß ich nich' weiß, wie es mit den Leuten geht, wenn sie unter das Armenwesen kommen, die verlieren ihr Stimmrecht, hab' ich mir sagen lassen ... und das wird sich woll so verhalten.«

»Ja,... aber was meinst du mit dem allen?«

»Ich mein' man bloß, daß ihr unsere Stimmen woll ganz gut gebrauchen könnt... sonst würd't ihr woll nich so viel um uns rumscharwenzeln, denk' ich mir. Ihr wißt auch, daß an 'n Wahltag ein armer Mann ebensoviel gilt, wie ein Lehnbaron! – ... Ja, das habt ihr euch ganz gut ausgerechnet! –«

Emanuel stand sprachlos da.

Das also war die Ansicht dieser Menschen von dem großen Wohltätigkeitswerk der Gemeinde! An solche Leute hatte er seine Liebeswerke verschwendet, für diese Unmenschen hatte er seinen eigenen Wohlstand geopfert, so daß er nun selber nahe daran war, Not zu leiden!

Er war leichenblaß geworden. Fort, fort! schrie es in ihm... Es war, als sänken ihm seine Augen plötzlich in den Kopf. Außerstande, sich länger zu beherrschen, griff er nach seinem Hut und stürzte hinaus.

Er hatte sich jedoch noch nicht weit vom Hause entfernt, als er stehen blieb. Mit einem tiefen Seufzer legte er die Hand an die noch brennende und pochende Stirn.

»Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!« murmelte er vor sich hin. Er hätte diese seines Herrn Worte nicht vergessen sollen, sagte er reuevoll zu sich selbst. Er

hatte wieder einmal nicht so gehandelt, wie es sich für denjenigen geziemt, der demütig in Jesu Fußstapfen wandeln will. Ach, was ging nur mit ihm vor in dieser Zeit?...

Er zuckte zusammen. Dort auf dem Wege kam ein Wagen mit grauem Schimmelgespann und einem Livreekutscher auf ihn zugefahren – Doktor Hassings Equipage. Das Blut schoß ihm in die Wangen. Er meinte bestimmt, Fräulein Ragnhilds blonden Kopf hinter dem Rücken des Kutschers hervorlugen zu sehen.

Als der Wagen näher kam, zeigte es sich, daß er sich geirrt hatte. Auf dem breiten Kaleschensitz saß niemand anders, als der Doktor, der in einen Gummimantel gehüllt war und eine Zigarre rauchte.

»Guten Tag, Herr Pastor,« sagte Hassing, nachdem er den Wagen hatte halten lassen und streckte ihm seine behandschuhte Hand unter dem Regenmantel entgegen. »Wie geht es Ihnen? Sie stecken natürlich bis über die Ohren in der Roggenernte, das kann ich mir denken. Ich will hoffen, daß Sie schwimmen können,... denn es ist um diese Zeit wirklich ein bißchen naß um die Füße.«

»Ja, es ist... eine schwierige Ernte,« entgegnete Emanuel geistesabwesend. »Sie haben einen Krankenbesuch gemacht, Herr Doktor?«

»Ja. Sie haben da ein gebrochenes Bein in Ihrer Nähe; aber es ist keine gefährliche Geschichte. Doch ehe ich es vergesse, ich habe einen Gruß für Sie, Herr Pastor – von Fräulein Tönnesen. Sie ist vor acht Tagen abgereist.«

»So? Fräulein Tönnesen ist abgereist?« sagte Emanuel, unnatürlich lebhaft.

»Ja, sie hatte uns eigentlich versprochen, etwas länger zu bleiben. Aber ich glaube, sie sehnte sich nach der Stadtluft. Jedenfalls hatte sie plötzlich große Eile. Sie wissen, sie liebt es nicht, ›auf der Weide zu gehen‹! Wissen Sie übrigens, daß Sie zu Hause bei uns einen Proselyten gemacht haben ... nämlich die kleine Nichte meiner Frau ... Sie erinnern sich wohl noch des jungen Mädchens. Sie war sehr erfüllt von ihrem Besuch neulich bei Ihnen... ja, Sie haben sie vielleicht die letzten Sonntage in Ihren Kirchen gesehen.«

»Ja, – das ist gerade, – gerade das Eigentümliche,« sagte Emanuel, ohne nach seinen Worten hingehört zu haben und ohne sich bei dem, was er sagte, etwas zu denken.

»Nun, dann adieu, Herr Pastor! ich wünsche Ihnen, daß Sie Ihren Roggen gut unter Dach bekommen!«

Der Doktor gab dem Kutscher einen Wink und der Wagen rollte von dannen. – –

Als Hassing nach Hause kam, erzählte er seiner Frau, er habe Emanuel getroffen und die Mitteilung von Ragnhilds Abreise habe scheinbar einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht.

»Ja, wenn wir nur nicht eine Unvorsichtigkeit begangen haben, indem wir die beiden Menschen wieder zusammenbrachten,« sagte Frau Hassing. – »Ich habe mir schon Gedanken darüber gemacht. Ragnhild war so ungewöhnlich nervös in der letzten Zeit hier... und diese plötzliche Abreise ...«

Sie hatte mehr sagen wollen, aber im selben Augenblick kam Gerda durch das Zimmer, um in den Garten zu gehen. Das junge Mädchen war schwarz gekleidet, hatte

ein großes Jettkreuz auf der Brust und ein schwarzgebundenes Buch in der Hand.

»Wenn wir uns *der* gegenüber nur keine Vorwürfe zu machen haben,« sagte Dr. Hassing mit bedenklicher Miene, als sie das Zimmer verlassen hatte. »Sie ist erblich belastet in bezug auf Exzentrizität... Weißt du, daß sie dem Frachtkutscher Sören den Auftrag gegeben hat, ihr eine Photographie von Pastor Hansted zu verschaffen?«

»Ach, das gibt sich schon wieder,« meinte Frau Hassing.

»In dem Alter will man den einen Tag Nonne werden und den nächsten Kunstreiterin... Das kenne ich aus eigener Erfahrung.«

»Du bist ja auch ihre Tante, Ludovika.«

* * *

Emanuel war langsam nach Hause gegangen. Die Wolken über seinem Kopf hatten sich zusammengezogen. Ohne daß er es bemerkte, fing ein feiner Regen an zu fallen.

Als er von der Diele her Hansines und der Kinder Stimme drinnen im Schlafzimmer hörte, blieb er einen Augenblick unschlüssig vor der Tür stehen, und dann wandte er sich ab und ging in seine halbleere Kammer drüben auf der andern Seite der Diele.

Hier stand er lange am Fenster und starrte in den schon von Dämmerung erfüllten Garten hinaus.

Er konnte es sich nicht länger verhehlen, wie es um ihn stand. Das Gefühl der Leere, das die Mitteilung von Fräulein Ragnhilds Abreise in ihm hervorgerufen hatte, bewies deutlich, wie erfüllt von dem Gedanken an ihre Nähe er gewesen war. Daß sie persönlich irgendwelche Macht über ihn haben sollte, wollte er jedoch nicht anerkennen, in der Beziehung hegte er keine Besorgnis. Es war die Luft, die sie mit sich gebracht hatte, es war der verzauberte Dunstkreis, in den sie ihn hineingezogen und der ihn verwirrt gemacht hatte. Großer Gott, wie war er nur so schwach geworden?

Er wußte selber nicht, wie lange er dort gestanden und in die zunehmende Dunkelheit des Gartens hinausgestarrt hatte, als die Tür draußen von der Diele her von Hansine geöffnet wurde.

»Stehst du da?« sagte sie, nachdem sie ihn einen Augenblick schweigend betrachtet hatte.

Er zuckte nervös zusammen. Er hatte sie nicht kommen hören.

»Wer... was... bist du es?« sagte er verwirrt.

Sie stand eine kleine Weile da, ohne zu antworten.

»Sören erzählte, du wärest nach Hause gekommen. Wir haben dich überall gesucht. Warum kommst du nicht zur Abendgrütze rein?«

Emanuel versuchte die Dämmerung des Zimmers mit seinem Blick zu durchdringen. Er hatte ihre sonst so feste Stimme sie einen Augenblick in Stich lassen hören.

»Ich komme gleich,« sagte er in den Bart hinein. »Ich hatte über etwas nachzudenken.«

Sie blieb noch eine Weile mit der Hand auf dem Türschloß stehen, als erwarte sie, daß er ihr mehr zu sagen habe. Dann ging sie langsam hinaus.

Aber als sie schon halb zur Tür hinaus war, sagte sie, ohne sich nach ihm umzuwenden:

»Hast du mit dem Doktor gesprochen? Er ist ja wohl heute nachmittag wieder hier im Dorf gewesen.«

»Mit dem Doktor? Ja, ich habe... Wer hat dir das übrigens erzählt?«

»Ach, das hab' ich mir man so gedacht,« sagte sie und schloß die Tür leise hinter sich.

Emanuel blieb am Fenster stehen und starrte auf die geschlossene Tür. Dann nickte er vor sich hin ... und seine Lippen fingen an zu beben. Arme Hansine! Er hatte ja freilich gemeint, in letzter Zeit eine Veränderung in ihrem Wesen zu spüren; sie hatte zugleich sein Vertrauen gesucht und sich seinen Annäherungen entzogen. Jetzt verstand er alles!

Und sein Herz blutete, als er daran dachte, wieviel sie im stillen in diesen Tagen gelitten haben mußte. Die Liebe! Schweigend und geduldig hatte sie den Kampf verfolgt, den er in den letzten Wochen mit sich selbst ausgekämpft hatte –, den letzten, den entscheidenden Kampf gegen das unglückselige väterliche Erbe seines Blutes, die endgültige Probe für seine Befreiung!

Ach – aber er wolle schon siegen!

Fünfter Teil

Am folgenden Morgen kam ein Skibberuper von einem Besuch in Sandinge mit der beunruhigenden Nachricht nach Hause, daß der alte Hochschulvorsteher, der seit längerer Zeit schwächlich gewesen war, jetzt sehr krank geworden sei und nicht mehr leben könne. Wenige Stunden später kam ein Eilbote von da drüben mit der Mitteilung, daß er tot sei.

Mit diesem Manne verschwand wieder einer der ältesten Vorkämpfer der geistigen Befreiung des dänischen Bauernstandes, – der eigentliche Grundleger der volkstümlichen Bewegung in diesem ganzen Teil des Landes.

In einem Zeitraum von über dreißig Jahren hatte die »erleuchtete« Bevölkerung der Gegend zu ihm aufgesehen, wie zu einem Vater; und obwohl es ihm in letzter Zeit manch liebes Mal schwer geworden war, sich damit auszusöhnen, daß die junge Generation sich soviel mit Politik abgab, statt einzig und allein an das zu denken, das für ihn als das einzige dastand, was im Leben not tat, »die Erleuchtung und Verherrlichung des Geistes«, so war dies nie imstande gewesen, dem guten Verhältnis zwischen ihm und den Freunden auch nur den geringsten Abbruch zu tun. Je älter er wurde, je mehr sein großer Bart und die langen Nackenlocken die Farbe des Silbers annahmen, um so unverletzlicher war er geworden, um so größer die Ehrfurcht, die alle für ihn hegten. Für die Jungen war es, als hörten sie eine alte Sage, wenn er von den ersten, harten Zeiten der Volkssache redete, wo ihre Fürsprecher als Jugendverführer betrachtet wurden, die den Scheiterhaufen und das höllische Feuer verdienten. Es klang in ihren Ohren wie die Erzählung von einem heiligen Martyrium, wenn er auf seine halbscherzende Weise von der Zeit erzählte, wo er nach Apostelart zu Fuß von Dorf zu Dorf wanderte und seine Vorträge ringsumher in Torfschuppen und Knechtekammern abhalten mußte, von den Geistlichen und Schullehrern verfolgt wie ein Einbrecher, verhöhnt und verunglimpft von den Bauern selbst, die gar manches Mal ihre Hunde auf ihn gehetzt hatten, um ihn aus dem Dorfe zu jagen.

Es war daher nicht der gewöhnliche Schmerz über den Verlust eines Freundes, den die Nachricht von seinem Tode hervorrief; es war der tiefe und hoheitsvolle Kummer, der ein Volk bei gemeinsamem Unglück erfaßt. Selbst die Erregung der Skibberuper in Anlaß des Dorfschulzen legte sich für einige Tage, und die anberaumte Versammlung des Gemeinderats wurde bis nach dem Begräbnis hinausgeschoben. Sie fühlten alle, daß sie ihren Häuptling verloren hatten; überall sprach man nur von dem alten Hochschulvorsteher; man holte seine Photographie von der Wand über der Kommode herunter und betrachtete die lieben Züge des vollen Gesichts und die beiden schwarzen Punkte über den Wangen, die seine jugendlich lebhaften, hellbraunen Augen darstellen sollten. Man wiederholte Märchen, die er erzählt hatte, las seine alten Briefe wieder durch – kleine, hastig niedergeschriebene Zettel, voller Ausbrüche des Entzückens und warmer Freundschaftsversicherungen – und am Abend saß man draußen auf den Fliesen vor der Haustür und sang seine Lieblingslieder.

Auch im Vejlbyer Pfarrhause machte die Todesnachricht einen tiefen Eindruck; und Emanuel fand infolgedessen vorläufig keine passende Gelegenheit zu dem erklärenden

und beruhigenden Wort, das er Hansine sagen wollte, um so mehr, als während derselben Tage auch noch auf andere Weise Unruhe ins Haus gebracht wurde. Eines Morgens, als Emanuel eine Stunde später als sonst in den Stall hinüberkam und dessenungeachtet Niels noch im Bett antraf, machte er seiner lange zurückgehaltenen Ungeduld in einer ernstern Ermahnungsrede Luft. Es kam zu einem Wortstreit zwischen ihnen, in dem Emanuel in einem Augenblick der Erregung ihm befahl, seine Sachen zu packen und den Pfarrhof zu verlassen. Niels nahm ihn augenblicklich beim Wort, und Emanuel merkte schon am nächsten Tage, als er einen neuen Knecht mieten wollte, daß das Geschehene eine starke Mißstimmung gegen ihn in der Bevölkerung hervorgerufen hatte. Einige boshafte Erzählungen, die Niels über seine Entlassung verbreitet hatte, hatten gleich guten Glauben gefunden. Wie die Skibberuper zueinander sagten: sie hätten es sich ja schon immer gedacht, daß Emanuel nicht so »vollkommen« sein könne, wie er sich gern den Anschein geben wolle. Vergeblich wandte er sich an verschiedene ledige Arbeiter, um doch wenigstens während der Ernte Hilfe zu haben; einzelne sagten geradeheraus nein, andere kamen mit sehr unverblühten Anspielungen auf seine allgemein bekannte Unzuverlässigkeit als Zahler und stellten ganz ungeniert die Forderung, erst »den Lohn zu sehen«. Seine Nachbarn und einige andere Leute aus der Gegend erboten sich wohl, ihm hin und wieder eine Handreichung zu tun; aber in der allgemeinen Erntegeschäftigkeit sandten sie freilich in der Regel eine Entschuldigung statt der erwarteten Hilfe.

Aus Ärger über das alles beging Emanuel schließlich die Unbesonnenheit, sich eines Tages an den gebrandmarkten Dorfschulzen zu wenden, der mit seiner gewohnten Freigebigkeit ihm sofort seine ganze Mannschaft zur Verfügung stellte und noch am selben Tage seinen halbkeimenden Roggen unter Dach brachte.

Aber damit war auch der Krieg erklärt.

Unter einer einzig dastehenden Beteiligung, mit einem Gefolge von über zweitausend Menschen, darunter ein halbes Hundert Geistlicher im Ornat, wurde der alte Hochschulvorsteher auf dem schönen Sandinger Kirchhof zur Ruhe bestattet. Über allen Dörfern im meilenweiten Umkreis wehten die Flaggen auf Halbmast, und vom frühen Morgen an wurde der Fjord von Segel- und Ruderböten, gedrängt voll schwarzgekleideter Menschen mit Blumenkränzen, durchkreuzt.

Es war ein trüber Tag, mit schweren Wolken, der unwillkürlich zum Trübsinn stimmte. Trotz der vielen Reden, die gehalten wurden, erst in dem geschmückten Vortragssaal der Schule, wo die Leiche aufgebahrt stand, später in der Kirche und schließlich am Grabe (im ganzen elf an der Zahl) blieb die Stimmung dennoch gedrückt. Noch sang man ja aus voller Brust die alten, frischen Lieder, aber es war nicht schwer, an dem Ton die Wirkung der Widerwärtigkeiten zu spüren, dem die ganze Freundesgemeinde in letzter Zeit ausgesetzt gewesen war.

Nach der Beerdigung hielt man eine Mahlzeit um die mitgebrachten Proviantkörbe ab, und da das Schulgebäude nicht annähernd die vielen Menschen beherbergen konnte, hatte man – trotz eines feinen, anhaltenden Regens – sich über den Garten und die anstoßenden Koppeln ausgebreitet, wo man unter Bäumen und aufgespannten Regenschirmen Schutz suchte. Man sah in dieser Versammlung alle Arten Volksfreunde, von zwei Würdenträgern des Kopenhagener Liberalismus – einem Advokaten mit goldener Brille und einem Zuckergroßhändler mit Kneifer – bis herab zu

armen Häuslern, die viele Meilen gewandert waren und den Erntelohn des Tages geopfert hatten, um ihren treuen Fürsprecher und Freund zu seiner letzten Ruhestätte zu begleiten. Man sah Schullehrer, Zöglinge von Seminaren und Hochschulvorsteher von dem alten Typus mit langem Bart und großen Pilgerhüten wie von der neu auftauchenden Art mit dem Wesen des Weltmannes und modischer Kleidung. Hier wanderten ein junger Geistlicher und seine Braut Arm in Arm unter demselben Regenschirm und sahen sich liebevoll ins Auge –, er mit weichem Plüschhut und hochaufgestreiften Beinkleidern, sie mit aufgeschürztem Kleid und langen, flachen Galoschen. Hier standen einige Reichstagsbauern unter einem Baum und flüsternten miteinander wie in den Fensternischen des Folkethingssaals. Aus allen Teilen des Landes waren Abgesandte erschienen, die Kränze und Grüße von entferntwohnenden Freunden überbracht hatten; ja, sogar ein berühmter norwegischer Volksdichter und Kraftagitator, der sich gerade auf einer Vortragstournee in Dänemark befand, war zur allgemeinen Freude erschienen und erregte das größte Aufsehen mit seiner imponierenden Persönlichkeit und seiner lautschallenden Rede. Überall, wo er sich zeigte, scharte sich ein andächtig lauschender Zuhörerkeris um ihn, und namentlich wurde er auf eine zudringliche Art und Weise von Niels und einigen anderen jungen Burschen verfolgt, die wetteiferten, der Auserwählte zu sein, auf dessen Schulter er seine Hand legte, wenn er sprach.

Emanuel war erst spät gekommen. Gerade als er und Hansine am Morgen im Begriff standen, über den Fjord zu fahren, war ein Eilbote von Aggerbölle mit der Bitte erschienen, er möge kommen und seiner Frau, die im Sterben läge und kaum den Tag überleben würde, das Abendmahl reichen. So hatte denn Hansine allein fahren müssen; und die eigentliche Begräbnisfeier war zu Ende, als Emanuel sich schließlich einfand.

Er hatte sich nicht lange in der Menschenmenge aufgehalten, die Schutz vor dem Regen unter der breiten, hölzernen Galerie des Schulgebäudes gesucht hatte, als er von einem jungen Studenten angeredet wurde, der sich als Studiosus Sören Sörensen vorstellte und mit jütländischem Schnarren des »R« sagte:

»Ich irre doch nicht... Sie sind doch Emanuel Hansted ... nicht wahr? Wie herrlich das ist! Wir haben Sie überall gesucht. Wir konnten uns ja denken, daß Sie hier sein würden... Sie müssen durchaus mit zu Lene Gylling hereinkommen. Sie hat die ganze Zeit nach Ihnen gefragt; sie will so herzensgern Ihre Bekanntschaft machen.«

Halb gegen seinen Willen wurde Emanuel die Treppe hinaufgeführt. Er war gar nicht in der Gemütsverfassung, mit Fremden, am allerwenigsten mit Leuten aus Kopenhagen zu reden; aber der eifrige Student hörte nicht auf seine Einwendungen und zog ihn triumphierend in den überfüllten Vortragssaal hinein, wo es nach Tannenzweigen roch und von Menschenstimmen sumnte.

Frau Gylling war eine vermögende Witwe, die eine Art von volkstümlichem Hof in Kopenhagen abhielt. Emanuel hatte oft von ihr reden hören als eine der besten Stützen der Freundesgemeinschaft, und nun sah er eine schöne, ältere Frau vor sich, die in einem Korblehnstuhl saß und sich mit einem kleinen, kugelrunden Geistlichen im Ornat und Samtkäppchen unterhielt, während einige andere umherstanden und andächtig zuhörten.

Bei Emanuels Anblick richtete sie sich lächelnd auf und begrüßte ihn mit einer Mischung von Verschämtheit und mütterlicher Wärme. Indem sie andauernd seine Hand in der ihren hielt, sagte sie fast zärtlich:

»So bekomme ich Sie denn endlich einmal zu sehen! Wie ungeduldig bin ich gewesen, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich habe ja soviel von Ihnen gehört, was Sie wohl verstehen können. Wir haben Sie alle mit der größten Freude in Ihrer reichen Erweckungstätigkeit verfolgt... aber warum gönnen Sie uns andern doch nicht ein wenig Freude von Ihnen? Ist es ganz unmöglich, Sie einmal in der Hauptstadt zu sehen; wir haben wahrhaftig auch da drinnen Bedürfnis nach jungen Erweckern, das können Sie mir glauben! Ich hatte vorhin die Freude, Ihre Frau zu begrüßen, und ich nahm ihr halbwegs das Versprechen ab, daß sie Sie bewegen sollte, gelegentlich zur Stadt zu kommen, und in unserer Gemeinde zu reden. Nun hoffe ich, daß sie so viel Macht über Sie besitzt, daß Sie kommen werden; ...sie war so lieblich anzusehen, und es war so erfreulich, mit ihr zu sprechen!«

Das Gerücht von Emanuels Ankunft hatte sich schnell durch den ganzen Saal verbreitet. Von überallher strömten die Leute herbei, um den merkwürdigen Mann zu sehen, über dessen ideales Leben sich ringsumher in den Freundesgemeinden eine ganze Mythe gebildet hatte. Der kleine, kugelrunde Pastor hatte kaum seinen Namen gehört, als er die Arme um ihn schlang, sich auf die Zehenspitzen hob und ihm mit feuchtem Munde einen Schmatzkuß auf beide Wangen drückte.

»Nein, das also ist Emanuel Hansted!« hieß es überall. Mehrere Minuten lang war die Luft ringsum ihn erfüllt mit dem Laut seines Namens.

Er selber wünschte nur wegzukommen. Schmeicheleien waren ihm etwas zu Ungewohntes, als daß er an Frau Gyllings honigsüßer Rede hätte Gefallen finden können; und dies allgemeine Entzücken über ihn, diese Lobesworte von Leuten, die den wahren Zustand in seiner Gemeinde noch nicht kannten, drückten ihn nieder, demütigten ihn. Als der norwegische Dichter im selben Augenblick von einem Rundgang durch den Garten zurückkehrte, und durch einen seiner schallenden Ausrufe sofort die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, benützte er deswegen die Gelegenheit, um sich zu entfernen und ging hinaus, um Hansine zu suchen.

* * *

Er fand sie endlich draußen – hinter dem Garten, wo sie unter einem Holunderbusch auf einem Zaun saß, in Gesellschaft einer großen, fremden Bauersfrau, die ihn schon von weitem dadurch in Erstaunen setzte, daß sie Hansinens eine Hand in ihrem Schoß hielt. Als er sich näherte, sah er, daß sie beide eine starke Gemütsbewegung zu verbergen suchten, und daß die Unbekannte sogar rote Augen hatte, als habe sie geweint. Im selben Augenblick erkannte er Hansinens Jugendfreundin, die rothaarige Ane, die vor sechs Jahren das Unglück gehabt hatte, sich mit einem »Skalling« zu verheiraten.

Die Skallinge waren ein Fischervolk, das auf einer Landzunge ganz draußen an dem offenen Meere wohnte. So wie ihrer Zeit die alten Skibberuper, plätscherten sie in nahen und fernen Fjorden herum und gingen ringsumher an den Küsten an Land, um

ihren Fang abzusetzen. Von alters her bekannt für ihr wildes und trotziges Leben, hatten sie sich auch später völlig unempfänglich für die geistige Erweckungstätigkeit im Volke gezeigt, weswegen sie von allen Küstenbewohnern gemieden und verachtet wurden. Ane hatte bald nach Hansinens Hochzeit einen jungen schönen, schwarzhaarigen Skalling in der Provinzstadt getroffen und sich zu ihrem eigenen Entsetzen in ihn verliebt. Lange hatte sie gegen ihre Neigung angekämpft, die sie aus Scham nicht einmal Hansine anvertraut hatte; schließlich aber konnte sie dem kühnen Stürmen des jungen Fischers nicht mehr widerstehen, und eines schönen Tages war er in einem fürchterlichen Oststurm mit seinem Boot angesegelt gekommen und hatte sie selbst noch selbigen Abends und ihre alten Pflegeeltern bald daraus in seine Tangdachhütte hinübergeholt. Das Ereignis hatte seinerzeit peinliches Aufsehen unter der Bevölkerung der Gegend hervorgerufen; man hatte nicht geglaubt, daß sich Ane so vollständig von ihrer Leidenschaft könnte hinreißen lassen, und man bedauerte sie von Herzen wegen des Lebens, das sie da draußen zwischen den rohen Menschen führen würde. Zwischen ihr und Hansine waren einige Zeit nach der Trennung Briefe gewechselt worden, die jedoch von seiten Anes immer kürzer wurden, bis sie ganz verstummten. Hansine hatte sehr wohl verstanden, daß dies geschah, weil sie sich schämte, stets eingestehen zu müssen, daß sie glücklich war; und oft in den letzten Jahren, wenn ihr eigener Sinn niedergedrückt war und die Zukunft ihr am schwärzesten erschien, hatte sie an die alte Freundin ihrer Kindheit gedacht, als an diejenige, bei der sie in der Stunde der Not Zuflucht und Verständnis finden könne.

Emanuel war ein wenig sonderbar zumute, als er nach Verlauf so vieler Jahre die rote Ane wieder an Hansinens Seite auftauchen sah, namentlich da er aus ihrer Gemütsbewegung sofort ersah, daß sie gleich das alte Vertrauensverhältnis wieder angeknüpft und sich gegenseitig die Herzen erschlossen hatten. In einem Ton, der das Gepräge eines gewissen mitleidsvollen Wohlwollens trug, fragte er Ane, wie es ihr gehe und wie sie da draußen im Skallinglande lebe; und mit einer Offenheit, die ihn ein wenig verletzte, antwortete sie, daß es ihr gut gehe und erzählte, daß sie fünf gesunde Kinder und drei Schafe habe, daß sie und ihr Matthias sich im letzten Sommer ein neues Haus gebaut hätten, und daß Matthias sie aus eigenem Antriebe gefragt habe, ob er sie nicht zu dem Begräbnis des alten Hochschulvorstehers hinübereudern solle, er habe doch einige Heringsnetze hier in der Nähe ausgeworfen, nach denen er sich gleichzeitig umsehen könne.

Sie hatte sich, während sie sprach, wieder neben Hansine hingesetzt und mit einem Anflug ihrer alten Beschützermiene ihre Hand ergriffen. Obwohl sie es nicht gerade heraussagte, war es ihr doch deutlich anzumerken, daß sie sich enttäuscht fühlte, durch das Wiedersehen mit ihrem alten Hochschulfreundeskreis, und daß sie sich nur danach sehnte, wieder nach Hause zu kommen, zu ihrem Strand, ihren Schafen, ihren Kindern und ihrem Matthias.

Emanuel fühlte sich immer unangenehmer berührt von ihrem Ton und ihrem Auftreten Hansine gegenüber. Er war so davon entwöhnt, sie anderen die geringste Vertraulichkeit erzeigen zu sehen, daß der Anblick ihrer Hand dort in dem Schoß der Freundin auf ihn fast wie eine Anklage wirkte. Sie saß still da und sah immerfort zu Boden; es war fast, als wenn sie seinen Blick mied. Er fühlte in diesem Augenblick so recht, wie sie in der letzten Zeit auseinandergekommen waren, und er gab sich selbst

das Versprechen, daß von heute an nichts zwischen ihnen unausgesprochen bleiben sollte. Jetzt, wo scheinbar alle anderen Bande für ihn zerreißen sollten, jetzt, wo sie sicher viel allein sein würden, wollten sie einander wieder in vollem Verständnis finden und in der Innigkeit des Zusammenlebens Ersatz für das suchen, was sie nach außen hin verloren hatten.

Hansine war während der ganzen Begräbnisfeierlichkeit sehr bewegt gewesen. Obwohl sie schon lange eine Vorahnung gehabt hatte, daß ihre Bekanntschaft mit der Sandinger Hochschule ihr teuer zu stehen kommen würde, hatte sie nie bittere Gefühle gegen den alten Vorsteher genährt. Jetzt, wo er fort war, erinnerte sie sich seiner mit Dankbarkeit für das viele Gute, was sie von ihm gelernt hatte; und namentlich hatten sich ihre Gedanken in diesen Tagen mit der Ermahnung beschäftigt, in Wahrheit und Selbstaufopferung zu leben, zu der er in seinen Reden an die Jugend beständig zurückkehrte. Unter dem Eindrucke seines Todes und da Emanuels Schweigen ihr mit jedem Tage ein schlagender Beweis dafür geworden, wohin sein Sehnen ihn unwiderstehlich zog, keimte in ihr ein Vorsatz, der nun an dem Grabe des alten Lehrers und durch die Wiedervereinigung mit der Freundin ihrer Kindheit zu einem Beschluß bei ihr gereift war. Sie sagte sich selbst, daß es fruchtlos sei, länger gegen das Unvermeidliche anzukämpfen, und daß es deswegen das beste sei, sowohl Emanuels, wie ihretwegen, namentlich aber um der Zukunft der Kinder willen, wenn eine entscheidende Veränderung in ihrem Verhältnis zueinander und in ihrem ganzen Leben eintrete. Sie hatte beschlossen, eines Tages ruhig mit Emanuel darüber zu reden; und ruhig und schonend wollte sie ihm dann sagen, was ihr mehr und mehr als der einzige Ausweg zu einem neuen und glücklicheren Leben für sie alle erscheine.

Der Regen hatte indessen nachgelassen, die Wolken hatten sich zerteilt und Emanuel sah nun, wie kleine Scharen von Männern und Frauen aus dem Garten hinaus auf ein Hünengrab zogen, das eine Strecke von der Schule entfernt auf einem Felde lag, und von wo aus der alte Vorsteher an den großen Gedenktagen der Nation zu reden pflegte. Emanuel schlug vor, daß auch sie dahingehen sollten ... und etwas später erhoben sie sich denn auch und folgten ihm.

Die Menschenmasse, die sich allmählich um den auf der Höhe errichteten Stein geschart hatte, bestand zum wesentlichen Teil aus Vejlbyern und Skibberupern. Die Kopenhagener Gäste und der norwegische Dichter hatten sich bereits nach der Station begeben, um den Zug zu erreichen, und auch die entfernter wohnenden Teilnehmer der Zusammenkunft waren weggefahren.

Als Emanuel zusammen mit Hansine und Ane den Hügel erreichte, stand schon ein Mann da oben am Stein und redete zu der Versammlung. Es war eine weißbärtige Greisengestalt, und nach Sitte der ältesten Volksredner hatte der Alte den kahlen Kopf entblößt und drückte sich höchst feierlich aus. Er selber schien auch sehr ergriffen, aber seine Stimme war so schwach, daß selbst die Zunächststehenden es aufgegeben hatten, dem zu lauschen, was er sagte. Es war deswegen eine große Erleichterung für die Versammlung, als er endlich nach mehr als halbstündiger Rede schloß und in der heftigsten Gemütsbewegung hinunterstieg. Einen Augenblick später erschien er jedoch wieder, stand eine Weile mit verdutzter Miene da und befühlte sich von hinten und von vorne, bis er endlich mit einer Stimme, die plötzlich alle hören konnten, ausrief: »Von

euch hat wohl niemand ein rotes Taschentuch gefunden? Falls jemand es finden sollte, bitte ich euch, es in der Schule abzugeben.«

Unter einem kleinen Gelächter der Versammlung stieg er wieder hinab.

Der nächste Redner war der kleine pastorähnliche Anton Antonsen, der neue Schullehrer von Vejlby. Er trat mit Plüschhut auf dem Kopf und Tabakpfeife im Munde auf, aber auch er hatte keinen weiteren Erfolg. Seine drollige Männleingestalt paßte trotz des weißen Schlipses und der ganzen übrigen geistlichen Ausstattung nicht recht zu der Stimmung des Tages. Die letzten unruhigen Zeiten waren seiner Popularität überhaupt nicht günstig gewesen. Namentlich hatten die Skibberuper kein Ohr mehr für seine nüchterne, moralisierende, alltägliche Rede. Sie waren in Kriegslaune und wollten Posaumentöne hören, verlangten Kampfrufe und Siegesprophezeiungen.

Indessen war Emanuels Ankunft von verschiedenen der Anwesenden bemerkt worden, und als Anton schloß, verriet der gespannte Ausdruck auf den vielen Gesichtern, die sich ihm im selben Augenblick zuwandten, daß man von ihm erwartete, er werde das Wort ergreifen. Er empfand plötzlich selbst ein Bedürfnis zu reden, öffentlich Rechenschaft abzulegen über die sorgenvollen Gedanken, die ihn in der letzten Zeit erfüllt hatten. Er dachte bei sich, daß die Gemüter gerade an einem Tag wie dem heutigen, empfänglich sein müßten für das bittere Bekenntnis, das er doch früher oder später notgezwungen seinen Freunden ablegen mußte, was auch die Folge davon sein mochte.

Unter einem schwachen Gemurmel der Versammlung stieg er auf den Rednerplatz hinauf.

Er begann damit, dankbar des Freundes zu gedenken, dessen Bahre sie hier versammelt hatte und auf den sich mit Wahrheit das Wort anwenden lasse: Der Herr hat ihn gesegnet, und er ist zu einem Segen geworden. Aber, fragte er darauf, ob sich der liebe Verstorbene nicht trotzdem – und namentlich in der letzten Zeit – in seinen großen Erwartungen getäuscht gefühlt habe. Obwohl er selber nie davon gesprochen, sei doch Grund vorhanden, es zu glauben. Denn es hülfe ja nicht, es leugnen zu wollen, – den Freunden des Reiches Gottes sei augenblicklich eine ihrer Drangsalszeiten beschieden. Sie hätten eine große Schlacht verloren, – eine große Hoffnung sei ihnen fehl geschlagen. – Und wie alle Niederlagen, habe auch diese Mißtrauen und Zwietracht unter die Überwundenen gesät. Aber lieber, als den Versuch zu machen, die Wahrheit zu verhüllen und lieber als Anklagen der Mitschuld an dem Unglück gegeneinander hinauszuschleudern, solle man prüfend in sich hineinblicken und versuchen zu finden, was man verbrochen und wo man gefehlt habe. »Statt gegen Gott zu murren« – rief er mit wachsender Gewalt aus – »weil er diesmal unsere Hoffnung nicht erfüllte, sollten wir demütig unser Inneres erforschen und uns selbst fragen, ob wir nun auch wirklich reif waren, das Reich aus seiner Hand in Empfang zu nehmen?«

Es war schnell einige Unruhe unter den Zuhörern entstanden. Nach diesen letzten Worten wurde er von der einen Seite durch ziemlich unverschämte Zurufe unterbrochen.

Er ließ sich jedoch nicht stören, sondern fuhr fort:

»Glaubt nun nicht, daß ich hier als Selbstgerechter stehe, der nur anklagen will. Nein, ich erkenne es tief – und ich empfinde das Bedürfnis, es euch allen hier heute zu sagen

– ich selbst bin schwach und habe Gottes Vertrauen nicht verdient. Ihr habt Anspruch darauf, es zu wissen: ich kenne die Augenblicke des Zweifels und der Versuchungen und muß täglich mit mir selbst kämpfen, damit nicht die Welt und ihre Eitelkeit Macht über meinen Sinn gewinnen –«

»Doktor Hassings« ertönte eine gellende Stimme von der nämlichen Seite wie vorhin, dort wo sich Niels' dicker Kopf im selben Augenblick hinter ein paar Burschen aus Skibberup verkroch, die laut zu lachen begannen.

Emanuel warf einen hastigen Blick dahin. Er war blaß geworden, bezwang sich aber und fuhr nach einer kurzen Pause mit seiner Rede fort:

»Die Wahrheit soll jetzt gesagt werden, wie übel sie sich auch anhört! Wir, die wir uns vermessen die Freunde der Wahrheit und Gerechtigkeit genannt haben, wir haben das schwere Schicksal verdient, das uns jetzt betroffen hat. Laut soll es bekannt werden: wir sind nicht reif gewesen! Stets sahen wir den Splitter in unseres Bruders Auge, wurden aber des Balkens in unserem eigenen nicht gewahr! Sagt mir, ist es das schlechte Gewissen, das jetzt aus euch spricht?« rief er durch den Lärm hindurch, mit dem man ihn jetzt von vielen Seiten zu übertäuben und zum Schweigen zu zwingen suchte. »Habt ihr das wirklich bisher nicht gewußt? Wohlan! Dann will ich es euch sagen: Hochmut und Unverträglichkeit, Unzucht und Verleumdung, Lüge und Verstellung treiben ihr Wesen hier, unter uns ganz wie in der Gesellschaft, zu deren Umsturz wir des Himmels Hilfe anrufen!... Das ist die Wahrheit! Aber Gott läßt sich nicht spotten! Er hat uns in den Staub hinabgedrückt, damit wir lernen sollen, uns selbst zu erkennen und zu sagen: Seht, so tief sind wir gesunken!«

Er konnte schließlich kaum mehr zu Worte kommen vor herausfordernden Zurufen. Es stieg wie ein Brüllen der Beschwörung zu ihm auf aus dem Meer der aufwärtsgewandten Gesichter, das ihn umwogte. Manche von ihnen drückten freilich Verlegenheit über den Auftritt aus; aber nicht eine Stimme erhob sich, um dem Spektakel Einhalt zu tun.

Als es ihm nicht länger möglich war, sich Gehör zu verschaffen, schloß er jäh mit der Äußerung des Wunsches, daß die Freunde der Wahrheit und der Gerechtigkeit aus der erlittenen Niederlage lernen möchten, daß nicht durch Selbstgerechtigkeit, sondern durch Selbstprüfung, nicht durch Hochmut, sondern durch demütige Selbsterkenntnis der Weg der Zukunft zu Aufrichtung und Sieg führe.

Kaum war er unter tiefem Schweigen herabgestiegen, als die Versammlung in laute Beifallsrufe ausbrach. Weber Hansen hatte bedächtig den Rednerplatz bestiegen.

Der Anblick des alten Kampfführers, der nun seit vielen Jahren in keiner Versammlung geredet hatte, wirkte wie eine Fanfare auf sie alle. Die eine seiner roten Hände um das Kinn, die andere auf den Rücken gelegt, ließ er die Blicke über die Menge hin und her gleiten, die ihn in erwartungsvoller Spannung umdrängte. Als endlich Ruhe entstanden war, sagte er lächelnd mit seiner sanften Stimme:

»Seht, das war nun doch eine recht merkwürdige Rede, die wir hier von Emanuel zu hören kriegten. Ich stand da unten und kniff mich in die Ohren und meinte, ich müßt' mich verhöhrt haben. Schließlich sagt' ich zu mir selbst: du schläfst, Jens! Und du träumst, daß du unsern alten Propst Tönnesen hörst.«

»Hört! – Ein wahres Wort!« jubelten die Skibberuper.

»Denn es is ja nu mal so, daß ich immerzu an eine andere Rede denken muß, die uns Emanuel mal vor vielen Jahren gehalten hat ... das war das allererstmal, als er in unserm alten Versammlungshaus da drüben in unserem Dorf zu uns geredet hat, damals waren da andere Triller in der Flöte als heut ... Damals waren wir Bauernmenschen das Beste, was Emanuel kannte ... ach, wir waren so herrlich, daß es beinah zuviel des Guten war. Ja, da sind woll noch 'ne ganze Menge von euch hier, die die Rede noch erinnern können; denn die hat ja damals solch schrecklich großes Aufsehen gemacht, und viele fanden ja, daß es 'ne ganz wunderschöne Rede war. Ich muß nu sagen, daß ich für mein Teil nich so himmelsbegeistert daüber war, und darum kommen mir Emanuels Worte heute auch nicht so überraschend. Denn es is ja nu mal so, daß wer den Mund zu voll nimmt, der muß in der Regel hinterher ausspucken! – Seht, das wo über Emanuel sprach, war ja nu, daß wir Landbewohner zu vergafft in uns selbst gewesen wären, und daß es uns darum in der letzten Zeit so schlimm ergangen is. Er meinte woll, nehm ich an, daß wir von den feinen Menschen in den Städten lernen sollen, denn würd' uns der liebe Gott woll geben, um was wir ihn bitten. – Ach nein! Da an glaub' ich nu gar nich so recht. Ich mein' ganz im Gegenteil, daß wir allzu willig gewesen sind, uns von all diesen vielen Kopenhagenern an der Nase herumführen zu lassen, die in den letzten Jahren hier und da aufgetaucht sind und sich Freunde der Volkssache genannt und sich ohne weiteres zu unseren Führern gemacht haben ... und ich bin nu der Ansicht, daß das gerade der Grund is, warum es uns so schlecht gegangen is, wie es is! Es is so 'ne Art Mode unter den Leuten in den Städten gewesen, daß sie nu recht volkstümlich sein wollten, und wir Landbewohner, wir haben uns woll 'n bißchen reichlich dadurch geschmeichelt gefühlt, daß so viele seine und gelehrte Leute mit uns zu schaffen haben wollten; wir waren kurz davor, ganz von Sinn und Verstand zu kommen, bloß um es ihnen recht zu machen. Wir fanden ja, daß es ein so herrlich stolzes Gefühl war, wenn so ein Advokat mit 'ner goldenen Brille auf der Nas und so eine seine Frau kamen und uns auf die Schulter klopfen und uns »lieber Freund« nannten. Und wenn sie denn noch obendrein hier herauskamen und sich hier häuslich niederließen, ganz als wenn sie zu uns gehörten, und sich noch dazu mit unsere Bauernmädchen verheirateten ... ja, denn waren wir ja so beehrt, daß wir nich wußten, auf welchen Fuß wir stehen sollten. – Aber das war nu so 'ne Art Krankheit, glaub' ich, und ich hab' mir immer gedacht, wenn man sich bloß Zeit ließ, denn würd' sie schon wieder aus 'n Körper rausgehen. Und seht, da is nu was, was ich in letzter Zeit geglaubt hab' merken zu können, daß wir endlich damit fertig sind, die Narrenkomödie zu spielen, wozu wir Landleute uns aus lauter Dummheit haben verlocken lassen ... am Ende auch in unserer eigenen Gemeinde. Wie denkt Ihr darüber, Freunde?«

»Ja, ja! – Hört, hört!« hallte es von den Skibberupern wieder.

Am äußeren Rande der Versammlung stand Emanuel. Wie ehrlich er auch mit sich selbst kämpfte, wie demütig er sich auch das strenge Gebot seines Herrn: »Schlägt dich einer auf die rechte Wange, –« vorhielt, sein Blut kochte, sein Stolz wand sich. Er verlor schließlich die Herrschaft über sich und wollte auf den Rednerplatz hinaufstürzen, aber im selben Augenblick packte ihn Hansine beim Arm und sagte:

»Laßt uns hier wegkommen!«

»Ja – fort ... fort von hier!«

Gesenkten Hauptes entfernte er sich hastig, während die fortgesetzten Verhöhnungen des Webers und die Beifallsrufe der Freunde ihm wie Peitschengeknall um die Ohren sausten.

Auf dem Wege zum Strand hinab befahl ihm ein heftiger Weinkrampf, so daß er sich auf einen Grabenrand setzen mußte, während ihm Hansine den kalten Schweiß von der Stirn trocknete. Ane war ihnen gefolgt und bestürzt eine Strecke von ihnen entfernt stehen geblieben. Als der Anfall vorüber war, ging Hansine zu ihr hin und sagte, indem sie ihr die Hand gab:

»Dann ist es also eine Verabredung – wenn du von mir hörst?« –

»Aber ist es denn wirklich dein Ernst, Sine? Ich konnt' es vorhin nich' recht glauben.«

»Ja, jetzt ist es abgemacht, – wenn du mich haben willst.«

»Ob ich will, mein Lamm! das kannst du dir doch denken ... aber was meinst du, wird Emanuel dazu sagen?«

»Das weiß ich nich. Aber ich werde dir schreiben. Auf Wiedersehen!«

Am Grabenrande hatte Emanuel den Kopf aufgerichtet. Durch Tränen sah er die dunkle Menschenmasse da oben auf dem Hügel und Weber Hansens sich hin und her wiegende Gestalt, sich von dem hellen Horizont abheben. Er gedachte der Zeit, als er hier hinausgekommen war, unter Gottes freien Himmel, in dem Glauben, hier das Menschenherz in seiner ursprünglichen Reinheit und Einfachheit bewahrt zu finden – und da oben stand nun ein kluger Meister der Ränke und Verleumdungen und triumphierte über ihn! Er dachte daran, wie er hinausgezogen war, um das Evangelium des Friedens und der Liebe diesen Kindern des Erdbodens zu verkünden – und dort oben stand jetzt der Apostel des Hasses, der Henker der Barmherzigkeit und streckte seine blutroten Hände zum Himmel empor!

* * *

Erst am nächsten Morgen beruhigte sich Emanuels Gemüt so weit, daß Hansine mit ihm reden konnte.

»Was denkst du zu tun,« fragte sie, als sie nach dem Morgengebet allein in der Wohnstube saßen.

»Ich weiß es nicht, aber wir müssen ja fort von hier ... Es bleibt uns kein anderer Ausweg ... Ein kleines Pfarramt irgendwo in der jütischen Heide oder in den Dünen wird man mir wohl nicht verweigern. Und ich bedarf der Einsamkeit, um wieder zur Klarheit über mich selbst zu gelangen.«

»Daran sollst du nicht denken, Emanuel.«

»Was meinst du?«

»Du sagst, du mußt zu Klarheit mit dir selbst kommen. Aber wie kannst du denn daran denken, anderen ein Führer zu werden. Selbst wenn du wirklich eine andere Pfarre bekämst, würde es doch bald genau dasselbe für dich werden wie hier. Du würdest unzufrieden mit dir sein, und darum auch mit anderen und dich nur fortsehen.«

»Aber was willst du denn, das ich tun soll?«

»Ja, siehst du, Emanuel ... es nützt doch nich, daß wir länger Versteck miteinander spielen; wir können ja ebensogut offen darüber sprechen ... Dir würd' es gut tun, wenn du eine Zeitlang zu deiner Familie zurückkämst und in die anderen Verhältnisse, wo du hingehörst; allein da kannst du doch erwarten, nach jeder Richtung hin wieder zu Frieden und Verständnis zu kommen. Darum meine ich nu, Emanuel, du solltest nich länger mit dir selbst kämpfen; es nützt doch woll nich'. Ich hab' mir so gedacht, du könntst gewiß eine Anstellung an einer Schule in Kopenhagen oder anderswo kriegen, wo du wieder mit deinem alten Verkehr zusammenkommen kannst; denn das hast du gewiß nötig, das kann ich mir so gut denken.«

Emanuel sah sie überrascht an.

»Aber, Hansine, willst denn du es?«

»Ich?« sagte sie und beugte sich noch tiefer über den Schoß ihres Kleides, den sie während der ganzen Unterhaltung mit den Händen geglättet hatte. »Ich will am liebsten das, wovon ich glaub', daß es das beste für uns allzusammen is.« –

Schon am nächsten Tag fuhr Emanuel nach der Bezirksstadt, um sich mit dem Bischof auszusprechen und um seinen Abschied einzukommen. Der Bischof sprach anfänglich streng mit ihm, aber Emanuels tiefe Niedergeschlagenheit milderte allmählig seinen Ton. Er sagte ihm, er befinde sich offenbar in einer »Gärungsperiode«, und daß es vielleicht allein schon aus diesem Grunde gut für ihn sein würde, wenn er sich eine Zeitlang von der öffentlichen Tätigkeit zurückzöge. Indem er ihn mit schonenden aber eindringlichen Worten bat, die Schwermut, die Neigung zu krankhafter Selbstbetrachtung zu bekämpfen, die ein Erbteil seiner Mutter sei, versprach er schließlich, sich seiner Sache anzunehmen und wünschte ihm beim Abschied Gottes Beistand, auf daß er gestärkt und geläutert aus seiner geistigen Krisis hervorgehen möge.

Den ganzen Nachmittag ging Hansine rastlos in einer der langen Alleen des Gartens auf und nieder und wartete auf seine Heimkehr. Ihr Gesicht, dessen ernste Züge die Begebenheiten der letzten Wochen noch vertieft hatten, trug das Gepräge einer finstern Entschlossenheit. Sie hatte die Arme in einen kleinen wollenen Schal eingehüllt, als friere sie, und jeden Augenblick stieg sie auf die kleine Anhöhe, von wo aus man die Gegend nach Westen zu übersehen konnte.

Kurz vor Sonnenuntergang kam er endlich; und wenige Minuten später befanden sie sich beide draußen in der langen Kastanienallee am Ende des Gartens, wohin sie sich begeben hatten, um ungestört zu sein. Hansine setzte sich auf die »Naturbank«, die hier aus alten Zeiten neben einem Baumstamm stand, während sich Emanuel unruhig vor ihr hin und her bewegte und erzählte.

»So, nun haben wir also unsere Freiheit,« schloß er seinen Bericht und blieb vor ihr stehen. »Jetzt können wir reisen. Hansine, sobald wir die Bewilligung haben.«

Sie saß vornübergebeugt, die Arme auf die Knie gestützt und sah auf ihre eine Schuhschnauze nieder, mit der sie in der nassen Erde scharrte.

»Ja, siehst du, Emanuel ... was ich dir noch sagen wollte,« begann sie und es klang, als werde es ihr schwer, die Worte hervorzubringen »ich kann nicht mit dir nach Kopenhagen kommen.«

»Was soll das heißen? ... was meinst du damit?«

»Ich meine ... nicht gleich,« verbesserte sie sich selbst, als sie merkte, daß Emanuel nicht die leiseste Ahnung von ihrer Absicht hatte. »Ich bin zu fremd für all das in der Stadt; ich würde dir bloß zur Last werden, bis du deine Verhältnisse geordnet und dir eine Stellung geschaffen und dein Haus eingerichtet hast ... ich kann dir ja mit nichts behilflich sein. Und übrigens habe ich auch das Bedürfnis, mit mir selbst zur Ruhe zu kommen. In der letzten Zeit is alles so verstört gewesen.«

»Ja, darin magst du recht haben,« sagte Emanuel und fing von neuem an, vor der Bank auf und nieder zu gehen. »Aber ich will dir doch sagen, daß es hier wohl nicht gerade angenehm für dich werden wird. Ich habe es schon gemerkt, als ich heute nur durch Skibberup fuhr; wir wohnen nicht mehr zwischen Freunden, sondern zwischen gehässigen Feinden.«

»Ach ja, das hab' ich mir auch gedacht. Darum hab' ich mir auch gedacht, ich könnt' zu Ane hinausfahren und da einige Zeit bleiben. Wir haben neulich schon ein wenig davon gesprochen; sie sagte, da wären ein paar Stuben in ihrem neuen Haus, die sie nicht brauchten; die könnten sie mir gern überlassen, sagt sie.«

»Bei Ane? draußen im Skallinger Lande! Was denkst du dir nur, Hansine! Zwischen den zügellosen Menschen?«

»Ach, das hat woll nich soviel auf sich mit dem Unwesen, wo immer so viel von die Rede is ... das sagte Ane auch; un sie selbst scheint ja doch auch keine Not gelitten zu haben!«

»Aber das geht wirklich nicht. Hansine; ... es geht der Kinder wegen nicht! Es ist ja doch nun einmal dein wie mein Wunsch, daß sie ein wenig von dem Einfluß fortkommen, unter dem sie bisher gelebt haben ... und namentlich für Sigrid ist es gewiß die höchste Zeit. Sie ist ja ein liebes und gutes kleines Mädchen, aber sie nimmt so leicht von anderen an, wie ich bemerkt habe.«

»Ja, Emanuel, das hab' ich dir ja schon lange gesagt. Aber darum hab' ich mir auch gedacht, daß die Kinder ... daß ... du die mit nach Kopenhagen nehmen sollst. Du mußt dir da ja doch so 'ne Art Häuslichkeit einrichten ... und dann glaub' ich auch, daß es grade den Kindern gut wär', wenn ich eine Zeitlang von ihnen fortblieb. Ich kann ihnen ja doch mit nichts zu Gange helfen, ich wär' ihnen am Ende bloß ein Hindernis, wenn sie sich an ihre neuen Freunde anschließen und überhaupt die Erziehung haben sollen, die wir doch beide für die richtigste für sie halten. Ich hab' mir eigentlich gedacht, daß deine Schwester ... daß die dir am Ende bei der Erziehung helfen könnt'; sie hat ja kürzlich ihr einziges Kind verloren, die würd' gewiß eine gute Pflegemutter für sie werden, hab' ich mir so gedacht.«

Sie sprach beständig mit derselben Ruhe und Beherrschung, war aber allmählich sehr blaß geworden und sah unverwandt zu Boden nieder.

»Wie kommst du nur einmal auf all die Gedanken ... schlag dir das doch aus dem Kopf, mein Herz!« rief Emanuel fast entsetzt aus. Und als er ihre Gemütsbewegung bemerkte, trat er an sie heran und legte ihr liebevoll die Hände um den Kopf. »Laßt uns nicht in dergleichen Trübseligkeiten verfallen. Wir wollen uns jetzt ja gerade eng aneinander anschließen und den Kampf um unser Heim und unser Glück tapfer

aufnehmen. Vielleicht wird uns in Zukunft nicht alles so leicht werden; aber wenn wir nur zusammenhalten, so wird es mit Gottes Hilfe schon gehen!«

Sie hatte keine Kraft mehr, ihm zu widersprechen; sie vermochte es nicht einmal abzuwehren, daß er sich nach den letzten Worten herabbeugte und sie küßte.

Während sie nun beide in den folgenden Tagen ganz im stillen angingen, sich auf den Aufbruch vorzubereiten, wurde die Sache nicht weiter zwischen ihnen berührt. Und doch beschäftigte sie sie unausgesetzt. Emanuel sah sehr wohl ein, daß es schwer für Hansine werden würde, einen Hausstand unter Verhältnissen zu leiten, die ihr so völlig fremd waren, und daß sie namentlich für die Kinder nicht die Stütze sein konnte, deren sie besonders zu Anfang bitter benötigt sein würden. Er fühlte auch, daß sie mit ihrem eigenartigen, für Fremde unverständlichen und oft abstoßenden Wesen sich selbst viele Schwierigkeiten bereiten würde; und endlich ward er immer besorgter, wie er überhaupt die Mittel zum Lebensunterhalt beschaffen sollte; selbst, wenn sie alles verkauften, was sie besaßen, würden sie kaum mehr gewinnen, wie erforderlich war, um ihre Schulden zu decken. Als Hansine die Unterhaltung eines Tages wieder auf dies Thema brachte, unterbrach er sie deswegen nicht, sondern hörte sie – wohl zum erstenmal während ihres Zusammenlebens – ganz bis zu Ende an. Sie sagte, daß es wohl das vernünftigste sein würde, überhaupt keinen neuen Hausstand zu begründen, solange ihre Zukunft noch so unsicher, namentlich aber solange er ganz ohne Stellung und ohne Einnahmen sei. Sie habe deswegen gedacht, sagte sie, ob nicht er und die Kinder vorläufig, bis er eine neue Tätigkeit gefunden habe, bei seinem alten Vater wohnen könnten, der ja ganz allein in seiner großen Wohnung lebe. Sie tröstete ihn damit, daß ihre Trennung deswegen ja nicht von langer Dauer zu sein brauche, und sie fuhr überhaupt fort, so lange auf ihn einzudringen, bis er ihr versprach, noch selbigen Tages an den Vater und an seine Geschwister zu schreiben.

»Aber schreib' nun auch so, daß sie deutlich verstehen, daß ich nich mitkomm',« schloß sie.

Voller Ungeduld warteten sie einige Tage auf die Ankunft der Antwort.

Es war nun auch allmählich recht ungemütlich für sie im Vejlbjyer Pfarrhause geworden. Die seinerzeit anberaumte Versammlung des Gemeinderats war abgehalten, ohne daß man Emanuel dazu aufgefordert hatte, und überhaupt ließ man ihn auf jede Weise fühlen, daß man ihn los zu werden wünschte. Beim Gottesdienst am Sonntag war die Kirche auf der Landzunge leer – ganz wie zu Propst Tønnesens Zeiten – während die Leute am Nachmittag in das Versammlungshaus strömten, wo die Schmiede-Maren und der dickköpfige Niels zum ersten Male Erlaubnis erhalten hatten, eine große Betstunde zu veranstalten. Niels hatte jetzt die erste Stufe zu dem hohen Ziel seiner Träume erklommen; er war wandernder Missionsprädikant geworden, in welcher Eigenschaft er sich einen Vollbart zugelegt hatte und außerhalb der Heimatgemeinde mit einer Brille und mit auf die Seite gelegtem Kopf auftrat.

Allmählich empfing Emanuel jedoch auch Beweise von dankbarer Zuneigung und von Empörung über die Behandlung, die ihm zuteil geworden war, ja, als es bekannt wurde, daß er sein Abschiedsgesuch eingereicht hatte, begannen einige beherzte Leute in Vejlbj – ebenso wie beim Wegzug von Propst Tønnesen – eine Geldsammlung zum

Einkauf einer silbernen Kaffeekanne und eines Lehnstuhls zu veranstalten, was ihm beides bei der Abreise überreicht werden sollte.

Im Pfarrhause war man jetzt in vollem Aufbruch.

Emanuel, der allmählich alles Interesse für seine Wirtschaft verloren hatte und nur den einen Wunsch hegte, die Beschwerde mit Feld und Stall sobald wie möglich loszuwerden, hatte den Rest seiner Ernte an einen Nachbarn verkauft, der für einen Teil der Kaufsumme die Äcker bestellen sollte, bis sein Nachfolger im Amt ernannt war; Kühe und Pferde und Ackergerätschaften hatte er ebenfalls zu Geld gemacht und damit die nicht geringen Klapperschulden bezahlt, die er im Laufe der letzten Jahre unvorsichtigerweise bei vielen seiner früheren Freunde gemacht hatte, und die weit mehr, als er es ahnte, dazu beigetragen hatten, seinen Einfluß in der Gemeinde zu untergraben.

Außer sich vor Wonne darüber, daß sie nach Kopenhagen sollte, fuhr Sigrid zu den Türen aus und ein, schüttelte die gelbbraunen Locken und steckte mit ihrem Jubel die kleine Dagny an, die sich im Laufe des Sommers sehr herausgemacht hatte und nun allein in der Stube umhertrippelte. Währenddes saß Hansine still in ihrem Lehnstuhl und nähte an den Sonntagskleidern der Kinder und strickte ihnen neue Strümpfe. Emanuel begriff nicht, daß sie noch immer so blaß war, obwohl doch jetzt Hoffnung auf eine lichtere Zukunft für sie alle in Aussicht war. Er hatte sie sogar mehrmals in Tränen überrascht; und als er sie nach dem Grunde gefragt hatte, wollte sie nicht antworten. Ebenso wunderte er sich über die fast unwillige Scheu, die sie allen seinen Annäherungen gegenüber erwies; sobald er neben ihr Platz nahm und ihre Hand ergreifen wollte, stand sie auf und machte sich in der Küche zu schaffen. Er glaubte, daß es die Erregung über den Aufbruch und die lange Trennung sei, die sie ihm verbergen wolle, und er war bemüht, sie auf alle Weise zu trösten und zu ermuntern. Aber es war, als ob schon allein sein Mitgefühl sie verletzte, und er hielt es schließlich für das richtigste, sie in Ruhe zu lassen.

Endlich traf die so sehnlichst erwartete Antwort aus Kopenhagen ein.

Es war eines der gewöhnlichen, umständlichen Schreiben des Vaters, auf einem großen Bogen Papier, mit einem kleinen, eingelegten Billett von der Schwester Betty. Der Vater schrieb, er sei jetzt ein alter Mann, der wohl nicht mehr viele Schritte bis zum Grabe zu machen hätte, und daß es keine größere Freude für ihn geben könne, als seinen ältesten Sohn wiederzusehen, den er solange und so schmerzlich entbehrt habe. Ohne den geringsten Versuch, ihn zu demütigen, geschweige denn ihm Vorwürfe über sein eigenes Besserwissen zu machen, bot er ihm ein herzliches Willkommen daheim im Vaterhause.

»Die beiden Zimmer, die Du seinerzeit hier bewohntest, sollen in kürzester Frist zu Deinem Empfang bereit stehen,« – schrieb er – »ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß auch Deine beiden Kinder mir liebe Gäste sein werden; es sollen Räume für sie in Deiner unmittelbaren Nähe eingerichtet werden, und wir wollen alles tun, was in unseren Kräften steht, damit sie sich wohl bei uns fühlen können. Wie Du vielleicht weißt, habe ich das nicht unbedeutende Gartengrundstück, das zum Hause gehört, gemietet, und das der nun verstorbene Konferenzrat Tagemann (Du erinnerst Dich seiner wohl noch, er wohnte unter uns im ersten Stockwerk) bisher inne gehabt hat; es

ist also freier Tummelplatz für Deine Kinder vorhanden, und ich will dafür sorgen, daß Tischler Jörgensen einen Tag bestellt wird, um eine Schaukel und was sonst zur Unterhaltung der Kinder dienen kann, anzubringen. Auch an Spielkameraden wird es ihnen nicht fehlen, sowohl die jungen Löbners (von der dritten Etage) wie auch Ministerialrat Winthers (die neuen Mieter im Erdgeschoß) haben muntere und sehr wohlherzogene Kinder, so daß ich hoffe, die Deinen werden das freie Landleben nicht allzusehr entbehren. Den Entschluß Deiner Frau, bis auf weiteres auf dem Lande wohnen zu bleiben, verstehe ich vollkommen; sie würde sich kaum zufrieden fühlen können in den für sie so völlig fremden Verhältnissen einer großen und unruhigen Stadt. Ich bitte Dich, ihr meinen wärmsten Gruß zu überbringen.

Heute nur diese Worte. Dein Bruder Carl bittet mich, Dich aufs herzlichste zu grüßen; er bittet zu beachten, daß nicht alle ›Kammerjunker‹ so ›schlimm‹ sind – er verlangt ausdrücklich, daß ich dies Wort gebrauchen soll – wie Du wohl glaubst, und er freut sich darauf, Dich einmal in die Wachtstube des Amalienborger Schlosses einladen zu können, um Dich davon zu überzeugen.

Jetzt nur noch meinen eigenen Gruß an Dich, mein lieber Sohn.

Dein treuer Vater.«

»Was sagst du, Hansine?« fragte Emanuel tiefbewegt, nachdem er zu Ende gelesen hatte.

Hansine, die über ihre Näharbeit gebeugt saß, nickte nur. Ihre Brust wogte, und sie hatte die Augen geschlossen wie ein Mensch, der den härtesten Kampf mit sich selbst kämpft.

Emanuel saß einige Augenblicke in Gedanken versunken da, den Brief auf dem Schoß und starrte in die Luft hinein. Er sah seine beiden gemütlichen, teppichbelegten Zimmer daheim mit der Aussicht auf den Kanal und die Börse und das Kristiansborger Schloß vor sich. Er fühlte sich gleichsam wieder umgeben von dem tiefen Frieden, in dem er während seiner Studenten- und Kandidatenzeit die halbe Nacht unter der Lampe gesessen oder stundenlang im Zimmer auf und nieder gewandert war, erfüllt von dem, was er gelesen hatte. Da würde er also wieder bei den alten Büchern sitzen, über dieselben Fußböden wandern, wieder die selben Fragen aufnehmen, um eine andere und wahrere Lösung für das große Rätsel des Lebens zu finden. – –

Der Anfang von Bettys Brief trug das Gepräge der tiefen Niedergeschlagenheit des Gemüts, die der Verlust ihres einzigen Kindes bei ihr hervorgerufen hatte. Sie schrieb:

»Du ahnst nicht, wie leer und trübselig es hier in unseren Zimmern geworden ist, seit mir der liebe Gott meinen kleinen Kai nahm. Wie sehne ich mich nicht danach, daß Deine Kinder hierherkommen, damit ich wieder Kinderstimmen und Kinderlachen um mich hören kann. Sage Deiner Frau, sie soll sich ihretwegen nicht ängstigen – ich kenne selbst die Ängste einer Mutter! – Wir wollen sie behüten, so gut wir können, solange sie fern von ihnen ist! Am allermeisten aber sehne ich mich nach Dir, Du lieber Bruder, den ich seit so vielen Jahren nicht gesehen habe. Wie ich mich darauf freue, mit Dir zu sprechen! Und Du wirst gut gegen mich sein, Emanuel! Ich bedarf Deines Trostes so sehr. Ich sehne mich danach, meinen Kopf an Deine Schulter zu

lehnen und mit Dir vertraulich zu reden. Ja, Emanuel – Gott sucht uns heim. Möchten wir Kraft haben, unsere Bürde zu tragen.

Deiner Ankunft wegen brauchst Du, glaube ich, nicht besorgt zu sein; der Ansicht sind auch Vater und mein Mann. Gerade gestern, als Vater Deinen Brief am Vormittag erhalten und ihn hierher geschickt hatte, damit wir ihn lesen könnten, waren wir auf einem Diner bei Justitiarius Munck. Bei Tische saß der Stiftspropst, der ja bei uns verkehrt, neben mir, und da ich mich so über Deinen Brief gefreut hatte, konnte ich nicht unterlassen, ihm zu erzählen, daß Du jetzt hierher in die Stadt ziehen wolltest. Er schien merkwürdigerweise schon davon zu wissen (aus dem Ministerium, meint mein Mann) und war allem Anschein nach auch sehr einverstanden damit. Ich fragte ihn schließlich geradezu, ob er glaube, daß Du eine der kleineren Stellungen an einer der Kirchen hier in der Stadt bekommen könntest, und das schien er gar nicht für unmöglich zu halten. Ihr Herr Bruder hat ja ein ganz besonders gutes »Laudabilist« (ist das richtig geschrieben?) sagte er, und wir haben auch hier in der Stadt junge und erprobte Kräfte nötig. Er legte einen besonderen Nachdruck auf das »erprobte«, überhaupt sprach er so hübsch von Dir (er kennt Dich ja aus alten Zeiten von zu Hause bei Vater), also glaube ich nicht, daß es Dir schaden wird, daß Du die Anschauungen gehabt hast, mit denen Du ja nun fertig bist.«

Dieser Satz sagte Emanuel nicht zu; er erfüllte seinen Sinn mit einer ihm selbst unerklärlichen Unruhe.

»Wie kommt sie nur auf solche Gedanken?« rief er aus. »Dann hat sie mich ja also gar nicht verstanden!«

»Bist du wohl so ganz überzeugt davon?« fragte Hansine. Emanuel antwortete nicht. Er war wieder in Gedanken versunken.

* * *

An einem Tage, zu Anfang September, schlug endlich die Abschiedsstunde.

Es war ein geschäftiger und bewegter Tag. Früh am Morgen war Emanuel auf dem Skibberuper Kirchhof, um Abschied von dem Grab des Buben zu nehmen und ging von da zu seinen Schwiegereltern und zu Hansinens Bruder Ole, der jetzt den Hof der Alten bewirtschaftete. Der Abschied von Else war ziemlich kühl. Sie war stark beeinflusst von der allgemeinen Skibberuper Stimmung. Und obwohl man auf Hansinens Wunsch weder ihr noch sonst jemand gesagt hatte, daß der Besuch im Skallinger Lande sich über ein paar Tage erstrecken würde, zuckte es mißtrauisch in Elses Augen auf, sobald der Besuch bei Ane berührt wurde.

Am Vormittag stellte sich die vorhin erwähnte Deputation im Pfarrhause mit einer Alfenidekaffeekanne und einem Schreibtischstuhl ein, und am Nachmittag kam endlich ein Wagen, den Emanuel, – um seine Nachbarn nicht um noch mehr

Freundschaftsdienste ersuchen zu müssen – bei einem Fuhrmann in der Stadt bestellt hatte. Es war ein Landauer mit neusilbernem Beschlag und einem Kutscher in Livree.

Emanuel stürzte im Reisefieber zwischen Koffern und Schachteln umher, in einem neuen schwarzen Tuchrock und mit frisch geschnittenem Haar und Bart. Sigrid folgt ihm auf den Fersen; sie wollte ihn nicht einen Moment aus den Augen lassen; es war, als fürchte sie, daß er abreisen könne, ohne sie mitzunehmen. Das Kind hatte vor lauter Aufgeregtheit die ganze Nacht kein Auge geschlossen, sondern die Mutter alle halben Stunden gefragt, wieviel Uhr es sei. Vom frühen Morgen an hatte sie mit ihren Privathabseligkeiten – einem kleinen Blecheimer, einem zerbrochenen Puppenkopf und zwei Streichholzschachteln mit bunten Steinen getreulich herumgeschleppt und war nicht zu bewegen gewesen, sie einen Augenblick hinzulegen.

Abelone, die Hansine überredet hatte, mit den Kindern zu gehen und einige Zeit bei ihnen zu bleiben, weinte vor Beklommenheit, und draußen in dem leeren Stall saß Kuhhirt Sören auf dem Rande eines Futtertroges und grübelte über die sonderbaren Schicksale des Lebens nach.

Hansine war den ganzen Tag ruhig und machte sich überall nützlich. Niemand sollte in ihrem Gesicht lesen, wie fest sie überzeugt war, daß sie ihren Mann und ihre Kinder heute zum letztenmal sah. Sie wußte nur zu gut, daß die Kinder sie bald vergessen würden da drinnen zwischen den vielen fremden Menschen und allen den neuen Sachen, die ihre Sinne und Gedanken in Anspruch nehmen würden, und wenn sie älter geworden und ganz mit ihren neuen Umgebungen zusammengewachsen waren, würden sie es als ein Hindernis und eine Schande empfinden, eine Mutter zu haben, die mit einer Bauernmütze ging und bäurisch sprach. Aber sie hatte sich selbst gelobt, daß sie nicht unter dem Leiden sollten, was andere verbrochen hatten. Unumschränkt sollten sie teilhaben an dem leichteren Glück des Lebens, von dem sie einmal geträumt hatte, daß auch sie es für sich würde erringen können.

Und Emanuel? Auch für ihn würde sie bald eine schwere Fessel werden, die abstreifen zu können, er sich den Mut ersehnte. Sie hatte in dieser Zeit an hunderterlei Dingen gemerkt, wie er in Gedanken schon in einem Leben lebte, das ihr fremd war und das sie nie mit ihm würde teilen können. Sie wußte, daß er sich nicht lange in seinem alten Freundeskreis bewegen würde, ehe er nicht selber die tiefe Kluft empfand, die jetzt sie und ihn voneinander trennte; und er würde es dann als Befreiung empfinden, wenn sie ihm eines Tages schrieb, daß sie nicht mehr zurückkehren würde, daß er frei sei, und daß es fruchtlos sein würde, wenn er sie bewegen wollte, ihren Beschluß zu ändern.

Sie warf ihm nichts vor. Sie klagte nur sich selbst an, weil sie hatte glauben können, daß für sie ein Platz an der Festtafel des Lebens bestimmt sei. Ja, eigentlich war sie nicht einmal überrascht von dem, was in der letzten Zeit geschehen war. Es wunderte sie vielmehr, daß es nicht schon längst geschehen war. Alle die Erlebnisse dieser letzten sieben Jahre waren ihr oft so sonderbar unwirklich erschienen. Es hatte sie zuweilen ein Gefühl befallen können, daß sie noch das junge Mädchen im Hause ihrer Eltern sei; ... daß ihre ganze Ehe, ihr ganzes Leben hier im Vejlbjyer Pfarrhause nur ein langer, unruhiger Traum war, aus dem sie durch irgendeinen Hahnenschrei erweckt werden würde.

... Als die Stunde der Abreise kam, küßte sie die Kinder und sagte Emanuel auf so ruhige Weise Lebewohl, als ob auch sie glaube, daß die Trennung nur von kurzer Dauer sein würde. Sie begleitete sie an den Wagen, packte die Kinder selbst gut ein und beauftragte Abelone, ihnen die reinen Schürzen vorzubinden, ehe sie nach Kopenhagen kämen.

Als Emanuel im Augenblick des Abschieds von heftiger Gemütsbewegung ergriffen wurde und fortfuhr, ihren Kopf festzuhalten und sie zu küssen, sagte sie, um ihn zu ermuntern, er solle sich jetzt nur keine Gedanken ihretwillen machen, das würde sich schon alles finden.

»Gib nur gut acht auf die Kinder, Emanuel,« sagte sie zu allerletzt; – aber, als habe sie mit diesen Worten ihre Seelenkraft erschöpft, wandte sie sich schnell um und ging die Treppe hinauf, noch ehe der Wagen sich in Bewegung gesetzt hatte.

»Gehe auf die Anhöhe im Garten – dann können wir dir zuwinken!« rief Emanuel ihr nach.

Ohne sich umzuwenden, ging sie ins Haus.

Der Kutscher knallte mit der Peitsche und die Pferde zogen an.

Als der Wagen durch den gewölbten Torweg rollte, schrie Sigrid Hurra.

Auf dem Wege durch Vejlby riefen einige Freunde ihnen ein aufrichtiges »glückliche Reise!« zu, ja, von unwillkürlicher Ehrfurcht ergriffen beim Anblick des Landauers und des Kutschers in Livree, entblößten sogar ein paar von seinen Feinden den Kopf, als er vorüber fuhr.

Als der Wagen auf die Landstraße hinauskam, sagte Emanuel: »Holt jetzt die Taschentücher heraus, Kinder!« Und als sie Hansinens Gestalt da oben auf der kleinen Anhöhe des Gartens stehen sahen, fingen sie alle an, zu winken.

Warum sie wohl nicht wieder winkt, dachte Emanuel.

»Winkt, Kinder ... winkt!« sagte er und seine Augen standen voller Tränen.

Aber die Gestalt da oben auf der Anhöhe rührte sich nicht ... sie erhielten keine Antwort auf ihr: »Auf Wiedersehen!«

Wie eine steinerne Säule stand Hansine da und sah ihnen nach, bis der letzte Schimmer des Wagens in der Ferne verschwunden war. Dann ging sie still hinab. Aber plötzlich war es, als wenn ein Schwindel sie befalle; schwer setzte sie sich auf eine der kleinen hölzernen Stufen nieder, die von der Anhöhe hinabführten.

Eine ganze Stunde blieb sie hier sitzen –, unbeweglich, den Kopf in den Händen, während das Brausen des Herbstwindes schwer und klagend durch die Baumkronen über ihr fuhr.

Um Sonnenuntergang erhob sie sich und ging ins Haus hinein. Sie sollte bei ihren Eltern in ihrem alten Zimmer übernachten, wo sie als junges Mädchen geschlafen hatte. Erst am nächsten Tage wollte Anes Mann mit seinem Boot kommen und sie nach ihrem künftigen Heim hinüberfahren.

Sie holte ein kleines Bündel Kleider aus der leeren Schlafstube, ging dann in den Stall hinaus, sagte Sören Lebewohl, der jetzt Alleinherrscher des Hofes geworden und

verließ das Pfarrhaus.

Erster Teil



In strömendem Regen kam eine alte Kalesche oben auf dem neuen Stationsweg von Sandinge angefahren. Es war ein Tag zu Anfang Juli, aber der Himmel war schwarz und niedrig, wie zur Novemberzeit. Das Wasser stürzte herab. Es war ein vollständiger Wolkenbruch. Oben auf dem gewölbten Lederhimmel der Kalesche hatte sich ein ganzer See angesammelt, der unter den unregelmäßigen Bewegungen des Wagens hin und her schwabbelte. Überall auf der betagten Kutsche, von den zwei Koffern an, die hinten festgebunden waren, bis zu dem großen Regenschirm, unter dem eine Frauensperson oben auf dem Bock neben dem Kutscher zusammenkroch, rann das Wasser in reißenden Strömen; es war ein jammervoller Anblick.

Wenn wenigstens noch etwas Fahrt in dem Fuhrwerk gewesen wäre! Aber so wie es sich in seinem Schneckengang vorwärtsbewegte, von ein paar kleinen knochenmageren Pferden gezogen, und gewissenhaft seine Räder in dem breiartigen Morast des Weges herumhahlte, machte es den Eindruck, als sei ihm die Aufgabe zuerteilt, jedem des Weges Daherkommenden anschaulich zu machen, wie abscheulich das Wetter war, wie trostlos sich die ganze Gegend mit ihren einförmigen Ackerscheiden und kahlen Hügeln bis an den Horizont erstreckte. Man mußte unwillkürlich die Vorstellung gewinnen, daß unter dem schwarzen Kaleschenhimmel irgendein lebergelber Hypochonder mit eingesunkenen Augen sitze und stumpfsinnig in den Regen hinausstarre, ohne Energie, den Kutscher anzutreiben, aber auch ohne irgendwelche Ungeduld in bezug auf seinen nächsten Bestimmungsort, wo seiner keine Freude harrete.

Da guckte ein rotwangiges Kindergesicht lächelnd über das Knieleder der Kalesche hervor ... und nach einer Weile kam noch eins, und dazu eine kleine rundliche Hand, die mit ausgespreizten Fingern die herabfallenden Regentropfen aufzufangen suchte. Es war, als sähe man plötzlich Engelsköpfe aus einem Sarge auftauchen, die hellblauen Augen strahlten; und bei jedem Haus, an dem der Wagen vorüberfuhr, bei jedem Paar Schafe, das am Wegesrand stand und weidete, brachen die beiden Kleinen in laute Rufe des Entzückens aus.

Da wandte die größte sich auf einmal um und rief eifrig:

»Vater ... Tante! ... Seht doch!«

Der Weg hatte eine Biegung gemacht und sich gleichzeitig gesenkt, wodurch sich die Aussicht auf ein weit ausgedehntes Wiesenland erschloß, das – flach wie ein Gewässer – sich zwischen unfruchtbaren Hügelhängen ausbreitete. Da draußen, mitten auf der grünen Fläche, sah man durch den Regenschleier das Dorf Sandinge mit großen, gelbgekalkten Bauernhöfen und einer alten Kirche aus Strandsteinen. Nicht weit davon entfernt ragten die roten Mauern der berühmten Hochschule der Gegend auf. Der ausgedehnte Gebäudekomplex machte wirklich einen imponierenden Eindruck und rief in dem Beschauer den Gedanken an eine größere Staats- oder Regierungsanstalt wach, was die Schule gewissermaßen jetzt auch geworden war.

Es war gerade um die Mittagsstunde. Aus allen Schornsteinen des Dorfes senkte sich ein bräunlicher Torfrauch schwer auf die Strohdächer herab, und ringsumher hörte man die Hähne die Hühner an die Küchentüren rufen. Als die Kalesche durch die Dorfstraße humpelte, war nicht ein Mensch zu sehen; das ganze Dorf war wie ausgestorben. Nur von der volkstümlichen Freischule her hörte man die Kinder unter Anführung des wollüstig tremulierenden Basses des Lehrers aus vollem Halse singen.

Während der Wagen dort vorüberfuhr, trat Freischullehrer Povelsen in höchsteigener Person in die Haustür, die von seiner umfangreichen Gestalt fast ganz ausgefüllt wurde. Das offene Gesangbuch in der Hand, und ohne die Leitung des Gesanges zu unterbrechen, starrte er unverwandt dem Fuhrwerk nach, bis es im Regennebel verschwand.

»Wer war das, Jörgen Hansen?« fragte er einen kleinen fetten Bauersmann, der währenddes drüben auf der anderen Seite der Straße in einer Scheunentür erschienen war.

Jörgen Hansen ließ sich gute Zeit, sorgfältig seinen Pfeifenkopf zu reinigen, ehe er antwortete. Dann sagte er sehr bedächtig und mit einer Innigkeit, als handle es sich um ein anvertrautes Herzensgeheimnis:

»Ja, kuck, das weiß ich wahrhaftigen Gott nich, Povelsen, wahrhaftigen Gott, ich weiß es nich. Aber sonst waren es ja Ole Olsens Biester von da oben aus 'n Dorf.«

»Ja, das meint ich ja auch. Aber es war den Krugwirt seinen neuen Wagen. Aber wer war es, der da in saß?«

»Ja, kuck, das kann ich wahrhaftigen Gott nich sagen, Povelsen ... ne, das kann ich nich. Am Ende waren es welche von diese Bademenschen, die sie da unten kriegen soll'n.«

»Das is sehr wahrscheinlich, ja. Es kamen ja neulich auch schon welche. Na! ... Jesu deine tiefen Wunden!«

Der Lehrer stimmte wieder in den Gesang der Kinder ein und kehrte nach der Schulstube zurück.

Währenddes humpelte die alte Karosse weiter gen Norden den ganz flachen Landweg dahin, der in einer gewundenen Linie an dem Ufer eines kleinen, die Wiesenlandschaft durchströmenden Baches entlang lief. Überall standen lange gerade Reihen von rotscheckigen Kühen, die in vollkommener Unbeweglichkeit mit gesenkten Köpfen und halbgeschlossenen Augen geduldig ihren gekrümmten Rücken dem herabstürzenden Regen zuwendeten. Aber allmählich kam der Wagen an mageren Boden, wo struppiges Jungvieh zwischen allzu vielen und allzu bunten Blumen weidete. Schreiende Möwen kreisten in der Luft und verrieten die Nähe des Meeres, und bald tauchte auch der weiße Strand auf. Man sah eine Reihe kleiner Fischerhütten, ein paar Bauernhöfe und einen ziegelgedeckten Krug – »Dorf Sandinge«.

Dieser Ort hatte in den letzten Jahren eine gewisse Berühmtheit erlangt ... wenigstens in den Zeitungen. Nachdem nämlich die Eisenbahn der bisher ziemlich entlegenen Gegend eine verhältnismäßig bequeme Verbindung mit dem übrigen Lande und namentlich mit der Hauptstadt eröffnet hatte, war der Krugwirt des Ortes von dem Ehrgeiz gepackt, dem Dorfe einen Ruhm als Badeort zu verschaffen. Jeden Frühling

hatten in die Augen fallende Bekanntmachungen in den Zeitungen die Aufmerksamkeit eines hochgeehrten Badepublikums auf diesen »Kurort ersten Ranges« hingelenkt und auf seine »wildromantische Naturumgebung«; und wirklich war es während der letzten Sommer gelungen, ein Dutzend schwärmerischer Kopenhagener herbeizulocken, die sich am Strande herumtrieben und sich regelmäßig jeden Abend weit draußen am Rande der See aufstellten, um andachtsvoll das Versinken der Sonne in das Meer anzustarren.

Jedoch nicht nach dem Krüge – dem Hotel »Kattegatt«, wie er jetzt getauft war – lenkte die alte Kalesche ihren Kurs. Bei der Einfahrt ins Dorf bog sie nach links ab, auf einen großen und schön gehaltenen Bauernhof zu, der ein wenig außerhalb des eigentlichen Dorfes lag. Eine eben gehißte Flagge gab zu erkennen, daß hier die Gäste erwartet wurden.

* * *

In derselben regnerischen Mittagsstunde wurde in »Sandingehus«, einer malerischen, in nordischem Stil erbauten Balkenvilla, die unter dem Abhang des Hügels, nicht weit von der Hochschule entfernt lag, eine große Versammlung abgehalten. Hier residierte zurzeit die bekannte vermögende Witwe Lene Gylling, die in der Regel während des Sommers ihren volkstümlichen Hof aus der Hauptstadt hierher verlegte, um in der Nähe der Wirksamkeit zu sein, die sich mehr als jede andere ihres Schutzes erfreuen konnte.

In der geräumigen Gartenstube, von wo aus eine Flügeltür nach draußen offen stand, waren wohl an fünfzig Menschen versammelt. Es waren zum Teil fremde Reisende von der Art, wie man sie hier beständig als Gäste der Hochschule antreffen konnte: lebhaftes Geistliche mit ihren volkstümlich gekleideten Frauen, ernste langbärtige Dorfschullehrer und rundrückige Bauernstudenten mit skrofulös-bleichen Gesichtern und roten Augen. Übrigens sah man auch ein paar von den eigenen Lehrern der Hochschule und von den wohlhabenden Bauern mit ihren Frauen. Es war wie gewöhnlich ein Vormittagsvortrag in der Schule gehalten, und es hatte sich nun einmal die Sitte eingebürgert – auf die Frau Gylling so viel Wert legte – daß man sich nach dem Vortrag in »Sandingehus« versammelte, um die Mittagsstunde mit vertraulichem Freundesgeplauder bei einer Pfeife Tabak zuzubringen.

Dies »Freundesgeplauder« artete jedoch fast immer in eine erregte Debatte über die verschiedenen sozialen, politischen und religiösen Fragen des Tages aus. Es war diesen Menschen allmählich geradezu ein Lebensbedürfnis geworden, zu diskutieren, Lebensanschauungen zu entwickeln und sich prophetisch in die Zukunft zu verlieren. Namentlich die religiösen Themata waren wieder auf die Tagesordnung gekommen, nachdem sie mehrere Jahre von der alles verschlingenden Politik verdrängt gewesen waren. Überall hatten die christlichen Freunde der Volkssache – getäuscht in ihrer Hoffnung auf das nahe bevorstehende Kommen des irdischen Friedens- und Gerechtigkeitsreiches – mit verstärktem Eifer Sinn und Gedanken dem Jenseitigen zugewandt.

Die Versammlung, die heute die Gemüter in Bewegung setzte, drehte sich denn auch ausschließlich um die starken religiösen Kämpfe und namentlich beschäftigte man sich mit dem Plan zu einer großen Versammlung, die hier auf der Hochschule unmittelbar

nach der Ernte abgehalten werden sollte, und zu der sich die volkstümlichen Anhänger der Kirche aus dem ganzen Lande zu gegenseitiger Erbauung und Bestärkung im Glauben versammeln wollten.

Das Verlangen nach einer solchen Wiederaufnahme der früheren allgemeinen Freundesversammlungen war in diesen Kreisen lange lebhaft gewesen. Es ließ sich nämlich nicht länger verhehlen, daß die freisinnig-religiöse Gemeinschaft in letzter Zeit in bedenklichem Maße ihren ehemaligen Einfluß auf die Bevölkerung verloren hatte. Die großen Häuptlinge der Partei waren alle gestorben, auch die bedeutenderen Führer von den verschiedenen Orten waren – sowie hier in Sandinge – allmählich davongegangen. Gleichzeitig war ein mittelalterliches Gespenst, der finstere Pietismus, mit ungeahnter Macht erstanden. Ein Landstrich nach dem anderen hatte sich – oft fast ohne Widerstand den Höllenpredigern in die Gewalt gegeben. Es war, als ob die Reihe politischer Demütigungen, die die Bevölkerung erlitten, die Sinne gelähmt und sie zu einer leichten Beute, auch des geistigen Feuer- und Schwertregiments, gemacht hätte.

Es war daher allmählich eine gewisse Ungeduld in dem Lager der Freundesgemeinschaft entstanden. Man forderte mit wachsendem Nachdruck, daß »etwas geschehen solle«. Es hatten sich sogar ketzerische Stimmen für die Ansicht erhoben, daß die bisher von der Gemeinschaft verfochtene Auffassung des Christentums an gewissen Mängeln litt, daß sie, offen gestanden, nicht mehr dem entsprach, was ein moderner Mensch forderte. Alle Wort- und Federführer der Parteien waren in letzter Zeit mausegeschäftig gewesen, die Lebensansicht einer kritischen Revision zu unterwerfen, und im ganzen Lande wartete die bedrängte Gemeinde in wachsender Bekümmernis auf das erlösende Wort, das endlich die Macht der kirchlichen Reaktion brechen und der freien und lichten und frohen Verkündigung des Christentums die verlorene Herrschaft über die Gemüter wiedergeben sollte.

Gerade mit diesen Verhältnissen vor Augen hatte man die Einladung zu der erwähnten Freundesversammlung ergehen lassen, auf der die verschiedenen Anschauungen zu Worte kommen und die Entscheidung in bezug auf ein geschlossenes Auftreten den gemeinsamen Gegnern gegenüber getroffen werden konnte. Mehrere von den heute anwesenden Fremden hatten sich ausdrücklich eingefunden, um Gelegenheit zu haben, auf die Bestimmungen über die Verhandlungsthemata, die Vortragenden usw. Einfluß zu gewinnen.

Unter diesen Fremden befand sich ein hochgewachsener, bartloser Mann in den Vierzigern, um den sich der größte Teil der Gesellschaft allmählich scharte. Es war der in den letzten Jahren viel besprochene Freigemeindeprediger Wilhelm Pram, zu dem namentlich die Jüngeren wie zu einem Führer und Erneuerer aufzusehen begonnen hatten. Die Berühmtheit dieses Mannes stammte ursprünglich daher, daß er auf einer großen Kirchenversammlung, wo Bischöfe und Pröpste zugegen waren, kühn mit dem Bekenntnis vorgetreten war, daß man nach dem Erscheinen der neuesten, unumstößlichen Bibelkritik nicht mehr in Wahrheit von einer direkten göttlichen Offenbarung reden könne, sondern ausschließlich darauf angewiesen sei, Kenntnis über Christus und das Christentum in dem Zeugnis der lebenden Gemeinde zu suchen. Daß man daher auch nicht einmal das Recht habe, seine Gedanken und seine Vernunft von der Autorität der heiligen Schrift knechten zu lassen, sondern daß man die Bibel wie jedes andere Erbauungsbuch betrachten müsse, dessen Vorstellungen man verwerfen

und sich aneignen könne, je nachdem sie den persönlichen Bedarf befriedigten. Diese Äußerungen hatten im ersten Augenblick einschüchternd selbst auf diejenigen gewirkt, die am aller eifrigsten nach einer zeitgemäßen Entwicklung der kirchlichen Anschauung der Freundesgemeinde geschrien hatten. Aber die Sache nahm eine andere Wendung, als die Kirchenautoritäten die Rede als Anlaß zu der Verabschiedung Wilhelm Prams aus seinem Amt in der Staatskirche benutzten. Hierdurch erlangte er das Martyrium, das bald ihn und seine Lehre populär machte. Ein Kreis von aufgeklärten Bauern in einer butterfetten laaländischen Gegend erwählte ihn zu ihrem Privatseelsorger, und er selber fuhr fort, in feuriger Rede und Schrift seine Anschauungen zu verfechten und sie als das neue Lichtwort hinzustellen, das endlich und entscheidend das eiserne Joch des toten Buchstabenglaubens zersprengen und gleichzeitig dem zunehmenden Abfall der aufgeklärten Klassen von der ewigen Wahrheit des Christentums Einhalt gebieten sollte.

Dies Ereignis – und nicht zum mindesten der glückliche Ausgang, den es für Wilhelm Pram nahm – hatte dazu beigetragen, daß auch andere von den vorwärtsstrebenden Männern der Partei Mut bekamen, sich von dem drückenden Dogmenglauben loszusagen. Man hatte eine Zeitlang förmlich gewetteifert, neue, lebenserweckende Wahrheiten vorzubringen. So hatte ein gewisser Pastor Magensen, der heute auch hier war – ein kleiner blauäugiger Mann mit blonden Engelslocken – kürzlich eine Aufsehen erregende Schrift »Weg mit den Höllenstrafen!« herausgegeben, in der er mit gründlicher Gelehrsamkeit und Herzenswärme nachgewiesen hatte, daß der Glaube an einen persönlichen Teufel und eine ewige Verdammnis sowohl mit unserer Vorstellung von Gottes Allgüte, wie mit den neuesten sprachlichen Ergebnissen der Bibelübersetzer in Widerspruch stünde.

Alle diese brennenden Fragen waren nun in Frau Gyllings Gartenstube zur Sprache gebracht, während draußen der Regen zu strömen fortfuhr wie ein trostloses Weinen des Himmels. Der Wortwechsel war allmählich sehr lebhaft geworden, und namentlich machte Wilhelm Pram einen mächtigen Eindruck auf die Versammlung, von der übrigens der größte Teil schon im voraus zu seinen Anhängern gehörte. Sogar die Wirtin, Frau Gylling, hatte sich kürzlich – wenn auch erst nach vielem Schwanken – der reformeifrigen Partei angeschlossen, was in hohem Maße ihre Stellung in der Organisation der Freundesgemeinschaft gestärkt hatte. Die noch schöne Dame mit den kleinen feinen Löckchen, die ihr in die Stirn hinabgingen, saß tief in einen Korbstuhl versunken da und sah schweigend über die Versammlung hin, mit diesem in sanfte Träume verlorenen Blick, der ihr den Ruf, die geistreichste Frau Dänemarks zu sein, eingebracht hatte.

Es herrschte unter ihnen allen die zuversichtlichste Stimmung. Man sprach es offen aus, daß das, was jetzt in bezug auf den Norden vollzogen werden sollte, der letzte abschließende Teil einer Kirchensäuberung sei, die Luther begonnen und Grundtvig fortgesetzt habe. Nach Verlauf von neunzehn Jahrhunderten sollte endlich das Christentum von aller mittelalterlichen Verirrung befreit und in der unverfälschten Lichtgestalt wieder errichtet werden, in der allein es die Macht besaß, die Welt und alle Völker zu erobern, so wie es verheißen war.

* * *

Da war jedoch wenigstens einer von den Anwesenden, der nicht an der allgemeinen Zustimmung teilnahm. An einem der Fenster saß ein brünetter Mann in den mittleren Jahren mit gestutztem Vollbart und sah in den Garten hinaus. Während der ganzen Debatte hatte er da in unbeachteter Zurückgezogenheit gesessen und nervös auf seinem Schnurrbart gekaut. Hin und wieder stahl sich sein Blick vom Garten zu Wilhelm Pram hinüber, der – groß und schlank – inmitten seines andächtig lauschenden Zuhörerkreises stand, den Rock zurückgeschlagen, die Finger der linken Hand in der Westentasche und den rechten Arm dramatisch ausgestreckt, während er wortreich die Frage über den Wunderglauben entwickelte, die seiner Meinung nach das Hauptverhandlungsthema auf der bevorstehenden Versammlung bilden müsse, und die er in den Satz: »Was darf ein moderner Mensch von der Religion fordern?« formuliert hatte.

Der einsame Mann war Vorsteher Sejling, der neue Direktor der Sandinger Hochschule, der nach dem Tode des alten Hochschulvorstehers die Leitung der Schule übernommen hatte. Er war eine hochangesehene Persönlichkeit innerhalb der Freundesgemeinschaft, was man deutlich gezeigt hatte, als man ihm die Leitung dieser größten und wohl innigst geliebten Hochschule des Landes übertrug. Man bewunderte seine ungewöhnlichen Fähigkeiten als Vortraghalter, schätzte seine schöne, durchgeistigte Sprache und vor allem den sittlichen Ernst, der aus seiner ganzen Persönlichkeit hervorleuchtete. Aber daneben war etwas sonderbar Unberechenbares und gleichsam Launenhaftes an ihm. Man lebte in einer Art Furcht vor ihm, weil man nie genau wußte, wie man mit ihm dran war, und weil er nie zu bewegen war, klare Rechenschaft von seinem Standpunkt zu vorliegenden Fragen abzulegen ... eine Schwäche in seinem sonst so männlichen Charakter, die man dadurch zu erklären versucht hatte, daß man ihn als einen tiefbewegten Stimmungsmenschen auffaßte, einen schwermütig gärenden Geist, der einsam von den sturmerfüllten Gedanken der Zeit herumgetrieben wurde.

Als Wilhelm Pram seine Rede beendet hatte, erhob er sich wie infolge eines eben gereiften Entschlusses vom Stuhl, knöpfte den Rock fest um seine vierschrötige Gestalt und ging langsam, beide Hände auf dem Rücken und mit vollkommen beherrschter Miene, auf den Kreis zu.

»Ich wünsche eine Bemerkung zu machen,« sagte er dann mit lauter Stimme, indem er ohne weiteres die Diskussion unterbrach, die Wilhelm Prams Rede sofort hervorgerufen hatte.

Bei dem Laut seiner Stimme entstand eine kleine ängstliche Unruhe in der Versammlung. Er fing damit an, zu sagen, daß er wie gewöhnlich mit großer Befriedigung die Äußerungen seines Freundes Wilhelm Pram vernommen habe, die von dem Interesse eines offenen und feurigen Sinnes für die große Lebensfrage der Menschen zeugten. Wenn er sich dessen ungeachtet veranlaßt sehe, mit ein paar Gegenbemerkungen hervorzutreten, so geschehe das, weil er glaube ... ja, nach reiflicher, ernster Selbstprüfung zu der festen Überzeugung gelangt sei, daß hinter verschiedenen von den Bestrebungen, über die man sich hier heute geäußert habe, eine Gefahr lauere, die nicht alle hinreichend beachteten. Es müsse doch nämlich

feststehen, daß das Christentum nur eine Art Feinde unter den Menschen habe, nämlich die Nichtchristen. Wenn man in gewissen Kreisen die Neigung habe, die Hände – möchten sie nun geballt oder offen sein – nach allen Seiten auszustrecken, so sei dies eine Äußerung mißverstandenen Eifers, der nur geeignet sei, Verwirrung zu schaffen. Und wenn Wilhelm Pram heute auf die vorgelegte Frage nach dem Verhältnis eines modernen Menschen zur Religion antworte, indem er die Forderung stelle, daß der Glaube die Vernunft nicht in Fesseln schlagen und nicht im Widerspruch mit den unumstößlichen Tatsachen der Wissenschaft stehen dürfe, so wolle es ihm erscheinen, als wenn in dieser Frage die geballte Hand gegen die andersdenkenden Christen gerichtet sei, wohingegen er die offene und brüderliche Hand den Freigeistern und reinen Gottesleugnern hinstrecke ... aber dies sei sicher ein auf Abwege geratener Eifer. Was ihm immer mehr als die große religiöse Aufgabe der Zeit erscheine, sei nicht die Kluft zwischen ernstdenkenden Christen zu erweitern, sondern im Gegenteil eine Brücke hinüberzuschlagen, die Möglichkeit für eine glückliche Wiedervereinigung zustande zu bringen, die allein dem Zeugnis der christlichen Gemeinde die wirksame Macht der Überzeugung wiedergeben könne, die Blinde sehend und Taube hörend machte.

Diese Worte, die mit dem sorgenvollen Ernst einer tiefen Überzeugung ausgesprochen wurden, verfehlten nicht, einen gewissen Eindruck, namentlich auf das Laienpublikum der Versammlung zu machen. Nur Wilhelm Pram, der schon so vollständig in seiner Rolle als Reformator aufgegangen war, daß er sofort jeden Widerspruch als persönliche Kränkung auffaßte, wies mit Leidenschaft die erhobenen Einwände zurück.

»Alles, was du da sagst, Sejling, ist ja nichts als Sophisterei. Wenn man glaubt, Christi unverfälschte Lehre wiedergefunden zu haben – und das glauben wir – so betrachtet man mit Recht alle die als Gegner, die dies nicht erkennen wollen, mögen sie sich nun Christen nennen oder nicht. Aber es ist zugleich unsere Pflicht, alle für unsere Überzeugung zu gewinnen zu suchen ... alle! Wenn du daher sagst, daß wir den Gottesverleugnern die offene Hand reichen, so antworte ich: nein, offene *Arme* bieten wir ihnen ... Brüderarme nach Christi eigenem Gebot. Was kommt es wohl auf den Namen an! Die christliche Gemeinde soll nicht länger sein wie eine Freimaurerloge, wo gewisse Zeichen und wunderliche Handlungen erheischt werden, wenn man Einlaß erlangen will ... nein, freies Entree soll da sein! War etwa Christus so ein Schnüffler, der ängstlich das Innere der Leute untersuchte, wenn sie kamen, um sein Zeugnis zu hören? Nein, er ließ alle ein, alle ...! Und wir brauchen nur freudig seinem Beispiel zu folgen. Weitauf die Kirchentüren!... das soll unsere Losung sein. Wieder sollen die Kirchenglocken es über die ganze Welt hinausrufen: »Kommet her, kommet her! alle, die ihr mühselig seid und beladen! Wir haben Frieden und Ruhe für euch alle –alle – alle!«

Während dieser lyrischen Kraftäußerung atmeten Wilhelm Prams Getreue wieder auf, und als er schloß, brachen sie in ein demonstratives Beifallgemurmel aus, das den Hochschulvorsteher sichtlich erblassen machte.

Jetzt trat auch der kleine Pastor Magensen vor und bezeugte, daß er sich Wilhelm Prams Äußerungen völlig anschließe. Nur meinte er, daß eine Beschränkung zu machen sei, indem kein wahrer Christ in geistiger Brüderschaft mit Leuten leben könne, die an einen persönlichen Teufel oder an ewige Höllenstrafen glaubten. »Gegen eine so

unmenschliche und unverträgliche Lehre muß offen Krieg geführt werden ... Ein Ausrottungskrieg ...!« fuhr er fort, in der hysterischen Ergriffenheit zu schreien, mit der er zur Zeit und Unzeit seine Beschwörungslehre verkündete. Wie der nicht allen Witzes bare höchste Priester der Pietisten von ihm gesagt haben sollte: der Teufel habe ihn mit Haut und Haar geholt.

Er wurde von dem Hochschulvorsteher unterbrochen, der mit einem nicht gerade sehr achtungsvollen Blick auf seine untersetzte Person die zweideutige Bemerkung machte, »daß auch er schon lange mehr als genug von diesen ewigen Höllenstrafen habe«.

»Übrigens« – fügte er hinzu – »hat keine von den hier gefallenen Äußerungen meine Auffassung zu ändern vermocht. Im Gegenteil, ich fühle mich nur noch mehr in meiner Überzeugung bestärkt, und ich muß daher auf das Ernsthafteste davon abraten, daß die von Wilhelm Pram heute aufgeworfene Frage die Grundlage einer Verhandlung bei unserer Versammlung bilden wird. Das würde meiner Ansicht nach nur dazu beitragen, diejenigen von uns fort zu stoßen, mit denen jedenfalls viele von uns sich – trotz der Meinungsverschiedenheit – noch immer durch heilige Bande verknüpft fühlen.«

»Ach, das sind ja nur Schreckbilder!« rief Wilhelm Pram mit ausgestrecktem Arm aus. »Falls die Bande, von denen du da redest, wirklich nicht die Kraftprobe der Wahrheit aushalten können, – nun, dann laß sie in Gottes Namen zerreißen! Aber das hat sicher keine Gefahr ... Und der Ansicht bist du ja im Grunde auch selbst, Sejling! Als wir gestern abend in deinem Zimmer zusammen sprachen, waren wir ja ganz einig. Da meinstest du ja auch, daß die Zeit jetzt gekommen sei, wo die geistige Freiheitsforderung in ihrer ganzen Macht innerhalb des eigenen Grundes der Kirche erhoben werden müsse.«

»Du mußt mich völlig mißverstanden haben,« unterbrach ihn der Hochschulvorsteher, errötete dabei aber tief, »etwas dergleichen habe ich niemals ausgesprochen ... niemals!«

Die Unruhe in der Versammlung steigerte sich. Die Furcht vor den Meinungsverschiedenheiten, die die letzten Zeiten innerhalb der Freundesgemeinde offenbart hatten, die man aber aus Rücksicht auf die Gegner soweit wie möglich zu verdecken gesucht hatte, ergriff plötzlich alle während dieser Szene, die als unheilverkündender Vorbote von dem erschien, was die große Versammlung bringen würde. Aber gerade in dem Augenblick, als der Streit zwischen Wilhelm Pram und dem Hochschulvorsteher in eine ungemütliche Zänkerei auszuarten drohte, entstand eine Bewegung, veranlaßt dadurch, daß ein großer blasser Mann, der sich bisher im allerhintersten Zuhörerkreis aufgehalten hatte, jetzt vortrat und mit schwacher Stimme um Erlaubnis bat, »sich äußern zu dürfen.«

Dieser Mann war der von allen geliebte aber zugleich tief bemitleidete Kandidat Boserup, ein Theolog und ehemaliger Hochschullehrer, der von dem Unglück betroffen war, durch ein zu eifriges Vertiefen in philosophische und kritische Schriften den Glauben an die Wahrheit des Christentums einzubüßen. Wie schwer ihm dieser Verlust gewesen war, wie einsam und unglücklich er sich in seinen Zweifeln fühlte, davon legte nicht nur seine ganze Persönlichkeit ein so beredtes Zeugnis ab, daß alle von Mitleid ergriffen werden mußten, und namentlich wetteiferten die Frauen, ihm ihre Teilnahme zu bezeugen, sondern er sagte auch selbst oft, es sei ihm, als wenn seine Seele im

Sarge liege; und trotz seines Abfalles kehrte er beständig nach jenen Stätten zurück, wo Worte des Glaubens geredet wurden. Deswegen hatte man auch niemals die Hoffnung aufgeben wollen, ihn geläutert in die christliche Gemeinschaft zurückkehren zu sehen, und man legte in bezug darauf ein besonderes Gewicht auf den Umstand, daß er sich gerade von der Verkündigung der Freundesgemeinschaft angezogen fühlte. Man sah hierin eine Bestätigung dafür, daß nicht allein er, sondern alle die vielen suchenden und zweifelnden Seelen dieser Zeit schließlich durch das Licht des Geistes, das aus dieser Gemeinde ausging, den verlorenen Weg zum Himmel wiederfinden sollten.

Deswegen entstand auch jetzt Totenstille, als er vortrat, um zu reden. Aller Blicke hingen in gespannter Erwartung an seinen Lippen, während er mit dem schwachen schmerzvollen Lächeln in dem bleichen Christusgesicht dastand und das Taschentuch zwischen den mageren Händen zerknüllte.

Es sei nicht ohne Bedenken gewesen – begann er fast unhörbar – daß er sich erlaubt habe, die Aufmerksamkeit in diesem Kreise auf sich zu ziehen. Er habe ja gewissermaßen gar nicht mehr das Recht, in einer Versammlung wie diese zu reden. Aber er habe ein unwiderstehliches Bedürfnis empfunden, seiner Freude über das, was er hier heute gehört habe, Ausdruck zu verleihen. Überhaupt sei es ihm in dieser Zeit so wunderbar, Zeuge davon zu sein, wie der alte – einstmals ja auch ihm so liebe – Kirchenweg jetzt von mehr als einem der Steine gesäubert werde, über die heutzutage so viele strauchelten. Namentlich wolle er auf den Wunderglauben hinweisen, als auf einen der Steine des Anstoßes, die ihm persönlich verhängnisvoll gewesen seien, und man werde daher die Dankbarkeit verstehen, mit der er vor allem Wilhelm Prams Äußerungen über diesen Punkt gehört habe. Überhaupt sehe er... man möge ihm gestatten, dies hier zu äußern ... mit einer großen persönlichen Hoffnung zu der Säuberungsarbeit hin, die jetzt begonnen sei, und die sicher einstmals zum Segen und zum Frieden für viele werden würde.

Nach dieser Rede konnten Wilhelm Prams Anhänger wieder triumphieren. Von allen Seiten umringte man den Redner, um ihm die Hand zu drücken. Aber der Hochschulvorsteher ließ sich dadurch nicht aus dem Felde schlagen, sondern verlangte von neuem das Wort. Und während der nun fortgesetzten, immer stürmischer geführten Diskussion stellte es sich heraus, daß er hier doch nicht so wenig Gesinnungsgenossen hatte, namentlich unter den langbärtigen Dorfschullehrern, die sich bisher ziemlich schweigsam verhalten hatten, jetzt aber – von dem übermütigen Auftreten der Gegner namentlich der Bauernstudenten beeinflusst – heiße Köpfe bekamen und anfangen, das Wort zu ergreifen. Einen Augenblick sah es so aus, als wenn Kandidat Boserups bescheidene kleine Rede das Signal zu einem ernstern Kampf werden sollte ... als sich plötzlich aller Gedanken einer ganz anderen Richtung zuwandten.

Frau Gylling, die sich immer ein klein wenig beängstigt fühlte, wenn die Stimmen um sie her laut wurden und die nun eine Gelegenheit suchte, um den Sturm abzulenken, hatte, indem sie den Blick zum Fenster hinausschweifen ließ, zufällig jene betagte Kalesche erblickt, die sich gerade in diesem Augenblick durch die nebelumhüllte Regenlandschaft da draußen hindurcharbeitete.

»Ach, seht doch einen Augenblick hierher!« rief sie aus – und bei dem Laut ihrer Stimme verstummte sofort jegliche Rede. »Kann irgend jemand raten, wer da gefahren kommt?«

Alle starrten zu den Fenstern hinaus, der Richtung ihres zeigenden Fingers folgend. Niemand aber konnte es erraten.

»Es ist Emanuel Hansted!«

»Emanuel Hansted!« rief man im Chor aus.

»Ich hörte heute morgen, daß er eine Sommerwohnung bei Ole Olsens unten im Dorf gemietet haben soll. Er wird da wohl eine Zeitlang mit seiner Familie wohnen ... das heißt, mit seinen Kindern und seiner Schwester, der Generalkonsulin Torm.«

Die Mitteilung war wohl geeignet, Erstaunen hervorzurufen und brachte wirklich die Kämpfenden dazu, auf einige Augenblicke ihre Zwistigkeiten zu vergessen. Emanuel Hansted war das Schmerzenskind der Freundesgemeinde geworden. Er, der seinerzeit das Ideal der evangelischen Kirche verwirklicht zu haben schien, hatte ringsumher in den volkstümlichen Kreisen eine tiefe Niedergeschlagenheit hervorgerufen, als es vor ungefähr anderthalb Jahren bekannt wurde, daß er plötzlich seine Tätigkeit abgebrochen habe und von dannen gereist sei, die Gemeinde in einer völligen Verwirrung zurücklassend, die zur Folge gehabt, daß sie sich dann später blind den Pietisten in die Arme geworfen hatte. Und noch eine besondere Bitterkeit hatte sich dieser Enttäuschung beigemischt, als man sich im geheimen erzählte, daß dieser sein plötzlicher Ausbruch in Verbindung stehen sollte mit der erneuten Bekanntschaft einer gewissen Dame, einer Tochter seines Vorgängers im Amte, bei dem er seinerzeit Kaplan gewesen, des stockreaktionären und hochkirchlichen Seminarvorstehers Propst Tønnesen. Sicher war es auf alle Fälle, daß seine Frau ihn nicht begleitet hatte, als er zusammen mit den Kindern zu seinem Vater in die Hauptstadt gezogen war; man erzählte sich, sie habe sich eine Zeitlang bei einer Jugendfreundin aufgehalten, sei aber später ins Elternhaus zurückgekehrt, um ihre kranke Mutter zu pflegen. Wie eigentlich das Verhältnis zwischen den Eheleuten war, darüber hatte nicht einmal Frau Gylling Zuverlässiges herausfinden können; und in ähnliche Dunkelheit waren auch Emanuel Hansteds übrige Verhältnisse und Pläne gehüllt. Mit Bestimmtheit wußte man nur, daß er in diesen anderthalb Jahren in völliger Zurückgezogenheit bei seinem Vater in Kopenhagen gelebt hatte. Unmittelbar nach seiner Rückkehr in das Vaterhaus hatten sich Gerüchte verbreitet, daß man in hochkirchlichen Kreisen die Netze nach ihm auswürfe und wohl keineswegs abgeneigt sei, dem Sohn des hochangesehenen Ministerialdirektors eine neue und einträgliche Pfarre zu verschaffen, aber diese Gerüchte erstarben allmählich. Das letzte, was man von ihm gehört hatte, war, daß er – trotz der eindringlichen Bitten von Angehörigen und Freunden – sich auf das bestimmteste geweigert haben sollte, wieder in den Dienst der Staatskirche zu treten. Man gab als Beweggrund – wenn auch nur halb im Scherz – eine mystische Offenbarung an, die er eines Nachts gehabt haben sollte; und man erzählte allgemein, daß er sich mit keinem geringeren Gedanken trage, als eine vollständige Umwälzung in der ganzen christlichen Kirche hervorzurufen.

Daher war es denn nicht zu verwundern, daß seine Ankunft gerade in dieser Gegend eine Reihe verwunderter Fragen bei der interessierten Versammlung in »Sandingehus« wachrief, namentlich nachdem Frau Gylling erzählt hatte, daß auch das besagte Fräulein Tønnesen im Dorfe angekommen sei und schon ein paar Tage im Hotel gewohnt habe. Man verlor sich eine Zeitlang in allerlei Mutmaßungen, bis Wilhelm Pram, der es nicht liebte, daß man sich zu viel mit andern beschäftigte, einen Abschluß

durch die Bemerkung hervorrief, daß das ganze Geheimnis mit dem guten Emanuel Hansted wohl nichts weiter sei, als daß er selbst nicht mehr wisse, was er wolle.

Worauf man mit erneuter Kraft zu dem Wunderglauben und dem Verhältnis der Christen zu den unumstößlichen Ergebnissen der Bibelkritik übergang.

* * *

Am Tage darauf schien die Sonne. Der launenhafte Julihimmel entfaltete sich schon vom frühen Morgen an so festlich blau, als sei er bemüht, wieder gutzumachen, was er am vorhergehenden Tage mit seinen Herbstnücken verschuldet hatte. Es war jetzt wirklich Hochsommer geworden.

Auf einer Gitterbank in dem kleinen, traulichen Garten des Bauernhofes, in den die alte Kalesche am Tage zuvor hineingefahren war, saß die junge Generalkonsulin Torm im Schatten eines weitverzweigten Apfelbaumes. Die kleine blasse Dame war in tiefste Witwentracht gekleidet. Zum zweitenmal im Laufe der beiden letzten Jahre hatte der Knochenmann an ihre Tür gepocht und um Einlaß gebeten. Noch ehe sie nur einigermaßen den Verlust ihres Kindes verwunden hatte, war ihr Mann eines Nachts nach einem üppigen Festmahl in ihren Armen von einem Schlaganfall betroffen und wenige Tage später gestorben.

Es waren jedoch nicht diese trüben Erinnerungen, die sie veranlaßten, mit ihrer Häkelarbeit im Schoß dazusitzen und so verloren auf die Sonnenflecke des Rasens hinauszustarren. Die Unruhe und Sorge um ihren Bruder Emanuel ließ sie heute – wie schon so oft – den eigenen Kummer vergessen.

Das Verhältnis zwischen den beiden so viele Jahre getrennt gewesenen Geschwistern hatte sich in der letzten Zeit auf gewisse Weise sehr innig gestaltet. Während der starken, seelischen Erschütterungen, die die wiederholten Berührungen mit dem Tode in Frau Betty hervorgerufen, hatte sie bei Emanuel die religiöse Stütze und den Trost gefunden, den weder der Vater, noch ihr jüngerer Bruder, der lebenslustige Gardeoffizier ihr zu bieten imstande waren. Er war allmählich ihr Beichtvater geworden, und sie hatte sich in größter Aufrichtigkeit und voll Vertrauen an ihn geklammert. Und doch war das Verständnis zwischen ihnen immer nur halb. Sie fühlte sich noch immer abgestoßen, ja gekränkt durch seine hartnäckige Weigerung, sich mit dem Leben und den Gesellschaftsinteressen auszusöhnen, zu denen er doch sowohl seiner Geburt wie seiner Erziehung nach gehörte. Trotz aller schwesterlichen Bereitwilligkeit, ihm auf seinen wunderlichen Wegen zu folgen, vermochte sie es nicht.

Auf dem Gartenwall saß Emanuels älteste Tochter, die jetzt sechsjährige Sigrid. Ihr Lockenkopf war unter einem großen Helgoländerhut verborgen; der Schoß ihrer Schürze war voll abgepflückter Feldblumen. Das sonst so rastlose und lärmende Kind saß so sonderbar still und andächtig da, rührte sich nicht vom Fleck, sah nur von Zeit zu Zeit verstohlen mit einem listigen Blick zu der Tante hinüber.

Diese Feierlichkeit hatte über dem Kinde gelegen, seit sie am vorhergehenden Mittag durch die Dorfstraße gefahren war. Während der langen Abenddämmerung des gestrigen Tages hatte sie ganz schweigsam am Fenster drinnen im Kinderzimmer gesessen und in den Regen hinausgestarrt, ohne etwas essen, ohne mit der kleinen

Dagny spielen zu wollen. Aber als das Mädchen sie gefragt hatte, ob sie nicht wohl sei, hatte sie plötzlich getan, als fehle ihr nichts und angefangen wie in einem Anfall ausgelassener Lustigkeit mit der Schwester in der Stube umherzutanzten.

Da saß sie nun auf dem Gartenwall und tat, als spiele sie, während sie beständig verstohlene Blicke zu der Tante hinüberwarf. Plötzlich stand sie auf, streifte leise die Blumen mit der Hand von der Schürze und schlenderte, die Hände auf dem Rücken, über den Rasenplatz ... bis sie die Gitterbank erreichte. Hier legte sie sich vor der Tante auf die Knie und schmiegte die Arme in ihren Schoß.

»Tante!« sagte sie leise und begann an dem kleinen Garnknäuel der Häkelarbeit zu zupfen.

»Ja, mein Herz,« entgegnete Frau Betty noch halb in ihre eigenen Gedanken versunken.

»Tante, wo ist meine Mutter?«

Frau Betty zuckte förmlich zusammen – es war nun so lange her, seit sie diese Frage gehört, die sie seinerzeit täglich in die peinlichste Verlegenheit versetzt hatte.

»Wie kommst du nur darauf plötzlich danach zu fragen, mein Herz?« fragte sie.

»Ja–a,« entgegnete Sigrid und sah jetzt mit einem offenen Blick auf, »denn ich habe über nacht so viel von Mutter geträumt. Und von unserm alten Treu. Ich konnte Mutter so leibhaftig sehen, Tante! Auch die kleine Warze auf der Wange, weißt du. Und ich hab' auch von Großmutter geträumt. Sie schenkte mir einen Zuckerkringel, glaub' ich. – Glaubst du, Tante, daß Mutter bald von der Reise zurückkommt?«

Frau Betty wurde unruhig. Sie sah in diese treuherzig fragenden Kinderaugen hinab und wußte nicht, was sie antworten sollte.

»Sag' mir Sigrid,« begann sie endlich, indem sie mit der Hand die wirren, gelbbraunen Locken von der rosigen Wange des Kindes strich. »Träumst du oft von deiner Mutter?«

Sigrid begann wieder verlegen mit dem Garnknäuel im Schoße der Tante zu spielen.

»Das weiß ich wirklich nicht,« sagte sie in einem Ton, der gleichgültig klingen sollte; aber es war leicht herauszuhören, daß sie nicht die Wahrheit sprach.

Frau Betty kämpfte einige Augenblicke mit einem großen Entschluß. Dann streichelte sie dem Kinde die Wange und sagte:

»Wenn du ganz geduldig sein willst, liebe Sigrid, dann kommt Mutter gewiß bald wieder.«

»Bald?« fragte sie mit weitgeöffneten Augen.

»Ja, ich glaube ... Aber gehe jetzt hin und hole Dagny. Es ist mir, als hörte ich sie draußen auf dem Hofe.«

»Ist Dagny da draußen?« rief das Kind mit seinem gewohnten, robusten Eifer aus, als sei jegliche Erinnerung an die Mutter im selben Augenblicke in ihr ausgelöscht. »Das wollen wir bald sehen!«

Und wie ein Sturmwind stürzte sie zum Garten hinaus.

Frau Betty sah ihr erstaunt nach, dann schüttelte sie den Kopf ... sie konnte nicht klug werden aus dem Kinde. Und sie war nahe daran, zu bereuen, was sie gesagt hatte, weil sie eigentlich gar keine Erlaubnis dazu besaß. Nun ... einmal mußte das Gemüt der Kinder ja doch auf dies Wiedersehen vorbereitet werden, an dem sie jetzt nicht mehr zweifelte. Emanuel hatte freilich nicht geradezu davon gesprochen; aber sie konnte aus allem ersehen, daß er jetzt fest entschlossen war, das Zusammenleben mit seiner Frau wieder aufzunehmen und überhaupt Ernst zu machen mit einer Annäherung an seine früheren Freunde. Er hatte unter anderm neulich mit ihr von einer großen Versammlung gesprochen, die im Laufe des Sommers hier in der Gegend abgehalten werden sollte, und sie nahm an, daß es seine Absicht sei, hier zum erstenmal die neue Auffassung von dem Christentum zu verkünden, zu der er gekommen zu sein glaubte.

Draußen vom Hofe her hörte man jetzt Sigrids kommandierende Stimme; und einen Augenblick später kehrte das Kind mit der kleinen Dagny zurück, die heute gerade drei Jahre alt geworden war. Der kleine pausbackige Dicksack hatte den Arm voll neuen Spielzeugs und zog ein kleines hölzernes Pferd auf Rollen hinter sich her. Aber trotz dieser reichen Gaben sah sie sehr mürrisch und unzufrieden aus und als sie bis zu der Tante gelangt war, zupfte sie sie am Ärmel und verlangte energisch »zu Vater hinein« zu kommen.

Übrigens fing nun auch Betty an, sich über Emanuels Ausbleiben zu verwundern. Sie wußte, daß er schon lange aufgestanden war; schon ganz früh heute morgen hatte sie ihn in seiner Stube auf und nieder wandern hören, so wie das seine Gewohnheit war, wenn ihn irgend etwas stark beschäftigte. Aber im selben Augenblick ertönten Männertritte drinnen in der Gartenstube und Emanuel trat in die offene Tür, einen breitrandigen Filzhut auf dem Kopf und einen Eichenstock in der Hand.

Er sah ungefähr so aus wie in früheren Zeiten, war einfach, ja ärmlich gekleidet, aber so mager, daß die Wangen große Höhlen über dem Bart bildeten. Die hellblauen Augen waren strahlend klar und die tiefen Schatten, die um sie lagen, machten sie noch heller. Das Haar im Nacken trug er lang und dicht, so daß es fast den Rockkragen erreichte, und der große, rötliche Bart hing in Wellen auf seinen dunklen Anzug hinab.

»Wie?« rief er aus und sah sich überrascht um. »Ich glaube wirklich, die Sonne scheint heute!«

»Liebster – siehst du das erst jetzt?« sagte die Schwester und beobachtete ihn über ihre Handarbeit hinweg mit einem sorgenvollen Blick, »dann hast du wohl wieder dagesessen und dich über ein Buch oder dergleichen vergessen. Denke doch daran, daß der Arzt dich vor dem vielen Stubenhocken gewarnt hat.«

Er lächelte, während er sich langsam über den Rasen näherte.

»Guten Morgen, ihr Kleinen,« sagte er zu den Kindern, die gleich auf ihn zugelaufen waren, und legte ihnen segnend die Hand auf den Kopf. »Nun ... habt ihr denn gut geschlafen in dem fremden Haus? Ja, ja! Ich wollte dir nur sagen, Betty ... ich habe mir ein Glas Milch und ein Stück Brot von Angelika geben lassen, du brauchst dich um mein Frühstück nicht mehr zu bekümmern. Ich will mich ein wenig hier in der Gegend umsehen. Übrigens bin ich wirklich – wie du sagst – mit einem Buch beschäftigt gewesen. Mit einem sonderbaren kleinen Buch! Und mit einem sonderbaren Fall überhaupt! – –«

»Aber du vergißt gewiß –« unterbrach ihn die Schwester mit einem bedeutungsvollen Blick auf das Geburtstagskind, das auf dem Rasen stehen geblieben war, äußerst niedergeschlagen, den Finger im Munde und mit hervorquellenden Tränen in den großen, wasserblauen Augen.

»Ach, Dagny, mein Herzenskind!« – Er nahm die Kleine auf den Arm und küßte sie bewegt aus beide Wangen. – »Gott segne dich, mein Kind! Ja, du mußt nicht glauben, daß ich deinen Festtag vergessen habe. Das habe ich wirklich nicht! ... Du hast heute morgen wohl auch ein kleines Geschenk vor deinem Bett gefunden – ja, da sehe ich es! Und Tante hat dich wohl reichlich bedacht, wie es scheint. Ja, ja, danke nur dem lieben Gott für alles, mein Kind!... Aber da kommt ja Angelika und will euch holen!«

Er setzte sie auf die Erde nieder, und beide Kinder liefen zu dem Dienstmädchen hin, das in der Gartentür erschienen war, um sie zu ihrer Biersuppe zu rufen.

Emanuel setzte sich auf die Bank neben die Schwester und nahm nach einem kurzen, gedankenvollen Schweigen seine unterbrochene Erzählung wieder auf:

»Ich sprach von dem Buch, Betty. Denke dir, es war eins von Mutters alten Büchern! ... Ich begreife nicht, wie das mit hier herausgekommen ist, denn ich habe es noch nie gesehen und ich kenne es nicht. Ist das nicht sonderbar! ... Es ist doch beinahe, als wenn ich das Buch lesen *sollte*, nicht wahr?«

»Aber kann es nicht ganz einfach zwischen die anderen Bücher hineingeraten sein, die du von Hause mitgenommen hast. Es waren wohl mehrere von Mutter dazwischen.«

»Ja, das ist möglich – natürlich. Aber du kannst dir doch denken, wie wunderbar bewegt ich wurde, als ich so ganz unerwartet Mutters Handschrift und Namenszug auf dem ersten Blatte sah. In dem Buche lag ein Lesezeichen ... wahrscheinlich an der Stelle, wo sie zuletzt darin gelesen hatte. Und da fing denn auch ich an zu lesen. Denn es ist so sonderbar mit Mutter. Es ist mir nun so oft im Leben passiert, daß, wenn ich fand, daß alles ringsum mich her finster und unwegsam wurde, oder wenn ich so recht der Bestätigung meines Glaubens und meiner Hoffnung bedurfte, ... dann hat mir Mutter auf irgendeine Weise einen Wink gegeben, mir eine helfende, trostreiche oder leitende Hand von jenseits des Grabes gereicht. Jetzt über nacht, als ich wach lag und nicht schlafen konnte – –«

»Konntest du wieder nicht schlafen, Emanuel?« fragte die Schwester und betrachtete ihn wieder mit einem bekümmert forschenden Lächeln.

»Ach, das hat nichts zu sagen. Das macht wohl die Reise, denke ich mir ... und die neuen Umgebungen vielleicht. Aber was ich sagen wollte... wie ich so da lag und dem Regen und dem Sturm und dem mitternächtlichen Hahnenschrei lauschte,... allen diesen lieben, vertrauten Lauten, die ich nicht wieder gehört habe, seit ich Vejlbj, das Pfarrhaus und Hansine verließ, – da erwachten bei mir so viele alte Gefühle, so viele teure Erinnerungen, die mein Gemüt und meine Gedanken in Bewegung setzten. Es war, als durchlebte ich in der Erinnerung mein ganzes Leben ... nicht stückweise und unvollkommen ... sondern wie ein großes, verklärtes Ganzes. Wie von der Zinne eines hohen Turmes herab sah ich über den Weg hinweg, den ich geschritten war – verstand mit einer Klarheit wie nie zuvor, warum Gottes Hand mich angerührt, mir befohlen hatte, stillzustehen und zurückzusehen – in mich selbst hinein! ... Ja, Gott ist gut gegen mich gewesen! Dort ging ich so selbstvertrauend und so vollkommen sicher, in dem

Bewußtsein, in Jesu Fußstapfen zu wandern ... und achtete nicht darauf, daß ich ihnen in der verkehrten Richtung folgte, nach außen hin, der Zeitlichkeit zugewendet mit allen ihren Begierden, Sorgen und nie gestillten Forderungen, statt nach innen, zu der kleinen, niedrigen und engen Herzenstür, die uns Christus mit dem Worte: »Mein Reich ist nicht von dieser Welt« erschlossen hat«.

Er stand auf und sah über den Gartenzaun hinaus und auf das flache Wiesenland im Süden, wo man einen Schimmer von den roten Mauern der Sandinger Hochschule in der Ferne wahrte. Lange blieb er mit erhobenem Haupte stehen, während Frau Betty still gebeugt über ihrer Handarbeit saß. Sie wurde gewöhnlich, wider ihren Willen, von den Worten des Bruders ergriffen. Immer erst lange nachdem er gegangen war, wurde ihr die wahre Meinung seiner Rede klar und erschreckte sie durch ihre Unversöhnlichkeit.

»Aber du vergaßest, was du von Mutters Buch erzählen wolltest!« sagte sie, als Emanuel nicht fortfuhr.

»Wovon? ... Ach von Mutters Buch!« sagte er zerstreut und fing an, vor ihr auf und nieder zu gehen, die Hände und den Stock auf dem Rücken. »Ja, siehst du, es war nur eine kleine Sammlung kurzer, religiöser Erzählungen – nichts weiter. Die Erzählung, bei der Mutter das Buchzeichen hineingelegt hatte, handelte von einem frommen Mann im Judenland, von dem erzählt wurde, daß er sein ganzes Leben lang seinen Freunden und Nachbarn zum Gespött gedient hatte, weil er mit einer so innigen Liebe an dem Herrn hing. Trotz seines kindlichen Verhältnisses zu Gott hatte er beständig Schiffbruch gelitten in bezug auf sein zeitliches Wohlergehen; seine Kinder und seine Frau starben, sein Vieh wurde krank, er selbst ward vom Aussatz angesteckt. Schließlich, so erzählt die Geschichte, wurde sein Weinberg vom Gewitter zerstört und ein Haus vom Blitz verzehrt. Und nun schließt die Erzählung mit dem herrlichen Wort: da ging er zum Tempel, beugte sein Knie und dankte Gott, – den Kindern der Welt zum Ärgernis. Ja! »den Kindern der Welt zum Ärgernis!« Die Worte hatte Mutter unterstrichen. Und – nicht wahr? – die sind auch wert, daß man sie sich aneignet. Wenn die schlechten Reden der Welt uns unschlüssig machen, wenn wir anfangen, vor unserm eigenen Glauben bange zu werden und zu uns selber sagen: ja, haben die anderen nicht vielleicht recht; ist dies nicht Tollheit, ist dies nicht Wahnsinn? – Da kann es dienlich sein, sich der Geschichte von dem frommen Mann im Judenland zu erinnern, der ein so tiefes Verständnis für die Liebe Gottes hatte!–Aber wer kommt denn da?« unterbrach er sich bei dem Anblick von zwei Personen, die sich auf der Landstraße vom Fischerdorfe her näherten – eine weißgekleidete Dame mit weißem Sonnenschirm und ein schwarzgekleideter Herr mit breitem Strohhut.

»Wo?« fragte Betty und sah auf. »Ach, das ist ja Ragnhild Tönnesen!«

»Ja, jetzt sehe ich es,« sagte Emanuel – und im selben Augenblick huschte ein unruhiger Schatten über sein Gesicht. »Aber wer ist denn ihr Begleiter?«

»Ich weiß es nicht ... Ja... Ich glaube wirklich ... ist es nicht Pastor Petersen?«

»Pastor Petersen? Wohnt der auch hier draußen?«

»Das muß er wohl tun. Und das ist gar nicht so unmöglich. Er und Ragnhild sind in letzter Zeit, wie ich bemerkt habe, auffallend viel zusammengewesen.«

»Ach so,« sagte Emanuel, – seine Stimme war ein wenig unsicher geworden. »Ja, Pastor Petersen soll ja ein großer Damenfreund sein ... Glaubst du, daß sie hier hereinkommen?«

»Das tun sie wohl.«

Emanuel stand einen Augenblick unschlüssig da. Er hätte es am liebsten Betty überlassen, diesen Besuch zu empfangen; aber die Fremden da draußen hatten ihn schon erkannt: die Dame begann mit ihrem Sonnenschirm zu winken, und der Herr schwang seinen gelben Strohhut.

* * *

Frau Betty erhob sich von der Bank, um die Gäste an der Gartenpforte zu empfangen. Ragnhild Tønnesens Besuch hatte sie erwartet. Dahingegen war auch sie höchst überrascht, ja, fast erschrocken, ihren Begleiter in dieser Gegend austauschen zu sehen.

Pastor Petersen war ein stiernackiger Mann in den Fünzigern mit einem vollen, glattrasierten und leicht beweglichen Gesicht, einem sogenannten Schauspielergesicht. Hätte er nicht einen schwarzen Rock und einen weißen Schlips getragen, so würde man ihn sehr gut für den Inhaber eines älteren, komischen Rollenfaches in einer Schauspielertruppe halten können, namentlich, da seine ganze Person, vor allem aber seine kräftig glühende Gesichtsfarbe den getreuen Freund der Tafelfreuden verrieten. »Pater Rüdesheimer« war denn auch der Name, unter dem er weit und breit bekannt war. In vertraulicher Unterhaltung erzählte er oft mit großer Offenherzigkeit, fast mit ein klein wenig Stolz, daß einer der feinsten Kopenhagener Restaurateure ihn einmal seinen nächstbesten Kunden genannt habe. Im übrigen war er nicht Pfarrer in Kopenhagen, sondern hatte eine einträgliche Pfarre in unmittelbarer Nähe der Stadt. Da er aber kinderloser Witwer war, sah man ihn so gut wie täglich in der Hauptstadt, wo er als eine der Sehenswürdigkeiten des geselligen Lebens betrachtet wurde. Er hatte in den letzten Jahren zu den Dinerfreunden des verstorbenen Generalkonsuls Torm gehört und als solcher war er auch hin und wieder bei Etatsrat Hansted eingeladen, unter dessen Gästen er jedoch nicht immer gleich freundlich aufgenommen wurde, obwohl es bekannt war, daß er in religiöser Beziehung der streng rechtgläubigen, ja sogar der streng orthodoxen Richtung angehörte und daß er in seiner Gemeinde einen schonungslosen Kampf gegen alles Sektenwesen führte.

Die Damen setzten sich auf die Gitterbank unter dem Apfelbaum, während Pastor Petersen sich ihnen gegenüber in einem hochlehnigen Gartenstuhl niederließ. Emanuel dahingegen blieb aufrecht stehen und verschanzte sich hinter dem undurchdringlichen Schweigen, das er mit Vorliebe in Gegenwart solcher Gäste beobachtete.

Pater Rüdesheimer tat so, als bemerke er es gar nicht, daß ihm gerade kein besonders herzlicher Empfang zuteil geworden war. Mit ungestörter Gemütsruhe nahm er den Hut vom Kopfe und trocknete sich die Stirn mit seinem Taschentuch.

Als die ersten Begrüßungen ausgetauscht, die ersten Fragen über die Reise, das Befinden usw. beantwortet waren, wandte sich Frau Betty an ihn und sagte:

»Es war wirklich eine Überraschung, Sie hier zu treffen, Herr Pastor; sind Sie schon lange hier gewesen?«

»Lange genug oder vielmehr viel zu kurz ... ganz, wie Sie wollen, meine gnädige Frau! Wenn die Uhr eins schlägt, bin ich genau drei Tage hier gewesen.«

»Drei Tage? ... Also sind Sie zusammen mit Fräulein Tönnesen hierher gekommen?«

»Am selben Tage, wie Fräulein Tönnesen, ja! Wollen Sie mir bitte sagen ... gnädige Frau, ob ich anders handeln konnte? Ich will Ihnen gestehen, ich habe viel über die Sache nachgedacht. Aber war es nicht geradezu meine Schuldigkeit, meine unabweisbare Pflicht?«

»Wieso? Ihre Pflicht, Herr Pastor?«

»Ja, was meinen Sie damit? darf auch ich mir eine Erklärung ausbitten,« fiel Fräulein Ragnhild ein.

»Ich bin überzeugt, meine gnädige Frau, daß Sie meine Auffassung völlig teilen werden,« fuhr der Pastor fort, – er saß leicht gegen den Stuhlrücken gelehnt da, hatte den Strohhut in seinem Schoß angebracht und hielt die Hände mit den kurzen, dicken, beringten Fingern vor der Brust, so daß nur die Fingerspitzen einander berührten. – »Ich konnte es doch wirklich nicht verantworten, eine Dame von so anziehenden Eigenschaften, wie Fräulein Tönnesen, ganz allein und ohne Schutz an einen so »erstklassigen Kurort« ziehen zu lassen, der nicht ohne Berechtigung Anspruch darauf macht, das Ostende des Nordens genannt zu werden. Bedenkt man daneben den überwältigenden Eindruck dieser »wildromantischen Naturumgebungen«, die wir alle hier vor Augen haben, so wird man sicher verstehen, daß ich es als meine Pflicht empfunden habe, der Unschuld den Schutz zu bieten, den sowohl meine geistige Distinktion« – er zeigte auf seinen weißen Schlips – »wie auch mein ergrauendes Haupthaar hoffentlich selbst in diesem modernen Sodom ihr würden bieten können.«

»Nein, die Erklärung genügt nicht, Herr Pastor,« fuhr Frau Betty unverzagt fort. »Darf ich um eine andere bitten?«

»Ach, wie magst du nur die Torheiten anhören!« unterbrach Fräulein Ragnhild sie in leicht gereiztem Ton und legte die Hand auf den Arm der Freundin. »Pastor Petersen hat heute morgen kalten Tee bekommen und ist infolgedessen den ganzen Vormittag in der unleidlichsten Neckstimmung gewesen.«

Der Pastor tat, als überhöre er diese Bemerkung vollständig.

Im übrigen hatte er nicht unrecht. Fräulein Ragnhild sah keineswegs ungefährlich aus in ihrer hellen Sommertoilette mit den mächtigen Puffärmeln und dem großen Schäferhut, dessen weißer Filz vorzüglich zu ihrem braunroten, lockigen Haar »stand«. Man mußte zugeben, daß sie sich vorzüglich gehalten hatte. Ihre Haltung war noch ebenso herausfordernd aufrecht, die prachtvollen graublauen Augen hatten nichts von ihrem Glanz verloren – ja, sie war sogar mit den Jahren ein klein wenig voller und ein wenig rosiger und ein ganz klein wenig kokett geworden ... kurz, schien sich in jener zweiten Blüte zu befinden, die gewissen Frauen Ende der Zwanziger beschieden ist, wenn ihnen zu diesem Zeitpunkt etwas Entscheidendes widerfährt.

»Ja, wenn diese Erklärung Sie nicht befriedigt,« fuhr der Pater zu Frau Betty gewendet fort, »dann muß ich zusehen, daß ich eine andere finde. So will ich denn sagen, daß auch ich – ebenso wie unsere Freundin Fräulein Tönnesen – einen der berühmten Medizinmänner der Hauptstadt bewogen habe, mir ein Attest auszustellen,

daß meine Nerven längere Zeit der Ruhe und Pflege bedürfen. Und wo sollten sie dies beides wohl besser finden können, als hier im »Hotel Kattegatt«, das in seiner liebenswerten Ungekünsteltheit mir als das wahre Muster einer Besserungsanstalt – hm! – für Nerven erscheint. Ich höre übrigens, daß wir Ihnen, meine gnädige Frau, zu Dank verpflichtet sind, für die Entdeckung dieses in Wahrheit friedlichen Fleckchens.«

»Nein, das ist nun doch nicht der Fall; mein Bruder hatte diesen Einfall.«

»Ja, Ehre dem Ehre gebühret!« sagte Fräulein Ragnhild mit einer Verbeugung zu Emanuel hinüber. »Sie können mir glauben, Herr Pastor Hansted, ich habe Sie schon mehrmals heiß gesegnet ... namentlich den ersten Abend, als ich eine Maus in meinem Bett fand. Ich hoffe, Ihre Ohren haben Ihnen damals geklungen, als wenn mit Sturmglocken geläutet wurde.«

Emanuel zuckte leicht zusammen bei ihrer Anrede, – seine Augen waren aufmerksam zwischen dem Pater und Fräulein Ragnhild hin und her gewandert, während diese ihr kleines kameradschaftliches Scharmützel ausfochten. Aber er faßte sich schnell und begegnete ihrem übermütigen Blick festen Auges.

»Sie scheinen ganz zu vergessen, Fräulein Tönnesen,« – sagte er vollkommen beherrscht, – »daß, als ich diesen Ort zu meinem Sommeraufenthalt wählte, keinerlei Veranlassung für mich vorhanden war, auch Ihre Gewohnheiten und Neigungen in Betracht zu ziehen. Ich wußte ja nämlich gar nicht ... ja ich konnte nicht einmal ahnen, daß Sie im Ernste daran dachten, meiner Schwester hier draußen Gesellschaft zu leisten. Sie werden sich vielleicht auch erinnern, daß ich, als Sie mir erzählten, Sie hätten diesen »plötzlichen Einfall« bekommen, wie Sie sich selbst ausdrückten, – daß ich Ihnen absolut abriet.

»Ja, Sie raten mir ja immer ab!« unterbrach sie ihn mit schlecht verhohlener Ungeduld und wandte sich den anderen zu: »Nicht wahr, Herr Pastor Petersen. Wenn Herr Hansted das Recht bekäme, über die Weltordnung zu verfügen, so gingen wir noch alle mit unseren Milchzähnen herum. Glauben Sie nicht auch?«

Der Pater drohte ihr mit dem Finger.

»Sie sind böseartig, gnädiges Fräulein!« sagte er mit einem Kopfschütteln, indem er gleich wieder seine frühere Stellung, die Hände auf der Brust vereint, einnahm, so wie die heiligen Männer auf alten Kirchengemälden. Aber auf seinem schwarzen, priesterlichen Rock tanzte ein lustiges Gewimmel von kleinen goldenen Sonnenflecken, und um seinen großen, eselsgrauen Kopf legten sich die Zweige des Apfelbaumes wie ein traubenblättriger Schattenkranz, der in listiger Weise seine Ähnlichkeit mit einem schalkhaften im Bacchusdienste ergrauten Satyr hervorhob.

»Ich muß Sie überhaupt vor Fräulein Tönnesen warnen,« sagte er zu Emanuel. »Das Fräulein verleumdet Sie nämlich auf das abscheulichste. Ich habe mich nun alle diese Tage auf Ihre Ankunft gefreut unter anderem, um hin und wieder eine Partie Kegel mit Ihnen zu machen! ... Eine Kegelbahn ist nämlich das einzige Vergnügungsetablisement, das ich hier in diesem Ostende bisher habe entdecken können. Aber heute auf dem Wege hierher sucht mir Fräulein Tönnesen einzubilden, daß Sie nicht Kegel spielen, ja, daß Sie sogar ganz abgeneigt sein sollen, einen so edlen Sport zu betreiben.«

»Fräulein Tönnesen hat wirklich diesmal recht gehabt,« entgegnete Emanuel kurz.
»Ich muß Sie bitten, nicht auf mich zu rechnen.«

»Großer Gott! Dann ist es also wirklich wahr! ... Sie spielen nicht Karten, Sie trinken keinen Wein, Sie rauchen keinen Tabak und nun wollen Sie auch nicht Kegel spielen! ... Also ein vollständiger Heiliger ...«

»Lieber Herr Pastor, haben Sie denn das nicht schon längst gewußt?« spottete Ragnhild.

Emanuel wurde bleich und biß sich auf die Lippen. Aber er entgegnete nichts.

»Ja, dann bin ich also nach wie vor auf die Barmherzigkeit meines Mitpensionärs, des Herrn Bürstenfabrikanten Mickelsen angewiesen,« seufzte der Pastor. »Na – er schiebt wirklich eine ganz saubere Kugel. Er hat eine Force im linken Spann, die ich sehr bewundere ... sehr bewundere!«

»Aber hier ist doch so viel andere Anregung, Herr Pastor,« warf Frau Betty schnell dazwischen; Emanuels Haltung hatte sie nervös gemacht, und sie wünschte der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben. »Es ist wirklich ganz hübsch hier in der Umgegend. Und Sie sind ja ein so großer Bewunderer der Natur. Sie sind sogar ein eifriger Jäger, wie ich mir habe erzählen lassen.«

»Ich bin Ihnen in hohem Maße verbunden für Ihre vorteilhafte Meinung, meine gnädige Frau! Aber leider – bin ich ein ganz prosaischer Mensch! Ich leugne nicht, daß ich eine kleine Schwärmerei habe, meinen trägen Körper auf einem Kleefelde zu sonnen. Auch finde ich es äußerst angenehm, an einem klaren Sommertage einen kleinen Mittagsschlummer im Schatten eines Waldgeheges am Ufer eines kühl plätschernden Gewässers zu machen ... namentlich, wenn es nicht zu weit von dem Ort entfernt ist, wo man auch Kaffee kochen kann. Aber für die sogenannten höheren Naturgenüsse geht mir leider aller Sinn ab ... aller Sinn! Ich schäme mich, es einzugestehen, aber glauben Sie zum Beispiel, daß es mir gestern möglich gewesen ist, mich zu einer nur nennenswerten Begeisterung über das sicher hochpoetische Regenwetter aufzuschwingen? Ich sah nur, daß es in Strömen goß, als ich aufstand, daß es ein Platzregen war, als wir frühstückten, und daß wir um die Mittagszeit einen derartigen Wolkenbruch hatten, daß das Wasser muldenweise durch den Schornstein in den Suppentopf hinabstürzte ... wenigstens nach dem Geschmack der Suppe zu urteilen.«

»Genau so wie ich!« stimmte Fräulein Ragnhild mit forcierter Lebhaftigkeit ein.
»Pastor Petersen und ich stimmen überhaupt in überraschend vielen Punkten überein. Falls ich Ihnen ein wenig näher säße, Herr Pastor, würde ich Ihnen meine Hand reichen.«

Auf dem Gesicht des Paters breitete sich ein lustiges Lächeln aus. Er erhob sich, ging hin und küßte galant die äußerste Spitze von Fräulein Ragnhilds behandschuhter Hand.

»Wie artig,« sagte sie und errötete leicht.

Emanuels Augen fingen wieder an, beobachtend zwischen ihnen hin und her zu wandern; Frau Betty dagegen wurde ein wenig verlegen und machte sich plötzlich mit ihrer Handarbeit zu schaffen.

»Wie gesagt, meine gnädige Frau,« fuhr der Pater fort, als er sich wieder gesetzt hatte, »ich bin nur ein armer prosaischer Mensch, der der Nachsicht unserer lyrisch bewegten Zeit bedarf. Mein armer, schwacher Geist ist zu schwerfällig, um sich in die Regionen hinaufzuschwingen, in der meine geehrten Zeitgenossen so erstaunliche Leistungen in der höheren und höchsten und noch nie hier am Orte gesehenen Luftgymnastik entfalten. Ich muß mich in aller Bescheidenheit damit begnügen, ein bewundernder Zuschauer zu sein ... Dabei fällt mir übrigens ein, was die heutigen Zeitungen erzählen, daß hier in allernächster Zeit eine großartige Versammlung auf der berühmten Hochschule da drüben abgehalten werden soll. Was sagen eigentlich Sie, Herr Pastor Hansted, zu Ihren ehemaligen Gesinnungsgenossen? Nicht wahr, es ist auf alle Fälle eine ganz schneidige Idee, so mit einem Zwischenraum von gewissen Jahren einen kleinen privaten Tag des Gerichts über Himmel und Hölle und den lieben Gott selber abzuhalten.«

Emanuel hatte sich ein für allemal vorgenommen, mit diesem Manne nicht über ernste Dinge zu reden, deswegen antwortete er nur mit einem ausweichenden Murmeln.

»Wenn sie nun nur Glück haben und richtig richten ... davor bin ich am meisten bange!« fuhr der Pater unverdrossen fort. »Denn –! wahrhaftig– wir haben in unserer Zeit erfahren, was aus der geringsten Unachtsamkeit auf diesen Gebieten entstehen kann. Ja, Sie haben natürlich auch Pastor Magensens epochemachende Schrift über die Hölle und die Höllenstrafen gelesen? Denken Sie, da haben wir Christen neunzehn Jahrhunderte lang uns nun mit der Angst vor der ewigen Verbannung aus Gottes Antlitz abgequält. Wie ein beängstigender Alpdruck hat die Vorstellung von dem Grausen der Verdammnis über dem Sinn der Menschen gelegen ... und nun kommt der hochlöbliche Pastor Magensen oder ein deutscher Professor oder wer es nun ursprünglich gewesen ist, und beweist uns so klar, wie, daß zwei mal zwei vier ist, daß das Ganze auf einem Mißverständnis beruht, auf einer verkehrten Ausfassung eines Wortes im Urtext, einem bedauerlichen Übersetzungsfehler, der erst jetzt sein Notabene gefunden hat. Ist das nicht ein schrecklicher, ein fast empörender Gedanke! Da hat dieser alte fromme Einsiedler gesessen und im Schweiß seines Angesichts übersetzt und ist genau und aufmerksam mit jeder Silbe umgesprungen ... bis er an das fatale Wort gekommen ist. Hier hat er einen Augenblick, gerade heraus gesagt, gesudelt. Vielleicht ist er gestört worden, ein Freund ist hereingekommen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, oder eine Fliege hat sich auf seine Nase gesetzt ... und wupp ist das verhängnisvolle Wort auf das Papier hinabgeschlüpft. Und der liebe Gott, der doch kurz zuvor seinen eingeborenen Sohn auf die Erde herabgesandt und ihn hatte leiden und kreuzigen lassen, um den Menschen das Licht der Wahrheit anzuzünden ... der liebe Gott ist in seinem Himmel ruhig Zeuge davon gewesen, daß wir auf Grund dieser kleinen Übersetzungengenauigkeit wieder in eine zweitausendjährige Unwissenheit hinabgestürzt sind. Wahrlich, das alte Wort hat recht: Kleine Ursache, große Wirkung! ... Aber lieber Herr Pastor! Sie stehen da mit dem Stock in der Hand,« unterbrach er sich selbst, als Emanuel noch immer nicht antwortete. »Ich halte Sie doch nicht etwa auf? Sie waren vielleicht im Begriff auszugehen?«

»Ich leugne nicht,« erwiderte Emanuel, »ich hatte daran gedacht, einen Spaziergang zu machen – –.«

»Gut! Dann werde ich mir erlauben, Sie eine Strecke Wegs zu begleiten. Mir tut eine kleine Bewegung vor dem Bad gewiß gut. Und auf Ihre Begleitung kann ich heute vormittag wohl nicht mehr rechnen, Fräulein Tönnesen?«

»Nein, ich bleibe hier und leiste Frau Torm Gesellschaft. Übrigens... ein Wort, ehe Sie gehen, Herr Pastor Hansted! Ich wollte Sie gern um einen Freundschaftsdienst bitten. Ich habe momentan eine wahre Schwärmerei für Heidekraut, diese unansehnliche, duftlose kleine Pflanze, das Symbol der Bescheidenheit usw. Ach nein, setzen Sie doch nicht gleich das Jeremiasgesicht auf! Ich wollte Sie nur bitten, mir die Liebenswürdigkeit zu erweisen und einen kleinen Strauß auf Ihrem Spaziergange zu pflücken ... das heißt, falls es Sie nicht in Ihrem Grübeln über eine neue und bessere Weltordnung stört. Ich möchte wahrlich sehr ungern, sowie jene naseweise Fliege, von der Pastor Petersen sprach, die Ursache sein, daß das Menschenglück die nächsten zwei Jahrtausende in die Brüche ginge. Falls deswegen etwas derartiges zu befürchten sein sollte, müssen Sie wirklich so tun, als hätte ich nichts gesagt.«

Das Blut wich wieder aus Emanuels Wangen und Lippen und die Schatten unter seinen Augen wurden beunruhigend schwarz. Von neuem aber erinnerte er sich der Worte seines Herrn und Meisters: »Wenn Dich jemand auf die rechte Wange schlägt« – und er schwieg. Mit dem Gepräge einer übermenschlichen Seelenstärke stand er regungslos da und sah auf sie hinab mit einem Blick, in dem sich Mitleid und Schmerz wehmütig vermischten.

Aber dies Schweigen und dieser Blick reizten das spottlustige Fräulein nur noch mehr; es war, als treibe sie ein unwiderstehliches Verlangen, ihn so recht tief zu verwunden. Die Situation war nahe daran, ungemütlich zu werden, als der Pater dazwischentrat und mit einem plötzlichen und überraschenden Ernst und nicht ohne Autorität sagte:

»Jetzt ereifern Sie sich, Fräulein Tönnesen! Und Sie sind außerdem ganz ungerecht! Sie vergessen, daß Herr Hansted eben hier angekommen ist und genug zu tun haben wird. Warum können Sie es mir nicht übertragen, die gewünschten Blumen zu pflücken? Sie wissen, ich tue es herzlich gern!«

»Ach ja, das wird auch wohl das beste sein. Mit Ihnen wird man immer so leicht fertig. Sie sind so angenehm irdisch. Haben Sie Dank, Herr Pastor! Und auf Wiedersehn!« Nachdem die Herren gegangen waren, blieben die beiden Freundinnen noch eine Zeitlang unter dem Apfelbaum sitzen. Lange sprach keine von beiden. Fräulein Ragnhild, die warm vor Eifer geworden war, saß da und fächelte sich mit ihrem zugeklappten Sonnenschirm, während Frau Betty sich tief über ihre Arbeit gebeugt hatte. Sie war ernstlich verstimmt.

»Daß ihr beide euch auch immer zanken müßt!« sagte sie endlich in ihrer stillen Weise, ohne aufzusehen.

»Wer? ... Ach, dein Bruder und ich? Weißt du, das ist nur so eine Angewohnheit, die aus alter Zeit stammt. Du läßt dich doch wohl nicht davon anfechten, liebe Betty? Das ist nun einmal so unsere Manier, Konversation zu machen. Übrigens sind wir wohl auch ungefähr so uneinig, wie ein paar Menschen nur sein können.«

»Ja, das seid ihr wohl.«

»Du tust beinah, als wenn dich das wundert, Betty?«

»Ach ja, – ein klein wenig.«

»Aber ich begreife nicht ... Du hast dich oft genug selber darüber beklagt, wie schwierig, ja unmöglich es für dich und deine Familie sei, mit der eigentümlichen Lebensauffassung deines Bruders auszukommen.«

»Das ist eine ganz andere Sache, Ragnhild. Vater hat Emanuel überhaupt niemals verstehen können und mir selbst wird es allerdings auch noch manch liebes Mal schwer, mich mit seinen Anschauungen und seiner Lebensweise auszusöhnen ... von meinem Bruder Carl will ich nun gar nicht reden. Aber selbst wenn man die Lebensauffassung eines anderen auch nicht teilt, so kann man sie deswegen doch respektieren.«

»Ich glaube wirklich, du fängst an, dich ein wenig von deinem Bruder beeinflussen zu lassen, liebe Betty. Ich habe das in letzter Zeit bemerkt.«

»Ach, Unsinn, Ragnhild, wie du nur redest!«

»Nun ja, dann laßt uns nicht darüber reden. Übrigens – hat dein Bruder nicht immer eine gewisse Neigung gehabt, anders zu sein als andere? Es ist mir, als hättest du selbst einmal etwas dergleichen geäußert.«

»Emanuel ist meiner Mutter Sohn. Und Mutter war ja auch nicht so, wie die Leute gewöhnlich sind.«

Frau Betty sagte diese Worte mit starker Röte auf den Wangen – es war nämlich das erstemal, daß ihre Mutter zwischen ihnen genannt war. Aber sie hatte das Bedürfnis gehabt, Emanuel einmal allen Ernstes den ewigen Spöttereien der Freundin gegenüber in Schutz zu nehmen.

»Was Vater betrifft,« – fuhr sie fort, – »so hat er sich nie recht damit aussöhnen können, daß Emanuel Theologe wurde. Vater ist ja leider nicht so religiös, wie man es wünschen könnte. Er wollte seinerzeit absolut, daß er Jura studieren sollte. Aber Emanuel hatte Mutter versprochen, Geistlicher zu werden, und daher stammte ursprünglich das schwierige Verhältnis zwischen ihnen ... wenigstens meinte Torm das. Du kennst ja Vaters unmäßige Prinzipienreiterei. Und Emanuel ist ja auch nicht nachgiebig, sobald es sich um seinen Glauben handelt.«

»Ach, nein, darin gebe ich dir völlig recht. Übrigens – da du es doch selbst sagst – Pastor Petersen und ich sprachen auf dem Wege hierher gerade über deinen Bruder. Pastor Petersen meinte, dein Bruder müßte wohl einen bestimmten Zweck mit seinem Aufenthalt hier verbinden.«

»Einen bestimmten Zweck?... Wieso?« fragte Betty und sah auf.

»Ach, ich meine nur, dein Bruder hat wohl die Absicht, erneute Annäherung an seine ehemaligen Freunde hier zu suchen ... und vielleicht auch drüben auf der anderen Seite des Fjordes. Er hat wohl überhaupt in Kopenhagen kaum die Aufnahme gefunden, auf die er gerechnet hatte.«

»Welche Aufnahme meinst du?«

»Liebste, nimm es doch nicht so feierlich! Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie leicht man zu Anfang in seinen Hoffnungen enttäuscht wird, wenn man vom Lande, wo man ja

überall ganz selbstverständlich »Nummer eins« war, in die Stadt kommt. Man fühlt sich so oft übersehen und zurückgesetzt ...«

Frau Betty Stimme bebte leicht, als sie erwiderte:

»Wenn sich mein Bruder diese anderthalb Jahre in Kopenhagen aufgehalten hat, so ist das nur geschehen, weil er das für seine Entwicklung notwendig gehalten hat. Man kann darüber denken, wie man will; aber man hat nicht das Recht, dieser Sache eine eigennützige Absicht unterzuschieben.«

»Liebe Betty, das tue ich wahrhaftig nicht. Aber du kannst es doch wohl nicht ganz unnatürlich finden, daß deines Bruders Verhältnis zum Beispiel seinen nächsten Angehörigen gegenüber – eine gewisse Verwunderung erregen kann.«

»Was meinst du damit?«

»Ja, verzeih ... ich will nicht gern indiskret sein. Aber du legst mir wirklich die Frage auf die Zunge. Was hat eigentlich seine Frau zu der langen Trennung gesagt?«

»Selbstverständlich hat sie sie völlig gebilligt ... ja, sie hat sie Emanuels wegen ausdrücklich gewünscht.«

Frau Betty war wieder rot geworden. Es war nämlich auch das erstemal, daß die Frau des Bruders zwischen ihnen erwähnt war. Wie verschiedene andere hatte auch Frau Betty seinerzeit auf eine Verbindung der Freundin und Emanuel gehofft, und sie glaubte zu wissen, daß Ragnhild wesentlich Schuld daran trug, daß die Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen war.

»So, also über dies alles habt ihr, Pastor Petersen und du, zusammen geredet,« sagte sie nach kurzem Schweigen. »Es hat mich übrigens nicht wenig überrascht, den Pastor hier zu treffen. Zu der Reise muß er sich ja recht plötzlich entschlossen haben!«

»Das hat er auch wohl.«

»Was kann ihn eigentlich hierher geführt haben? Er ist doch nicht in dich verliebt, Ragnhild?«

»Das weiß ich wirklich nicht. Ich hab' ihn nicht danach gefragt.«

»Aber du magst seine Gesellschaft doch gern. Er ist ja unterhaltend.«

»Ja, er amüsiert mich. Es ist so eine drollige Hanswurstfigur. Mein Gott, du! Wir können doch nicht alle umhergehen und sorgenbelastete Weltverbesserer sein!«

»Du solltest dich doch wohl ein bißchen in Acht nehmen, Ragnhild; Pastor Petersen ist – trotz seines Alters – wohl keineswegs ungefährlich. Er steht ja auch in dem Ruf, ein großer Freund des weiblichen Geschlechts zu sein.«

Ragnhild lachte hell auf.

»Du, Betty, ich glaube, das kann man von den meisten Männern sagen. Was hat deine eigene Erfahrung dich gelehrt?«

Frau Betty antwortete nicht. Sie fühlte sich wieder verletzt durch den Ton der Freundin und ihre freie Ausdrucksweise. Sie hatte überhaupt angefangen, in ihrem Verhältnis zu ihr ein wenig von derselben Befangenheit zu spüren, die Ragnhild in der allerersten Zeit ihrer Bekanntschaft durch ihre ein wenig nach der Provinz schmeckenden Vorliebe für auffallende Toiletten bei ihr hervorgerufen hatte. Und im stillen dachte sie daran, ob es

nicht doch gut sei, daß die Verbindung zwischen ihr und Emanuel sich nicht verwirklicht hatte.

* * *

Da draußen auf der sonnigheißen Landstraße wanderten währenddes Emanuel und Pastor Petersen. Langsam stiegen sie den gewundenen Weg hinan, der über eine Reihe kahler Erderhöhungen, den sogenannten »Hammerhügeln«, hinführte, die nach Westen zu den Abschluß des Landes bildeten ... eine öde und schweigende Heide Landschaft, über deren höchstem und entferntestem Gipfel ein kreuzförmiges Seezeichen sich dunkel von dem hellen Himmel abhob.

Beständig führte Pastor Petersen das Wort. Emanuels Gemüt hatte nach dem Zusammenstoß mit Fräulein Ragnhild das Gleichgewicht noch nicht wiedergefunden. Sein Antlitz war noch bleich und er ging halbabgewendet und sah in unruhiger Geistesabwesenheit über die spiegelblaue Meeresbucht hinaus.

Wieder war es die »Freundesgemeinschaft« und ihre reformatorischen Bestrebungen, die der stets scherzhafte Pastor Petersen aufs Tapet gebracht hatte.

»Ich will Ihnen sagen,« – versetzte er, – »auch ich mache mich wahrhaftig bekannt mit den vielen Aufsehen erregenden Flugschriften und Flugblättern und anderen Fluggerätschaften, mit denen verehrte Zeitgenossen gegen den Himmel Sturm laufen. Man will ja gern mit der Zeit fortschreiten, nicht wahr... obwohl das für einen alternden Kavalier oft seine Schwierigkeit haben kann. Die Zeit huscht so schrecklich schnell vorüber, da begibt man sich eines Abends getrost zur Ruhe im Bewußtsein seines auf den allerneuesten Forschungen gewissenhaft gegründeten Glaubens – und am nächsten Morgen liest man in seinem Flugblatt, unter einem Aufruf zu erneutem Abonnement, daß man bereits sehr weit zurückgeblieben ist, daß die Wissenschaft dem lieben Gott neue Geheimnisse abgelauert hat und daß die Lösung aller Rätsel jetzt im neuen Quartal folgen wird. Finden Sie nicht auch, Herr Hansted, daß die Herren Wilhelm Pram und Pastor Magensen mit samt ihrer Suite ein kleines bißchen weniger gewaltsam vorgehen könnten? Es scheint mir, als ob die guten Leute etwas zu sehr den Eindruck ausgebrochener Zuchthäusler hervorrufen, die das Freiheitsgefühl ganz kannibalisch gemacht hat. Nicht genug damit, daß sie die Christusgestalt selbst aller Göttlichkeit entkleidet, den Erlöser schlecht und recht zu einem aufrührerischen Zimmermannssohn, zu einem Sozialisten mit Halluzinationen und andern menschlichen Schwächen gemacht haben. Ich habe neulich gesehen, daß einer von Herrn Prams aufgeklärten Laaländern einen wahren Massenmord zwischen allen übernatürlichen Vorstellungen des Christentums überhaupt angerichtet hatte. Selbst die unschuldigen kleinen Gottesengel wurden schonungslos abgeschlachtet und unter vielem Geschrei in das gemeinsame Grab der Phantasiegebilde geworfen. – Ja, alles ist eine Wissenschaft, sagte der Teufel und blies die Altarlichter mit dem Hintern aus! Ich verstehe nur nicht, was für ein Vergnügen diese gelehrten Herren von ihren blutigen, den Göttern des neuen Quartals dargebrachten Opfern haben können. Daß es den offenkundigen Gottesleugnern, den Freigeistern eine Wonne ist, das Christentum so zu einem trocknen, historischen Skelett reduziert zu sehen, zu einer Art von religiösem Gespenst, das sich sonderbarerweise noch bis in unser aufgeklärtes Zeitalter hinein

erhalten hat... das kann ich begreifen, ja, das finde ich ganz in der Ordnung. Aber wenn man doch mitspielen und einen Einsatz in die große Himmelslotterie machen will, dann begreife ich wahrhaftig nicht, wie man so erpicht darauf sein kann, so viele Nieten wie möglich zu konstatieren. Ich für mein Teil gestehe ehrlich, daß ich die Kollektion vorziehe, die mir den lockendsten Gewinn in Aussicht stellt. Und wie alle unverbesserlichen Spieler zweifle ich nicht einen Augenblick daran, daß ich das glückbringende Los in Händen halte.«

Emanuel war allmählich aufmerksam geworden; der Pater hatte mit seinen Worten Fragen berührt, die ihn tiefinnerlich selbst bewegten. Trotz seines Beschlusses, nicht ernsthaft mit diesem Mann zu reden, konnte er es deswegen doch nicht unterlassen zu sagen:

»Mir sind – Gott sei Dank! – selbst die Augen für die Verirrung aufgegangen, die darin liegt, einen irdischen Maßstab an Dinge zu legen, die nur Wirklichkeit für das geöffnete Auge der Seele haben. All den Streit über die Glaubwürdigkeit der biblischen Erzählungen verstehe ich deswegen gar nicht. Selbst in dem Bericht von dem Leiden und dem Tode Jesu hat doch nicht die Wirklichkeit der Sache die entscheidende Bedeutung für uns. Aber – ich leugne nicht – ebenso falsch scheint es mir, das Verhältnis zu unserm himmlischen Vater als eine Art zweifelhaften Geschäfts auffassen zu wollen, als ein gewagtes Glücksspiel, da doch der Glaube, die Hingebung – der ›Einsatz‹, wie Sie sich ausdrückten – die Belohnung in sich selbst trägt. Nie kann die Furcht vor künftigen Strafen in der Ewigkeit so wenig wie die Erwartung eines Lebens im jenseitigen Himmelreich für das Verhältnis des wahren Christen zum himmlischen Vater entscheidend sein, sondern allein das Bewußtsein, demütig seinen Willen zu tun. Weshalb überhaupt immer so reden, als wenn ›das andere Leben‹ erst mit dem Tode begönne? Doch allein das lebendige Gefühl, vor dem Antlitz des Herrn zu wandern, ist die Freude der Seligkeit, die schon hier auf Erden den Kindern Gottes vergönnt ist, – und daran vermag weder eine Bibelkritik, noch sonst eine wissenschaftliche Erfindung zu rütteln, geschweige denn kann sie sie uns nehmen.«

»Hm – ja,« räusperte sich sein Begleiter.

»Aber es ist übrigens wohl fruchtlos, diese Unterhaltung fortzusetzen,« schloß Emanuel, der schnell seine Vertraulichkeit bereut hatte. »Wir haben sicher so weit auseinandergehende Anschauungen, daß ein Verständnis kaum ...«

»Ach was, lassen Sie uns nur frisch von der Leber weg reden!« rief der Pater lebhaft aus. »Noch stolzieren wir hier ja doch beide auf der Erde herum und reden die Sprache der Menschen und sind den gleichen menschlichen Bedingungen unterworfen ... was mich übrigens daran erinnert, daß ich einen Auftrag für Sie habe, Herr Hansted... oder eine Vorfrage, wie Sie es nun nennen wollen. Ich traf vor einigen Tagen meinen Vetter, den Stiftspropst, den Sie auch ja persönlich aus Ihres Vaters Haus kennen. Wir kamen unter anderem auch auf Sie zu sprechen und auf Ihren Entschluß, kein neues Amt in der Staatskirche zu übernehmen, – was der Stiftspropst sehr bedauerte. Denn – nicht wahr? – das ist ja andauernd Ihr Standpunkt?«

»Ja.«

»Sie können sich gar nicht die Möglichkeit denken, sich überreden zu lassen, es mit einer andern – einer neuen und guten – Pfarre zu versuchen?«

»Nein.«

»Und warum eigentlich nicht?«

»Weil ich das nicht würde tun können, ohne das Wahrheitsverhältnis entweder zu Gott oder zu den Menschen zu verletzen.«

»Weil Sie die Lehre der bestehenden Kirche für eine Irrlehre halten?«

»Weil ich in ihr mehr von den Äußerlichkeiten des Heidentums, als von der Innerlichkeit des Christentums gefunden habe ... ja.«

»Hören Sie jetzt einmal, Herr Pastor Hansted!« begann der Pater, indem er, beide Hände in die Seiten gestemmt, vor ihm stehen blieb. »Ich bin zwanzig Jahre älter als Sie, daher habe ich wohl das Recht, Ihnen gegenüber eine etwas freie Sprache zu gebrauchen. So will ich Ihnen denn erstens erzählen, – was zu verstehen Ihnen vielleicht etwas schwer werden wird –, daß auch ich in meinen jungen Jahren dagesessen und in Meister Eckehart, Johannes Tauler, Sören Kierkegaard und wie nun alle die anderen kanonisierten Saltomortaleakrobaten heißen mögen, die in alten und in neuen Zeiten ein nervöses Publikum verwirrt gemacht haben, – geforscht habe, bis mir schwindelte und mir der Schweiß von der Stirne troff. Ich rede daher aus Erfahrung, wenn ich Ihnen sage: Nehmen Sie sich in acht, daß Sie sich nicht den Hals brechen! Wollen Sie *meinen* Rat befolgen, so nehmen Sie ohne Skrupel ein neues Pfarramt mit soliden Einnahmen und einer guten Ackerwirtschaft an – das hilft so herrlich, um wieder in ein vernünftiges Verhältnis zum Leben zu kommen! das sagte auch Ihr Vater, als ich neulich mit ihm sprach, ehe er nach Karlsbad reiste. Ich kann es mir auch nicht anders denken, als daß Sie im innersten Innern selbst das Bedürfnis empfinden müssen, hier im Leben wieder festen Fuß zu fassen, unabhängig und selbständig zu werden... ja, entschuldigen Sie, daß ich es sage... aber Sie werden doch wahrscheinlich noch deutlicher als andere gefühlt haben, daß Ihr Vater gerade nicht mit Befriedigung Zeuge Ihrer letzten Entwicklung gewesen ist. Sie könnten dem alten Herrn nun eine große Freude machen, indem Sie meinen freundschaftlichen Rat befolgten. Großer Gott, Ihr Vater hat doch kaum mehr lange Zeit zu leben, Sie wissen, wie schwach und niedergebeugt er ist, – es liegt nun in Ihrer Hand, seine letzten Tage so leicht und sorgenlos wie möglich zu machen.«

Emanuel starrte zu Boden und antwortete nicht. Er hatte schnell begriffen, daß seine Familie hinter diesem erneuten Versuch, seine Gedanken von Gott abzuwenden, steckte, – und sein Herz war schwer von Kummer.

Indessen mißverstand der Pater sein Schweigen und fuhr eifrig mit seinen Überredungen fort. Mit einer breiten Handbewegung zeigte er auf die sommerlich üppige Wiesenlandschaft hin, die sie von ihrem hohen Stand aus ganz bis an die andere Seite des Sandinger Dorfes übersehen konnten, und sagte:

»Sehen Sie sich doch nur um, bester Herr Hansted! lassen Sie sich nicht länger verblenden von den vielen Verleumdern des Erdenlebens! Sehen Sie die Kühe da unten an, wie wohlbehaglich sie dastehen und mit dem Schwanz schlagen! Hören Sie die Vögel da unten in den Büschen, wie froh sie sind über ihre Eier und ihre Jungen! oder sehen Sie die dicke verwirrte Biene da, die ihren ganzen zottigen Kopf in die Glockenblume hineinsteckt, wie ein durstiger Deutscher in seinen Bierkrug. Und dann sollten uns Menschen die Fähigkeiten abgehen, es uns hier auf Erden menschlich

einzurichten!... Schlagen Sie sich doch alle Grillen aus dem Kopf, lieber Freund! Sie werden es noch einmal bereuen, wenn Sie jetzt die lebenswürdige Einladung des Lebens nicht annehmen! Ich will Ihnen erzählen, daß mein Vetter, der Stiftspropst, ausdrücklich mit mir über ein vakantes Pfarramt sprach, das vorzüglich für Sie passen würde. Eine schöne Gegend mit Wald und See, ein ausgezeichnetes Pfarrhaus in altmodischem, idyllischem Stil – ähnlich wie das, da unten in Sandinge – mit einem herrlichen Garten, in dem Ihre Kinder sich tummeln können, nicht länger als eine gute Viertelmeile bis zu der Nebenpfarre und eine höchst friedliche Bevölkerung. Nicht wahr! das ist doch nicht zu verachten!... Was sagen Sie dazu? Kann Sie das wirklich nicht versuchen?«

Emanuel stand noch immer schweigend da und sah zu Boden. Die Worte des Paters und die Handbewegung, die öde, wüstenähnliche Anhöhe, auf der sie standen, das große Schweigen, das sie umgab, und dieser weite Blick auf die fruchtbare Ebene ... das alles rief ihm wunderbar jenen Augenblick in dem irdischen Leben seines Herrn und Meisters ins Gedächtnis, wo der Versucher kam und zu ihm sagte: »Das alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest!« – Im selben Augenblick ward ihm alles offenbar. Er verstand, daß Gott durch diesen fremden Menschen von neuem die Kraft seiner Treue hatte prüfen, seinen Mut, ihm auf dem schwindelnden Pfade des Glaubens zu folgen, hatte versuchen wollen, ... »den Kindern der Welt zum Ärgernis.«

Er erhob den Kopf. Auf seinen Zügen lag ein gleichsam verklärtes Licht, als er sagte:

»Sie meinen es sicher gut mit mir, Herr Pastor. Aber ... ich erwähnte es bereits vorhin ... wir verstehen einander wohl kaum. Unsere Wege sind nicht dieselben, und mit jedem Tage, der vergeht, werden sie sich weiter voneinander entfernen. Das bitte ich denen zu sagen, die Sie zu mir gesandt haben. Sagen Sie ihnen, daß ich von Herzen betrübt bin, ihnen Kummer bereiten zu müssen. Und doch bin ich getrost. Sagen Sie ihnen, daß ich täglich bete, daß wir uns einst vor dem Antlitz des Herrn begegnen werden. – Gottes Frieden, Herr Pastor!«

* * *

Gehoben und gestärkt durch diese Begegnung, setzte Emanuel seine Wanderung über die Heide fort. Es währte jedoch nicht lange, bis seine Gedanken wieder langsam der Erde zuschwebten. Er mußte darüber nachdenken, was wohl der Grund zu dem Interesse sein könne, das ihm Pastor Petersen in der letzten Zeit so deutlich erwiesen hatte. Es sah fast aus, als sei dem Pastor daran gelegen, ihn zu entfernen und wohl zu versorgen. Sollte wirklich von einem beginnenden Verhältnis zwischen ihm und Fräulein Ragnhild die Rede sein können? fragte er sich selbst, und war damit von neuem wieder tief in den labyrinthischen Gedankengang hineingeraten, in dem er sich Tag und Nacht voller Angst und Unruhe verirrete.

Fräulein Ragnhild – ja! Auch an sie hatte er in dieser Nacht gedacht, als er wach lag und zurücksah auf den gewundenen Weg, auf dem ihn Gott zu sich emporgeleitet hatte. Seine Gedanken hatten bei der Erinnerung an jene Tage der Erniedrigung, unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Kopenhagen, verweilt, als er, – unschlüssig mit sich selbst, verzweifelnd an allem, verführt durch die Überredungen seiner Umgebung, – einen Augenblick Vergessen für seine fehlgeschlagene Hoffnung in dem Taumel des Lebens

gesucht hatte und im Begriff gewesen war, seine Seele an die Götzen des Marktes zu verschachern. Wie in einer Vision hatte er von neuem jenen Winterabend nach der Geburtstagsgesellschaft seines verstorbenen Schwagers erlebt, als er, erregt durch Speisen und Weine, verwirrt von dem Licht und dem Flitterglanz des Festes, entzückt von Fräulein Ragnhilds weißen Schultern, sie durch die dunklen Straßen nach Hause begleitet und vor ihrer Tür ihre Hand ergriffen hatte, ein Geständnis auf den Lippen. Sie hatte ihn von sich gestoßen, und er war von dannen gegangen, mit siedendem Blut und erbittertem Sinn. Aber als er in seinem Zimmer anlangte und ein Streichholz anstrich, um die Lampe anzuzünden, fiel sein Blick im selben Augenblick auf den großen, dornengekrönten Christuskopf, der an der Wand über dem Schreibtisch hing, – und er zuckte zusammen. In dem flackernden Lichtschein war es ihm, als wenn das Bild auf einmal lebendig würde. Die schweren Augenlider hoben sich, die tiefen Augen sahen ihn mit einem zu Tode betrübten Blick an, der zu sagen schien: »Warum hast du mich verlassen!«

In jener Nacht begann der verzehrende Seelenkampf, der seither seinem Herzen keine Ruhe mehr gelassen. Wie Jakob in der biblischen Erzählung, hatte er mit Gott gekämpft und in seiner Not zu ihm gerufen: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!

Er hatte zuweilen geglaubt, daß der Kampf ausgekämpft, daß der Sieg gewonnen, das Joch der Sünde abgeworfen war! Einmal über das andere hatte er gemeint, an Hansine schreiben zu können, daß jetzt die freudenvolle Zeit gekommen sei, wo sie in geläuterter Liebe wieder vereint werden und ihren Treuebund für die Ewigkeit erneuern könnten. So auch in dieser Nacht. Während er schlaflos dalag und dem unaufhörlichen Fall des Regens lauschte, hatte er sich wie erhoben über die Not und das Weh des Erdenlebens gefühlt, zu seliger Vereinigung mit Gott. Sein Herz schlug so still und friedlich; kein irdisches Verlangen, keine Sorge verdüsterte seinen Sinn. Er fühlte seine Seele wie einen ausgedehnten spiegelblanken See, im himmlischen Licht gebadet.

Jetzt hatte die Begegnung mit Fräulein Ragnhild die Dämonen des Fleisches wieder erweckt... er hatte sein Herz heftig pochen fühlen, als er sie an der Seite des fremden Mannes auftauchen sah. Ach, er wollte nicht klagen, nicht verzweifeln, vor allem Gott nicht vermessen zur Rechenschaft ziehen. Er begriff es nur zu gut, daß er, der so tief gefallen, erst spät und nach harten Prüfungen auf Erhebung rechnen durfte. Doch hatte er oft darüber nachgegrübelt, warum ihn Gott gerade um eines leichtfertigen Weibes willen noch in den Schlingen des Todes hielt, – ihn, der nie zuvor einen unkeuschen Gedanken gehabt, der sich nie gegen das sechste Gebot versündigt hatte. – –

Wie er so in Gedanken dahinschritt, ward er aufmerksam auf eine kleine Heidehütte, die unmittelbar am Wege vor ihm auftauchte. Eine zerlumpte Frau stand davor und zerkleinerte Reisig, und an dem sonnenbeschienenen Giebel saß ein grauhaariger Krüppel auf einem Strohbündel und lallte wie ein Kind.

Emanuel blieb unwillkürlich stehen. Es war jetzt solange her, seit er dem ungeschminkten menschlichen Elend von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden hatte, daß er bei diesem Anblick stutzte. Er erinnerte sich der Moorhäuser, drüben in seiner früheren Heimat, – jener Gruppe jammervoller Lehmhütten, deren Not und Entbehrungen er seinerzeit durch eigene und anderer Hilfe zu lindern gesucht hatte – und er verfiel in Sinnen. Ach, wie wenig hatte er doch damals verstanden, was zum Heile der Menschen diente!

Als ihn die Frau endlich erblickte, näherte er sich und bot ihr Gottes Frieden.

Aber statt zu antworten, murmelte die Frau einen Fluch und gab deutlich zu erkennen, daß sie sich nicht mit ihm einzulassen wünschte.

»Warum antwortest du mit einem Fluch auf meinen Gruß?« fragte Emanuel sanftmütig. »Ich komme nicht mit Bösem und ich will nicht mit etwas Gutem von euch gehen – wie das Sprichwort lautet. Ich bin dein Freund. Und deswegen biete ich dir nochmals Gottes Frieden!«

Die Frau blickte endlich auf, – aber mit einem Blick, der ihn fast bange machte, so gehässig und schlecht war er. Überhaupt sah er sie jetzt erst richtig an. Sie machte einen unheimlichen Eindruck in ihren schmutzigen Lumpen, von Mannesgröße und fett, wie sie war, aufgedunsen von Ungesundheit und Trunk.

Aus dem Hause her ertönten schleppende Schritte. Eine alte, ganz gebeugte Frau mit einem unförmlich großen Kopf kroch bis in die Tür, wo sie stehen blieb, die eine runzelige Hand auf einen Stock gestützt, die andere auf den Türpfosten, während sie mit hungriger Miene den Mund bewegte, als kaue sie auf ihrer eigenen Zunge.

Emanuel ging plötzlich ein Licht auf. Er entsann sich, daß er in früheren Zeiten in der Sandinger Hochschule von einer Frau mit Namen »schwarze Trine« gehört hatte, die der Schrecken der ganzen Gegend war, und deren gehässigen und trotzigen Sinn weder freundliche Annäherungen noch gute Gaben zu mildern vermochten. Er wußte auch, daß der Mann dieser Frau einmal durch einen Erdrutsch bei der Arbeit an der neuen Bahn zum Krüppel zerquetscht war, und er zweifelte deswegen nicht daran, wen er hier vor sich hatte.

Nach kurzem Schweigen sagte er, noch immer milde und friedlich:

»Warum siehst du nicht fröhlich aus? ... Ich stand hier gerade und dachte daran, wie glücklich und dankbar du doch sein müßtest ... du, die du ja zu der auserwählten Schar gehörst, die Gott mit dem Taufzeichen seiner Liebe begnadigt hat. Denn – ich sehe es – du bist arm, nicht wahr? Du hast wohl so eben das Stroh, auf das du deinen Kopf legen kannst. Du bist von der Welt verleugnet, ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Menschen ... fremd und friedlos hier auf Erden. Warum bist du da nicht fröhlich?«

Die Frau senkte die Axt und sah ihn erstaunt an. In dem Ton pflegte man nicht mit ihr von ihrem Elend zu reden.

»Verstehst du mich nicht?« fuhr er fort. »Ist es denn nicht wahr, daß ihr Armen von Gott im voraus als Gabe erhalten habt, wonach wir andern so schmerzlich seufzen müssen ... wir, die wir uns noch unter dem kummervollen Joch der Welt hinschleppen... wir, die wir uns noch in der Stunde der Todesangst an den Staub klammern, wie der Dieb an seinen geraubten Schatz. Ihr seid glücklich ... ihr, die ihr keine andere Begierde kennt, als nur das Leben zu erhalten... die ihr an diese elende Welt nur durch den dünnen Faden des Selbsterhaltungstriebes gekettet seid, den der Tod durchschneidet, ohne daß ihr Schmerz dabei empfindet. Und dennoch bist du nicht fröhlich, Trine!«

Die Frau starrte ihn mit weitgeöffnetem Mund und aufgesperrten Augen an. Es war jedoch weniger seine Rede – von der sie nicht sonderlich viel verstand – als der Umstand, sich von diesem wildfremden Mann, der einen so überwältigenden Eindruck auf sie machte, bei Namen genannt zu hören. Er kannte sie also!

Sie strich sich mit dem Arm über die schwarze, schweißperlende Stirn und murmelte:

»Wer seid Ihr, mit Erlaubnis zu fragen?«

»Ein Mensch, der dich beneidet,... einer von den Sklaven der Welt, der vergebens kämpft, um die Sklavenbände abzustreifen. Ein armer Verirrter bin ich, der hier vor dir Buße tut, weil er einstmals der schlechten Rede der Menschen lauschte und keinesgleichen Gutes zu tun glaubte, indem er sie ihres einzigen Besitzes berauben wollte: der Armut, der Befreiung der Seele, des Abglanzes der Ewigkeit hier auf Erden, wie geschrieben stehet. Verstehst du mich nun, dann wirst du Mitleid mit mir haben. – Und so biete ich dir denn zum dritten Male: Gottes Frieden! Geh' in dein Haus, Trine, und lobe den Herrn! Vergiß aber auch nicht, für die zu beten, die nicht so glücklich sind, einen Platz an der Türschwelle des Himmels zu haben ... Bete für mich!«

Er reichte ihr die Hand.

Ein schadenfrohes Lächeln umspielte ihre dicken Lippen.

Er ist verrückt, dachte sie.

Doch war da etwas in seinem Wesen, in dem milden Blick seiner Augen, in dieser bittenden, ausgestreckten Hand, dem sie auf die Dauer nicht widerstand.

»Willst du mir die Hand nicht geben?« fragte er.

Zögernd, halb widerstrebend reichte sie ihm schließlich ihre grobe Faust.

* * *

Der Weg, dem Emanuel folgte, war allmählich zu ein paar tiefen Wagenspuren zusammengeschrumpft, zu zwei gelblichweißen Sandstreifen, die sich in Windungen durch die dunkle Heide zogen. Schließlich hörten auch diese auf. Nur ein schmaler Fußpfad führte weiter durch die schweigende Öde, über der eine einsame Lerche mit verzweifelter Kraft zwitscherte, als wolle sie sich ihre Angst über die Einsamkeit des Ortes wegsingen.

Er erreichte endlich das Ziel seiner Wanderung, das große Seezeichen, das da oben auf der äußersten Landzunge, wo das Ufer endete, aufragte. Ein steiler und wild zerklüfteter Abhang stürzte sich hier in das Meer und die steinige Fjordmündung hinab.

Über das Meer hinaus hat man immer einen weiten Blick. Aber auch über die breite Fjordmündung hatte man eine weite Aussicht bis an das Ufer drüben auf der andern Seite... ein nacktes, wellenförmiges Ackerland, durchkreuzt von langen, schnurgeraden Steindeichen, die sich wie stärkende Rippen über die Hügel hinzogen. Da drüben auf dem höchsten Punkt des Landes sah man Vejlbj mit den hochragenden Bäumen des Pfarrgartens liegen. Weiter nach Süden zu lag die Skibberuper Landzunge mit der einsamen Kirche wie eine Insel im Fjorde.

Emanuel stand am Fuße des Seezeichens still. Mit bebenden Lippen und tränengefüllten Augen starrte er nach seinem Heim hinüber,... nach dem Fleck Erde, um den seine Gedanken bei Tag und Nacht gekreist hatten wie der Vogel um sein Nest. Seine Augen wurden bald heimisch da drüben zwischen den langen Steindeichen. Er erkannte jedes Haus, jeden Busch, jeden Hügel wieder – und sein Herz strömte über.

Da hinten an der hohen Weidenhecke entlang lief der Steig, auf dem er und Hansine in dem ersten Jahr ihrer Ehe, wenn sie einen Abendspaziergang an den Strand hinab machten, so oft gewandert waren. Und da – o Gott! – die Kirche dort, wo der Bube den langen Schlaf unter dem Rasen schlief. Sein frischer, schöner Junge! Die schönste Freude seines Lebens!... Und da? Ja, da, hinter den drei dunklen Hügeln verkroch sich Skibberup. Da wohnte Hansine,... da ging sie vielleicht gerade jetzt und dachte an ihn,... saß vielleicht am Krankenbett der lieben, alten Else und dachte an ihn. Wie deutlich sah er nicht die kleine gelbgetünchte Halbhufe vor sich, mit dem niedrigen Torweg und dem geteerten Fachwerk, die altmodische Stube mit dem dunkeln Lehmfußboden und den vielscheibigen Fenstern, durch die die Sonne mit einem goldenen, sonntäglich festlichen Glanz fiel. Wie oft hatte er nicht in seinen wachen Träumen in einer späten Abendstunde dort vor der Tür der Hütte gestanden und leise angeklopft... ein wegesmüder Wandersmann, ein ermatteter Pilgerer, der seinen langen Bußgang auf nackten, blutigen Füßen beendet hat. Leise erhebt sich Hansine vom Stuhl an der Mutter Lager, öffnet das Fenster ein wenig und fragt, wer da ist. Und als sie ihn erkannt hat, kommt sie still heraus und reicht ihm die Hand mit den Worten: »Willkommen! Ich habe dich erwartet!« Jubelnd preßt er sie an seine Brust. Und um die Kranke nicht zu wecken, gehen sie in den Garten hinaus, und setzen sich auf das kleine Deichende, von wo sich die Aussicht über die Wiesen erschließt und wo sie in ihrer Verlobungszeit in stillen Sommernächten so oft gesessen und von ihrer Zukunft geredet haben. Jetzt sitzen sie wieder Hand in Hand unter dem Sternenhimmel da und reden von kommenden Tagen ... reden auch von der vergangenen Zeit, von diesen schweren Jahren der Trennung, in denen sie einander erst so recht gefunden und verstanden haben. Und Hansine sagt: »Sei nicht böse über mein Schweigen und meine kurzen Briefe. Glaube niemals, daß ich daran gezweifelt habe, daß du einmal wiederkommen würdest. Ich habe hier jeden Tag gesessen und dich erwartet; und in jeder schlaflosen Nacht habe ich nach deinen Fußritten hinausgehört. Denn ich wußte, daß du an dem Tag kommen würdest, an dem dein Kampf ausgestritten war!«

* * *

Als Emanuel einige Stunden später nach Hause kam, ging er gleich in sein Zimmer – einer niedrigen Bauernstube mit getünchten Wänden – und setzte sich an den Tisch, um an Hansine zu schreiben. Fast täglich in diesen Jahren hatte er ihr lange, vertrauliche Briefe gesandt, in denen er umständlich von allem Bericht erstattete, was ihm und den Kindern begegnete, und ihr offenherzig alle seine Anfechtungen gestand. Kaum hatte er jedoch die Feder eingetaucht, als seine Ohren den Laut eines munteren Lachens auffingen, das aus dem Garten her zu ihm drang.

Fräulein Tönnesen! ... durchzuckte es ihn.

Er warf einen Blick durch das Fenster. Da stand sie an der Gartenpforte mit Betty und Pastor Petersen, der zur höflichen Belustigung der Damen mit einem großen Badehandtuch nach den Fliegen schlug. Um nicht gesehen zu werden, zog er sich tiefer in die Stube zurück; und hier drinnen, aus der Dunkelheit heraus, sah er jetzt, wie der Pater Ragnhild galant den Arm bot und sie nach einer Weile wegführte.

Mit einem förmlich gebrochenen Blick starrte er ihnen nach, bis sie beide verschwunden waren. Und plötzlich stürzte er auf die Knie nieder, rang angsterfüllt die Hände über dem Kopf und stöhnte laut:

»Herr, Herr! Ich lasse dich nicht ... ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!«

Zweiter Teil

Es folgten sommerliche Tage mit hohem Himmel, Vogelgezwitscher und Duft von frischgemähten Wiesen.

Jeden Abend lagerte sich am westlichen Horizont ein grauvioletter Nebel, der die Sonne verschleierte, so daß sie schon lange vor ihrem Untergang wie ein dunkelroter Mond unter dem Himmel hing. Und jeden Morgen war das Sandinger Tal ein paar Stunden mit so dichten Wiesendämpfen angefüllt, daß man im Dorfe nicht von einem Gehöft nach dem andern sehen konnte. Dahingegen konnte man aber hören, wie alle Kühe des Tals da draußen in dem feuchten Bad laut brüllten; und es klapperte kein Paar Holzschuhe über einen Hofplatz, es weinte kein Kind bei der Morgenwäsche, ohne daß man es nicht im ganzen Dorf gehört hätte.

Man hatte während dieser Stunden ein Gefühl, als wenn man in eine unterirdische Welt versenkt sei, als taste man sich auf dem Grunde eines graufimmernden Meeres vorwärts, wo sonderbare, riesenhafte Schatten sich plötzlich um einen erhoben und ebenso schnell wieder verschwanden. Selbst ziemlich nahe Gegenstände gewahrte man nur in unklaren, wogenden Umrissen von fabelhafter Form und Größe. Aber oben über den Nebeln verkündeten die Lerchen mit ihrem Tirili, daß es da oben eine Welt gab, wo der Himmel blau war, und wo die Sonne schien. –

Von der Hochschule her war der Morgengesang eben herübergeschallt ... ein Chor von anderthalbhundert kräftigen Mädchenstimmen, begleitet von ein paar tiefen Männerbässen. Jetzt waren die Zöglinge mit dem Reinmachen oben in ihren kleinen, weißgetünchten Dachkammern beschäftigt, die in einer langen Doppelreihe über dem großen Vortragssaal lagen, wie die Zellen eines Klostersganges. Aber selbst diese einfache Arbeit wurde unter Singen und Trällern und froher Erhebung des Gemüts ausgeführt, und als sie beendet war, setzten sich die jungen Mädchen auf den Rand ihrer Betten und umschlangen sich mit den Armen, um Gedanken auszutauschen und einander ihre Herzen auszuschütten ... oder sie stellten sich einsam an die kleinen Fenster und standen da, die Hand unter der Wange, gedankenvoll dem Brüllen der Kühe und dem Klirren der Blecheimer und den andern vielen Lauten lauschend, die aus der geschäftigen, von den wogenden Wiesennebeln ihren Blicken halbverborgenen Welt da draußen – die ihnen auch in anderem Sinne wunderbar fern und unwirklich erschien – bis zu ihnen hinaufdrangen.

Währenddes verbreitete sich das Gerücht, daß in der großen Eckstube, Brejdablik, eine »Klatschversammlung« abgehalten werde. Die Slagelser Natalie hatte wie gewöhnlich die Gemüter in Bewegung gesetzt. Das große, kraushaarige Mädchen ging in der Stube auf und nieder und las mit glühenden Wangen Wilhelm Prams letzte große Rede vor, die in der heutigen Nummer der Hochschulzeitung abgedruckt stand. Ringsumher auf den Betten saßen die Zuhörerinnen und unterbrachen sie mit widerlegenden Zurufen. In dem Zeitungskrieg, der in der letzten Zeit zwischen Wilhelm Pram und dem Hochschulvorsteher Sejling über die Freundesgemeinschaft entbrannt war, hatten nämlich alle andern Zöglinge der Schule getreulich zu ihrem eigenen Vorsteher gehalten. Nur die kleine gutmütige Sophie Landerslev hatte Natalie vorläufig

für ihre Partei gewonnen, aber die hatte sie denn auch derartig entflammt, daß Sophie, wie es hieß, ein feierliches Gelübde abgelegt haben sollte, mit ihrem Verlobten zu brechen, falls er nicht vor Ablauf von acht Tagen den Glauben an die Bibel als offenbarte Schrift abschwur.

Aber nun ertönte die Schulglocke, die verkündete, daß der Vormittagsvortrag beginnen sollte. Alle fuhren in die Höhe, und einen Augenblick später saßen anderthalbhundert junge Mädchen in festlicher Erwartung auf den Bänken unten in dem großen Vortragssaal. Nach Absingung eines Liedes stieg der Lehrer auf das Katheder. Es war der junge Kandidat Schönberg, der seine Vorlesung dänischer Volksmärchen mit dazugehöriger »Auslegung« fortsetzte.

* * *

Es wurde wieder ein schwüler, heißer Tag mit windstiller Luft und durchgehenden Kühn und einem so schimmernd blanken Himmel, als schwitze er. In den Höfen der Bauern breitete sich die Sonne wie ein glühendes Feuer über das Pflaster aus, und drängte den Schatten ganz unter den Dachfirst, wo die Spatzen in einer Reihe saßen und die Federn schüttelten, wie alte Damen, die sich von der Wärme belästigt fühlen. Der Kettenhund lag draußen vor seiner Hütte und streckte alle vier Beine von sich, als sei er tot; die Enten waren nach dem Dorfteich gewatschelt, und die Hühner schliefen stehend unter den Hollunderbüschen. Kein Gepiepse war zu hören.

Nur im Pfarrhausgarten war so viel Schatten, daß die Vögel singen mochten. Aber es war auch einer der guten, alten Pfarrgärten von vier Tonnen Erde mit undurchdringlichen Gebüsch und hundertjährigen Bäumen, unter deren ehrwürdigen Kronen es kühl war, und wo es schallte wie in einer Kirche. Und das Pfarrhaus selbst war einer der jetzt bald verschwundenen Überreste der ländlichen Idylle aus der Vergangenheit, vier lange, niedrige, strohgedeckte Gebäude, die so unansehnlich aussahen, neben den modernen Bauernhöfen, aber deren efeubehangene Mauern und moosbewachsene Dächer den Sinn bezauberten, wie eine Offenbarung aus dem Märchenlande.

Hier wohnte der alte 80 jährige Pastor Momme, der ebenfalls eine ehrwürdige Erinnerung an eine Zeit war, die jetzt den wundervollen Sagen anzugehören schien. Der kleine, zwergartige Mann mit dem schwarzen Samtkäppchen, den langen, silberweißen Nackenlocken, und dem ganzen übrigen Volkshirtengepräge, glich einer Märchengestalt, wenn er da draußen in seinem großen, grünen Garten, einsam träumend im Schatten eines knorrigen Baumes saß. Es war nun auch bald ein halbes Jahrhundert verflossen, seit Pastor Momme seinen Einzug hier in der Sandinger Gemeinde hielt. Ältere Leute konnten sich dessen noch erinnern und erzählten davon. Zuerst geschah es, daß man den alten Pastor Jerrild eines Morgens tot unter der Lampe in seinem eingeräucherten Giebelzimmer fand, wo er seit mehr als einem Menschenalter zwischen den Portweinflaschen vergraben gesessen hatte. Die damaligen Sandinger Bauern hatten ihren Seelenhirten still zur letzten Ruhestätte getragen; und nachdem sie gesagt hatten, daß er nun da liege, wo ihm am wohlsten sei, kehrten sie unbeirrt an ihre tägliche Arbeit zurück. Aber eines Tages, ein paar Monate später, kam ein merkwürdiger Aufzug von den Hügeln im Süden herabgezogen.

Voran schwankten zwei mit Umzugsgut vollbepackte Wagen, und hinterher kam eine alte Mietskutsche, aus deren Fenstern große und kleine Köpfe herausguckten. Oben bei dem Kutscher saßen noch zwei Knaben, die eine flatternde Fahne zwischen sich hielten; und alle riefen sie Hurra vor jedem Hause, an dem sie vorüberrollten. Draußen auf den Wiesen standen die alten besonnenen Sandinger Bauern und starrten – die Augen voller Erstaunen. Und als der Zug bei der Einfahrt in das Dorf in einen dreidoppelten Hurraruf ausbrach, und dann unter Absingung von »Dänemark, herrlichstes Land aller Länder« in den leeren Pfarrhof einbog, sahen sie einander bedenklich über die Gräben hinweg an. Es verging denn auch Jahr und Tag, ehe sie sich mit dem kleinen, lebhaften Pfarrer aussöhnten – dem »Affenpastor«, wie sie ihn zu Anfang geradezu nannten. Das erstemal, als er Einladungen, zu einer »christlichen Gesangsversammlung« in seinem Garten hatte ergehen lassen, war niemand gekommen; man war nicht an andere Versammlungen hier in der Gemeinde gewöhnt, als an Spinnstuben und festliche Gelage, und man war verdrießlich darüber, daß ein Fremder eigenmächtig neue Sitten hier in der Gegend einführen wollte. Allmählich spürte man jedoch, daß der kleine Mann die Ohren hören machte ... bald verlautete es von dem einen, bald von dem andern, daß er angefangen habe, dem Kartenspiel und dem Branntwein zu entsagen und heimlich die Bibelversammlungen im Pfarrhause besuchte. Und nun folgte die große Zeit, die Zeit des Durchbruchs, die Tage des geistigen Erdbebens, wo die Eltern ihren eigenen Nachwuchs verfluchten, und der reiche Ole Vemmelöv seinen Stock auf seiner Frau Rücken zerschlug, weil er eines Tages das neue Gesangbuch in ihrer Kommodenschublade gefunden hatte. Der Widerstand der Alten stärkte nur den Zusammenschluß der Jugend, feuerte ihren Glauben zur Begeisterung an. Weit über die Grenzen der Gemeinde hinaus, bis auf die andere Seite des Fjords, drang die Kunde von der neuen, frohen Botschaft, und von weither kamen die Leute gezogen, um zu hören und zu sehen. Es war, als trüge die Luft selber die Frühlingsbotschaft des Geistes weit über die Lande und rufe die schlummernden Keime aus der Erde wach. Es war eine Zeit des Wachstums, eine Zeit der Blüte, die strahlenden Tage reicher Verheißungen.

Jetzt lebte der alte Pastor Momme einsam und zurückgezogen zusammen mit einer Schwägerin, Fräulein Katinka Gude. Die Zeit war längst vorüber, wo der Sandinger Pfarrgarten eine Rolle in dem Leben der Gegend spielte, wo seine jetzt so wohlgepflegten Gänge und Rasenplätze von schwerfüßigen Volksmassen niedertreten wurden, während schwellender Gesang und begeisterte Rede unter den Baumkronen wiederhallte. So lange war es her, daß man nicht weit davon entfernt war, völlig zu vergessen, daß dieser von Dornen umhegte Fleck heilige Erde für die Freunde der Volkssache war, daß da drinnen unter der großen Blutbuche Grundtvig selber einmal gestanden und sein Evangelium des Lichts verkündet hatte; dort hatte Boten-Bojesen geredet, und Lindberg, Birkedal Svejstrup, Frederik Barfod, Dines Pontoppidan und wie sie nun alle heißen mochten, die in den Fußspuren des großen Sehers gewandelt waren und dem lauschenden Volke seine dunkle Bildersprache ausgelegt hatten.

Ja, die Bevölkerung war sogar nahe daran, Pastor Mommers eigene Existenz aus ihrem Gedächtnis zu verwischen. Gewissermaßen war man ja freilich stolz auf ihn, und bei feierlichen Gelegenheiten liebte man es, ihn zu zeigen und ihm als dem letzten noch lebenden Patriarchen aus den Tagen des volkstümlichen, goldenen Zeitalters zu

huldigen. Aber im übrigen herrschte die einstimmige Meinung, daß er zu alt geworden sei. Man konnte auch wohl Leute sagen hören, daß er ja doch auch nie zu den großen Propheten gehört habe, und es wurde fast als Opfer betrachtet, wenn man hin und wieder einmal in die Kirche ging, um seine Predigt zu hören, in der niemals auch nur die leiseste Andeutung auf die Bibelkritik vorkam, und die auch keine der andern großen Fragen streifte, die jetzt die Gemüter in Erregung versetzten.

Es war nun jedoch keineswegs das Entbehren der Anerkennung, das in den letzten Jahren einen immer tieferen Schatten auf das ehemals so lebhaft und lächelnde Antlitz des Greises geworfen hatte. Er war im Gegenteil dankbar für die Unbeachtetheit, in der er seine letzten Tage verleben durfte. Er hatte überhaupt nie zu denen gehört, die das Bedürfnis empfinden, sich hier in der Welt persönlich geltend zu machen; er hatte zu bescheidenen Gedanken von sich selber und seiner Tätigkeit gehabt, um zu glauben, daß er Anerkennung verdiene. Daher hatte er es auch seinerzeit als etwas ganz Natürliches betrachtet, daß andere und bedeutendere Persönlichkeiten – wie zum Beispiel der alte Hochschulvorsteher – die Führerschaft hier übernahmen, ja, niemand hatte sich in Wirklichkeit mehr als er über den erneuten Aufschwung gefreut, den namentlich die Hochschule durch das bewegte Leben, das sie beständig der Gegend zuführte, in der Gemeinde hervorgerufen hatte.

Aber Pastor Momme war in des Wortes schwerster Bedeutung satt von Tagen. Er fühlte es tiefer, als sonst irgend jemand, daß er sich selbst überlebt hatte und ihm nun das traurige Los zuteil wurde, das Urteil über sein Leben und seine Zeit zu erleben. Und der Kummer, der sein Alter verfinsterte, war, daß er jetzt – in seinem achtzigsten Jahr – angefangen hatte, seinen freudigen Glauben an die Sache zu verlieren, der er das Werk seines Lebens geopfert hatte. Er hatte es sich selbst lange nicht eingestehen wollen; er hatte sich seine Anfechtungen vorgeworfen, sich einen schwachköpfigen Greis genannt und versucht, sich mit den Worten des Liedes zu trösten, daß »junge Augen doch besser sehen«. Aber er hatte sein bekümmertes Herz nicht beruhigen können. Die Jugend, die er um sich her aufwachsen sah, die Gedanken und Gefühle, die jetzt das Volk beherrschten... das war gar nicht so eine Ernte, wie er sie von der reichen Aussaat des Geistes erwartet hatte. Am allerbittersten war es für ihn, Zeuge zu sein, wie der alte Widersacher der freien Kirche, der lichtscheue und lebensfeindliche Pietismus, den er für alle Zeiten überwunden zu haben glaubte, jetzt seinen Siegeszug durch das ganze Land machte. Wenn er in den Zeitungen von der neuerwachten Begeisterung las, mit der man sich fast überall um die Verkünder des Finsterglaubens scharte, wenn er hörte, daß sogar Leute hier aus seiner eigenen Gegend mitten in der Nacht aufstanden und Wind und Wetter auf dem Fjord trotzten, um hinüberzukommen und den Höllenprediger drüben in Vejlbj zu hören, – ganz wie man seinerzeit von *dadrüben* her nach Sandinge herübergezogen war, um sich an dem Evangelium des Lichts und der Freiheit zu erbauen – da packte ihn ein niederdrückendes Gefühl, daß alle Kämpfe des menschlichen Geistes für die Erkenntnis der Wahrheit ein fruchtloses Auf und Nieder seien, daß Gott in seiner Unsichtbarkeit allen Nachstrebungen spottete und alle Türme von Babylon umstieß, bis die Stunde der Ewigkeit schlug.

Ihm war jetzt nur noch die *Hoffnung* der Enttäuschten: das andere Leben, geblieben. Daher war er so dankbar für die Unbemerktetheit, in der er leben durfte. Hier in dem dornenumhegten Frieden seines Gartens, nur wenige Schritte von dem Ort entfernt, wo

sein Grab gegraben werden sollte, fühlte er sich bereits halb der Welt der Geister zugehörig. Und nun saß er da, an diesem sonnigen Nachmittag, in Gedanken versunken unter der erinnerungsreichen Blutbuche. Seine Hände lagen gefaltet im Schoß, und er hatte die Augen geschlossen, um die Seele mit ihren überirdischen Träumen allein zu lassen.

Eine Strecke von ihm entfernt ging seine Schwägerin auf dem Kieswege an der Gartenhecke entlang auf und nieder. Fräulein Katinka Gude war – ebenso wie Pastor Mommers verstorbene Frau – eine Halbschwester von Frau Lene Gylling, mit der sie jedoch keine besondere Ähnlichkeit hatte. Man konnte sich sogar keine größeren Gegensätze denken, als die schöne, lächelnde, von allen bewunderte Witwe und diese unansehnliche, ein wenig gekrümmte alte Jungfer mit dem kleinen, grauen Affenkopf, dem bösen Gesichtsausdruck, und den ewig geschäftigen hölzernen Stricknadeln.

Fräulein Katinka war von Kindesbeinen an das Aschenbrödel der Familie gewesen, an die man nur bei Krankheitsfällen oder bei anderen ähnlichen Gelegenheiten dachte, wo man Verwendung für Treue und zuverlässige Hilfe hatte. Namentlich hier in Pastor Mommers ehemals so großem und unruhigem Haushalt hatte man beständig Zuflucht zu ihrem Beistand nehmen müssen, so daß sie – obwohl niemand außer ihr es wußte – in Wirklichkeit ihre meiste Zeit im Sandinger Pfarrhaus verbracht hatte. Ganz teilnahmslos gegenüber der geistigen Bewegung um sie her, außer insofern, als sie jeden Augenblick das Haus mit lärmenden Gästen füllte, hatte sie geräuschlos die Arbeit des Tages für ihre schwächliche und von höheren Gedanken in Anspruch genommene Schwester getan, bis sie bei ihrem Tod und der Verheiratung der Kinder die Leitung von des Schwagers Hausstand übernahm und bald seine einzige Stütze wurde.

Auch jetzt, während sie da auf dem Gartenwege auf und nieder ging und strickte, richtete sie ein wachsames Auge auf den Alten, dessen Gestalt dort auf der Bank unter der Blutbuche mehr und mehr zusammensank. Schließlich ging sie zu ihm heran, und sagte in der stoßweisen, kurzen Weise, die ihr eigen war:

»Momme ... du solltest nicht ... dasitzen und schlafen. Warum gehst du nicht ... hinein und legst dich ein wenig hin?«

Der Alte war wirklich in einen leichten Schlummer gefallen. Er sah sich mit seinen verblaßten Augen um, als müsse er sich erst darauf besinnen, in welcher Welt er erwacht sei.

»Ja, – ich glaube auch, daß ich ein wenig hineingehen will!« erwiderte er und legte die Hände auf die Bank, um sich zu erheben.

»Komm – laß mich dir helfen«, sagte Fräulein Katinka.

»Danke, Cäcilie!... was erzähltest du doch von unserm Frederik?«

Der alte Mann war noch ein wenig verwirrt nach dem Schlaf. Er glaubte, er spräche mit seiner verstorbenen Frau und kam nicht eher ganz wieder zu sich, als bis sie in die Zimmer gelangt waren.

Als Fräulein Katinka den Alten zur Ruhe gebracht hatte, kehrte sie in den Garten zurück, wo sie jeden Nachmittag ihren genau abgemessenen Spaziergang machte – zwanzig mal auf und nieder an der Dornhecke entlang. Außerhalb des Pfarrgartens ließ sich die alte Dame nur selten blicken, und wenn es geschah, erregte ihre kleine,

eingeschrumpfte Gestalt eine nicht gerade schmeichelhafte Aufmerksamkeit unter der Bevölkerung des Dorfes. Selbst die Bauerfrauen konnten nicht umhin, den Mund zum Lächeln zu verziehen, wenn sie sie in einer kurzen, von Alter grünlichen Mantille, in Kapuze mit getolltem Strich und flachen, vollkommen absatzlosen Gamaschenstiefeln, die an der Seite geschnürt waren, ansteigen sahen.

Fräulein Katinka war die Wertschätzung ihrer Person seitens der Leute keineswegs unbekannt; aber sie fand sich mit ihrer gewöhnlichen Kaltblütigkeit darein. Sie hatte überhaupt keine so große Achtung vor ihren Mitmenschen, daß sie sich von ihrem Urteil anfechten ließ. Namentlich hatte der Kreis, in dem sie hier hatte leben müssen, und das große religiöse Volksschauspiel, das sie vor ihren Augen hatte aufführen sehen, keineswegs vermocht, ihr Respekt einzuflößen. Dazu hatte ihre untergeordnete, halb dienende Stellung im Hause der Schwester ihr zu oft Gelegenheit gegeben, sich ungeachtet zwischen den Kulissen zu bewegen und dort Zeuge zu sein, mit welcher Routine gefeierte Glaubenshelden die Rednerwürde anlegten oder sich der leidenschaftlichen Ekstase entkleideten, und wie geschickt der Neid und die Habsucht und die persönliche Eitelkeit sich auch unter den Gläubigen als Unerschrockenheit, Selbstaufopferung und heiligen Eifer zu maskieren verstanden.

Überhaupt war sie keineswegs so blind oder so unberührt durch das Leben gegangen, wie sie sich selber stets den Anschein gab, und wie es die Leute daher im allgemeinen glaubten. Aber ihre Natur hatte ihr nicht erlaubt, die Hände in den Schoß zu legen. Obgleich ihr Herz sie eigentlich gar nicht dazu antrieb, war sie beständig, wie von einem Instinkt getrieben, Samariterdienste bei ihrer Umgebung zu übernehmen ... und es waren stets der Hilflosen genug auf ihrem Wege gewesen, genug der Armen, die auf den bewegten Wassern der Zeit Schiffbruch gelitten hatten.

... Auf einmal ließ sie ihre Stricknadeln ruhen, erhob den Kopf und lauschte. Sie meinte bestimmt, die Gartentür knarren gehört zu haben.

Ganz recht! Da hinten am Ende des Ganges kam ein langer, kopfhängerischer Bauersmann geschlichen. Die Runzeln in ihrem grauen Gesicht zogen sich zu einer Art von Lächeln zusammen, als sie Weber Hansen erkannte. Nun, der sollte willkommen sein.

»Guten Tag«, sagte sie mit einem schnellen Kopfnicken, aber ohne die Hand zu geben, als der Weber bis zu ihr herangekommen war, und sie begrüßt hatte. »So sind Sie ... heute ... hier herübergekommen, Jens Hansen? Haben Sie hier etwas zu tun?«

»Ach ja, was hat man ja immer auf Händen«, sagte er zögernd. »Und weil ich hier nu doch mal im Dorf war, da dacht' ich, ich wollt' Fräulein doch gleich 'n Besuch auch machen.«

»Na ja, das ist gut, Jens Hansen. Es ist auch ... solange her ... seit Sie hier waren. Kommen Sie, setzen wir uns.«

Sie nahmen in der Laube Platz. Fräulein Katinka setzte sich auf die Bank dadrinnen. Der Weber auf einen Gartenstuhl ganz in der Nähe des Einganges.

Weber Hansen war zurzeit ein einsamer Mann. Die Führerstellung drüben in Skibberup und Vejlby hatte er wieder einmal ganz verloren. Es war ihm abermals so gegangen wie damals, als er Emanuel Hansted benutzt hatte, um Propst Tønnesen

wegzuschaffen: die bösen Mächte, die er mit schlauer Berechnung heraufbeschworen, hatte er nicht rechtzeitig meistern können. Die Bewegung, die er mit so vieler Umsicht wachgerufen, um seine Pläne zu fördern, hatte sehr bald eine viel größere Geschwindigkeit angenommen, als er gewünscht und berechnet hatte, und ehe er es ahnte, war er selbst zu Boden gerissen worden.

Fräulein Katinka hatte immer eine ganze Menge für diesen, von den meisten so hart beurteilten Mann übriggehabt. Welcher Art seine Pläne eigentlich waren, wußte sie ebensowenig, wie alle anderen – und es interessierte sie auch nicht. Aber es gewährte ihr eine Zerstreung, hin und wieder einmal mit ihm zu plaudern, weil er, wie es ihr schien, die Regungen des Lebens ungefähr mit demselben nüchternen Blick betrachtete wie sie. Sein Mißtrauen, sein geheimnisvolles Wesen, seine nüchterne, schlaue, kaltsinnige Berechnung, seine Vorliebe, sich in aller Geschwindigkeit durch Kniffe und Verstellung vorwärtszuschleichen und zu lauern, statt das Schwert mit offener Stirn zu schwingen ... dies alles stieß sie nicht ab, ja, es sagte ihr beinahe zu, als Beweis für eine ungewöhnlich verständige Auffassung des Lebens und der Menschen.

»Nun ... was gibts denn Neues ... drüben auf Ihrer Seite?« stieß sie hervor, als sie eine Weile schweigend einander gegenübergesessen hatten.

»Ach nein, so was Eigentliches is ja nich' passiert. Es geht all' so seinen ebenen Gang. Wir haben ja immer recht reichlich von Teufelsschnack und Schwefelgestank, so daß man manchmal meinen könnt', die Hölle brenne einem durch die Holzschuhe, übrigens haben wir nu' auch 'ne neue Religion bei uns gekriegt.«

»So,« murmelte Fräulein Katinka. »Wie heißt denn die Religion?«

»Ja, das sind ja diese Damgaardianer!«

»Was ist denn das? ... Damgaardianer? Von denen hab' ich denn doch wohl noch nich' gehört.«

»Ach ne... das will ich gern glauben. Denn die sind ja auch noch nich' recht trocken hintern Ohren. – – Die hat übrigens dieser Niels Nilsen ... oder Niels Damgaard, wie er sich ja gern nennen läßt,... erfunden. Er war 'ne Zeitlang Knecht bei Emanuel Hansted, un er hat ja nu immer so viel mit Zeitungslesen und Schreiberei in Zeitungen vorgehabt. Und nu is er ja Missionsredner geworden un hat ümmer gesessen un studiert. Und da hat er denn kürzlich diese Religion gemacht, die übrigens ganz ausgezeichnet sein soll ... das hab ich mehr als einen sagen hören.«

»Aber was ist denn das Neue dabei?«

»Ja, sehen Sie, das kann unsereins ja nicht wissen. Aber ich glaub' nu, es is' was mit den Einsetzungsworten der Taufe, was er anders haben will.«

»Ja, der liebe Gott ist ein geduldiger Mann«, sagte Fräulein Katinka.

»Da haben Sie 'n wahres Wort gesagt, Fräulein Gude«, stimmte ihr der Weber zu und versank einen Augenblick in sinnendes Schweigen.

Bald umspielte aber das schiefe Lächeln seinen Mund wieder und er sagte:

»Aber wie geht es denn eigentlich mit Eurem eigenen neuen Propheten? denn wir haben natürlich auch dies und das drüben bei uns davon gehört. Un es is ja ganz

sonderbar, was sie so erzählen. Er soll ja geradezu angefangen haben, Wunder zu tun.«

»So—o? Ja, davon hab' ich nichts gehört.«

»Ja, ja – er hat doch wenigstens diese schwarze Trine, wie Ihr sie nennt, gebändigt ... das muß man doch beinah' ein Wunder nennen, sollt' ich meinen. Und denn is da ja so 'n alter Mann unten in' Dorf, den soll er von seiner Trunksucht geheilt haben ... und das bloß, indem er eines Abends an ihm vorbeigeht un nich' mal ein einziges Wort sagt.«

»Ja, so was wird ja erzählt.«

»Ja – wahrhaftig! – es sind sonderbare Zeiten, in denen wir leben, Fräulein Gude! Man scheuert sich den Kopf un weiß manch' liebes Mal gar nich' mehr, was man denken soll.«

Sie sprachen von Emanuel. Er hatte sich nun einige Wochen in der Gegend aufgehalten und war in dieser Zeit zum allgemeinen Unterhaltungsstoff geworden, – ja, trotz der Zurückgezogenheit, in der er beständig lebte, war er auf dem besten Wege, einen förmlichen Aufstand in gewissen Teilen der Bevölkerung hervorzurufen. Zu Anfang war man wohl im Grunde am meisten geneigt gewesen, über das klösterliche Leben zu lächeln, das er führte, und das, wie man erzählte, sogar so weit ging, daß er gewisse Tage der Woche fastete, um den Versuchungen der Sünde zu widerstehen. Auf der Hochschule munkelte man geradezu, daß er ganz verrückt geworden sei. Aber dann geschah es, daß die schwarze Trine eines Sonntags zum allgemeinen Erstaunen in der Kirche erschien, ja sogar zum Tisch des Herrn ging; und bald darauf verbreitete sich das Gerücht, daß Emanuel Hansted teil an dieser merkwürdigen Bekehrung gehabt hatte. Von diesem Augenblick an schlug die Stimmung an vielen Orten um. Es stellte sich heraus, daß namentlich unter den kleinen Leuten, und insonderheit unter den armen Fischern unten im Dorf, die bisher von der geistigen Bewegung der Gegend ganz unbeeinflusst geblieben waren, viele unter dem Banne dieses sonderbaren Fremden standen, der sein Leben freiwillig den Demütigungen und der Entehrung der Armut preisgab. Er hatte sich zuweilen in Unterhaltung mit ihnen eingelassen, wenn sie am Strande standen und ihre Netze trockneten, und obwohl sie seine Rede nicht immer verstanden, hatten allein seine sonderbare Erscheinung und die Milde in seinem Blick und seinem Ton ein eigenartig schwindelndes Gefühl in ihnen hervorgerufen, als seien sie mit dem Übernatürlichen in Berührung gekommen. Auch die Kranken in der Gegend, und namentlich die Ärmsten unter ihnen, hatte er oft besucht, jedoch nicht, um sie zu trösten. Wenn er an ihren Betten saß, sprach er von ihrer Krankheit als von einer großen Gnade und nannte ihre Leiden »Liebkosungen Gottes«, für die sie froh und dankbar sein müßten. Besonders viel war in letzter Zeit von seinem wunderbaren Einfluß auf eine Frau in den mittleren Jahren geredet worden, die an Magenkrebs litt, und deren Jammergeheul man des Nachts bisher durch das ganze Dorf hatte hören können. Jetzt, nachdem Emanuel sie einige Male besucht hatte, war nicht nur dies unheimliche Geschrei verstummt, sondern Leute, die an ihrem Fenster vorübergingen, konnten sie im Bett Lobgesänge singen hören, deren Jubel sich mit den Leiden steigerte.

»Wollen Sie denn nicht hin und diesen Herrn Hansted besuchen?« fragte Fräulein Katinka. »Sie waren ja seinerzeit so gut mit ihm bekannt.«

Die rottränderigen Augen des Webers schielten mit einem forschenden Blick zu ihr hinüber.

»Ach, was sollt' da woll weiter bei rauskommen. – Aber was meinen Fräulein Gude, daß er sich dabei denkt?«

»Das weiß ich wirklich nicht.«

»Ob er auf diese Freundesversammlung spekuliert, die hier abgehalten werden soll?«

»Ich weiß es nicht!«

»Am Ende will er bei der Gelegenheit reden?«

»Das kann ja sein.«

»Fräulein Gude haben also gar nichts davon gehört?«

Sie fingen an, über die bevorstehende Versammlung zu reden, und der Weber fuhr unermüdlich fort, sie darüber auszuforschen, was sie von den Vortragsthema und von den Rednern wußte; ob die ersteren schon bestimmt seien, ob das Wort frei sein werde usw. Schließlich zog er eine zusammengelegte Zeitung aus der Brusttasche, saß eine Weile da und glättete sie mit der Hand und sagte dann schließlich:

»Da is nu etwas, um was ich Fräulein Gude gern bitten wollt'!«

»Was ist es denn, Jens Hansen?«

»Ja, sehen Sie, da is ein kleines Wort hier, was ich nich' versteh! Es is woll lateinisch, denk' ich mir. Will Fräulein so gut sein un mal hersehen? ... Ich hab' es mit einem Daumnagel angekratzt.«

Er reichte ihr das Blatt.

»Utopie –«, las Fräulein Katinka. »Ist es das – das Wort?«

»Ja, Utopie, ja. Was bedeutet das eigentlich, wenn ich fragen darf!«

»Das bedeutet so ein ... Traumbild ... etwas Unerreichbares und dergleichen.«

»Traumbild? Ach so! Ja, das hab' ich mir auch gedacht! ... Utopie ... so. Ja, denn bedank' ich mich vielmals, Fräulein Gude«; sagte er und barg die Zeitung wieder sorgfältig in der Brusttasche.

»Warum liegt Ihnen denn eigentlich so viel ... an dem Wort ... Jens Hansen?«

»Ach, ich wollt' man doch gern wissen, was es zu bedeuten hat, will ich Ihnen sagen, Fräulein Gude!«

»Ja ... aber haben Sie ... einen bestimmten Zweck damit?«

»Ach, sehen Sie, ich dacht' ja, daß es nie schaden kann, wenn man weiß, was das is, was man liest.«

»Aber Sie werden sich doch wohl auch gedacht haben, es zu benutzen, ... da Ihnen so sehr daran gelegen ist ...«

»Ja, nu wird es woll Zeit, daß ich nach Hause komme«, sagte der Weber und stand auf, als habe er ihre Frage überhört: »Ja, dann bedank' ich mich auch vielmals bei Fräulein Gude.«

Fräulein Katinka lachte innerlich. Sie kannte den Weber hinreichend, um zu wissen, wie fruchtlos es sein würde, den Versuch fortzusetzen, seinen Gedanken auf die Spur zu kommen.

»Adieu, Jens Hansen«, sagte sie deshalb und gab ihm diesmal die Hand.

Emanuel trat eines Nachmittags aus seinem kleinen Garten unten am Strande heraus. Einen Augenblick stand er da und starrte in Gedanken versunken über das Meer; dann ging er langsam weiter, auf die hohen Heidehügel im Westen zu.

Er wurde schweigend von der kleinen Sigrid beobachtet, die unter einigen Büschen am Meeresdeich auf der Lauer gelegen und den Augenblick abgewartet hatte, wo er seinen Nachmittagsspaziergang antrat. Als sie ihn nicht mehr sehen konnte, stand sie schleunigst auf, stellte sich genau so auf, daß ihr Gesicht der Sonne zugewandt war, und fühlte gleichzeitig in ihre Kleidertasche.

»Das stimmt«, sagte sie halblaut.

Jetzt wußte sie Bescheid! Regelmäßig jeden Nachmittag ging der Vater die Mutter und die Großmutter besuchen.

Mit glühenden Wangen setzte sie sich auf den Deich und verfiel in Sinnen.

Von dem Tage an, da sie hierhergekommen, hatte sich die stets wirksame Einbildungskraft des rastlosen Kindes mit der Mutter beschäftigt. In Kopenhagen, wo immer so vielerlei war, was sie ablenkte, konnten oft mehrere Tage vergehen, ohne daß sie an sie dachte. Hier draußen dahingegen hatten die Umgebungen täglich ihre Erinnerung an das alte Heim wachgerufen, und sie hatte sich schließlich in die Überzeugung hineingelebt, daß die Mutter hier irgendwo in der Nähe sein müsse. Jedes Mal, wenn sie eine fremde Frau draußen auf dem Wege daherkommen sah, hielt sie pochenden Herzens mit ihrem Spiel inne in dem festen Glauben, daß sie es sei. Vom Morgen bis zum Abend erwartete sie ihr Kommen, das die Tante ja verheißen hatte. Mit all ihrer Erfindungsgabe hatte sie es versucht, die Dienstmädchen und alle anderen, mit denen sie in Berührung kam, über den Aufenthaltsort der Mutter und den Grund ihres Ausbleibens auszuforschen. Aber sie hatte nichts zu wissen bekommen.

So hatte sie sich gestern bei der alten Kuchenfrau Ellen angeschmeichelt, die ihr endlich verraten hatte, daß die Mutter nicht weit von hier wohne, nämlich bei der Großmutter, die krank sei, und bei der sie bleiben müsse, um sie zu pflegen. Auf ihre weiteren Fragen hatte sie erfahren, daß das Haus der Großmutter in der Richtung liege, wo die Sonne untergehe... das heißt, ein wenig seitlich davon ... nicht nach der Seite hin, wo die Kleidertasche saß, sondern nach der anderen. Aber auch gerade nach der Richtung hin war der Vater jetzt gegangen.

Also war es nun ganz gewiß, daß die alte Ellen die Wahrheit geredet hatte.

Sie blieb auf dem Deich sitzen, den Kopf in den Händen, und verlor sich in Grübeleien. Und nun reifte in ihr ein Beschluß, der sie seit dem vorhergehenden Tage ganz erfüllt, ja sie sogar einen Teil der Nacht wachgehalten hatte. Sie wollte eines Tages hingehen und die Mutter besuchen, ohne daß es jemand wußte. Jetzt kannte sie ja den Weg und konnte nicht fehl gehen. Dagny sollte auch mit, wie sehr sie auch brüllen mochte. Und die Puppe Liese sollte mit, und all' ihr Zeug sollte gewaschen und gerollt werden, damit sie recht hübsch war! ... Die Mutter würde sich schon freuen,

wenn sie kamen. Aber am allermeisten sehnte sie sich beinahe nach der Großmutter, die krank war. Und auch nach Treu sehnte sie sich und nach der roten Katze und dem alten Großvater. Denn es war sicher nicht wahr, was Ellen erzählt hatte, daß er tot war.

... Emanuel hatte währenddes seine Wanderung am Strande entlang fortgesetzt. Der Himmel bewölkte sich im Laufe des Nachmittags ein wenig, und das Meer war förmlich nervös unruhig, obwohl die Luft ganz still war.

Unten am Strande um ein heraufgezogenes Boot stand eine Schar von Fischern, die in stummer Ehrfurcht ihre Köpfe entblößten, als er in weiter Entfernung an ihnen vorüberging. Einer von ihnen, ein kleines, altes Männchen, dessen viele starke Farben im Gesicht darauf hindeuteten, daß er nicht immer zu den Freunden der Mäßigkeit gehört hatte, blieb sogar mit dem Hut in den zitternden Händen stehen; und alle starrten sie ihm nach, während er sich langsam, auf die großen Heidehügel zuschreitend, entfernte.

Emanuel hatte in der letzten Zeit noch einsamer und zurückgezogener als bisher gelebt. Es gab Tage, an denen er – gerade auf Grund der Ehrerbietung, die man ihm erwies – gleichsam den Anblick von Menschen scheute. Er wußte nur zu gut, daß er eine solche Ehrfurcht nicht verdiente, und daß er gar weit davon entfernt war, die Vollkommenheit zu erreichen, die man ihm offenbar zumaß. Ach, noch hatte ihn die Welt mit einem handfesten Griff gepackt! Noch mußte er täglich mit den Anfechtungen des Verstandes kämpfen; noch war jede Nacht ein aufreibender Kampf mit den Träumen des Fleisches! Und noch erfaßten ihn Mutlosigkeit und irdische Sorgen, ängstigte er sich namentlich der Kinder und ihrer ungesicherten Zukunft halber, nachdem sein Vater endlich Ernst mit seiner Drohung gemacht und ihm jede Unterstützung entzogen hatte.

Er war deswegen jetzt zu dem Entschluß gelangt, aufzubrechen und von hier fortzuziehen. Trotz des Versprechens, das er sich selbst und Hansine gegeben, ihr Zusammenleben nicht zu erneuern, ehe sein Herz geläutert sei, wollte er nun mit den Kindern zu ihr hinüberreisen, um in Glauben und Hoffnung das Heim wieder aufzubauen. Er hatte schon vor mehreren Tagen an Hansine darüber geschrieben, und obwohl er ihre Antwort noch nicht erhalten, zweifelte er nicht daran, daß sie verstehen würde, wie sehr er ihres Beistandes bedurfte ... daß sie nun Hand in Hand den letzten entscheidenden Kampf um seine Befreiung auskämpfen mußten.

Er wollte nicht einmal die Versammlung in der Hochschule abwarten, so wie das ursprünglich sein Plan gewesen war. Trotz allem, was Gott in seiner Gnade ihm hier auszurichten vergönnt hatte, er hatte nicht den Mut, dies als Ermächtigung zu betrachten, in Seinem Namen zu reden. Er mußte demütig vor sich selber bekennen, daß er ein zu zerbrechliches Gefäß, ein zu schwacher Geist war, um Gottes Dolmetscher, das Flammenschwert seines Zornes, die rufende Stimme der Barmherzigkeit in der Wüste zu sein. Aber er wollte deswegen nicht klagen. Froh und dankbar wollte er sein Leben verbringen, in stiller Abgesondertheit, ungekannt von den Menschen, nur von Gott gekannt, von der Welt vergessen, verweht als namenloses Blatt, als klangloser Ton.

... Er war die Heidehügel hinaufgestiegen und hatte den letzten, äußersten Gipfel erreicht, von wo aus man die weite Aussicht über den Fjord bis an die Küsten drüben

auf der anderen Seite hatte. Hier blieb er an dem großen, kreuzförmigen Seezeichen stehen, unter dem er jeden Nachmittag gestanden und nach dem heimischen Ufer hinübergesehen hatte, seine Sehnsucht nach Hansine erneuernd. Mit heftig pochendem Herzen starrte er hinüber nach dem fernen Lande, das in dem goldenen Sonnennebel des Nachmittags sich wie ein luftiges Traumbild über dem Fjord erhob.

Ja, er mußte jetzt fort ... fort aus der Einsamkeit hier und den Schlingen des Mißmuts; ... fort auch von ihr, dem bösen Geist seines Lebens, die wieder und wieder seine Wege gekreuzt hatte, wie die verummte Versucherbotschaft der Sünde ... dies schamlose Weib mit ihrem geistlichen Galan, in deren Nähe es war, als blase einem die Lust selbst dämonische Fleischeslüste ein. Ja, er sehnte sich heim ... heim zu dem Frieden und der Geborgenheit und dem Ausruhen bei ihr, dem guten Engel seines Lebens, der seinen Fuß stets auf den rechten Weg geleitet, ihn stets gestützt hatte, wenn er gestrauchelt war, der ihm stets sein Antlitz abgewandt hatte, wenn er versagt hatte. Sie fanden wohl eine Lehmhütte und einen Streifen Landes da drüben am Strande, wo sie ihr Leben fristen konnten. Er wollte nicht sorgen. Er war ja noch jung und stark. Seine Arme hatten es nicht verlernt, mit Hacke und Spaten zu kämpfen. Noch war die Haut in seinen Händen hart von der siebenjährigen Arbeit auf dem Felde und in der Scheune. Ja, jetzt sollte es geschehen! Jetzt wollte er sein gesunkenes Haus wieder aufrichten zur Ehre Gottes! Vogelfrei wollten sie hinter dem Heidehügel bauen und wohnen, und ihr Lobgesang sollte sich bis zu den Wolken aufschwingen, wie die Lerche an einem goldenen Sommermorgen. Ach – es war, als tönten Harfen in seinem Innern, wenn er daran dachte! Ein Wonneklang, ein Freiheitsjubel schwoll und stieg in seiner Brust. Er fürchtete sich nicht! Was bedeuteten denn Armut, Hunger, Leiden – –?

Vater unser, Wort des Herrn,
Deckt mit des Gebetes Macht
Allen Christen ihren Tisch,
Stellt ums Heim die Engelwacht.

Sei die Stube noch so eng,
Wölbt sie hoch der Dankgesang,
Jesu Leiden, Jesu Namen,
Preisen wir mit hellem Klang.

* * *

Vater Rüdesheimer und Fräulein Ragnhild kamen in diesem Augenblick in lebhafter Unterhaltung über die Heide gegangen... er mit seinem breitrandigen Strohhut, eine große Rose im Knopfloch, sie in einem hellgeblühten Kleide, das sie sorgfältig über den Lackschuhen in die Höhe nahm, damit es nicht an den Heidekrautbüscheln hängen bleiben sollte.

Es war das erstemal, daß sie sich in diese Einöde hinauf gewagt hatte, und sie konnte nicht umhin, sich ein wenig unheimlich zu fühlen, in dieser großen, schweigenden, düstern Einsamkeit, wo der Sommerwind mit einem gespensterhaften Raunen sein Wesen trieb.

»Hier ist es wirklich gräßlich!« sagte sie jeden Augenblick. »Wenn man abergläubisch wäre, würde man doch nicht daran zweifeln, daß hier die Wohnung aller bösen Geister ist ... Und dann wimmelt es hier natürlich von Nattern und Ottern und Eidechsen und von allem möglichen greulichen Gewürm. Ich habe die ganze Zeit ein Gefühl, als wenn mich etwas in die Beine bisse.«

Trotzdem hatte sie selbst diesen Spaziergang hierher vorgeschlagen. Der Pater, der ihren Abscheu vor dem kannte, was sie die Natur im Adamskostüm zu nennen pflegte, war ganz erstaunt, als sie bei der Beratung über den Ausflug des Tages plötzlich ausgerufen hatte: »Heute wollen wir nach der äußersten Thule!« Das Geheimnis war, daß sie einen Augenblick zuvor von ihrem Fenster aus Emanuel nach den Hammerhügeln hatte gehen sehen; und da man ihr erzählt hatte, daß er täglich da hinaus ging, und oft Stunden, ja halbe Tage fort war, so hatte sie dem Wunsche nicht zu widerstehen vermocht, zu erfahren, was er eigentlich da oben in der Einsamkeit zwischen den Geistern der Finsternis und des Aberglaubens vornahm.

Die Unterhaltung zwischen ihr und dem Pater hatte sich denn auch fast während des ganzen Spazierganges um ihn gedreht. Freilich hatte der Pater – wie er das zu tun pflegte – versucht, dies Thema zu umgehen, indem er sich jeden Augenblick in allgemeine Betrachtungen verlor. Er hatte angefangen, Anekdoten und muntere Erlebnisse aus dem Kopenhagener Gesellschaftsleben zu erzählen; aber mit gewohnter Gewandtheit verstand Fräulein Ragnhild es, die Unterhaltung immer schnell und natürlich auf den ursprünglichen Ausgangspunkt zurückzuführen.

»Was muß ich übrigens von Ihnen hören?« sagte sie so, nachdem der Pater sie eine Zeitlang mit einer Erzählung von seinem Abschiedsbesuch bei dem alten Etatsrat Hansted unterhalten hatte, wobei er das Malheur gehabt hatte, auf den neuen Kultusminister zu stoßen, der ihm genau zweiundeinhalb Finger hingehalten. – »Sie sind so eine Art Mittler bei den letzten Unterhandlungen zwischen Pastor Hansted und seiner Familie gewesen.«

»Wieso? ... Unterhandlungen?«

»Ja, Frau Torm erzählte mir neulich, Sie wären Etatsrat Hansteds Vertrauter nach dieser Richtung hin geworden.«

»Hm! Hat Ihnen Frau Torm das erzählt? Nun ja – ehe der Etatsrat nach Karlsbad abreiste, bat er mich allerdings mit dem Sohn zu sprechen, um noch einmal den Versuch zu machen, auf seinen unglückseligen Entschluß einzuwirken. Das ist das Ganze!«

»Dann kann man eigentlich nicht sagen, daß Sie Glück gehabt haben!«

»Nein, leider nicht! Das kann man nicht sagen. Nun – also, was ich Ihnen von dem jungen Menschen erzählen wollte, der momentan den Posten eines Kultusministers bekleidet –«

»Also nicht einmal *Ihre* Überredungsgaben haben etwas auszurichten vermocht! Denken Sie nur! ... Und jetzt hat der Etatsrat sich ja obendrein geweigert, ihn länger zu unterstützen. Nun! Das muß man Herrn Hansted wenigstens lassen, Methode ist in seiner Verrücktheit! Ich bin überzeugt, es ist sein erhabenes Märtyrerverziel, einmal mit seiner Familie im Armenhaus zu enden.«

Der Pater sah sie einen Augenblick mißbilligend an. Dann sagte er mit dem tiefen, finstern Ernst, den er vorübergehend offenbaren konnte:

»Fräulein Tönnesen ... die Sache erscheint mir übrigens ein wenig zu ernsthaft, um damit Scherz zu treiben.«

»Das finde ich nämlich auch,« entgegnete Fräulein Ragnhild, verletzt durch den herausfordernden Ton. »Wir sind jeden Tag von so viel langweiliger Philisternvernunft umgeben, daß es wirklich gut tut, einmal einen Menschen zu treffen, der Mut hat, seiner eigenen Lust zu folgen, ohne zuvor ehrerbietigst die öffentliche Meinung um Erlaubnis zu ersuchen.«

»Hm! ... meinen Sie das wirklich, Fräulein Tönnesen! Ich bin nun freilich etwas anderer Meinung. Ich bin durchaus nicht fähig, einen Leichtsinn zu entschuldigen, geschweige denn, mich dafür zu begeistern, nur weil er größer ist und gefährlicher als das, wovon wir gewöhnlich bei unsern Mitgeschöpfen Zeuge sind. Ich weiß ja sehr wohl, daß Verständigkeit in diesen Tagen der großen Gefühle gerade nicht sehr hoch im Kurs steht. Der Held unserer Zeit ist der Konfusionsmacher, der überall mit der Stirn gegen die Wand rennt, und schließlich den Hals bricht, indem er über die eigenen Beine fällt – was man dann poetisch sein tragisches Schicksal nennt. Sich vorzusehen, seine Augen und Ohren zu benutzen, und sich eine Sache überlegen, ehe man handelt ... das alles ist etwas, was der wahren Männlichkeit unwürdig ist, und was man mitleidig Krämerseelen und Spießbürgern überläßt. Ist es nicht so?«

»Die goldene Mittelstraße wandern – die besser ist als alle andern –« deklamierte Fräulein Ragnhild. »Heißt es nicht so in dem wunderschönen Lied, das Sie mir zu zitieren pflegen?«

»Freilich – gewiß!« entgegnete der Pater mit aufquellender Wärme. »Ich halte es wirklich für eine höchst nützliche Lehre, die man heutzutage, wo wir alle eine krankhafte Neigung haben, uns zu Ausnahmen und interessanten Individuen zu machen, gar nicht genug predigen kann. Auf Kosten des Allgemein-Menschlichen pflegen wir sorgfältig unsere kleinen Eigentümlichkeiten, züchten mit Fleiß irgendeine kleine Eigenheit oder eine fixe Idee groß, aus reiner Furcht, so zu werden, »wie alle anderen Menschen« – das Schlimmste, was man sich denken kann. Wir müssen absolut etwas für uns sein, müssen selbständig sein, ein Sondergepräge haben, wie es heißt. Die Zeit der Dogmen ist ja vorüber! Jeder, der nicht für ein Rindvieh gelten will, muß seine Privatmeinung über alles zwischen Himmel und Erde haben, muß mindestens auf eigene Hand das Weltenrätsel ergründet haben und eine selbstangefertigte Auffassung von Gott, Himmel, dem Jenseits usw. offenbaren können.«

»Wie eifrig Sie werden, Herr Pastor! ... Im übrigen müssen Sie um Himmels willen nicht glauben, daß ich Herrn Hansted verteidigen will. Ich habe mir nur die harmlose Bemerkung erlaubt, daß man ihm jedenfalls den Mut zugestehen muß, daß er in Übereinstimmung mit seinen Theorien lebt. Und es ist nun einmal etwas unmittelbar Ansprechendes darin, wenn ein Mann Wort und Handlung einander folgen läßt, und sein Wohlergehen für seine Überzeugung opfert ... gleichgültig, welchen Wert diese Überzeugung an und für sich hat!«

»In meinen Augen nicht! mir ist es nur ein trauriger Beweis dafür, daß die Begriffsverwirrung und die Vergötterung des eigenen Ichs den Höhepunkt des

Größenwahns erreicht hat. Was als Mut und Geistesstärke erscheint, ist in Wirklichkeit nur die jammervolle Schwäche eines erschlafften Willens. Ich kenne das von mir selbst. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie schwer es ist, wenn man geträumt hat, Prophet und Heiliger zu werden, sich mit dem Gedanken auszusöhnen, schlecht und recht Pastor Petersen zu sein. Ich weiß, wieviel mehr Selbstüberwindung es erfordert, sich unter das Gesetz des wahren Christentums, das Gesetz der Gleichheit und Brüderlichkeit zu beugen: eins zu werden mit seiner Umgebung – weder größer, noch geringer, weder besser noch schlechter.«

Fräulein Ragnhild zuckte die Achseln ohne zu antworten. Sie dachte im stillen an die Geschichte von dem Fuchs und den Weintrauben. Sie hatte überhaupt angefangen, sich ein wenig belästigt zu fühlen durch die tägliche Gesellschaft des Paters, und sie war ganz froh bei dem Gedanken, daß er nun bald reisen werde. Mehr und mehr mußte sie Frau Betty recht geben, daß er zu nahe verwandt mit den Vierfüßlern sei. Und wenn er auch ein wenig von der rührenden Treue eines Pudels besaß, so ging ihm leider die Fähigkeit dieses gelehrigen Tieres ab, gleich auf den ersten Wink zu verstehen, wann seine Anwesenheit lästig war.

»Überhaupt –« fuhr der Pater fast heftig fort – »ich habe keinen so großen Respekt vor dem Werk des Zufalls, das wir unsere persönliche Überzeugung nennen, daß ich die Berechtigung anerkennen könnte, ohne weiteres unser Leben danach einzurichten. Ich meine im Gegenteil –«

Er wurde dadurch unterbrochen, daß Fräulein Ragnhild mit einem kleinen Schrei stehen blieb. Sie behauptete, es habe sie etwas in den einen Fuß gebissen.

Es erwies sich jedoch nur als ein Heidekrautzweig, der ihren Spann gestreift hatte, so daß das Schuhband aufgegangen war.

»Beruhigen Sie sich, Fräulein Tönnesen,« tröstete der Pater, froh, in seinem Eifer unterbrochen zu sein, und eine Gelegenheit zu haben, das Thema zu wechseln. »Es ist nicht lebensgefährlich! gestatten Sie mir nun, Ihr Arzt zu sein und eine höchst notwendige Operation vorzunehmen ... das Zusammenknüpfen dieser beiden Bänder«

...

»Ja, danke. Wenn Sie es wirklich tun wollen« –

Sr. Hochehrwürden legte sich mitten im Wege vor ihr ritterlich aufs Knie; ... und war es nun wirklich eine Folge der Unbeholfenheit seiner dicken Finger, oder wollte er solange wie möglich den Anblick des schmalen Frauenfußes in dem feinen Zwickelstrumpf genießen ... er lag eine unendliche Zeit da und knotete an den Bändern herum, ohne zu einem Ergebnis zu gelangen.

Da gewährte Ragnhild eine Gestalt, die sich in einiger Entfernung finster von dem jetzt ganz verschleierte Himmel abhob ... einen schattenähnlichen Mann, der langsam, gesenkten Hauptes über den letzten Abhang hinter dem hohen Seezeichen dahinwanderte.

»Binde ich vielleicht zu fest?« fragte der Pater, – er hatte gefühlt, wie ein kleiner Ruck sie durchzuckte.

»Ach, es geht –« antwortete sie, indem sie sich schnell faßte, starrte aber noch immer unverwandt der Gestalt da draußen nach, wo Himmel und Erde im Nebel

zusammenflossen.

Emanuelns Anblick kam ihr freilich keineswegs überraschend, aber er wirkte ganz anders auf sie, als sie erwartet hatte. Es fiel ihr auf, wie vorzüglich er zu diesen öden, schweigenden, einsamen Höhen paßte, fern von dem Treiben der Menschen. Er wirkte so eigentümlich fremdartig hier oben, so merkwürdig groß im Stil. – Aber war er es denn auch wirklich selbst? Nicht nur machte seine Erscheinung einen sonderbar unkörperlichen und gleichzeitig hünenhaften Eindruck, gegen den blaugrauen Dunst des Nebelhimmels gesehen, auch seine Haltung und sein Gang erhielten in dieser Umgebung ein Gepräge überirdischer Hoheit.

Sie begriff in diesem Augenblick, was sie einmal die Fischer hatte sagen hören, daß er dem Christus auf dem Altarbild in der Sandinger Kirche gleiche. Selbst der Strahlenkranz fehlte nicht. Durch einen eigentümlichen Zufall stand nämlich die Sonne gerade hinter ihm, ungefähr in gleicher Höhe mit seinem Kopf, wo sie als matte, mondgroße Lichtscheibe durch die Wolken schien, ganz wie ein Glorienschein, der nur ein wenig zu niedrig angebracht war.

»Jetzt hoffe ich, daß es zufriedenstellend ist,« sagte der Pater, und erhob sich nach vollbrachter Tat.

Aber obwohl Emanuelns Gestalt jetzt ganz unter den Horizont getaucht war, blieb Ragnhild wie eine Bildsäule stehen. Mit einem immer mehr verwunderten, schließlich ganz entsetzten Ausdruck starrte sie auf den Fleck, wo er verschwand.

»Sagen Sie mir, Herr Pastor Petersen,« begann sie endlich und legte ihre zitternde Hand auf seinen Arm.

»Bin ich plötzlich verrückt geworden ... oder wie verhält es sich? Sehen auch Sie in diesem Augenblick drei Sonnen am Himmel?«

»Was sagen Sie? drei Sonnen?«

»Ja. Sehen Sie, da ... und da ... und da!«

»Ja, wahrhaftig. Sie haben recht! ... Sie haben wirklich recht!«

Es verhielt sich in der Tat so. Zu jeder Seite der Sonne, aber in ziemlich großer Entfernung von ihr, sah man in den Wolken einen mondgroßen Lichtfleck, der nur ein klein wenig matter war, als die eigentliche Sonne und an dem inneren Rande schwach regenbogenfarbig.

»Aber was für Zauberei ist dies alles!« rief sie schließlich ganz unbeherrscht aus. »Wohin haben Sie mich nur geführt? Und was ist denn das? ... das große schwarze Kreuz da hinten?« fuhr sie in immer größerem Entsetzen fort, als sie plötzlich das Seezeichen oben auf dem Hügel erblickte, von dem Emanuel gekommen war. »Es ist ja wie ein Golgatha hier! ... Ich will fort! hören Sie? Ich will hier nicht sein!«

Das sonst in allen Lebenslagen so überlegene Fräulein verlor einen Augenblick ganz die Fassung. Der Pater suchte sie zu beruhigen und begann ihr die ganz natürliche Ursache der Luftspiegelung zu erklären, und es währte denn auch nicht lange, bis sie einigermaßen zu sich kam. Ihr eigentliches Gleichgewicht gewann sie aber nicht eher, als bis sie an seinem Arm aus der »greulichen Wüste« herausgekommen war. Ja, als

sie schon zu Hause angelangt war, klang ihr Lachen noch nicht recht echt, während sie Betty von ihrem Abenteuer erzählte.

* * *

Das nicht ungewöhnliche, aber flüchtige Naturphänomen, das Fräulein Ragnhild einen so großen Schrecken eingejagt hatte, bedeutete wirklich nichts Gutes. Von den vielen Sturmwarnungen der Natur wird wohl keins mehr von dem Seemann gefürchtet, als gerade dieses, wenn es sich kurz nach Sonnenaufgang oder um Sonnenuntergang an dem leicht bewölkten Himmel zeigt – in der Regel bei gelindem Wetter und nachdem die See längere Zeit hindurch ruhig gewesen ist. Da gilt es denn die Meeresruhe und Trägheit abzuschütteln, ehe der erste Vorreiter des Sturmes kommt. Er kommt gewöhnlich als plötzlicher blitzschneller Stoß, der den Masttauen einen kurzen Jammerton abpreßt und völlige Windstille hinterläßt, ein totes, unheimliches Schweigen über dem nervös unruhigen Wasser. Aber bald fängt die See an zu sieden, die Leute müssen in die Masten, um die letzten Segel an die Rahen zu binden und Luken und Klappen müssen sorgfältig vernagelt werden, ehe der nächste Sturmbote sich mit seinem Gefolge von weißen Schaumköpfen am Horizont meldet.

Auch am Strande entsteht große Geschäftigkeit ... in den kleinen, niedrigen Tanghütten, von denen ebenfalls nach Zeichen an Sonne und Mond ausgespäht wird, wenn der Fischer sich auf dem Meere befindet. Wenn die Katze anfängt zu miauen, und der Wind durch den Schornstein heult, wie ein Hund, der eine Leiche riecht, sieht man die Frauen jeden Augenblick draußen auf der Türfliese, die Hand über der Stirn. Alte Männer schwanken an ihren Stöcken an den Strand hinab, spähen nach dem Horizont hinaus, und murmeln etwas vor sich hin. Gleich Schwärmen von mächtigen Adlern segeln die ersten, dunklen kleinen Wolken hoch und ruhig unter dem Himmel hin. Aber bald steigen schwerere Wolkenmassen vom Himmelsrande auf. Das ganze Meer ist schon ein fliegender Schaum ... und in einen schwarzgrauen Rauchmantel gehüllt, stürzt sich endlich der Sturm über das Land, mit einer Gewalt, die die Kirchtürme erzittern macht.

Hansine saß am Abend drinnen bei ihrer Mutter und wand Garn beim Schein eines dünnen Talglichts, das an den noch kurzen Abenden die zurückgestellte Winterlampe ersetzen mußte. Die niedrige Bauernstube war noch immer gleich unberührt von den wechselnden Zeiten. Die Zinnteller unter der Decke und die beiden eingerahmten Zeichentücher mit der Jahreszahl 1798, der Lehnstuhl am Ofen und die übrige 100jährige Aussteuer – alles war mit einer pietätvollen Sorgfalt bewahrt, die nach Hansinens Heimkehr fast den Charakter einer Demonstration angenommen hatte.

Nur an einer Stelle fehlte etwas. Der Bankplatz am Ende des Eichentisches, wo Anders Jörgen ehemals mit der grünspanigen Messingbrille auf seiner Klumpnase gesessen und sich durch »das Blatt« hindurch buchstabiert hatte, stand jetzt leer. Der alte Mann war im vorigen Winter von dem sogenannten Lichtmeßfieber befallen, das in wenigen Tagen seinem Leben ein Ende gemacht hatte.

Aber weder dieser Todesfall, noch Elses langes und hoffnungsloses Krankenlager hatten eine Änderung in den ererbten Sitten und Gebräuchen des Hauses hervorgerufen. Hansine, die jetzt die Leitung des Hauses ganz übernommen, hatte es

sich auch in dieser Beziehung angelegen sein lassen, das eigentümlich altmodische Gepräge zu bewahren, das immer darüber gelegen. Hier auf dem heimatlichen Boden hatte sie ihre alte Selbstsicherheit wiedergewonnen und regierte in der Küche wie im Zimmer mit einer Bestimmtheit und einem rastlosen Tatendrang, der an die Mutter in deren besten Tagen erinnerte. Und da war genug zu tun! Der Hof war in der letzten Zeit infolge der Krankheit der Mutter und der Erblindung des Vaters arg vernachlässigt worden; und sie hatten sich sogar in Schulden stürzen müssen, weil die Pacht mit des Vaters Tode abgelaufen war und wieder erneut werden mußte, was große Unkosten im Gefolge gehabt hatte.

Ole Christian stand der Bestellung des Ackers vor. Er war jetzt ein erwachsener Bursche von vierundzwanzig Jahren, ein wenig klein, so wie Hansine aber gesund und kräftig. Er war während des Heranwachsens nicht unbeeinflusst geblieben, von der sonderbaren Verheiratung seiner Schwester, und wohl niemand war ihr Mißgeschick mehr zu Herzen gegangen. Er hatte sich zu einem schweigsamen, nach innen gewandten Menschen entwickelt, war ein wenig von einem Sonderling geworden, der sich beständig zu Hause aufhielt, und so weit wie möglich fremden Umgang mied.

Auch Hansine machte sich nichts aus dem Verkehr mit den Leuten im Dorf; und da auch die alte Else, trotz aller bitteren Erfahrungen, sich noch auf ihrem Krankenlager hartnäckig weigerte, sich mit den neuen Machthabern in der Gemeinde auszusöhnen, war es still und schweigsam in dem einst so lebhaften Hause geworden. Von allen »Heiligen« im Dorf wurde es fast wie ein unreiner Fleck betrachtet, und nie kamen sie dort vorüber, wenn sie zu zweien zu ihren Betstunden ins Versammlungshaus gingen oder dorthin kamen, ohne laut über Hoffart zu reden und Sirachs Worte über den Hochmut als die Wurzel allen Übels anzuführen.

Auch an diesem Abend saß Hansine allein. Ole Christian war kürzlich in seine Stallkammer gegangen, um sich hinzulegen. Auf dem Tisch neben dem Licht lag noch das Buch, aus dem er ihr nach der Dämmerstunde vorgelesen hatte. Aus dem Alkoven, vor den der blaugestreifte Vorhang gezogen war, klang ein kurzes, stoßweises Stöhnen – der von Atemnot beschwerte Schlaf der alten Else. Sonst hörte man nur den Sturm, der gegen den Torweg polterte und sich schwer um den Giebel schwang.

Es konnte Hansine oft geschehen, wenn sie nach einem arbeitsamen Tag so allein da saß, daß ihre Gedanken auf Abwege schlichen, .. nach der Vergangenheit zurücksuchten, die für sie tot sein sollte, die Kinder umkreisten und Emanuel, dessen Name niemals hier in diesen Stuben genannt wurde; jedenfalls nicht, wenn ihre Mutter es hören konnte. Alte Träume stiegen dann wieder lockend vor ihrem Innern auf und brachten Unruhe und Zweifel in ihr Gemüt. Namentlich in der letzten Zeit war sie Nacht für Nacht wachgehalten von dem Gedanken an die Nähe der Kinder. Nicht zum mindesten, seit sie Emanuels letzten Brief erhalten hatte, in dem er seine baldige Heimkehr ankündete, hatte sie ihre ganze Selbstbeherrschung nötig gehabt, damit die Mutter oder Ole die Unschlüssigkeit nicht merken sollten, in der sie sich befand.

Auch heute abend waren ihre Gedanken scheu und unruhig. Dies Rütteln an der Tür, dies Sausen über dem Dach erweckte in ihr die Erinnerung an einen anderen stürmischen Abend ... an jenen Abend vor mehr als zwei Jahren, als der Bube zu Bett gebracht wurde, um nicht wieder aufzustehen. Auch damals saß sie allein mit sich und ihren geheimen Sorgen. Sie erinnerte sich dessen deutlich. Sie saß in der großen Stube

und hatte die Tür nach dem Schlafzimmer offen gelassen, um besser nach dem Buben hören zu können, der oft im Schlaf schrie. Erst gegen elf Uhr kam Emanuel nach Hause. Heiter, groß und schön trat er zur Tür herein, in seinem langen Mantel, der vom Regen troff, den Stock und eine vom Wind ausgelöschte Laterne in der Hand. Wie deutlich sie sich seiner erinnerte! ... Sie hatte seither oft daran gedacht, daß dieser Abend eigentlich der letzte in ihrem Zusammenleben war, an dem sie ein wenig Frieden und Glück miteinander empfunden hatten. Seit dem Tage begann die Auflösung. Mit dem Tode des Buben verlor Emanuel die freudige Hoffnung, die unbedingte Gewißheit, daß ihm Gottes Segen folge, die ihn bisher sicher durch alle Enttäuschungen hindurch getragen hatten. –

Sie hielt ihre Garnwinde an und erhob den Kopf mit einem lauschenden Ausdruck.

Was war das? ... Sie hatte die Hofpforte öffnen hören ... Oder war es nur der Sturm, der eine Luke losgerissen hatte? ... Nein ... jetzt ertönten da draußen vorsichtige Fußtritte in Stiefeln über das Pflaster her.

Sie erbleichte.

Emanuel! – durchzuckte es sie.

Sie erhob sich schwankend und stützte sich auf die Stuhllehne ... Kam er wirklich hier herein? ... Ja, jetzt stieg er die Treppe hinauf ... Er klopfte an die Tür.

Nein, nein ... sie *wollte* ihn nicht sehen! Er hatte kein Recht dazu – –!

Im selben Augenblick wurde die Klinke leise in die Höhe gehoben und Weber Hansens langer Oberkörper streckte sich hinter der halbgeöffneten Tür vor.

»Guten Abend, Hansine,« sagte er in flüsterndem Tone und ohne in die Stube zu treten. »Ich kam hier gerade vorbei und sah, daß da Licht war. Und da dacht' ich, ich wollt' doch mal hören, wie es bei Euch aussieht. Was macht denn Mutter? ... Ist da eine Änderung eingetreten?«

Hansine antwortete scheinbar ruhig:

»Es is' beim alten. Sie liegt meist still hin und döst. Un das is auch woll das beste. – Du kannst gern 'rein kommen, wenn du willst!«

»Ja, is es nich' schon ein bißchen spät geworden?« sagte der Weber und sah sich unschlüssig um.

»Das mußt du ja selbst wissen,« antwortete Hansine; sie schnitt die Lichtschnuppe ab – ihre Hand zitterte noch – und setzte sich wieder an ihre Garnwinde.

Der Weber schloß endlich die Tür hinter sich, schneuzte die Nase beim Ofen und nahm Platz auf der Bank hinter dem oberen Tischende.

Im Alkoven wurde es im selben Augenblick still. Eine tastende Hand suchte die Vorhänge zu öffnen. Aber der Versuch mißlang. Und gleich darauf ertönte wieder das kurze, stoßweise Stöhnen in die Stille der Stube hinein.

»Ich kann dich von drüben aus Sandinge grüßen,« sagte darauf der Weber; er saß vornübergebeugt, die Arme auf den Knien und trocknete seine Finger in einem rotgewürfelten Schnupftuch ab. »Ich hab' heut 'nen kleinen Abstecher da 'rüber

gemacht, um zu sehen, wie es da aussieht. Man hat ja so viel Sonderbares von daher gehört in letzter Zeit.«

Es entstand gleich ein Schweigen.

»Es is eigentlich kolossal, wie er ... wie ... ich meine Emanuel ... ich sag' es is kolossal, wie der sich da drüben mausig macht. Nu hat er ja schon wieder ein Wunder getan an so'n alten Trunkenbold unten in' Dorf.«

»So –« sagte Hansine kurz.

»Ja, er hat dir übrigens woll davon geschrieben, denk' ich mir, du kriegst ja immerzu Briefe von ihm –, nich?«

»Er hat mir nichts davon geschrieben.«

»Ach ne, er denkt auch woll, das hat er nich' nötig, – so viel Wesens wie davon gemacht wird: denn es war geradezu sonderbar zu sehen, wie aufgereggt die Leute sind. Und das is ja auch nich' zu verwundern!«

Es entstand wieder eine lange Pause.

»Bist du am Ende da drüben gewesen, um Emanuel einen Besuch zu machen?« fragte endlich Hansine.

Der Weber betrachtete sie eine Weile, indem er das eine Auge schloß. Es sah so aus, als überlege er, wieviel er ihr anvertrauen könne.

»Ich hab' ihn gar nich' gesehen,« sagte er dann. »Ne, ich hab' ihn nich' gesehen. Aber – r... deine beiden kleinen Dirns hab' ich gesehen.«

Hansine zuckte zusammen.

»Die eine – Sigrid heißt sie ja woll – die saß auf einem Stein unten am Wasser; und oben beim Garten stand die kleine Dagny und weinte, das kleine Wurm. – – Nich', daß es mir nich' Pläsier gemacht hätt', Emanuel mal wieder Gutentag zu sagen. Denn das müssen wir doch woll schließlich eingestehen, Hansine, daß wir Skibberuper uns nich' so gegen ihn benommen haben, wie wir woll müßten. Ich hab' da viel über nachgedacht, – die Zeit hat am Ende doch gezeigt, daß er in vielem recht gehabt hat. Aber das hab' ich nu übrigens mehr als einmal gemerkt, daß Emanuel geradezu eine ganz wunderbare prophetische Gabe gehabt hat, in die Zukunft zu sehen. Meinst du das nich' auch?«

Hansine verhielt sich noch immer schweigend.

Er fuhr fort zu erzählen. Es war seine Absicht, den ersten vorsichtigen Versuch zu machen, sie für einen Plan zu gewinnen, mit dem er sich schon eine Zeitlang getragen und den er – trotz der vielen traurigen Erfahrungen der Vergangenheit – nach seinem Grundsatz: Böses muß mit Bösem vertrieben werden, ausgearbeitet hatte. Er dachte an nichts Geringeres, als wieder eine Stimmung für Emanuel in der Gemeinde wachzurufen. Er wollte versuchen, ihn als ein Gotteshandpflaster zu benutzen, das die geistige Ungesundheit in die Selbstvernichtung des Wahnsinns hineintreiben sollte. Aber da Hansine noch immer nichts sagte, hielt er es für ratsam, vorläufig nicht zu sehr in sie einzudringen, und deswegen erhob er sich und sagte Gutenacht.

Hansine blieb bei ihrer Garnwinde sitzen und saß da noch lange, nachdem der Weber sie verlassen hatte. Aber der Faden war ihr aus den Händen geglitten ... sie saß vornübergebeugt, die Hand unter dem Kinn und starrte in die Stube hinein. Der rötliche Schein des krummglühenden Dochts des Talgstummels beleuchtete die eine Seite ihres eigentümlich hartgezeichneten Gesichts, dessen Ausdruck die dunklen Schatten um den Mund und über den tiefliegenden Augen noch strenger und ernster machten.

Die Worte des Webers von den Kindern hatten wieder all die schweren Selbstanklagen des Mutterherzens in ihr wachgerufen; und doch war sie vollständig gefaßt. Mit ruhiger Überlegung ging sie wieder die lange Reihe von Fragen durch, die sie den ganzen Sommer, namentlich aber nach Empfang von Emanuels letztem Brief Tag und Nacht erfüllt hatten. Sie fragte sich selbst, ob nicht die Kinder, wenn sie zu ihr zurückkehrten – und namentlich Sigrid – schnell die Einsamkeit des Bauernlebens satt haben und sich nach dem bewegten Leben zurücksehnen würden, in dem sie nun heimisch geworden waren? Ja – sicher! Das Unglück war nun einmal geschehen, und es würde eine doppelte Sünde gegen die Kinder sein, wenn man sie jetzt wieder aus dem Erdboden herausreißen wollte, in dem sie angefangen hatten, Wurzeln zu schlagen. Die Versündigung, die sie damals in einer Art Geistesverwirrung gegen sie und gegen sich selbst begangen, indem sie sie aus ihrer Hand gab, ließ sich nicht wieder gutmachen. Alles, was jetzt für sie zu tun in ihrer Macht stand, war, sich selbst zu schützen, in äußerer wie in innerer Beziehung, ihr eigenes Leben zu befestigen, so daß sie stets bei ihr einen Nothafen finden würden, falls sie einmal in der Welt Schiffbruch erleiden und ihrer Hilfe bedürfen sollten. Wer konnte das wissen? Der Zeitpunkt war vielleicht näher, als es irgend jemand in diesem Augenblick dachte.

Und Emanuel? Nie hatten sie einander wohl weniger verstanden, nie waren sie einander ferner gewesen, als gerade jetzt. Sie hatte es seinen Briefen anmerken können, daß er glaubte, sie als ganz dieselbe wiederzufinden, die er verlassen hatte. Er wußte ja nichts von alledem, was sie da draußen an dem offenen Meer, zwischen dem starken, freien Volk des Skallingerlandes durchlebt hatte. Er ahnte nichts von diesem langen Jahr, in dem sie sich in ihrer Verlassenheit wiedergefunden hatte ... nichts von dem tiefen Schamgefühl, mit dem sie jetzt ihr ganzes vergangenes Leben betrachtete, und nicht zum wenigsten gerade die Augenblicke, denen Emanuel vielleicht seine besten Erinnerungen bewahrte.

Ja, es stand jetzt unerschütterlich fest. Sie mußten sich freuen. Sie wollte ihn nicht wieder sehen. Sie wollte sich nicht in neue Abenteuer hineinlocken lassen. Der teuer erkaufte Friede, den sie errungen hatte, sollte nicht wieder leichtsinnig aufs Spiel gesetzt werden. Die eitlen Träume der Jugend hatte sie eingesargt. Sie hatte gelernt, daß das Glück hier im Leben darin besteht, daß man im eigenen Erdboden wurzelt und im Lichte des heimischen Himmels wächst – wie niedrig, begrenzt und sonnenverlassen er auch war. Nie, – auch nicht in der Einsamkeit da draußen am Meer, von Mann und Kindern getrennt, – hatte sie eine so erdrückende Heimatlosigkeit gefühlt, wie die, die ihr Gemüt im Vejlbjer Pfarrhaus verwirrt hatte!

Auch für Emanuel war es am besten, daß alles zwischen ihnen nun unwiderruflich vorbei war. Wenn sie ihm das schrieb, so offen, so bestimmt, daß kein Mißverständnis mehr möglich war, würde am Ende auch er endlich zur Vernunft gebracht werden, zur Klarheit über sich selbst gelangen und sich mit Fräulein Tønnesen verheiraten. Sie

wünschte aufrichtigen Herzens, daß dies geschehen möge. Dann bekamen die Kinder wieder ein eigenes Heim, das sie jetzt entbehrten. Und was sie selbst anbetraf ... nun ja, dann würde sie wohl auch allmählich ganz zur Ruhe kommen, ihr kleines Glück finden, indem sie an sie alle drei dachte, ihre Geborgenheit, indem sie sie jeden Tag der Obhut des lieben Gottes anvertraute.

Dritter Teil

Frau Betty ging unruhig auf dem Gartenwege auf und nieder. Obwohl es schon hoch am Vormittag war, trug sie noch ihr Morgenkleid, hatte ein kleines Schlüsselbund an ihrem Gürtel und eine schwarze Spitze über dem Haar. Oft beugte sie sich über die Gartenpforte vor und spähte nach allen Seiten, und ein paarmal ging sie ganz aus dem Garten heraus und begab sich auf eine, ein wenig vom Hofe entfernt gelegene Anhöhe, von wo aus sie mit besorgtem und gespanntem Ausdruck nach den fernen Hügeln jenseits des Dorfes hinüberstarrte.

Auf dem Rückweg von einem dieser Ausflüge überraschte sie die Kinder in einem verborgenen Winkel hinter der Scheune, wo Sigrid den ganzen Vormittag beschäftigt gewesen war, ihre Puppenwäsche zum Trocknen auf eine Schnur zu hängen. Auch die kleine Dagny hatte hier vollauf zu tun, wenn auch nicht mit gutem Willen. Der kleine Dicksack hatte den Finger in den Mund gesteckt und brummte unwillig, während die Schwester jeden Augenblick auf sie einfuhr, entweder um ihr unter geheimnisvollem Flüstern ihre großen Pläne mitzuteilen, oder um ihr durch ein paar kleine Püffe und ein ernstes Durchschütteln einzuprägen, daß sie der Tante und auch sonst niemand davon erzählen dürfe, was hier vor sich ging.

Es war dessenungeachtet ein höchst unklares Schuldbewußtsein, was die Kleine jetzt verriet, als die Tante plötzlich vor ihr auftauchte. Sigrid dahingegen wurde flammend rot bis über die Stirn.

»Wir spielen so schön!« rief sie der Tante gleich entgegen, mit einem der frohen Ausrufe, mit denen die Kinder ein schlechtes Gewissen verbergen zu können glauben.

Frau Betty war aber zu sehr von ihren eigenen Gedanken in Anspruch genommen, um den Kindern etwas anzumerken. Sie gab ihnen im Vorübergehen die gewöhnliche Ermahnung gut acht auf ihre Kleider zu geben und kehrte dann in den Garten zurück.

Hier kam ihr das Dienstmädchen Angelika aus der Gartenstubentür entgegen und sagte:

»Gnädige Frau, da ist ein Mann, der gern mit dem Herrn sprechen will!«

»Sage nur, der Herr wäre nicht zu Hause. – Was für ein Mann ist es denn?«

»Ich kenne ihn nicht. Aber es ist wohl derselbe, der neulich hier war, als der Herr auch nicht zu Hause war.«

»Dann entschuldige den Herrn bei ihm und sage, er möchte in einer Stunde wiederkommen, falls es ihm paßt. Zu der Zeit muß der Herr Pastor schon da sein.«

Frau Betty hatte sich auf die Gitterbank unter den schattigen Apfelbaum gesetzt, die im Laufe des Sommers ihr Lieblingsaufenthalt geworden war. Sie nahm eine Handarbeit, die zufällig da lag, und fing an zu stricken, um ihre Gemütsbewegung zu bekämpfen. Ihr Gesicht war ungewöhnlich blaß, die Augen rot und übernächtigt. Die Spannung, in der sie sich nun bald vierundzwanzig Stunden befunden, hatte sie völlig zugrunde gerichtet. Ihr ganzer Körper war gleichsam elektrisch vor Nervosität.

Seit dem Nachmittag des vorhergehenden Tages hatte sie Emanuel nicht gesehen. Sie war damals mit einem Brief, den die Post gebracht hatte, und an dessen Adresse sie die ungeübte Schrift seiner Frau zu erkennen glaubte, zu ihm in sein Zimmer gegangen. Schon lange hatte sie es Emanuel anmerken können, daß er auf Nachricht aus seinem alten Heim wartete, und nun begriff sie, daß dies die ungeduldig ersehnte Antwort war, die über seine Zukunft bestimmen sollte. Sonderbarerweise war ihr gleich beim Anblick des Briefes ein wenig unheimlich zumute geworden; er schien ihr so auszusehen, als enthalte er eine traurige Botschaft. Nie zuvor war ihr auch nur einen Augenblick der Gedanke in den Sinn gekommen, daß die Frau ihres Bruders sich weigern könne, das abgebrochene Zusammenleben wieder fortzusetzen. Jetzt fing sie an, sich zu ängstigen, – und was dann später geschehen war, hatte nur dazu beigetragen, die dunkle Ahnung zu bestätigen, die sie gleich befallen hatte.

Emanuel hatte sich den ganzen Abend nicht blicken lassen. Er hatte sich in sein Zimmer eingeschlossen und wollte niemanden hineinlassen, weder das Mädchen, als sie ihm sein Abendbrot bringen wollte, noch die Kinder, als sie anklopfen, um Gutenacht zu sagen. Sie selbst hatte es deswegen aufgegeben, mit ihm zu sprechen; aber die ganze Nacht hatte sie ihn in seinem Zimmer auf und nieder gehen hören ... und dies anhaltende, endlose Wandern hatte eine schreckliche Erinnerung bei ihr wachgerufen. Es war dies nämlich etwas von dem wenigen, dessen sie sich von ihrer verstorbenen Mutter deutlich erinnerte: daß auch sie halbe Tage und ganze Nächte so, ohne auch nur ein einziges Mal innezuhalten, in ihrem Zimmer auf und nieder gehen konnte. Noch in der Nacht vor ihrem Tode hatte sie sie so unermüdlich wandern hören ... und das dumpfe, geisterhafte Geräusch von Emanuels Schritten hatte ihr daher eine solche Angst eingebläst, daß sie die ganze Nacht in ihrem Bett gelegen und gezittert hatte. Erst als es anfang zu tagen, war es drinnen bei ihm still geworden, und sie war endlich eingeschlafen.

Aber nun heute morgen hatte das Mädchen erzählt, daß er schon um Sonnenaufgang fortgegangen sei; sie war aufgewacht, als sie die Gartenstübtür hatte gehen hören; und hinter ihrer Gardine hatte sie ihn dann die Richtung durch das Dorf, nach den westlichen Hügeln zu, einschlagen sehen. Jetzt war die Uhr elf ... fast vierundzwanzig Stunden lang hatte er also nichts gegessen.

Sie wagte gar nicht daran zu denken, was aus ihm werden sollte, falls ihm nun auch der Weg zu seinem alten Heim versperrt wurde. Er war allmählich hilflos wie ein Kind geworden. Sie hatte ihn in der letzten Zeit fast wie einen Unmündigen behandeln, seine Mahlzeiten bestimmen, sich um seine Person kümmern, seine Kleidung ordnen müssen, weil sie überzeugt war, daß er sogar vergaß, die Wäsche zu wechseln, wenn sie ihn nicht daran erinnerte.

Sie zuckte zusammen. Draußen auf dem Wege wurden Schritte hörbar. Die Gartenpforte tat sich langsam auf. Ganz in sich versunken kam Emanuel den Gang entlang gegangen. Als er ihrer ansichtig wurde, blieb er stehen.

»Sitzest du hier?« fragte er mit gedämpfter Stimme. »Wo sind die Kinder?« fügte er nach einer Weile hinzu.

»Sie spielen draußen hinter der Scheune. Soll ich sie holen?«

»Ach nein. Laß sie nur spielen ...! Ich bin jetzt auch ein wenig müde.«

Er setzte sich schwerfällig neben sie auf die Bank.

Frau Betty war so beklommen, daß sie lange kein Wort herausbringen konnte. Endlich sagte sie:

»Hier ist ein Mann gewesen, der dich sprechen wollte, Emanuel. Es war, glaube ich, derselbe Mann, der neulich hier war, als du auch nicht zu Hause warst.«

»Was für ein Mann war es, Betty?«

»Ich weiß es nicht. Es muß wohl ein Fremder sein. Angelika kannte ihn jedenfalls nicht.«

Gleichsam erwachend wandte Emanuel ihr sein Gesicht zu.

»Sie kannte ihn nicht, sagst du! ... das ist doch sonderbar!«

»Ach, warum denn, Emanuel! hier sind ja häufiger fremde Leute gewesen, die mit dir reden wollten.«

»Ja, das ist wahr – natürlich!«

Frau Betty versuchte, Gewißheit aus dem Gesicht des Bruders herauszulesen. Aber sein Ausdruck bestärkte sie eigentlich nicht in ihrer Vermutung, bezüglich des verhängnisvollen Inhalts des Briefes. Emanuel war freilich sehr blaß und offenbar tief bewegt, aber er erschien ihr mehr feierlich gestimmt, als eigentlich niedergebeugt.

Mit einem Schimmer von Hoffnung dachte sie daran, daß sie sich doch möglicherweise geirrt haben könne.

»Du warst heute morgen früh auf, Emanuel. Das Mädchen erzählte, du seist schon um Sonnenaufgang fortgegangen. – Hast du über nacht nicht gut geschlafen?«

Emanuel nickte mechanisch, ohne gehört zu haben, was sie sagte. Er saß vornübergebeugt, die eine Hand unter der Wange, die andere auf den Griff seines Stockes gestützt.

»Sag' mir doch, Betty,« begann er schließlich in einem Ton, als spräche er ebensoviel mit sich selber wie mit der Schwester: »sag mir doch – erinnerst du dich der Dämmerungsstunden daheim, als wir Kinder waren?«

»Der Dämmerungsstunden?«

»Ja. Weißt du wohl noch ... Mutter saß im Lehnstuhl in der grünen Stube, wo das Licht der Laterne hineinfiel ... und wir saßen um sie herum auf Schemeln oder auf ihrem Schoß. Sie erzählte uns Märchen von Rittern und Königssöhnen, die in die Welt hinausogen, um das Banner Christi zwischen das Heidenvolk zu pflanzen.«

»Ich war damals ja noch so klein, Emanuel. Ich entsinne mich kaum mehr der Zeit, als Mutter noch gesund war.«

»Ach ja, das ist wahr. Ich war ja einige Jahre älter. Ich erinnere mich, daß ich selber damals angefangen hatte, in den Sagengeschichten und Chronikbüchern zu lesen. Ich wollte Soldat und Krieger werden und begriff gar nicht, warum Mutter immer sagte, ich solle Pfarrer werden. Und dann eines Abends, als ich sie danach fragte, strich sie mir über das Haar und sagte: »Weil ich glaube, daß das Gottes Bestimmung mit dir ist, mein Junge!« Ich entsinne mich noch deutlich des sonderbaren Eindrucks, den diese

Worte auf mich machten. An jenem Abend las ich zum erstenmal aus eigenem Antriebe in der Bibel.«

»Ja, Mutter hat ja einen großen Einfluß auf dich gehabt, das weiß ich.«

»Und dann ein anderes Mal ... Mutter hatte Besuch von dem alten Pastor Hagensen, der ihr Freund war. Ich denke mir, sie haben beisammengesessen und darüber geredet, ob man den Beruf der Kinder bestimmen dürfe oder dergleichen ... ich weiß es nicht genau. Aber schließlich zeigte Mutter auf mich und sagte: »Nach welchem Beruf sieht Ihnen denn mein Sohn aus?« Ich mußte ganz nahe zu dem alten Mann herangehen; er faßte mich unters Kinn, und als er mich eine Weile angesehen hatte – ich weiß es noch so deutlich, als sei es gestern geschehen – da legte er seine Hand aus meinen Kopf und sagte: »Du wirst sicher ein Mann der Kirche, davon bin ich überzeugt.« Ich war damals nicht mehr als dreizehn Jahre alt.«

»Aber wie kommst du dazu, gerade heute an diese Dinge zu denken, Emanuel?«

»Was sagst du?«

Er erhob den Kopf und sah sie überrascht an. Er hatte allmählich ganz vergessen, mit wem er sprach:

»Ach ja,« sagte er und legte den Kopf wieder still in die Hand. »Ich will dir etwas sagen, Betty ... so viele Jahre ist es also her, seit ich die Weihe empfang. Von Kindheit an ist mein Lebensweg gleichsam vom Schicksal bestimmt gewesen. Und doch habe ich bis heute morgen Zweifel empfunden, ob ich auch wirklich berufen sei.«

Betty ließ ihr Strickzeug in den Schoß sinken.

»Berufen?« sagte sie. »Ich verstehe dich nicht ... Was meinst du damit, Emanuel?«

»Wirklich berufen, meine ich. Von Gott berufen ...«

Betty schüttelte den Kopf.

»Ich verstehe dich nicht.«

»Ach ja, du weißt doch, daß ich nie zu denen gehört habe, die glauben, daß Talar und Kragen einen Mann zum Geistlichen machen, oder daß ein Examen als Gottes Einwilligung gelten kann, in seinem Namen zu reden. Und doch habe ich erst spät so recht verstanden, wie sich Gott seine Diener selbst erwählt ... sie durch harte Prüfungen zu Vollziehern seines Willens heranzüchtigt. Erinnerst du dich noch, Betty, daß ich dir vor einiger Zeit eine Sage erzählte, die ich damals gerade gelesen hatte? Sie handelte von einem frommen Mann im Judenland, der sein ganzes Leben lang Gott demütig gesucht hatte und auf seinen Wegen gewandelt war – den Kindern der Welt zum Ärgernis. Und doch schlug ihm der Herr eine Wunde nach der anderen, bis er hier im Leben heimatlos war, wie die Vögel aus dem Meere. Und da verstand, erst jetzt verstand er Gottes Willen mit ihm, und er ging in den Tempel, wo der Herr ihm erschien und ihm gebot, das Urteil über das ungehorsame Volk zu verkündigen. – An die Erzählung habe ich seither oft gedacht ... Ich finde, sie ist ein Spiegel meines eigenen Lebens. Ich fühle es jetzt ... auch mich hat Gott lange vergebens gerufen. Auch mir hat er mit seiner züchtigenden Hand alles entreißen müssen ... alles, selbst meine letzte Zuflucht jetzt, bis ich den Mut fand, ihn ganz zu verstehen.«

»Was sagst du? Hat deine – –?«

»Ja, Betty, jetzt bin ich auch heimatlos hier auf Erden, wie eine Möwe des Meeres. Ich habe keine Frau mehr, kein Heim mehr. Ich bin allein mit meinen Kleinen.«

Das Strickzeug war von Bettys Schoß herabgeglitten. Sie faltete die Hände vor der Brust und sah den Bruder mit entsetztem Blick an.

»Und das ... das nennst du berufen?«

Emanuel nickte.

»Ja, ich fühle es. Gott hat mich jetzt gefordert ... ganz und gar ... Und ich habe mein Leben in seine Hand gelegt.«

Sie saßen einen Augenblick schweigend da. Betty neigte den Kopf und ließ die Hände in den Schoß sinken; – jetzt, wo sie Gewißheit erhalten hatte, brach sie kraftlos zusammen. Aber auch Emanuel vermochte sich nicht länger zu beherrschen. Seine großen, unbeweglich vor sich hinstarrenden Augen standen voller Tränen, und seine Rede klang wie ein mühselig unterdrücktes Weinen, als er fortfuhr:

»Es ist ja auch sonderbar für mich. Denn ... ja, jetzt kann ich es sagen ... ich habe immer gefühlt, daß Gott eine Absicht mit mir und meinem Leben hatte. Es war kein Hochmut. Ich habe mich nie weder für größer noch für besser gehalten als die anderen. Im Gegenteil! Aber Christus hat es selbst gesagt: »Meine Kraft ist mächtig in den Schwachen!« Und doch! Jetzt, wo es geschehen ist, begreife ich nicht, daß mich Gott für würdig erachtet hat. Heute morgen ... heute morgen, als er mich zu sich hinausrief, und ich aus meinem Bett aufstand ... und als ich mich dann da draußen auf den hohen Feldern von Angesicht zu Angesicht mit meinem Vater befand ... es war, als werde ich zu Boden gedrückt von der Macht seines Geistes, und ich hatte nicht den Mut, meinen Blick zu dem seinen zu erheben. Aber er sah meine Furcht und nahm mich an sein Herz –«

Er hielt inne. Die Gemütsbewegung war nahe daran, ihn zu übermannen. Die Erinnerung an die kürzlich ausgestandene Todesangst machte seine gebrochene Stimme erbeben. Er zitterte wie vor Kälte, und die Tränen netzten seine Wangen.

Sie saßen wieder eine Weile schweigend da.

»Was denkst du denn jetzt zu tun, Emanuel?« fragte Betty.

»Ich will die Arbeit ausführen, die Gott mir zu tun gibt. Weiter weiß ich nichts. Mein Wille ist in seiner Hand.«

»Aber was *willst* du denn? Denkst du daran, wieder Geistlicher zu werden. Oder was willst du?«

»Ich weiß es nicht.«

»Willst du etwa reisen? Als Laienprediger herumziehen? ... Und die Kinder?«

»Ich weiß es nicht. Aber ich habe Gott um ein Zeichen gebeten, damit ich bereit sein kann.«

Betty konnte sich nicht länger beherrschen. In einem Ausbruch wilden Entsetzens warf sie sich dem Bruder um den Hals und rief:

»Emanuel! Emanuel! Komm doch zu dir! höre mich doch! Du weißt nicht, was du sagst. – – Nein, nein, du sollst nicht sprechen. Du mußt mich anhören, ich bin doch

deine Schwester! Es ist entsetzlich! Emanuel ... Du mußt zur Vernunft kommen – hörst du? – du mußt an die Zukunft denken, an die Kinder, an uns alle. Sieh doch! Du weißt nicht, welchen Tag du auf der Straße stehst, ohne Dach über dem Kopf, ohne einen Bissen Brot für deine Kinder. Vater will dir nicht mehr helfen ... und kann es auch nicht. Mir wird es schwer genug, mich allein durchzuschlagen. Du weißt, wie wenig Torm hinterlassen hat. Was willst du nur einmal anfangen? Stürze uns doch nicht alle ins Unglück, Emanuel! ... Nein, du sollst nicht reden! Jetzt mußt du einmal die Wahrheit anhören! Hast du uns nicht schon Kummer genug bereitet? Ist es nicht deine Schuld, daß Vater krank und verzweifelt ist? Wir sind alle um deinetwillen verzweifelt, Emanuel! Weißt du, daß ich Vater über dich habe weinen sehen? Daran solltest du denken! Seit mehr als zehn Jahren haben wir in Angst um dich gelebt. Ist das denn nicht genug! Sollen wir denn nie ohne Schande an dich denken können? ... Ach, Emanuel, wenn du nur wüßtest – –«

Sie vermochte nicht weiter zu reden. In einem Anfall krampfhaften Schluchzens sank sie an des Bruders Brust zusammen.

Emanuel ließ sanft seine Hand mehrmals über ihr Haar gleiten.

»Ruhig, Schwester! Ruhig! Du bist nicht gut gegen dich selbst! ... Und warum willst du dich an mir ärgern? Sag' mir doch, hat uns nicht Christus den Weg zur ewigen Freude gezeigt ... er, der nicht so viel haben wollte, daß er sein Haupt darauf legen konnte!«

»Ach – wie du redest!« unterbrach ihn Betty in aufflammendem Zorn und richtete sich wieder auf. »Das ist vermessen! Meinst du, Gott hat dir Haus und Heim und Familie gegeben, damit du das alles zerstören sollst? Hat er dir Weib und Kinder gegeben, damit –«

Sie konnte nicht ausreden. Emanuel legte die Hand auf ihren Arm und sah sie bekümmert an.

»Betty – wäre es dir nicht vielleicht dienlicher, wenn du mit dir selbst ins Gericht gingest, ehe du andere anklagst? Auch dich hat ja der Herr heimgesucht! Glaubst du nicht, daß er bei dir etwas gewollt hat, als er mit der kalten Hand des Todes an deine Tür pochte? Glaubst du nicht, daß er kam, um zu fragen, ob du jetzt für ihn zu Hause seiest ... für ihn allein? Schließe dein Herz einmal auf! Siehe, Gott hat dir dein Kind und deinen Mann genommen, dazu Reichtum, Ehre, Ansehen und die Bewunderung der Welt ... hast du wohl daran gedacht, ihm dafür zu danken? Hast du erkannt, daß er also eine Last nach der anderen von dir genommen und dir liebevoll den Weg zu seinem Vaterherzen bereitet hat? Wenn nicht, dann ist es Zeit, daß du vor dir selber erschrickst! Es hat Eile, Betty! Merkst du es nicht? Der Tag des Gerichts ist nahe! Siehst du nicht, wie alles schwankt, daß die Welt in Auflösung begriffen ist? Gott hat seinen Segen von der Menschheit genommen und die Dämonen regieren wie die Würmer im Aas. Gehen nicht die Laster schon nackend auf den Straßen? Hat nicht der Hochmut und die Rachsucht alle Gemüter vergiftet? Siehst du nicht, wie sich ein Stand gegen den anderen auflehnt, ein Volk gegen das andere ... Der Haß hat das Land zu Flammen entzündet, und der Blutdurst brüllt aus den Mündern der Kanonen. Ja, selbst in Gottes eigenem Hause, in Christi eigener, blutgetaufter Gemeinde ist sein Geist landflüchtig. Selbstgerechtigkeit und Eingebildetheit führen einen Streit um den Hochsitz der Kirche. Wahrlich, ich sage dir – der Tag des Herrn ist nahe! Wehe dem, den er verstößt!«

Er hatte sich aufgerichtet und drohend die Hand zum Himmel erhoben. Aber plötzlich schlug seine Stimme um; der Arm sank herab, und er sagte – milde, halb versöhnend:

»Schwester! Gib mir die Hand! Jetzt willst du mich nicht hören – aber auch deine Zeit wird kommen, das glaube ich zuversichtlich. Aber du wirst einstmals mit Entsetzen das Wort verstehen, daß, wer sein Leben geliebt hat, es verlieren soll. Ich kenne deine Seele, Betty. Du wirst mir schon nachfolgen ... Gib mir die Hand darauf!«

Sie tat, um was er sie bat. Als er aber gegangen war, ging sie in den Nußgang hinein, wo niemand sie sehen konnte, und rang verzweifelt die Hände.

* * *

Sigrid und die kleine Dagny saßen unten am Strande und spielten, als sie – kurz vor Tische – zu dem Vater hineingerufen wurden, der sie zu ihrer Verwunderung in die Höhe hob und sie einmal über das andere bewegt auf Wangen und Augen küßte. Doppelt überrascht waren sie, als er nach dem Mittagessen zu ihnen sagte, sie sollten sich anziehen und ihn auf einem Spaziergang begleiten, – so etwas war ihnen noch nicht vorgekommen, solange sie denken konnten. Als sie schon mit den Helgoländerhüten dastanden, wollten sie kaum glauben, daß sie ihn recht verstanden hatten. Aber Emanuel nahm sie bei der Hand, und sie gingen über die Felder zu den großen grünen Wiesen hinaus, wo sie am Ufer des Baches Blumen pflückten und die Spiegelbilder der Wolken und der Vögel tief unten in dem blanken Wasser betrachteten.

Es war in ihm ein Verlangen emporgequollen, noch einmal die Luft des Lebens in vollen Augen einzuatmen, ehe seine Stunde schlug. Er hatte es sich selbst gesagt, daß er die Frist, die Gott ihm noch vergönnte, wohl dazu anwenden dürfe, die Freuden des Friedens mit seinen Kleinen zu genießen, bis die Drangsalstage kamen. Die würden sicher bald kommen. Und er war völlig darauf vorbereitet, daß von dem Tage an, wo Gottes Stimme durch seinen Mund über die Welt geschallt war, seine Tage in einem nie ruhenden Kampf aufgezehrt würden, der schließlich sein Leben forderte.

In seinem langschößigen Rock und seinem flachen Hut ging er nun hinaus, summt eine Melodie vor sich hin, pflückte Wiesenblumen oder lauschte den Lerchen, die tirillierend unter der blauen Himmelswölbung stiegen und sanken. Schließlich setzte er sich mit den Kindern an den Bach und flocht ihnen Blumenkränze, während er ihnen von den kleinen Elfen erzählte, die unten im Kelche der Blüten Tau brauten und Honig siedeten; und obwohl Dagny bei seiner Erzählung schnell einschlief, und auch Sigrid sich nicht zu amüsieren schien, merkte er das nicht, so sehr hatte ihn das kindliche Spiel allmählich selbst gefesselt.

Geduldig das schlummernde Kind auf seinem Arm tragend, während die unermüdliche Sigrid sich an seinen Rockschoß hängte, kehrte er erst nach Verlauf von mehreren Stunden nach Hause zurück.

Kurz darauf stand er einsam am Strande, ganz hart am Wasser und sah auf das Meer und den Himmel hinaus. Mit einer eigenen zitternden Wehmut, die der Gedanke an die nahe bevorstehende Abschiedsstunde hervorrief, beobachtete er seine alten Freunde, die silberweißen Möwen und folgte mit dem Blick der tief eingeschnittenen Küste des Landes und den hohen sonnenbeleuchteten Ufern zu beiden Seiten. Er war so

überwältigt von der Schönheit des Strandes an diesem Nachmittag, namentlich so hingerissen von dem feinen Farbenschimmer, in dem alles gebadet lag, daß ihm die Tränen in die Augen traten. Nie hatte ihn der Anblick der Natur entzückt, wie in diesen Augenblicken. Nie hatte ihre Schönheit sich ihm so deutlich als Abglanz der himmlischen Herrlichkeit offenbart. Und er kannte sehr wohl den Grund dafür. Seine Seele hatte sich endlich über die Vergänglichkeit emporgeschwungen. Zum erstenmal in seinem Leben betrachtete er die Welt mit den Augen dessen, der sie überwunden hat. Zum erstenmal sah er das Irdische durchschimmert von dem Strahlenglanz des Ewigen. – O, seufzte er, wenn die Menschen doch nur die Sinne der Seele auftun wollten, da läge das Himmelreich offen vor ihrem Blick, wo sie auch sein mögen. Da tönte der Engel Gesang durch die Luft, und jeder Laut würde ein Widerhall der schönen Harmonien der Ewigkeit!

»Guten Tag,« erklang eine Stimme hinter ihm.

Er wandte sich um. Da oben am Strande stand Fräulein Ragnhild in ihrem großen Hut, von ihrem Gürtel hing ein Fächer herab.

»Guten Tag,« wiederholte sie – offenbar nicht ganz so kühn – da Emanuel weder grüßte noch antwortete. »Es tut mir leid, daß ich Sie stören muß. Aber Sie müssen mir wirklich sagen, was Ihrer Schwester fehlt. Ich komme eben aus Ihrem Hause, und das Mädchen sagte mir, Betty habe sich hingelegt und könne niemand empfangen. Sie ist doch nicht krank? Sie hat schon in den letzten Tagen schlecht ausgesehen. Ich bin ganz besorgt um sie.«

Emanuel blieb noch einen Augenblick stehen, ohne zu antworten. Er war bei ihrem Anblick von einem tiefen Erstaunen ergriffen; es erschien ihm so lange – so unendlich lange, seit er zuletzt an sie gedacht hatte. Der Versuchung, in der ihre Erscheinung ihn solange gefangen gehalten, gedachte er nur noch als eines fernen, bösen Traumes. Ja, jetzt war er befreit! Erloschen war der Brand des Fleisches, der ihn verzehrt hatte ... nein, nicht erloschen, sondern verwandelt, verherrlicht, aufgenommen in die große, bekümmerte Nächstenliebe, die seine Seele jetzt ganz erfüllte.

»Seien Sie ohne Sorge,« sagte er, indem er sich ihr langsam näherte. »Ich glaube im Gegenteil, daß Betty nun auf bestem Wege ist, gesund zu werden.«

Sein Gesicht war von finsterem Ernst. Nur in den Augen lag noch gleichsam ein Widerschein des himmlischen Lichts, das er eben geschaut.

»Aber wie geht es denn eigentlich Ihnen selber, Fräulein Tönnesen?« fragte er dann.

»Mir? Ach danke ... wie es einem so gehen kann,« erwiderte sie mit angestrenzter Lebhaftigkeit, und da er nun so nahe an sie herangekommen war, daß sie seinen Atem spüren konnte, fing sie an, ihren Fächer zu gebrauchen. – »Ich esse gut, schlafe gut, gedeihe gut ... was kann man da weiter verlangen?«

»Wahrlich – Sie sind genügsam, Fräulein Tönnesen! Ich fragte übrigens nicht nach dem Wohlergehen des Fleisches.«

»Nun ja – wollen Sie dann also die Güte haben, Betty von mir zu grüßen? Ich muß nach Hause, Herr Pastor!«

»Fräulein Tönnesen,« sagte Emanuel, als sie sich schon eine Strecke entfernt hatte. »Darf ich nicht einen Augenblick mit Ihnen reden?... Wollen Sie mir erlauben, Ihnen

Gesellschaft zu leisten?«

Sie blieb stehen. Ihr Busen wogte.

»Freilich können Sie mich begleiten. Aber nur bis an die Gartenpforte! Ich halte streng auf die Form, wie Sie wissen!«

»Was ich Ihnen heute zu sagen habe, läßt sich in wenig Worte fassen.«

Sie waren eine Weile am Strand entlang gegangen, als Emanuel begann: »Sagen Sie mir, Fräulein Tönnesen ... meinen Sie nicht auch, daß wir beide noch eine Abrechnung miteinander abzumachen haben?«

»Eine Abrechnung?... Ich kann mir nicht denken, was das sein könnte.«

»Sie entsinnen sich gewiß noch einer sternklaren Winternacht vor anderthalb Jahren, als wir zusammen aus einer Gesellschaft kamen, von einem üppigen Gastmahl, dessen leichtfertiger Luxus – davon bin ich überzeugt – die Engel im Himmel zum Weinen gebracht hat.«

»Aber, du lieber Gott, was für eine Gesellschaft war denn das nur?«

»Können Sie sich dessen wirklich nicht mehr erinnern?«

»Sie meinen doch nicht etwa die letzte Geburtstagsgesellschaft Ihres verstorbenen Schwagers? Ich entsinne mich jetzt, daß Sie mich damals absolut nach Hause begleiten wollten, obwohl ich Sie dringend bat, sich keine Mühe zu machen.«

»Ja, freilich, den Abend meine ich.«

Fräulein Ragnhild machte ihrer Unruhe in einem kleinen, nervösen Gelächter Luft.

»Sie bleiben sich doch immer gleich, Herr Hansted! Wie können Sie nur auf den Einfall kommen, die kleine unschuldige Gesellschaft mit so schrecklichen Farben auszumalen. Sie war ja ganz einfach und bestand ausschließlich aus der Familie. Sie waren bei Generalkonsuls ja noch in Trauer um den kleinen Kaj. Wenigstens entsinne ich mich, daß alle Damen in Schwarz waren, ich auch.«

»Ja – Sie auch. Und über der schwarzen Seide schimmerten die weißen Schultern.«

»Herr Hansted, Sie vergessen sich,« sagte sie vornehmtdelnd. – »Wie kommen Sie übrigens dazu, an so gleichgültige alte Geschichten zu denken?«

»Ja, Fräulein Tönnesen – ich will Ihnen sagen – ich schließe heute meine Abrechnung ab.«

»Aber mir schulden Sie nichts,« unterbrach sie ihn schnell. »Nicht einmal eine Erklärung.«

»Ja. Gerade die schulde ich Ihnen. Ich schulde Ihnen viel mehr, als Sie vielleicht ahnen. Jetzt kann ich es Ihnen ja sagen – ja, jetzt ist es meine Pflicht, es Ihnen zu sagen – an jenem Abend hat Gott über mein Schicksal entschieden. Und Sie, Fräulein Tönnesen, waren das Werkzeug in seiner Hand.« Er blieb stehen und betrachtete sie mit einem brennenden Blicke, der von heiligem Eifer leuchtete.

»Wollen Sie mir sagen« – fuhr er fort – »hatten Sie damals selbst diese Empfindung?«

»Ich verstehe gar nicht, was Sie meinen«, sagte sie in wachsender nervöser Unruhe und beschleunigte ihre Schritte.

»Ach ja, Sie verstehen mich gewiß ganz gut. Und sehen Sie, jetzt will ich offen zu Ihnen reden, Fräulein Ragnhild. Ich habe mir gedacht, daß jetzt vielleicht die Zeit gekommen sei, wo ich es Ihnen vergelten könnte. Jetzt sind ja auch Sie allein geblieben. Derjenige, der bisher Ihr Begleiter hier war, ist abgereist. Vielleicht kann ich jetzt ein wenig Gehör erlangen. – Ja, nun sehen Sie so ungeduldig aus. Ich weiß es wohl, ... ich mißfalle Ihnen. Aber das tut nichts. Wenn ich nur zu Ihrer Seele Zutritt erlangen kann. Und das werde ich schließlich schon erreichen. Wenn nicht jetzt, wenn auch nicht heute oder morgen, so doch, wenn meine Stunde schlägt.«

»Ich glaube nicht, daß es einen Zweck hat, wenn wir über diese Dinge reden, Herr Hansted. Sie wissen, wir denken so verschieden, daß –«

»Ach ja, es wird schon einen Zweck haben ... es wird schon einen Zweck haben! Und ich werde Geduld haben!«

»Ja – verzeihen Sie – aber nun sind wir an der Gartenpforte angelangt. Und hier wollten wir uns ja trennen. Also – adieu.«

»Fräulein Tönnesen! Nur noch ein Wort!... Nur noch ein einziges kleines Wort!«

»Was haben Sie denn nur?« – Sie sah ihn von der Seite mit einem halb zornigen, halb scheuen Blick an.

»Sind Sie mir böse?«

»Wie kommen Sie nur darauf?«

»Warum geben Sie mir denn nicht die Hand zum Abschied?... Wollen Sie es nicht tun?... Wollen Sie es nicht tun... Ich *bitte* Sie darum!«

Ragnhild war sehr bleich geworden. Sie kämpfte einen kurzen Kampf mit sich selbst. Es war, als gehe von seiner demütig ausgestreckten Hand eine Macht aus, der sie nicht widerstand.

»Sie sind ein Kind«, sagte sie und reichte ihm gesenkten Hauptes die Hand. »So – ist es nun gut?«

Aber Emanuel behielt die zitternde Hand zwischen seinen Händen und sagte gedämpft, mit leidenschaftlich bewegter Stimme:

»Fräulein Ragnhild! Jetzt sind Sie die meine! Jetzt lasse ich Sie nicht wieder!... Hören Sie? Ich lasse Sie nicht, ehe Sie ein Kind Gottes geworden sind!... O nein, sehen Sie mich nicht so erzürnt an! Ich bitte Sie, ich flehe Sie an, schenken Sie mir Ihre Seele, daß auch wir beide in der Wonne der Seligkeit um den Thron meines himmlischen Vaters vereint werden können! Ragnhild – meine Schwester!«

Mit einem heiseren und gebietenden: »Gehen Sie!« entrang sie ihm heftig ihre Hand und eilte in den Garten hinein.

* * *

Als Emanuel bald darauf nach Hause kam, erzählte das Mädchen ihm, daß der Mann, der ihn bereits zweimal vergebens aufgesucht habe, jetzt wieder gekommen sei und in seinem Zimmer auf ihn warte. Bei seinem Eintritt erhob sich eine Gestalt von dem harten Roßhaarsofa, das ganz einsam an der langen inneren Wand stand. Aber in seiner überspannten Gemütsverfassung mußte er sie ziemlich lange anstarren, ehe er Weber Hansen erkannte. Das Mißgeschick der letzten Zeit war auch nicht spurlos über diesen geprüften Mann hingegangen. Wie er so dastand, den Kopf auf der Seite und so tat, als sei er ein wenig verlegen und wisse nicht so recht, ob er die Hand reichen dürfe oder nicht, glich er nur wenig dem Bilde, das Emanuel von seinem alten, unversöhnlichen Gegner bewahrt hatte.

Wenn Emanuel jemals Groll gegen einen Menschen gehegt hatte, so war es dieser Mann. Sein Blut hatte ins Sieden geraten können, wenn er an die versteckte Feindschaft dachte, mit der der Weber in jedes kleine Feuer der Zwietracht hineingeblasen hatte, das in seiner alten Gemeinde entstanden war, – an die Schonungslosigkeit, mit der er ihn persönlich verfolgt hatte, als der Streit schließlich auf seine Anstiftung hin in helle Flammen ausgebrochen war. Es erwachte deswegen jetzt beim Wiedersehen ein Bedürfnis in ihm, Buße zu tun, weil er solange lieblose Gefühle für jemand empfunden hatte, der doch sein Nächster, sein Bruder, ein Gotteskind war, so wie er selbst.

»Willkommen sollst du sein!« rief er aus und reichte ihm freundlich die Hand. »Du kommst, als seiest du gerufen!«

»Gerufen?« fragte der Weber und spitzte die Ohren.

»Ach ja – du verstehst es noch nicht! Du weißt nicht, lieber Freund, daß sich zwischen mich und die Vergangenheit gleichsam ein Schleier herabgesenkt hat. Jetzt sehe ich nur dem Zukünftigen entgegen. Komm – setz dich! – wir wollen zusammen reden!«

Der Weber saß eine Weile da und rieb den Hut mit seinem Rockärmel, als bedrücke ihn die Veranlassung zu seinem Besuch, als werde es ihm schwer, eine passende Einleitung zu finden. Sie sprachen einige Minuten über die Verhältnisse in Vejlbj und Skibberup, und nachdem auch die bevorstehende Freundesversammlung in der Sandinger Hochschule zwischen ihnen berührt war, sagte er endlich:

»Ja, denn will ich dir man geradeheraus sagen, daß ich schon lange ... gar nicht zufrieden gewesen bin ... will ich dir sagen ... über den Entwicklungsgang da bei uns in der letzten Zeit, so was die geistlichen Sachen anbetrifft. Ich kann auch wirklich nicht anders glauben, als daß manch ein Christenmensch sich so recht von Herzen betrübt fühlen muß über all die babylonische Verwirrung, die wir nu in unserer Kirche erlebt haben. Alle liegen sie sich um unserer Seelen Seligkeit in den Haaren. Siehst du, grade all diese Zwietracht hat mir das Herz so lange bedrückt, daß ich manch liebes Mal denk', ich kann es nicht verstehen, was da zu guter Letzt noch aus werden soll.«

Emanuel nickte.

»Da redest du ein wahres Wort, Jens Hansen!«

»Nu hab' ich gerade in der letzten Zeit, in Veranlassung von dieser Freundesversammlung so viel da über nachgedacht, ob nicht bald der Mann kommen wird, der so mit der rechten Macht des Geistes die zersplitterten Teile von der

Gemeinde Gottes in unserm Lande sammeln könnt! Und darum bin ich nu hier zu dir hergekommen, um dir geradeheraus zu sagen, wovon ich nu ganz fest überzeugt bin, – daß du der Mann bist, Emanuel!«

Es zuckte ein geheimes, halb qualvolles Lächeln um Emanuels Mund.

»Warum glaubst du das so sicher, Jens Hansen?« sagte er.

»Ach ja – ich hab' ja auch gehört, was hier in der letzten Zeit vor sich gegangen is. Ich weiß nu, wie ich mich damals ganz in dir geirrt habe, weil ich dich nich auf die rechte Art verstanden hab', will ich dir sagen! ... Aber übrigens hatt' ich neulich auch so ne sonderbare Erklärung, oder wie man es nu nennen will – da war wie so 'ne Stimme in mir, die sagte, ich sollte ... ich *sollte* hier 'rüberfahren un mit dir reden ...«

»Eine Stimme, sagst du?«

»Ja ... so 'ne inwendige Stimme, die ich seither nich' wieder hab' los werden können ... Immer wieder hat sie mich gemahnt und ich konnt' keine Ruh' finden, ehe ich nich' herübergefahren bin, um mit dir zu reden. Es war, als wenn da 'ne ganze Bedeutung in lag. Jedesmal, wenn ich mit Bekümmerung an diese Freundesversammlung gedacht hab', denn war es, als wenn einer zu mir sagt: Emanuel, der is der Mann, der hat die Macht! – —«

Emanuel hörte nicht mehr nach ihm hin. Er hatte sich in heftigster Gemütsbewegung vornübergebeugt.

Das Zeichen! dachte er, während die Schauer einer heiligen Weihe ihn durchrieselten.

Vierter Teil

Endlich brach der große Tag an, dem man mit soviel Spannung und Unruhe entgegengesehen hatte. »Die Versammlung in der Sandiger Hochschule« war in dem letzten Monat eine ständige Überschrift in allen Blättern der Freundesgemeinschaft gewesen; aber außerhalb des eigentlichen Kreises der Gemeinschaft erwartete man mit Interesse das Resultat der Verhandlungen als bedeutsames Zeichen der Zeit, das auf entscheidende Weise zeigen würde, welche Richtung die Entwicklung in den letzten Jahren genommen hatte.

Schon am Tage vor der Eröffnung der Versammlung strömten die fremden Gäste herbei. Nach Ankunft eines jeden Eisenbahnzuges war die Landstraße von der Station her in eine lange Staubwolke gehüllt, durch die ein endloser Wagenzug dem flaggengeschmückten Dorf zurollte. Es hatten sich im voraus über 500 auswärtige Teilnehmer angemeldet, und da die Verhandlung zwei Tage dauern sollte, konnte keine Rede davon sein, ihnen allen Platz in der Hochschule selbst zu verschaffen. Der größte Teil mußte ringsumher bei freundlich gesinnten Leuten im Dorf einquartiert werden, und doch mußte hier und da noch Scheune und Tenne, ja sogar der Heuboden in Anspruch genommen, und zu Schlafstätten für die jungen Leute hergerichtet werden.

Zur Abendzeit, wenn die Sonne brandrot unter dem blauenden Himmel unterging, glich der Platz um die Hochschule herum einem kürzlich aufgeschlagenen Lager, ein solches Durcheinander herrschte da von leeren und beladenen Wagen, Strohbindeln, Gepäck und umherirrenden Menschen, die bemüht waren, sich Auskunft zu verschaffen, für Speise und Trank zu sorgen oder ihre mitgebrachten Bündel und Betten unter Dach und Fach zu bringen.

Da sah man alle möglichen Gestalten, hörte man allerlei fremdklingende Dialekte. Da waren große, schwer dahinschreitende Westjüten mit wasserblauen Augen und einer Sprache, die kein Mensch verstand. Da waren lebhaftere Leute aus Fünen, die alle durcheinander redeten und lachten und sich amüsierten. Da waren ein paar alte Frauen aus der Gegend von Ribe mit einem Taschentuchbündel und schimmernden Tollenmützen, und da waren kleine Frauen aus Fanö, die aus ihren dicken, steifen Rücken aufschossen wie aus einer Tonne. Namentlich aber waren da Seeländer aller Arten und allen Alters, Jütländer aus der Kallundborger Gegend und Köhler und forsche Stevener mit ihrem hellen Lächeln. Greise und junge Burschen, kranke Leute, die von dem Wagen heruntergehoben werden mußten, und Krüppel, die an Krücken humpelten.

Aber trotz des Unterschiedes war es leicht, ein bestimmtes, gemeinsames Gepräge bei ihnen allen herauszufühlen. Hinter der Geschäftigkeit und dem Reden und dem Herumirren spürte man denselben feierlichen Ernst, dieselbe hochgestimmte Erwartung. Es war etwas in der ganzen Szene, das an die Johanniswallfahrten entschwundener Zeiten nach den heiligen Quellen erinnerte, deren Wasser eine wundertätige Kraft besitzen sollten. Auf mehr als einem bekümmerten Gesicht konnte man von einer fieberkranken Seele lesen, die sich unter den vielen Zweifeln der Zeit wand und unruhig nach dem Heilmittel der Wahrheit dürstete.

Da saßen auf einem Steindeich ein Mann und eine Frau, ein paar Leute in den mittleren Jahren, getreulich Hand in Hand. Ihr ernster Gesichtsausdruck und das stille in sich gekehrte Wesen erzählten eine ganze Geschichte:

Sie waren von weither gekommen, waren einen Tag und eine Nacht und noch einen Tag gereist und saßen nun hier, verwirrt von der langen Reise, sich selbst wunderlich fremd erscheinend in dieser fremden Umgebung. Ihr Heim lag drüben in Jütland, in einer einsamen Gegend nahe der Heidegrenze, wo das Leben ein geduldiger Kampf gegen die Kargheit der Natur und die Barschheit der Witterung ist. An den langen, dunklen Winterabenden, wenn sich die wilden Weststürme von der Heide hereinwälzten, hatten sie in ihrer kleinen Stube um die Lampe gesessen und einander laut aus den Zeitungen und Büchern der Freundesgemeinschaft vorgelesen; und an den hellen Sommertagen waren sie meilenweit durch tiefe Sandwege zu Volksversammlungen und kirchlichen Zusammenkünften gefahren – glücklich, das Bedürfnis nach Aufklärung zu sättigen, das die Hochschule in ihrer Jugend bei ihnen wachgerufen hatte. Aber in der letzten Zeit hatte sich eine Unruhe in ihre Herzen geschlichen. Zuerst hatte Wilhelm Pram sie mit seiner leidenschaftlichen und überredenden Sprache aufgeschreckt. An dem Abend, als sie seine erste große Rede gelesen hatten, wo er gegen die Auffassung der Bibel als Gottes offenbartes Wort eiferte, hatten sie nicht einschlafen können vor unruhigen und verzagten Gedanken. Aber noch stärker hatte später Pastor Magensen ihren Gottesglauben in seinen Grundfesten erschüttert durch seine Schrift von der Hölle und den Höllenstrafen. Drei Abende hintereinander hatten sie die Schrift durchgelesen, ehe sie glauben wollten, daß sie sie richtig verstanden hatten. Sie hatten zueinander gesagt, daß, wenn es keinen Teufel mehr gab und keine ewige Strafe und folglich auch keinen ewigen Lohn, wenn sogar die Geistlichen sich nicht mehr über das Leben nach dem Tode aussprechen wollten, wenn der Glaube nicht mehr eine Zuversicht dessen war, was man nicht sieht – was war dann Christentum? Was war dann Glaube? ... Schließlich schwankte für sie alles. Und es nützte nichts, daß sie die gefährlichen Bücher zuklappten und sich eine Zeitlang den Versammlungen fernhielten. Die Gedanken ließen ihnen keine Ruhe in ihrer Einsamkeit, die Zweifel fuhren fort, sie zu verfolgen, und forderten eine Entscheidung! ... Jetzt hatten sie die Bürde der Ungewißheit nicht mehr tragen können. Trotz beschränkter Verhältnisse brachen sie aus ihrem Heim auf, übergaben ihre Kinder und ihr Hab und Gut der Obhut Fremder und saßen nun hier nach der tagelangen Reise, allein erfüllt von dem Gedanken, Klarheit über sich selbst zu erlangen, sich zu der Erkenntnis der Wahrheit durchzuringen, den verlorenen Frieden und das Glück des Herzens wiederzugewinnen.

* * *

Auch in »Sandingehus« war es allmählich lebhaft geworden. Während sich das Volk erwartungsvoll um den eigentlichen Schauplatz für die bedeutungsvollen Ereignisse der kommenden Tage lagerte, sammelten sich die Handelnden hinter den Kulissen bei Frau Gylling. Fast alle bekannteren Persönlichkeiten der Gemeinde hatten sich eingefunden. Da waren Geistliche, Hochschulleute, Reichstagsabgeordnete, ja, sogar ein bekannter Universitätsprofessor, der wohl eigentlich nicht zu dem Kreise gehörte, auf dessen Anwesenheit aber man trotzdem besonderen Wert legte, als Zeugnis für die

Anerkennung, die endlich der geistigen Urbarmachungstätigkeit der Freundesgemeinschaft gezollt wurde. Großes Aufsehen erregte wie gewöhnlich Wilhelm Pram, der – obwohl verhältnismäßig jung als öffentliche Persönlichkeit – eine vollendete Fertigkeit in der Kunst erlangt hatte, die Aufmerksamkeit der Leute zu fesseln und durch feuriges Gestikulieren und ähnliche dramatische Mittel seine Person zum Mittelpunkt in jeder Versammlung zu machen.

In erster Linie beschäftigte jedoch augenblicklich aller Sinn die kürzlich eingetroffene Mitteilung, daß Seine Exzellenz, der Kultusminister in höchsteigener Person die Versammlung durch seine Anwesenheit beehren und sich möglicherweise schon zu der am nächsten Tage stattfindenden Eröffnungsfeierlichkeit einfinden wolle. Mit Fug und Recht faßte man diese große, seltene Auszeichnung als eine endgültige Bestätigung dafür auf, daß in der Stimmung der Führenden ein Umschlag zugunsten der Freundesgemeinschaft und ihrer Mission stattgefunden habe, und es machte sich infolgedessen in der ganzen Versammlung eine auffallende Versöhnlichkeit geltend. Selbst Wilhelm Pram zeigte sich keineswegs ganz unempfindlich für die zuge dachte Aufmerksamkeit von seiten eines der Männer des Staatscoups. In dem Kreise seiner Anhänger ließ er eine Äußerung fallen, daß der Minister jedenfalls zu wissen scheine, was er seiner Stellung als offizieller Aufseher der Kirche schulde; und allerseits war man sich darüber einig, daß es jetzt vor allen Dingen darauf ankam, eine würdige und vollkommen sachliche Verhandlung der vorliegenden Fragen durchzuführen und namentlich allen persönlichen Streit und alle unnötige Erregung zu vermeiden.

In dieser Verbindung beschäftigte man sich auch mit der Frage Emanuel Hansted. Man glaubte nämlich zu wissen, daß er die Absicht haben solle, auf einer der Diskussionsversammlungen das Wort zu ergreifen, was man am liebsten verhindern würde, um keinen Skandal zu riskieren. Es war nämlich jetzt als Tatsache festgestellt, daß der arme Mann unheilbar geisteskrank war; man wußte, daß sein Vater endlich Schritte getan hatte, um ihn für unmündig erklären und in einer Irrenanstalt unterbringen zu lassen. Trotzdem war man nicht blind für die Gefahr, die ein direktes Verbot seines Auftretens zur Folge haben konnte. Ein solches Verfahren würde leicht dazu beitragen, seine armen, einfältigen Anhänger hier in der Gegend noch mehr aufzuregen und den Glanz der Heiligenglorie zu erhöhen, den diese verirrtten Menschen ihm um den kranken Kopf gelegt hatten. Es ließ sich nämlich nicht leugnen, daß die Bewegung, die er geschaffen, in letzter Zeit stark um sich gegriffen hatte. Nicht allein die arme Fischerbevölkerung des ganzen Dorfes, sondern auch verschiedene von den Bauern aus Sandinge selbst hatten sich von der Bewegung mit fortreißen lassen und sahen in ihm geradezu den erwarteten Messias. Man einigte sich deswegen dahin, ganz unbefangen zu scheinen und ihm, falls er es verlangte, die Erlaubnis zu erteilen, sich auszusprechen; einschreiten wollte man nur, wenn er durch Worte oder Gebärden geradezu Anstoß erregte.

Während dies alles vor sich ging, saß der alte Pastor Momme einsam in seinem leeren Pfarrhaus. Man hatte ihn aufgefordert, eine Art Ehrengast bei der Versammlung zu sein und hatte namentlich seine dekorative Anwesenheit bei der Eröffnungsfeierlichkeit gewünscht, – aber er hatte abgelehnt. Er war nicht einmal zu bewegen gewesen, irgend jemand von den vielen, die im Laufe des Nachmittags gekommen waren, um ihn zu begrüßen, zu empfangen. Er hatte sich selbst gesagt, die

neue Generation verstehe er doch nicht, wenn sie sich auch die Erben seiner eigenen Zeit nannten. Und er war jetzt zu müde, bedurfte der Ruhe, hatte nur den einen Wunsch, in Einsamkeit Gott um Verzeihung für sein verfehltes Leben anflehen zu dürfen.

Er saß in einem Lehnstuhl an einem der Fenster des Wohnzimmers, durch dessen rote Gardinen der Abendschein auf seine kleine eingeschrumpfte Gestalt fiel. Durch das geöffnete Fenster wurde das Geräusch des unruhigen Lebens auf der Landstraße in sein Zimmer hineingetragen, dies gemischte Geräusch von Wagen und wiehernden Pferden und geschäftigen Volksmassen, das seinerzeit sein Ohr so wonnevoll berührt hatte ... wie Vogelgezwitscher, das den dämmernden Tag verkündet. Jetzt erinnerte das dumpfe Gewimmel ihn an das Geläute einer Glocke, das ein abgeschlossenes Leben, eine erloschene Hoffnung zu Grabe geleitete. Es war ihm, als bereite man ein Leichenbegängnis vor, als würden die letzten vermoderten Reste seiner eigenen Zeit, seines eigenen Werkes zur Ruhe bestattet.

In der anderen Fensterecke des Zimmers saß Fräulein Katinka Gude mit ihren rastlosen Stricknadeln.

Auch sie konnte sich nicht taub machen für das Leben ringsumher im Dorf; aber in ihren resonanzbodenlosen Ohren klang es nicht anders als ein gewöhnlicher Marktspektakel. Die Auffassung der alten Dame von der großen Versammlung war überhaupt sehr nüchtern. Sie hatte sich niemals mehr von ihren Mitmenschen imponieren lassen, weil sie sich in Scharen ansammelten, und was Geistliche und überhaupt Wortführer anbetraf – namentlich aber die der Freundesgemeinschaft – so hatten sie ihr nie eine besondere Hochachtung abgewinnen können. Mir Ausnahme ihres eigenen Schwagers und des alten Hochschulvorstehers, vor denen selbst sie allmählich Respekt empfunden hatte, betrachtete sie die anderen Vorkämpfer der Richtung, von dem großen Grundtvig an bis zu den Propheten der letzten Tage, als eine Art von Geschäftsleuten, die in Gott »machten«... als protestantische Ablaßkrämer, die mit den himmlischen Dingen handelten und feilschten und beständig darauf aus waren, einander in bezug auf den Preis zu unterbieten, für den sie die Freuden der Seligkeit in ihrem Laden feilboten.

Die alte sonderbare Dame war überhaupt nicht durch das Leben gegangen, ohne auch an ihrem Glauben Schiffbruch zu leiden. Mit den Erfahrungen ihrer siebzig Jahre war sie zu dem Ergebnis gelangt, daß nichts in der Welt so wandelbar war, wie gerade das »eine, was not tut«, nichts so vergänglich, wie gerade die »ewigen Wahrheiten«. Sie hatte gesehen, daß, während allgemein irdische und deswegen recht verachtete Wahrheiten, wie daß zwei mal zwei vier ist, und daß Eisen schwerer ist als Holz, stets im besten Wohlergehen weiterleben, es ihren himmlischen Kollegen einmal über das andere passiert war, daß sie einen elenden Tod starben und als bedauerliches Mißverständnis, als Übersetzungsfehler oder schlecht und recht als Lüge zu einem anderen Leben erstanden.

»Katinka!« rief der Alte aus der anderen Sofaecke.

»Ja, hier sitze ich!«

»Erzähle mir ein wenig von Emanuel Hansted. Hast du in den letzten Tagen etwas Neues von ihm gehört?«

»Nein ... nichts von Bedeutung. Ja, das ist wahr ... man redet von einem jungen Mädchen von siebzehn Jahren, das irgendwo hier in der Gegend angefangen hat, über ihn zu predigen ... und ihn Messias zu nennen ... Es soll, glaube ich, eine Schwestertochter von des Doktors Frau da drüben in Kyndby auf der anderen Seite sein.«

»Ach ja, wer daran glauben könnte! ... Stelle dir vor, Katinka, wenn Gott es mir vergönnen wollte, Zeuge seiner Wiederkehr unter den Menschen zu sein, ehe meine Augen sich schließen.«

Die Schwägerin antwortete nicht, und sie saßen wieder eine lange Zeit schweigend da.

»Katinka!« rief er wieder.

»Ja.«

»Kannst du mir nicht ein wenig vorlesen, ich bin so unruhig.«

»Es ist auch ... so schwül heute abend ... soll ich nicht... noch ein paar Fenster aufmachen?«

»Ach nein, tue das nicht.«

»Was soll ich dir denn ... vorlesen? Ein Stück aus der Bibel?«

»Ach, die Bibel! Das ist ja nur eine Sammlung alter Chroniken, wie man jetzt sagt!«

»Soll ich denn etwas ... aus Grundtvigs Liederwerk vorlesen?«

»Ich weiß nicht recht, Katinka! Ich glaube, ich bin jetzt zu kleinmütig dazu. Ist es nicht sonderbar, in den letzten Jahren mag ich Brorson viel lieber. Oft kann ich dasitzen und eines seiner geistliche Lieder vor mich hinsingen. Wie zum Beispiel – –«

Er fing an zu singen. Mit seiner schwachen Greisenstimme sang er laut:

Zu den Stätten der Demut hinfliehe,
Im Staube vor Jesu hinknie,
Der Heiland euch gnädig ansiehet.
Im Tale die Rose erblühet.

Als er geendet hatte, sagte Fräulein Katinka, indem sie die Nadel wechselte:

»Meinst du nicht, daß es am besten wäre ... wenn du zu Bette gingest, Momme?«

Der Gesang hatte ihn angestrengt und er saß einen Augenblick da und schnappte nach Luft.

»Ach ja, du hast wohl recht. Der Schlaf ist doch schließlich unser bester Tröster.«

»Komm, ich will dir helfen.«

* * *

Am folgenden Morgen brütete ein schwerer Wolkenhimmel über der Erde. Es hatte lange nicht geregnet; jeden Morgen hatte die Sonne den Schleier der nächtlichen Nebel gleichsam mit goldenen Klingen zerfetzt; der Himmel war blau gewesen, und auf den

Landstraßen lag eine zolldicke Staubschicht. Aber diesen ganzen Vormittag ließ sich die Sonne nicht einen einzigen Augenblick sehen, und doch herrschte seit dem frühen Morgen eine brennende Wärme, eine trockene, drückende Ofenhitze, die dem eigenen glühenden Innern der Erde zu entströmen schien. Ringsumher auf den Feldern lag das Vieh, die Köpfe schwer in das Gras gedrückt, die Schwalben flatterten unruhig, und die Luft hatte einen eigentümlichen, schwefelartigen Geruch.

Um die Mittagszeit kam Fräulein Ragnhild langsam auf den Bauernhof zugegangen, wo Frau Betty und Emanuel wohnten. Sie ging in Gedanken versunken und merkte nicht, wie weit sie gekommen war, als eine Stimme dicht neben ihr guten Tag sagte.

Es war Betty. Sie stand da drinnen auf dem Gang hinter der Gartenhecke in einem einfachen, glatten, schwarzen Kleid, ihre schwarze Morgenspitze über dem Haar. Ihre kleine dünne Gestalt hielt sich sonderbar aufrecht; die Arme hatte sie unter der Brust gekreuzt.

»Ist es wirklich deine Absicht, uns heute einen Besuch zu machen?« sagte sie.

»Ja. Komme ich etwa ungelegen?«

»Das habe ich ja nicht gesagt.«

»Aber, Liebste – warum fragst du denn? Und warum siehst du mich so an?«

»Du bist seit zwei Tagen nicht hier gewesen. Was ist der Grund? ... Gestehe es nur! Du hast uns in der letzten Zeit gemieden, Ragnhild. Ich habe es wohl bemerkt. Sage mir bitte, gehörs du etwa auch mit zum Komplott?«

»Liebe Betty, laßt uns doch heute nicht wieder anfangen,« sagte Ragnhild in müdem Ton und ging durch die Gartenpforte. »Das Wetter ist wirklich nicht danach angetan. Ich versichere dich, ich bin ganz zu Ende. Und du scheinst mir auch recht nervös zu sein ... Verzeihe, daß ich mich setze.«

Sie nahm Platz auf der Gitterbank unter dem Apfelbaum. Frau Betty dahingegen blieb stehen. Sie war erdfahl im Gesicht, die Augen waren schlaff. Nur die Augen leuchteten.

»Sage nur eins« – begann sie – »ist es wahr, daß Pastor Petersen hierher zurückgekommen ist?«

»Ja, er ist gestern gekommen. Er hatte Lust bekommen, der Versammlung drüben in Sandinge beizuwohnen, und er bleibt nur diese Tage hier. Ich hatte übrigens erwartet, ihn hier zu treffen. Er ging heute vormittag nach der Hochschule, um einen Vortrag zu hören, und wir verabredeten, uns hier zu treffen. Er wollte euch einen Besuch machen, sagte er.«

»So! Er kommt also hierher! Eine solche – Kühnheit besitzt er also! Willst du etwa leugnen, Ragnhild, daß er mit zu dem Komplott gehört? ... Ich bin fest überzeugt, daß er hinter dem Ganzen steckt. Er hat Vater aufgehetzt!«

»Ich glaube, du bist auf ganz falscher Fährte, Betty. Wir sprachen gerade gestern abend von deinem Bruder, und ich hatte den bestimmten Eindruck, daß er bis zu diesem Augenblick nichts von dem letzten Schritte deiner Familie gewußt hat, den er nicht einmal zu billigen schien –«

»Ja, verteidige du ihn nur! Er ist ja dein Freund und Kavalier!« rief Betty aus und fing an, in dem Gartenwege auf und nieder zu gehen, beständig mit einer unnatürlich

aufrechten Haltung und die Arme unter der Brust gekreuzt. »Du selbst bist Emanuel ja immer feindlich gesonnen gewesen; du hast ihn gern übersehen und ihn zu einer Null machen wollen. Und nun bist du bitter geworden, weil du siehst, wie sehr du dich in ihm geirrt hast.«

»Weißt du was, Betty, es ist beinahe komisch, dich so reden zu hören. Du vergißt allmählich ganz, daß du selbst noch vor vierzehn Tagen am allereifrigsten warst, deines Bruders Treiben zu verdammen. Wenn wir der Sache auf den Grund gehen, bist du es wohl eigentlich, die den Anlaß gegeben hat, daß dein Vater und dein Bruder Karl – oder wer es nun sein mag – zu so krassen Mitteln gegriffen haben.«

»Was habe ich? ... Was sagst du da?«

»Ich meine, es muß doch wohl deine eigene Darstellung, wie es hier aussieht, für die Handlungsweise deiner Familie in dieser Angelegenheit entscheidend gewesen sein.«

»Ach, das glaubst du ja selbst nicht, Ragnhild! Und es ist schändlich von dir, das zu sagen! Daß ich lange Zeit hindurch Emanuel nicht verstanden habe – daß es mir jetzt vielleicht noch schwer wird, ihm ganz zu folgen – das bekenne ich ehrlich, das bestreite ich gar nicht! Aber nie, nie, sage ich! – habe ich es für möglich gehalten, daß so etwas geschehen könnte. Einen Menschen wie Emanuel der Freiheit berauben, ihn einsperren und zu einem Verrückten machen zu wollen! Das ist schändlich! ... Aber das soll auch nie im Leben geschehen! Ich habe doch wohl auch noch ein Wort mitzureden, solange Emanuel unter meinem Dache wohnt. Und von nun an trennen wir uns nicht mehr!«

Sie setzte ihre Wanderung fort und eine Zeitlang herrschte Schweigen zwischen den beiden Freundinnen.

»Dann ist dein Bruder jetzt wohl auch auf der Versammlung?« fragte Ragnhild endlich und gleichsam mit Überwindung.

»Also das interessiert dich doch? Nein, – da ist er nicht!«

Ragnhild sah hastig auf.

»Wollte er denn nicht heute reden?«

»Ja, aber erst heute abend auf der Diskussionsversammlung, wenn das Wort freigegeben wird.«

»Ach so! – Glaubst du, daß etwas daran ist, was ich heute hörte, daß man ihm das Wort versagen wird?«

»Ach, das wagen sie nicht! Was würde das auch nützen? Damit können sie es doch nicht verhindern, daß er sich anderswo Gehör verschafft. Und von dem Tag an, wo er gesprochen hat, werden sich Tausende um seine Verkündigung scharen. Davon bin ich überzeugt!«

Im selben Augenblick räusperte sich jemand draußen auf der Landstraße und Pastor Petersens glühendes Gesicht ward einen Augenblick über der Gartenpforte sichtbar.

»Meine Damen! Guten Tag! Guten Tag, gnädige Frau! ... Ich muß mich wohl entschuldigen, weil ich so zum zweitenmal in diesem Sommer bei Ihnen mit der Tür ins Haus falle. Und obendrein bei einer solchen Hitze!«

Frau Betty empfing ihn mit genau soviel Zuvorkommenheit, daß sie nicht gerade unhöflich genannt werden konnte. Sie setzte sich neben Ragnhild auf die Bank und bot ihm mit einer gemessenen Handbewegung einen Platz auf dem hochlehnigen Gartenstuhl an, wo er bereits einmal in der Gesellschaft der beiden Damen gesessen hatte.

»Ich höre, der Herr Pastor ist zu der Versammlung in der Hochschule gewesen,« sagte sie.

»Ja, daher komme ich eben.«

»Es waren wohl viele Menschen dort versammelt?«

»Ach – sie waren nahe daran, einander auf die Schultern zu kriechen, um hören zu können! Dergleichen Meinungssturniere sind nun einmal die Volksbelustigungen unserer Tage geworden. Und es ging denn auch wirklich – in doppeltem Sinne – ganz heiß her. Dem lieben Gott müssen heute morgen wirklich die Ohren arg geklungen haben ... denn man ging gerade nicht schonend mit dem alten Manne um. Namentlich der gute Wilhelm Pram und die anderen Schriftgelehrten maßen ihm den Scheffel gehörig voll! Sie ließen ihn geradezu verstehen, daß er Gefahr laufe, ganz aus dem Spiel herausgelassen zu werden, wenn er nicht gutwillig alle die alten Geheimniskrämereien aufgabe, die doch keinem Menschen mehr imponierten. Aufgeklärte moderne Menschen verlangten von der Religion vollen und klaren Bescheid über die Dinge ... keine Zweideutigkeiten, wenn ich bitten darf!«

Er sprach in seinem gewöhnlichen, scherzenden Ton, aber es war doch nicht schwer, zu erkennen, daß er innerlich kochte.

»Wenn man gerecht sein will, muß man jedoch hinzufügen,« – fuhr er fort – »daß da auch einige waren, die den alten Mann in Schutz nahmen oder ihn doch zu entschuldigen suchten. Namentlich Vorsteher Sejling legte eine wirklich lobenswerte Hochherzigkeit an den Tag, indem er als sein Advokat auftrat und in einem beredten Vortrag geltend machte, daß die Worte des Angeklagten in der mehrfach erwähnten Schrift, die Bibel genannt, wenigstens in den entscheidenden Punkten, vollständig glaubhaft seien. Aber dann war da ein schlauer Kopf, der mitten in der Hitze des Gefechtes auf die unvergleichliche Idee kam, daß darüber abgestimmt werden solle. Nicht wahr? Das ist doch wirklich ein großartiger Gedanke, den lieben Gott so zum Gegenstand der Ballotage zu machen. Ja, unsere Zeit ist wahrhaftig eine Zeit des Fortschrittes! Ich bin fest überzeugt, daß es nicht lange währt, bis man die Entscheidung über himmlische Dinge trifft, indem man an den Köpfen abzählt oder eine Patience legt.«

»Und was war denn das Ergebnis der Abstimmung?« fragte Fräulein Ragnhild.

»Ja, darüber kann ich Ihnen keine Aufklärung geben, da ich den Ausfall nicht abgewartet habe. Offen gestanden ... ich zog es vor, meiner Wege zu gehen. Wahrscheinlich wird man das sehr prüde von mir finden... aber das muß ich dann versuchen, zu ertragen.«

»Ich begreife eigentlich nicht,« – sagte Frau Betty in kampfbereitem Ton – »wie eigentlich gerade Sie, Herr Pastor, sich von dieser Art Verhandlungen so abgestoßen

fühlen können. Sie pflegen doch sonst ein eifriger Fürsprecher für die sogenannte gesunde Vernunft zu sein.«

»Ach ja, meine gnädige Frau! Gerade als ein warmer Bewunderer der gesunden Verständigkeit huldige ich im Großen wie im Kleinen der Lehre, die in dem alten besonnenen Wort ausgedrückt ist, daß man den Stein, den man nicht heben kann, am besten liegen läßt. Ich bin nämlich selbst einmal nahe daran gewesen, mich zu verheben, und daher habe ich gelernt, dankbar dafür zu sein, daß andere mir die Last abgenommen haben. Mein Gott! Warum wollen wir Menschen denn durchaus fortfahren, das Glück unseres Lebens zu verscherzen, indem wir beständig über den Wolken auf Abenteuer ausgehen. Wozu diese Lust, sich auf Schleichpfaden in die Ewigkeit hineinzuschmuggeln, auf denen doch hinreichend deutlich geschrieben steht: ›Unbefugten ist der Zutritt verboten!‹ Freilich bin ich selbst Geistlicher, aber dessenungeachtet muß ich gestehen, daß, wenn ich eine solche theologisch infizierte Versammlung, wie die heutige, betrachte, ich mit Wehmut an die guten alten Zeiten zurückdenke, wo man hier draußen auf dem Lande seinen Acker bestellte und seine Kühe mästete und sein religiöses Bedürfnis vollkommen deckte, indem man am Sonntag in die Kirche und dreimal jährlich zum Abendmahl ging. Damals verstand man es, zu leben, das heißt, man verstand das Leben. Man trug geduldig die Lasten des Daseins und nahm deswegen auch ohne Gewissensbisse teil an den Festen des Lebens. Die Alten spielten ihre Partie und leerten ihren Krug, und die Jugend tanzte auf dem Scheunenboden mit silbernen Schnallen an den Schuhen und roten seidenen Bändern an den Mützen!... Ach ja, das war wirklich eine glückliche Zeit!«

»Ja, es können nun freilich nicht alle in einem solchen Dasein ihr Ideal erblicken,« bemerkte Frau Betty scharf.

»Ach nein, darin haben Sie vollkommen recht. Ich merke es sehr wohl – und jeden Tag deutlicher – wie hoffnungslos es ist, die unschuldigen Freuden des Lebens in einem exaltierten Zeitalter anzupreisen, wo man nur die Extreme anerkennt – die abenteuerlichen Ausschreitungen oder die Selbstvernichtung der Askese – und im Grunde für diese beiden Standpunkte gleichviel übrig hat und daher auch beständig zwischen ihnen hin und her schwankt ... weil man gerade das Extreme an ihnen bewundert. Könnten sich die guten Leute wenigstens über ein gemeinsames Ideal einig werden, so würde ich mich schließlich dareinfinden. Aber es gibt momentan genau so viele »Lebensauffassungen«, wie es Personen gibt, die darauf brennen, sich bemerkbar zu machen. Und es ist gerade nicht schwierig, heutzutage offene Ohren für Prophezeiungen und neue unvergleichliche Wahrheiten zu finden. Die Luft ist in dem letzten halben Jahrhundert derartig angefüllt mit Verheißungen und Prophezeiungen, daß sich nicht ein elender Schneider in einer Versammlung erheben und ein paar etwas ungewöhnliche Torheiten sagen kann, ohne daß die Zuhörer augenblicklich in sich gekehrt werden und denken: Ja, Gott mag wissen, ob dies nicht das erlösende Wort ist, auf das wir gewartet haben!«

Ragnhild fing an, unruhig zu werden. Sie sah Betty wie auf Kohlen sitzen und die Hände im Schoß umeinander drehen. Schnell stand sie auf und verabschiedete sich.

Der Pastor folgte.

* * *

Am Nachmittag saßen Emanuel und Betty nebeneinander auf dem Roßhaarssofa in seiner Stube. Die letzten Wochen hatten ihn gealtert, so daß er kaum zu kennen war. Seine hohe Gestalt war noch schmaler geworden, die Wangen waren hohl, die Augen eingefallen, das starke Haar und der Bart hingen ihm ungekämmt über Brust und Schultern.

Er hatte die letzten vierundzwanzig Stunden nichts gegessen und war daher auch vor einer Weile in eine leichte Ohnmacht gefallen, als er mit der Schwester aus dem Garten kam.

»Wie geht es jetzt? ... Ist dir ein wenig besser?« fragte sie und strich ihm fürsorglich über den Arm.

»Danke. Es ist jetzt vorüber. Es geht mir gut.«

»Ich möchte dich so ungern quälen, Emanuel ... aber kann ich dir nicht irgend etwas Kräftigendes bereiten?«

Ein schwaches Lächeln glitt über seine Lippen.

»Wozu sollte das wohl nützen, Betty? ... Gottes Geist wird mich aufrecht halten und mich stark machen.«

In diesem Augenblick erschien das Dienstmädchen in der Tür.

»Gnädige Frau!«

Betty erhob sich hastig.

»Was gibt's? ... Sprich leise ... Störe nicht!«

»Gnädige Frau haben die Kinder wohl nicht gesehen?«

»Nein – sie sind wohl im Garten?«

»Nein, da sind sie nicht. Und wir können sie nirgends finden.«

»Sucht sie nur und sorgt dafür, daß sie sich ruhig in ihrem Zimmer aufhalten ... Störe uns nicht wieder.«

»Wieviel Uhr ist es, Betty?« fragte Emanuel, als sie zurückgekommen war.

»Es ist bald vier. Noch drei Stunden bis zum Beginn der Versammlung. Übrigens, Emanuel ... ich will es dir lieber sagen, damit du es nicht falsch auslegst ... ich komme doch nicht mit nach der Versammlung. Ich habe nicht den Mut. Ich fürchte, es wird mich zu sehr angreifen. Auch die vielen Menschen –«

Emanuel streichelte schweigend ihre Hand.

»Aber sage mir doch ... ich habe mich so sehr danach geseht ... kannst du mir nicht ein wenig von dem erzählen, worüber du heute reden willst, Emanuel?«

»Was Gott mir eingibt. Nichts weiter.«

Die Antwort machte Betty ein wenig unruhig.

»Aber sage mir doch, Emanuel ... glaubst du nicht, daß es am richtigsten sein würde, ein wenig vorher darüber nachzudenken ... vielleicht auch etwas aufzuschreiben? Du

bist ja nicht daran gewöhnt, in einer so großen und fremden Versammlung zu reden.«

Emanuel sah sie mit einen, mild vorwurfsvollen Kopfschütteln an.

»Du machst dir so viele Sorgen, Betty. Nur eins ist not!«

»Ich verstehe dich wohl nicht richtig, Emanuel ...«

»Nein – noch nicht!« sagte er und strich mitleidsvoll mit der Hand über ihr Haar und ihre Wangen. »Aber da du dich um mich sorgst, Betty, so will ich dir erzählen ... ich hatte vorhin eine liebliche, eine trostreiche Erscheinung.«

»Eine Erscheinung?«

»Ja – eine Begegnung mit Mutter. Es war vor ganz kurzem, als ich draußen im Garten saß. Meine Seele war unruhig und voller Angst... Da kam sie in ihrer Lichtgestalt auf mich zu, faßte mich um den Kopf und küßte mich auf die Stirn. »Meinen Segen«, sagte sie.«

Betty hatte die Hände vor der Brust gefaltet und starrte ihn entsetzt an.

»Emanuel...!«

»Ruhig, Schwester! Laßt uns demütig sein!... Warum beunruhigst du dich? Hast du nie in der Einsamkeit gefühlt, daß uns Geister umschweben?... Und ist es denn nicht ein trostreicher Gedanke, daß das Himmelreich uns so nahe ist! Ist es nicht köstlich zu wissen, daß wir täglich von seiner unsichtbaren Herrlichkeit umgeben sind, daß wir nur einen einzigen kleinen Schritt zu wandern brauchen, wenn der Tod, unser Erlöser, uns das Erdengefängnis auftut und unsere elende Gefangentracht im Grabe den Würmern zur Beute hinwirft?«

Betty saß unbeweglich still.

»O ja, Emanuel!« rief sie auf einmal in Ekstase aus und umfaßte seine Hand.

* * *

Die Hitze war im Laufe des Tages immer erstickender geworden und schon mitten am Nachmittag herrschte eine derartige Finsternis, daß man in den Stuben kaum sehen konnte, wieviel Uhr es war. Plötzliche Windstöße fuhren über die dünnen Felder hin und hüllten die Gegend in eine Wolke von aschenähnlichem Staub. Die Hähne ringsumher auf den Höfen krächten, und die Schwalben flatterten in Todesangst hierhin und dorthin über den Wegen. Von Zeit zu Zeit hörte man das unterirdische Rollen eines fernen Donners.

Um Sonnenuntergang – während sich im Westen eine schwarzblaue Wolkenmasse gleich einem unförmlichen, elefantenartigen Himmelstier aus dem dunkelroten Blutsee des Horizontes erhob – füllte sich die große Vortragshalle der Hochschule wieder bis auf den letzten Platz; und trotz der Hitze und der Anwesenheit Sr. Exzellenz des Kultusministers wurde der Streit vom Vormittag mit ungeschwächter Heftigkeit fortgesetzt. Namentlich waren die »Schriftgelehrten« in Kriegsstimmung gekommen, nachdem sie auf der Vormittagsversammlung bei der Abstimmung der Frage über den göttlichen Ursprung der Bibel eine ernste Niederlage erlitten hatten. Wilhelm Pram erklärte geradeheraus, daß er jetzt die Fahne des Aufruhrs in die Gemeinde pflanzen

und die freien Männer und Frauen zu offenem Kampf gegen alle die anrufen würde, die aus lichtscheuer Furcht den Verstand zum Sklaven unter dem Joch des Autoritätsglaubens machen wollten. Diese Herausforderung rief nun auch die Gegner in die Waffen; und nicht nur die Wortführer der Parteien, sondern auch das vielstimmige Echo der Scharen der Gemeinen ließ sich allmählich hören. Einer nach dem anderen betraten sie die Rednertribüne, Frauen und Männer, wunderliche Gestalten ... alle erfüllt von demselben glühenden Drang zu bekennen, zu verkünden, zu verheißen, zu erneuern.

Ringsum die Tribüne herum saßen die Ehrengäste der Versammlung und die besonders eingeladenen Redner, darunter der untersetzte Pastor Magensen mit den ewigen Höllenstrafen – der »Lüttedeubel«, wie er populär im Lager der Gegner genannt wurde – wie auch der traurige Zweifler, Kandidat Boserup. Die größte Aufmerksamkeit erregte natürlich der junge Minister, der seinen Platz neben Frau Gylling hatte und mit einer etwas angestregten Würde die Aufschlüsse über die auftretenden Redner in Empfang nahm, wie sie ihm von einigen befrackten Hochschulmännern mitgeteilt wurden, die hinter ihm Aufstellung genommen hatten.

Oben auf der Tribüne neben den Rednern saß Vorsteher Sejling, der Dirigent der Versammlung. Mit ernster Unbeweglichkeit, die Arme über der Brust gekreuzt, sah er mit der undurchdringlichen, barschen und bewußten Miene, die ihn bei Freunden und Gegnern so gefürchtet machte, auf die Versammlung hinaus. Der Wankelmut, der ehemals seinem öffentlichen Auftreten angehaftet und in so hohem Grade seiner Beliebtheit in der Gemeinde Abbruch getan hatte, war in der letzten Zeit – nachdem Wilhelm Prams Popularität unter der Jugend zunahm – einer sogar ungewöhnlichen Festigkeit gewichen. In dem allgemeinen Bewußtsein stand er jetzt als Führer des konservativen Flügels der Freundesgemeinschaft da, und man erzählte sich denn auch, daß namentlich auf seine Veranlassung hin der Minister hier heute erschienen sei ... ein Zug, der in diesem Falle ganz klug von ihm berechnet war. Es unterlag keinem Zweifel, daß die Anwesenheit des Ministers eine mitwirkende Ursache gewesen war, daß die Aktien der oppositionellen Partei während der Vormittagsversammlung gesunken, und daß der göttliche Ursprung der Bibel mit so überwältigender Majorität festgestellt war.

Die Hitze im Saal war allmählich fast unerträglich geworden. Obwohl man alle Türen und Fenster geöffnet hatte, um Luft zu schaffen, wurden mehrere Frauen ohnmächtig, und die Lampen ringsumher an den Wänden und unter der schweren, hohen Balkendecke leuchteten schließlich so matt, daß namentlich der untere Teil des Saales in einer düsteren Dämmerung lag. Hin und wieder hörte man ein fernes Grollen des Donners, das langsam näher kam.

Auf einmal entstand eine Unruhe an einer der Seitentüren, die Leute wichen zur Seite – Emanuel trat still ein.

Oben auf der Rednertribüne stand in diesem Augenblick ein Dorfschullehrer und entwickelte seine Anschauungen; niemand aber hatte jetzt mehr Ohr für seine Worte. Alle sahen zu der hohen, bleichen Erscheinung hinüber, die dort an der Tür stehen blieb, den Kopf gesenkt, die Hände vor der Brust gefaltet. Selbst diejenigen, die ihn niemals gesehen hatten, waren keinen Augenblick darüber im Zweifel, wer er war. In dem Hinteren Ende des Saales kletterte man auf die Bänke, um sehen zu können, und von Mund zu Mund liefen flüsternde Fragen und Antworten.

Nur Einer verhielt sich still... dort in einer Ecke saß Weber Hansen vornübergebeugt und barg den untern Teil seines Judasgesichtes in den blutroten Händen.

Als der Dorfschullehrer endlich schwieg, und nachdem noch ein paar andere das Wort gehabt hatten, wurde da oben von der Tribüne verkündet, daß Emanuel reden wolle. Im selben Augenblick stieg ein schwarzgekleidetes junges Mädchen auf eine Bank neben einem der Fenster, und eine nach der anderen erhoben sich um sie her fünf, sechs zerlumpte Gestalten – darunter die »schwarze Trine« – deren Anwesenheit die ganze Zeit hindurch Unruhe bei den Leitern der Versammlung erregt hatte, namentlich unter den befrackten Hochschulmännern hinter dem Minister. Das waren Gerda und eine Auswahl von Emanuels Anhängern unten aus dem Dorf.

Als er sich nun selber der Rednertribüne näherte, streckte das junge Mädchen mit einem ekstatischen Ausruf die Arme nach ihm aus und rief mit lauter, gellender Stimme:

»Hosianna! Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn!«

»Hosianna! ... Hosianna!« wiederholten die anderen im Chor mit ihren rohen und dunklen Stimmen.

Ringsumher in der Versammlung erregte der Auftritt eine wirre Bestürzung. Man sah einander an oder zu dem Dirigenten hinauf oder – furchtsam – zu dem Minister hinüber. Vorsteher Sejling hatte augenblicklich zu seiner Glocke gegriffen um einzuschreiten, aber im selben Augenblick erschien Emanuel auf der Rednertribüne – und alles wurde still.

Mehr als eine Minute herrschte Totenstille im ganzen Saal. Es war, als wenn ein Engel unsichtbar durch den Raum schwebte. Emanuel selbst glich mehr einem Geist, als einem lebenden Menschen, wie er da oben stand, mager und graubleich, scharf beleuchtet von dem Schein der beiden herabhängenden Deckenlampen, die die Höhlen der Wangen und der Augen tief und schwarz machten wie bei einer Leiche. Die langen, abgezehrten Hände lagen flach gefaltet über seiner Brust, der Blick war in die Höhe erhoben.

Ringsumher im Saal saß man mit verhaltenem Atem. Selbst der Minister vergaß einen Augenblick seine Würde und starrte mit offenem Mund und Augen über seinen Kneifer hinweg, den er aufgesetzt hatte, um besser sehen zu können. Ja, selbst Wilhelm Pram sah so aus, als wisse er nicht mehr recht, was er denken solle. Als Emanuel nun seine Arme gen Himmel erhob und mit schwacher, bebender Stimme sagte: »Rede, Herr ... Dein Knecht hört!« – und als im selben Augenblick ein dumpfes Donnergetöse in der Ferne erklang, ging auf einmal ein Schauern durch die ganze Versammlung.

Emanuel blieb mit emporgestreckten Händen und geschlossenen Augen stehen; aber auch nicht ein Laut kam über seine weißen Lippen. Man konnte sehen, daß sein ganzer Körper bebte, daß ihm der Schweiß über das Antlitz rann. Und plötzlich brach er zusammen, bedeckte das Gesicht mit den Händen und rief unter stöhnendem Schluchzen aus:

»Mein Gott! Mein Gott! ... Warum hast Du mich verlassen!«

In diesem Augenblick ging ein förmlicher Seufzer der Erleichterung durch die große Versammlung. Es war, als würden sie alle von einer zusammenschnürenden Angst befreit, als sie das Bewußtsein erlangten, daß sie nicht einen von Gott gesandten

Propheten, sondern einen schlecht und recht verrückten Mann vor sich hatten. Der Vorsteher Sejling hatte sich schnell erhoben und mit Hilfe von ein paar herbeigeeilten Männern wurde Emanuel nun sanft von der Rednertribüne heruntergeführt und dann unter der mitleidsvollen Teilnahme der Versammlung aus dem Saal herausgebracht.

Noch draußen von der Diele her konnte man sein hilfloses Schluchzen hören.–

So erleichtert man nun gewissermaßen war und obwohl man sofort auf Vorschlag des Wortführers ein Lied anstimmte, um die erschreckten Gemüter wieder zu beruhigen, so verging doch eine ganze Zeit, ehe man den Eindruck dieser unheimlichen Szene überwand. Dazu kam noch, daß das Gewitter jetzt schnell heraufzog. Ein paar gewaltige Donnerschläge waren schon über das Dorf hingeroht und ein mit Hagelkörnern vermischter Regen fing an gegen die Fensterscheiben zu prasseln.

* * *

Daheim bei Frau Betty hatte währenddes auch große Unruhe geherrscht. Zuerst in Veranlassung der Kinder. Sigrid hatte sich wirklich die Verwirrung zunutze gemacht, die den ganzen Tag im Hause geherrscht hatte, und endlich ihren langvorbereiteten Plan ausgeführt, auf eigene Hand die vermißte Mutter aufzusuchen. Zusammen mit Dagny, der Puppe Liese und einem kleinen Bretterwagen, der die Bagage enthielt, nämlich zwei Sommeräpfel, eine Sparbüchse und eine Schiefertafel, war sie am Nachmittag auf die Landstraße hinausgezogen, ohne daß jemand es gesehen hatte. Die kleine Karawane war jedoch nicht weit gekommen. Da nämlich das Schicksal es wollte, daß die Sonne, ihr einziger Wegweiser, sich an diesem Tage gar nicht blicken ließ; da außerdem die widerspenstige Dagny sofort zu heulen anfang, um wieder nach Hause zu kommen; und da schließlich das Unglück es wollte, daß das eine Rad des Wagens sich ablöste, als es gegen einen Stein fuhr, verlor auch Sigrid allmählich den Mut und setzte sich verzagt auf den Grabenrand, – wo sie das Mädchen dann bald darauf gefunden hatte.

Frau Betty war ernstlich böse geworden. In ihrer exaltierten Gemütsverfassung hatte sie die Kinder vorgenommen und eine förmliche Weltgerichtspredigt gehalten, so daß selbst Sigrid schließlich kleinmütig geworden war und zu weinen angefangen hatte.

Nun ging Betty in fieberhafter Spannung in der ärmlich erleuchteten Bauernstube auf und nieder und wartete auf Emanuels Heimkehr. Sie konnte nicht begreifen, daß er noch nicht gekommen war. Die Uhr war bald zehn, und sie war überzeugt, daß er sich nicht von dem Regen hatte zurückhalten lassen. In ihrer Ungeduld fing sie schließlich an, sich Vorwürfe zu machen, daß sie ihn nicht begleitet hatte. Ihr war außerdem so unheimlich zumute in ihrer Einsamkeit. Das Gewitter kam mit jeder Minute näher, und der Regen strömte herab wie eine Wasserflut...

Horch! Wie, kam da nicht jemand? Ja, da war er endlich! Nein ... was war denn das?... Das war nicht sein Schritt.

»Ragnhild!« rief sie aus, als die Tür sich auftat. »Kommst du hierher ... zu dieser Zeit! Und, mein Gott! – wie siehst du aus?«

»Guten Abend,« sagte Fräulein Tønnesen atemlos und befreite sich hastig von einem großen Schal, den sie über dem Kopf gehabt hatte. »Erschrick nicht! Ich wollte nur im Vorübergehen hören, wie es hier aussieht.«

»Aber woher kommst du denn? Du bist ja ganz durchnäßt!... Ragnhild!... Du bist doch nicht dadrinnen in der Versammlung gewesen?«

»Ja ... warum denn nicht?« sagte sie in einem Ton, der gleichgültig klingen sollte; aber ihre Stimme zitterte und der Ausdruck in ihrem Gesicht war scheu und unruhig. »Ich hatte Lust, einmal zu sehen, wie so etwas zugeht.«

»Aber wer hat dich begleitet? ... Du bist doch nicht allein gegangen, Ragnhild?«

»Nun ja, warum denn nicht?... Ist dein Bruder noch nicht nach Hause gekommen?«

Betty stand einen Augenblick sprachlos da.

»Ragnhild!« schrie sie auf einmal und schlang die Arme um die Freundin.

»Du liebst Emanuel! Ich sehe es dir an! ... Du liebst ihn! Du liebst ihn!«

Ragnhild wollte sich losreißen, aber ihre Kräfte versagten; ermattet sank sie in einen Stuhl.

»Beruhige dich, Betty,« sagte sie – sie schnappte nach Luft und hielt die Hand gegen das Herz gepreßt. »Antworte mir doch einmal... Ist dein Bruder noch nicht nach Hause gekommen?«

»Nein. Ist die Versammlung aus... Erzähle doch!«

»Ist dein Bruder wirklich noch nicht nach Hause gekommen?«

»Nein, warum fragst du nur immerfort? Und warum siehst du mich so an? ... Es ist etwas geschehen! Ich kann es dir ansehen! Ragnhild! Was ist geschehen!«

»Du weißt es also nicht?«

»Was?«

»Daß dein Bruder auf der Versammlung ... krank geworden ist.«

»Krank?... Emanuel krank!... Aber wo ist er denn?—«

Ein Mann von der Hochschule hatte ihn nach Hause begleitet. Aber während dieser unterwegs in ein Haus gegangen war, um einen Trunk Wasser für ihn zu holen, war Emanuel weitergegangen, und seither hatte man ihn nicht wieder auffinden können.

In diesem Augenblick wanderte er über die öden Hammerhügel, – langsam, den Blick zu Boden gerichtet. Er merkte nicht, daß der Regen über ihn herabströmte. Seine Gedanken standen still, sein Geist war gelähmt... er wußte nicht einmal, daß er ging.

Er hatte von den Erlebnissen des ganzen Abends, ja von seinem ganzen Leben nur eine einzige Erinnerung bewahrt ... die Erinnerung an ein ungeheures Getöse, einen schrecklichen Schrei aus tausend Mündern ... und dann an ein Feuermeer, eine endlose Feuersbrunst, über deren Flammen sich Gottes Geist in einem blendenden Strahlenkranz offenbart hatte, umgeben von weißen Cherubinen mit langen, goldenen Gerichtsposaunen, deren mächtige Töne ihn zu Boden geschlagen hatten ...

Plötzlich blieb er stehen. Der Himmel im Westen war von fernen Blitzen erleuchtet, und das Seezeichen oben auf dem Hügel hob sich einen Augenblick ganz deutlich gegen den weißblauen Himmelsrand ab.

Ihm schauderte. Er hatte einen Leib da oben an dem schwarzen Kreuz hangen sehen, und in dem leidenden Antlitz unter der Dornenkrone erkannte er seine eigenen Züge.

Jawohl! Sie hatten ihn gekreuzigt... ihm die Brust mit Lanzen durchstoßen, ihn mit Geißeln gepeitscht und gekreuzigt!... Jawohl! Und nun ging er hier durch das Reich der Toten...

Die Angst vor der Finsternis erweckte ihn nach und nach. Scheu sah er sich um ... und es begann in seinem Bewußtsein zu dämmern.

»Es regnet!« sagte er laut.

Im selben Augenblick entsann er sich alles dessen, was geschehen war, und er setzte sich in das nasse Heidekraut und weinte wie ein Kind.

Er wollte nicht heimkehren. Er konnte hinfort nicht mehr in der menschlichen Gemeinschaft leben. Er flehte so inbrünstig, daß ihn Gott doch aus dem Elend dieses Lebens erlösen und seiner müden Seele Ruhe in seinem Schoß beschere möge!

»O, lieber Vater! Laß mich nicht noch mehr schmachten! Nimm mich auf in deinen Himmel! Ich habe kein Heim mehr auf Erden. Habe Barmherzigkeit mit mir! Nimm mich auf in deinen Schoß! –«

Fünfter Teil

Die Stimmung, die am nächsten Tage während der Vormittagsversammlung in der Hochschule herrschte, trug, jedenfalls zu Anfang, das unheimliche Gepräge, das die Szene mit Emanuel überall hervorgerufen hatte. Erst gegen Tagesgrauen war er – mehr tot als lebend – von der Mannschaft gefunden, die unter Pastor Petersens Führung um Mitternacht ausgesandt war, um ihn zu suchen. Man wußte, daß nach dem Landesvogt und dem Arzt geschickt war und daß er gleich in einem Krankenhaus untergebracht werden sollte.

Der Umschlag in der Stimmung der Versammlung wurde durch Weber Hansen hervorgerufen. Er hatte am vorhergehenden Abend in seiner Ecke gesessen und sich schweigend unter die Niederlage gebeugt, die auch er bei dieser Gelegenheit erlitten hatte. Wenn ihm so sehr daran gelegen war, Emanuel zum Auftreten zu veranlassen, so hatte das seinen Grund darin, daß er darauf rechnete, er werde wenigstens ein gewisses Aufsehen verursachen, und weil er wußte, daß seine Skibberuper doch niemals ihre geistige Heimat ganz vergessen hatten, namentlich aber in diesen Tagen mit Aufmerksamkeit alles verfolgten, was sich auf der Sandinger Hochschule zutrug.

Freilich, – großes Zutrauen zu seiner Kriegslist hatte er diesmal doch nicht gehabt. Der bisher so unermüdliche, wenn auch wieder und wieder geschlagene Streitsmann hatte allmählich angefangen, die Hoffnung auf einen Erfolg der Sache aufzugeben, die für ihn das Leben selbst gewesen war. Als er in dieser Nacht daheim auf seinem einsamen Strohlager lag, mißmutig über die abermalige Niederlage, hatten sich seine Gedanken wie gewöhnlich eine Weile um die finstere Kindheitserinnerung geschart, die der Giftbrunnen in seinem Gemüt gewesen war, das bittere Quellwasser, an dem er seit vierzig Jahren täglich seine Kraft und seine Rachsucht erneuert hatte ... bei der Erinnerung an jenen Nachmittag, da er als Hirtenknabe Zeuge gewesen war, wie der Gutsherr seinen Vater mit einem Stock durchprügelte. Zum tausendsten Male sah er diese Szene vor sich: die großen lehmgrauen Felder, den krummgebeugten Vater am Pfluge, die dampfenden Pferde, den jungen Junker, den gelben Stock, die jammervolle Miene des Vaters, sein erhobener Arm, seinen flehenden Hundeblick ... die Erinnerung stand in seine Seele eingebrannt wie ein Sklavenzeichen. Er hatte an jenem Tage seine Knabenfaust geballt und einen heiligen Eid geschworen. Aber statt der Genugtuung für sich selbst und seinen Stand, auf die er gehofft und für die er all diese Jahre gekämpft hatte, war der Gehorsam nur von Tag zu Tage größer geworden und die Untertänigkeit immer krummbuckliger.

Er hatte jetzt beschlossen, endlich den Kampf aufzugeben. Es war nichts auszurichten mit einem Volk, das in allen Verhältnissen den Wahlspruch erwählt zu haben schien: je toller, um so besser! Wenn er dessenungeachtet um das Wort gebeten hatte, geschah es nur, um noch zum allerletzten Mal sein Herz zu erleichtern und seinen ehemaligen Freunden und Gesinnungsgenossen einen wohlgemeinten kleinen Abschiedssalut zu bringen.

Sein Erscheinen auf der Rednertribüne erregte anfänglich keine große Aufmerksamkeit. Er war für den größten Teil der Versammlung eine unbekannt

Persönlichkeit, und seine besonnene, ja schleppende Art und Weise, sich auszudrücken, rief im Anfang eine gewisse Ungeduld bei den Zuhörern hervor. Aber allmählich fing man an zu lauschen. Was war das? Der Mann sprach ja von Politik, vom Staatscoup, von der Unterdrückung der Freiheitsbewegungen...

Es entstand Unruhe im Saal. Man sah mit ängstlichen Blicken zu dem Minister und von da zu dem mächtigen Dirigenten hin, der sich ja auch schon erhoben hatte, die Hand an der Glocke, bereit einzuschreiten.

Im selben Augenblick schlängelte sich der Weber katzenfreundlich zu dem vorliegenden Thema hinüber: zu der Vorstellung von dem jenseitigen Leben und den ewigen Höllenstrafen.

Aber kaum hatte der Schrecken sich gelegt und der Dirigent wieder Platz auf seinem Stuhl genommen, als er sich abermals auf verbotenen Wege bewegte. Er fing an, über die Altersversorgung der kleinen Leute zu reden, über den Unterricht des Volkes und das veraltete Armenwesen.

Vorsteher Sejling läutete kräftig mit seiner Glocke.

»Ich muß den Redner darauf aufmerksam machen, daß er sich streng an die vorliegende Sache halten soll. Namentlich ist jede Einmischung von Politik absolut verboten,« sagte er. Und unter der lebhaften Zustimmung der Versammlung fügte er wütend hinzu: »Dies ist keine Schenkstübendiskussion, sondern eine Verhandlung über geistige Dinge.«

»Ich bitte sehr um Entschuldigung,« sagte der Weber mit seiner allermildesten Stimme: »Ich meinte wohl, es könne wohl angehen, in dieser Verbindung Dinge zu berühren, die uns doch allen am Herzen liegen ... namentlich heute, wo wir doch die außerordentlich große Ehre haben, einen so hochangesehenen Mann wie einen Minister in unserer Versammlung zu sehen. Denn sehen Sie, was das ewige, jenseitige Leben betrifft—« fuhr er mit erhobener Stimme fort, als der Wortführer abermals Miene machte, zur Glocke zu greifen – »ja, da mein' ich ja nu, daß der liebe Gott schon dafür sorgen wird. Aber das Leben hier auf der Erde, dafür zu sorgen, haben wir woll selbst eine Verpflichtung.« »Schluß! – Schluß!« – riefen ein paar erregte Stimmen.

Aber ohne auf die immer ungeduldigeren Zurufe der Versammlung zu achten, und indem er seine Worte so geschickt belegte, daß er das Einschreiten des Dirigenten abwehrte, fuhr er fort zu reden. Er schalt die Gemeinde aus, daß sie die Volkssache verraten habe, die zum Siege zu führen ihre Aufgabe sei, daß sie statt dessen städtische Kleidung angelegt und seine Empfindungen bekommen habe. Er sprach von einem »Hochschulgrößenwahn«, der keinen Deut besser sei als der Studentenhochmut, den die Hochschule hatte bekämpfen wollen, und bezeichnete mit einem herausfordernden Lächeln die Verkündigung der Freundesgemeinschaft als diese »Hofbesitzerreligion«, die sich allein für Leute eigne, die in der Lage seien, sich den Hintern auf den Bänken der Hochschule flach zu drücken.

Die Unruhe im Saal hatte sich allmählich zu einer förmlichen Bewegung gesteigert, und Vorsteher Sejling war denn auch im Begriff, wieder einzuschreiten, als sich Wilhelm Pram von seinem Platz auf der ersten Bank vor der Rednertribüne erhob und – zu der Versammlung gewendet – mit lauter Stimme ausrief:

»Ich fühle mich berufen, einen bestimmten Widerspruch gegen die Worte dieses Redners zu erheben. Obwohl ich mich selbst in Opposition zu vielem in unserm Gemeindeleben befinde – oder vielmehr gerade aus dem Grund – liegt es mir daran, zu erklären, daß ich die gefallenen Äußerungen für ganz ungehörig – ja, für unschicklich erachte.«

»Hört! hört!« tönte es mit lautem und einstimmigem Beifall aus der Versammlung, wohingegen Vorsteher Sejling sichtlich erleichte und nervös nach der Glocke tastete.

»Die Angelegenheiten,« fuhr Wilhelm Pram mit sich steigender Wärme fort, »die der Redner berührt hat, eignen sich nicht zu einer Erwägung hier... und es ist nicht unsere Sache, sie anzubringen. Im Gegenteil! Wir haben in vergangenen Zeiten zu viel Kräfte und Fähigkeiten vergeudet und ernstere Aufgaben hintenangesetzt, um zu der Lösung von Fragen beizutragen ... die sich ... schließlich vielleicht gar nicht lösen lassen. Wir können sicherlich alle tiefes und aufrichtiges Mitleid mit den Stiefkindern der menschlichen Gesellschaft empfinden, und wir können, ein jeder für sich, tun, was in unserer Macht steht, um Not zu lindern und Entbehrungen abzuwenden und die Mängel der Gesellschaftsordnung auszuflicken. Aber an jedem Menschenwerk kleben nun einmal Unvollkommenheiten und es ist nicht nur zwecklos, sondern fast vermessen, wenn man glaubt, es vollkommen machen zu können. Der Gedanke, daß es schon hier auf Erden ein Land der Glückseligkeit gibt, ist eine Schimäre, eine Frucht schöner, aber leichtfertiger Träumereien ...«

»Träumereien?« wiederholte der Weber mit einem hinterlistigen Lächeln.

»Ja – eine Vorstellung ohne Gehalt – ohne Möglichkeit für ...«

»Eine U... U... Utopie?« versuchte der Weber.

»Ja, ein unlösbares Problem ... eine Phantasterei, mit der sich ernstlich zu beschäftigen zwecklos ist.«

»Es ist doch eigentlich sonderbar,« sagte der Weber, »denn genau dieselben Worte hab' ich neulich in einer von den richtigen alten, erzreaktionären, konservativen Zeitungen gelesen, wovon ich eigentlich nich' geglaubt hab', daß Herr Pastor damit übereinstimmte!«

»Hier wird nicht von Politik gesprochen,« rief Wilhelm Pram abweisend.

»Ach nein, aber ich kann es nu mal nich in meinen Kopf kriegen, wie man gerade *das* Phantasterei nennen kann ... warum gerade *das* Torheit sein soll, kleinen Leuten zu Gleichberechtigung mit andern Menschen zu verhelfen, und Recht und Billigkeit in der Gesellschaftsordnung zu fördern, während es für uns eine Kleinigkeit sein soll, mit den großen Weltproblemen herumzukämpfen und Himmel und Hölle umzukehren. Ich bin – Gott sei Lob und Dank! – weder Freidenker, noch sonst dergleichen, sondern ich bin glücklich in meinem Kinderglauben. Aber trotzdem muß ich sagen, daß, wenn wir Menschen uns ein klein bißchen weniger in die Angelegenheiten des lieben Gottes hineinmischen wollten, wir gewiß Zeit und Kraft hätten, diese oder jene von den Aufgaben zu lösen, die wir jetzt immer höchst eilig als ganz unlösbar beiseiteschieben... das is nu meine bescheidene Meinung.«

»Wie lange soll denn eigentlich der Mann Erlaubnis haben, über Dinge zu reden, die gar nicht hierher gehören?« rief Wilhelm Pram in erregtem Tone dem Dirigenten zu.

»Ja, Schluß ... Schluß!« ertönte es von vielen Seiten.

Scheinbar vollständig beherrscht, trat Vorsteher Sejling vor und sagte:

»Ich muß Wilhelm Pram darauf aufmerksam machen, daß ich die Versammlung leite ... und ich werde meine Aufgabe schon ohne seinen Beistand lösen.«

»Aber die Redner müssen sich doch auf alle Fälle an das vorliegende Thema halten.«

»Ja – keine Unparteilichkeit!« brüllte eine jugendliche Stimme aus dem Hintergrunde, und nun erhob sich im ganzen Saal ein allgemeiner Spektakel. Niemand wollte mehr hören, alle sprachen durcheinander ... während der Weber lächelnd von der Rednertribüne herabkroch und lautlos von dannen schlich.

* * *

Am Abend um Sonnenuntergang saßen Ragnhild und Pastor Petersen auf einer Bank im Garten des Hotels, der sich bis an das Wasser erstreckte. Sie waren beide sehr angegriffen von den Ereignissen der Nacht und des Tages. Namentlich war Ragnhild tief erschüttert. Sie saß zusammengekrochen in einem großen Schal da und sah fast alt aus.

Der Pater führte denn auch das Wort. Er erzählte von einigen Demonstrationen, die Emanuels Anhänger in Szene gesetzt hatten, als er unter Bewachung des herbeigerufenen Arztes und eines anderen Mannes in der alten Kalesche des Krugwirts davongefahren war. Die Stummheit, mit der diese Menschen bei dem so unglücklichen Auftreten ihres Meisters auf der Versammlung am vorhergehenden Abend geschlagen gewesen, war nämlich von ihnen gewichen, nachdem sich das Gerücht verbreitet hatte, daß man in der Hochschule Gift in das Glas Wasser gegeben habe, das auf der Rednertribüne stand und von dem er gleich ein wenig getrunken hatte. Sie waren keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß seine Gegner ihn hatten aus dem Wege schaffen wollen und jetzt – wo dieser Plan mißlang – ihn einsperren wollten, um ihm den Mund zu schließen. Den ganzen Tag war da ein Auflauf vor seinem Hause gewesen. Männer und Frauen standen da und riefen seinen Namen und baten um seinen Segen. Namentlich war die schwarze Trine sehr wirksam gewesen. Im Verein mit ein paar Fischern hatte sie versucht, sich Zutritt in das Haus zu erzwingen, und jedesmal, wenn sie den Landesvogt hinter einem der Fenster erblickte, hatte sie drohend die Hand erhoben und gerufen: »Wehe dir, Pilatus!« Im Laufe des Tages hatte der Spektakel derartig um sich gegriffen, daß schließlich wohl an fünfzig Menschen – fast die ganze Bevölkerung des Fischerdorfes – das Haus umringten. Selbst Leute, die bisher Emanuels Erweckungsarbeit gleichgültig gegenübergestanden oder sich gar spöttisch dazu gestellt hatten, wurden jetzt von der Bewegung mit fortgerissen; mit genauer Not war es dem Schutzmann und dem Dorfschulzen gelungen, die Menge mit ihren Stöcken zurückzuhalten. Als die Kalesche vor die Tür vorfuhr und während die Menge rief und schrie, hatte sich eine junge Mutter mit ihrem kranken Kinde vorgedrängt, damit Emanuel ihm die Hand auflegen solle. Es war dem Dorfschulzen nicht möglich gewesen, sie zurückzuhalten. »Ich will ihn sehen,« rief sie. Selbst nachdem sich der Wagen wieder in Bewegung gesetzt hatte, fuhr sie fort, sich an das Rad zu klammern und zu rufen, er solle ihr Kind retten. »Ja – er hat eine wunderbare

Macht über die Gemüter gewisser Menschen gehabt,« sagte Ragnhild sinnend, als der Pater seinen Bericht geendet hatte.

»Freilich, die Macht, die die Einfalt, verschönert durch Treuherzigkeit, leider stets über unbefestigte Seelen hat, und die Leute wie Emanuel Hansted ungefähr zu den gefährlichsten Personen für eine Gesellschaftsordnung macht.«

»Betrachten Sie ihn wirklich so? Er hat doch eigentlich immer am schlimmsten gegen sich selbst gehandelt.«

»Ach ja, das kann man auch sagen. Der Fehler liegt wohl überhaupt darin, daß man dergleichen Phänomene zu ernsthaft auffaßt, statt sie gleich von der humoristischen Seite zu betrachten. Es ist, bei Licht besehen, vielleicht der allergrößte Fehler der modernen Menschen, daß ihnen der Sinn für das Komische so völlig abgeht. Genau betrachtet, ist doch Emanuel Hansteds ganzes Streben zum Lachen gewesen, sein Leben war eine Reihe plattkomischer Szenen. Mit vollem Recht könnte einstmals, wenn er stirbt, auf seinen Grabstein geschrieben werden: »Hier ruht der Nachfolger Don Quichottes, Emanuel Hansted mit Namen, der zu einem honetten Kaplan geboren war, sich aber für einen Propheten und Heiligen hielt; der sich deswegen in das Gewand eines Viehhirten kleidete und jeden Einfall für eine spezielle Berufung des Himmels hielt; der regelmäßig verpfuschte, was er in die Hände bekam, seine Frau verließ, seine Kinder vernachlässigte, der sich aber dessenungeachtet bis zum letzten Augenblick als den von der Vorsehung Auserwählten hielt, der das Kommen des tausendjährigen Reiches bereiten und Gottes Gericht über das Menschengeschlecht verkündigen sollte.«

»Sie urteilen sehr hart. Sie vergessen, daß er auf alle Fälle die Entschuldigung hat, seiner Mutter Sohn zu sein.«

»Ach ja, und Mutter wie Sohn haben die Entschuldigung, Kinder einer verschrobenen Zeit zu sein, eines verhuttelten Jahrhunderts, das wie kein zweites die Einfalt großgezogen und der Torheit eine Prämie ausgesetzt hat... in dem überspannte Ideen, hysterisches Lamentieren und allerlei exzentrische Windmacherei als Ausdruck der wahren, gottbegnadeten Genialität bewundert werden. Falls der liebe Gott am Jüngsten Tage wirklich Entschuldigungen annimmt ... ja, dann kann Emanuel Hansted freilich als mildernden Grund anführen, daß er das Resultat des ungesund aufgebauchten Gefühlslebens unserer Zeit war, ein Produkt des lyrischen Fäulnisprozesses, in dem unterzugehen die bürgerliche Gesellschaft der alten Welt momentan im Begriff ist.«

»Es ist sonderbar, Sie so reden zu hören. Meinen Sie wirklich, daß das, was Sie da aufrollen, ein Bild unserer Zeit ist ... des Jahrhunderts der Eisenbahnen, des Telegraphen, der Revolutionen, der Tingel-Tangel?«

»Ja, Fräulein Ragnhild – ein Bild seiner Kehrseite. Ein Bild der Reaktion, die sein praktischer, tatkräftiger Geist, sein rastloses, kräftig pulsierendes Leben aus allen den dunklen und schimmeligen Ecken und Winkeln hervorgeholt hat. Die Wiedergeburt der Romantik und die Erfindung der Dampfmaschine stammen ja aus demselben Jahr. Und im übrigen ... betrügen wir uns nicht! Selbst wir, die wir uns doch gern die klugen und verständigen Kinder unserer Zeit nennen wollen ... selbst wir werden oft genug merken können, daß uns noch allerlei mittelalterliche Gefühle im Blut spuken. Hand aufs Herz, Fräulein Tönnesen! Können Sie selbst sich ganz davon freisagen? ... Nehmen Sie den

geschäftigen Kaufmann, den scheinbar wenigstens gefühlvollen Weltmann und schaben Sie ein wenig an ihm – und Sie werden sehen, der Schwärmer, der Stimmungsmensch kommt sofort zum Vorschein. In einsamen Stunden, in der Dämmerung am Kamin, am mondbeschienenen Meer... wer widersteht da dem gaukelnden Spiel gefährlicher Träume, luftiger Phantasien, finsterner Schrecken – den Reminiszenzen aus der Klosterzelle und den Urwäldern?«

»Nun ja. Sie haben sicher recht. Aber ist denn eigentlich etwas Böses darin?« »Es *braucht* nichts Böses darin zu sein, – bewahre! Gleich andern liebevollen Vätern hat der liebe Gott seinen Kindern Spielzeug zu unschuldigem Zeitvertreib gegeben: Sinnenfreude, künstlerisches Entzücken, Lust der Phantasie usw. Wer aber die Ernährung seines geistigen Lebens hierauf gründet, benimmt sich wie ein Kind, das seinen Gummiball verzehrt und Magenschmerzen bekommt. Und kann sich wirklich jemand ganz frei davon sprechen, dieser kindlichen Neigung unterlegen zu sein? Hören wir nicht noch täglich die Lehre predigen, daß der Mensch in den Träumen seine wahren Freuden, sein größtes Glück, seine eigentliche Heimat hat? Nein, betrügen wir uns selber nicht! Noch liegen wir tief im Schlafe des Mittelalters! ... oder vielmehr, wir befinden uns in einem halbwachen Zustand, in gefährlicher Stunde, wo Traum und Wirklichkeit sich wunderlich vermischen, wo die Wirklichkeit Traum und der Traum Wirklichkeit scheint. Darum sind wir modernen Menschen wohl auch so sonderbare Doppelwesen mit einer Tagseite und einer Nachtseite, die sich nicht einigen wollen. Und das ist wohl auch der Grund, weshalb wir uns so oft gleichzeitig angezogen und abgestoßen, angesprochen und unangenehm berührt fühlen von einem Ding, einer Sache oder einer Person – kurz, warum wir beständig von sich widerstrebenden Gefühlen gepackt werden, wie das ja für unsere Zeit charakteristisch ist. Was sagt wohl Ihre eigene Erfahrung dazu, Fräulein Tönnesen?«

Die Augen des Paters ruhten bei diesen Worten so forschend auf ihr, daß sie den Blick senkte, ohne zu antworten.

Aber im stillen bejahte sie seine Worte. Sie hatte selbst heute angefangen, ihr Herz in seinem Verhältnis zu Emanuel Hansted zu verstehen – die Mischung von Verachtung, Mitgefühl, Haß und wirklicher Ergriffenheit zu verstehen, die seine Persönlichkeit beständig bei ihr hervorgerufen hatte. Wenn sie an ihr Zusammenleben zurückdachte, von den allerersten Tagen ihrer Bekanntschaft im Vejlbjyer Pfarrhaus an, ward es ihr jetzt mit Schrecken klar, daß auch sie – selbst sie! – der Macht des Wahnsinns, dem Zauber der Einfalt unterlegen war, wovon der Pater soeben gesprochen hatte.

Der Pater fuhr fort:

»Ich weiß ja freilich, daß ein geistiger Durchbruch in unsern Tagen stattgefunden haben soll. Ich habe von Bahnbrechern in der Wissenschaft, in Literatur und Kunst reden hören. Aber es ist mir noch nicht gelungen, zu entdecken, was eigentlich durchbrochen worden ist, oder was diesen Durchbruch vollzogen hat. Ich sehe auf alle Fälle stets dieselbe abergläubische Verherrlichung unseres abnorm entwickelten Gefühlslebens, dieselbe hysterische Anbetung von Leidenschaft, Übertreibung und Phantasterei. Ja, ich finde sogar, daß sich die Ungesundheit in den letzten Jahren auf unheimliche Weise ausgebreitet hat, daß der Schwamm der Lyrik dem Volk selber in Mark und Bein gedrungen ist. Das ist es wohl namentlich, was die jetzige religiöse Überspanntheit – ebenso wie vorher die politische – auf eine so traurige Art und Weise

bewiesen hat. Dabei muß ich übrigens daran denken, was ich heute gehört habe, daß die Versammlung da drinnen in der Hochschule mit einer vollkommenen Verwirrung geendet haben soll. Wilhelm Pram und seine Garde sollen geradezu gedroht haben, aus der Gemeinschaft auszutreten, weil sie sie nicht mehr als zeitentsprechend ansehen. Das sind die Ratten, die den schwankenden Turm von Babel verlassen ... Aber Sie sehen so müde aus, Fräulein Ragnhild. Es ist wohl besser, ich rede nicht mehr. Sie sollten hineingehen und sich ein wenig ausruhen.«

»Das hat nichts zu sagen ... Ich sitze hier nur und wundere mich, daß es ein Prediger ist ... ein christlicher Prediger, den ich hier reden höre. Ich muß gestehen, ich verstehe es immer weniger, wie Sie solche Anschauungen, wie Sie sie hier – und bei vielen anderen Gelegenheiten – ausgesprochen haben, mit Ihrer Stellung als betrauter Mann der Kirche vereinigen können.« »Sprechen Sie sich nur offen aus, Fräulein Tönnesen! Sagen Sie es nur geradeheraus, was Sie gewiß denken, daß ich ein Heuchler sein muß, der im Grunde über die ganze Göttlichkeit lacht... ein Pfiffikus, der pflichtschuldigst den Tratsch der Kirche mitmacht und im übrigen den lieben Gott sorgen läßt. Ich weiß das recht gut. Das ist das allgemeine Urteil über... Pater Rüdesheimer!«

»Das mag wohl sein. Aber ich habe das weder gesagt, noch gedacht. Ich sagte nur, ich könnte nicht verstehen, wie Sie mit Ihren Anschauungen Vertreter einer Lehre sein können, die gerade das Hauptgewicht auf das Gefühlsleben der Menschen legt und dazu die Lyrik wie auch die Mystik in ihren Dienst nimmt. Obendrein sind Sie ja viel orthodoxer in Ihrer Verkündigung als irgendein anderer; ich weiß ja, daß Sie fast mit Gewalt jeden Versuch zu freieren geistigen Regungen in Ihrer Gemeinde unterdrücken!«

»Ganz wie Ihr verstorbener Vater – ja! Und darin finden Sie einen Widerspruch? Es mag gern sein, daß Sie recht haben. Offen gestanden, das bekümmert mich wenig. Auf alle Fälle: ich gestatte mir selbst nicht, das zu kritisieren, was meine Religion ist – denn dann wäre es ja meine Religion nicht mehr. Im übrigen aber... ist ein so unbedingtes und vertrauensvolles Verhältnis zu dem ererbten Glauben ein Verhältnis, das jegliches Verlangen nach dem Versuch eines Bessermachens ausschließt... ist das wirklich so ganz unvereinbar mit guter gesunder Vernunft? Ich habe doch meinen Vater nach einem langen und unruhigen und keineswegs immer tadellosen Leben dem Tod ruhig in die Augen starren sehen, in diesem selben Glauben. Ich habe ihn doch meine Mutter durch ein Leben voller Leiden und Entbehrungen hindurch tragen sehen ... und ich glaube nun einmal nicht daran, daß die Menschen so im Handumdrehen den tausendjährigen Grundwall für den Frieden und das Glück ihres Lebens ändern. Ich spreche hier nicht von den einzelnen starken Geistern, den einsamen Titanen, von denen die Geschichte erzählt, die unter Gottes Verantwortung über das Weltenrätsel grübeln. Ihre Wege sind für mich unergründlich, und ich richte nicht. Aber ich weiß es – weiß es aus teuer erkaufte Erfahrung – daß es für uns arme Alltagsmenschen nur *ein* Gebot, nur *eine* Rettung gibt: zu glauben, ohne Bedingungen, ohne Schwanken, ohne auch nur ein Titelchen von den Worten der Schrift verrücken zu wollen. Ich verstehe eigentlich gar nicht, wie man einen Glauben haben kann, und gleichzeitig ein immerwährendes Verlangen, daran herumzutüfteln. Dann verstehe ich doch die Zeit weit besser, in der man ohne Sentimentalität Ketzer und Zweifler verbrannte. Der wahrhaft Auserwählte, der wirkliche Zeuge der Wahrheit ließ sich doch nicht von den

Flammen des Scheiterhaufens zurückschrecken, und man hatte nicht nötig, so wie jetzt zu sehen, wie sich jeder elende Stümper eine Religion mit derselben Leichtigkeit zusammenrührt, wie man einen Eierkuchen bäckt, oder Zeuge zu sein, wie der erste beste theologische Renommist der ihm anvertrauten Gemeinde die Köpfe verdreht, indem er Gottes Wort nach seinem Dafürhalten auslegt. Ich habe Ihnen wohl übrigens früher erzählt, daß auch ich mich in meinen jüngeren Jahren einmal auf die Wege verirrt hatte, auf denen heutzutage so mancher der sicheren Verzweiflung entgegengeht. Selbst den dornenvollen Pfad der Selbstverleugnung, auf dem Emanuel Hansted eben zugrunde gegangen ist, habe ich schwindelnd betreten, verleitet von dem vermessenen Gedanken, daß die schwere Schmerzenswanderung, die Gottes Eingeborenem um der Menschheit Sünde vorbehalten war – die könnte ihm mir nichts, dir nichts jeder Schneidergeselle nachmachen. Aber Gott sei Dank! Mein einfacher, guter Volksverstand gewann endlich die Herrschaft über alle Ausschreitungen des Herzens, und das gesunde und besonnene Bauernblut, das in meinen Adern rollt, empörte sich gegen die häßliche und gotteslästerliche Selbstquälerei. An der Seite meiner jungen, lebensfrischen Gattin – Gott erfreue ihre Seele im Himmelreich! – lernte ich, eh' es zu spät war, für das Leben zu danken, jeden Tag zu danken, den es mir vergönnt war zu atmen, zu danken auch für die Sorgen und Lasten und die schweren Stunden des Mißmuts, die doch allzusammen ein Menschenleben so wunderbar reich und tief und unendlich machen. Ach ja, die gute alte Zeit! Ich suche oft Trost und Stärke meine Hoffnung, indem ich an die herrlichen Feiertage meiner Kindheit zurückdenke, an so einen klaren, stillen Sonntagmorgen auf dem Lande, wo die Kirchenglocken den Feiertagsfrieden über die grünen Felder und in die festlich gestimmten Gemüter hineinläuteten; wo sich die Hoftore in den Dörfern auftaten, und die geschmückten Bauernfamilien in dem feingeputzten Staatswagen mit den blank gestriegelten Pferden zur Kirche fuhren ... nicht um interessante Neuigkeiten von einem »geistreichen« Kanzelredner zu hören, nicht um sich über das allerletzte Aufsehererregende von dem Eitelkeitsmarkt der Theologen auf dem laufenden zu halten, sondern um treuherzig den alten Bund zu bestätigen, um als vertrauensvolle Kinder sich in dem Schoße des gemeinsamen Vaters zu versammeln, zu seiner Ehre zu singen, seinen Segen zu empfangen und darauf gestärkt und beruhigt heimzukehren, zu dem Ernst des Lebens und den Freuden des Lebens. So einen Frieden, so eine Geborgenheit der Seele, ein solches fröhliches Gleichgewicht des Gemüts wünsche ich uns wieder ... wir haben es groß nötig. Ich bin nahe daran zu glauben, daß die wesentliche Aufgabe für einen Prediger – wenigstens in unsern schweren Zeiten – darin besteht, die Leute zu lehren, das Leben auf die rechte Weise zu genießen und zu lieben, ohne Trotz und ohne Furcht, dankbar und zufrieden, so wie es unsere Pflicht dem gegenüber ist, der es uns gegeben. Daher ist mir auch niemand widerlicher als diese Art – jetzt so stark grassierender – Individuen, die sich für sich selbst und andere dadurch interessant machen, daß sie als wehmutsvolle Naturen, schwermütige Schatten, heimatlose Seelen usw. schmachtend in der Welt umherwandern, mögen es nun Leute sein, die sich vermessen darin gefallen, ihr Leben als eine lange Kreuzigung zu betrachten, oder mögen es diese modernen, blutlosen Lummel sein, die infolge von Übersättigung mit permanenter Lebensübelkeit umhergehen und jeden Augenblick das Bedürfnis fühlen, ihre Seelen herauszubrechen, ihr Inneres auszuschütten, Bekenntnisse abzulegen, – nur wissen sie nie so recht, sollen sie es in den Schoß des lieben Gottes oder in den

einer Dirne tun. Ich kann nicht mit einer solchen Person zusammensein, ohne daß die Galle in mir überkocht. Mich wandelt eine fast unbezwingbare Lust an, trotz meiner grauen Haare, auf die Tische zu springen und mit der ganzen Kraft meiner Lungen ein dreimaliges Hurra auf das Leben auszubringen!«

»Aber warum tun Sie das denn nicht!« rief Ragnhild mit glühenden Wangen aus, angefeuert von der Wärme, in die sich der Pater allmählich hineingeredet hatte. »Warum rufen Sie denn nicht, so daß es im ganzen Lande widerhallt? ... Warum sitzen Sie hier und flüstern es nur mir zu? Warum schwiegen Sie gestern auf der Versammlung? Da wäre es an der Zeit gewesen zu reden!«

»Jetzt schwärmen Sie, Fräulein Ragnhild! Die Lyrik bemächtigt sich Ihrer! Sie sehen mich im Geiste gleich als bahnbrechenden Ritter, als volksbezwingenden Helden. Aber finden Sie wirklich ... ist es wirklich Ihre Meinung, daß ich mit Herrn Wilhelm Pram und den andern volkstümlichen Schauspielern konkurrieren sollte? Ich müßte dann doch notwendigerweise erst einen dramatischen Kursus durchmachen und irgendein aufsehenerregendes Prophetenkostüm anlegen, – denn man macht weiß Gott keinen Eindruck auf das große Publikum, wenn man in seinen Alltagskleidern auftritt.«

»Sie haben vielleicht recht.«

»Ich glaube es. Freilich bin ich selbst Prediger, aber dessenungeachtet habe ich – und dies ist meine einzige, meine letzte Anfechtung! – eine unüberwindliche Angst vor dem Worte und seiner bestrickenden und betörenden Macht. Der liebe Gott bewahre mich davor, in Verbindung mit meiner eigenen geringen Person hochtrabend über Beruf, Mission und dergleichen zu reden. Und doch muß ich sagen, daß ich es in aller Bescheidenheit für meine Aufgabe halte, – sowohl als Geistlicher wie als Mensch – im kleinen und im stillen dazu beizutragen, die Leute zum Bewußtsein zu bringen... zum vollen und klaren Bewußtsein. Ich weiß es wohl, ich kann mich nicht rühmen, in dieser Hinsicht ein besonderes Glück zu haben. Aber das hilft nichts! Ich kann mich nun einmal nicht zurückhalten, wenn ich zu sehen glaube, daß jemand in sein Unglück hineinrennt. Ich glaube, ich habe etwas von einer Kinderwärterinnatur in mir, – das muß mir denen gegenüber als Entschuldigung dienen, denen ich möglicherweise mit meinem vielleicht unberufenen und oft unzeitgemäßen und lästigen Dienstefter, mit der trippelnden und redseligen Kükenmutterangst, die ich nie zu überwinden vermag, beschwerlich geworden bin. – Aber nun vergesse ich wieder, daß Sie müde sind! Die Sonne ist nun auch untergegangen, und ich muß fort!«

Er erhob sich von der Bank.

»Wollen Sie wirklich fort?« fragte sie.

»Ja, es ist an der Zeit. Ich weiß, daß der Wagen wartet, und ich habe hier auch nichts mehr zu tun. Leben Sie wohl, Fräulein Tönnesen! Und verzeihen nun auch Sie – ja, ganz besonders Sie – meine langatmige Anwesenheit hier in diesem Sommer! Gestehen Sie es nur! Sie haben mich manch liebes Mal dahin gewünscht, wo der Pfeffer wächst. Ich habe es Ihrem Gesicht ansehen können, obwohl Sie eine feine Diplomatin sind... Aber nun sind Sie nicht mehr böse auf mich, nicht wahr?«

Sie drückte ihm schweigend die Hand.

»Leben Sie wohl, Fräulein Tönnesen! Wir sehen uns wohl gelegentlich in Kopenhagen wieder. Bleiben Sie noch lange hier?« »So lange, wie Betty bleibt; ich will sie in dieser Zeit nicht verlassen. Und hier wird wohl allerlei zu ordnen sein, ehe sie an Abreisen denken kann.«

»Grüßen Sie sie von mir! Es tut mir leid, daß ich mich nicht von ihr habe verabschieden können. Aber auch sie werde ich wohl in Kopenhagen wiedersehen. Leben Sie wohl! – Leben Sie wohl, Fräulein Tönnesen!«

»Adieu,« sagte Ragnhild. »Und haben Sie Dank für alles!« fügte sie hinzu, als er sich bereits einige Schritte entfernt hatte.

Er wandte sich um und grüßte, indem er lächelnd den Hut an die Brust drückte.

»Ehrerbietigster Diener, mein gnädiges Fräulein!... Stets zu Ihren Diensten!«

* * *

An einem regnerischen Herbsttag, ein paar Monate später, schlängelte sich ein Leichenzug langsam auf dem gewundenen Wege entlang, der von der Skibberuper Grenze zu der alten einsam gelegenen Kirche auf der Landzunge führt, die hoch über dem Fjord aufragt. Es war Emanuel, den man jetzt zur Ruhe bestattete.

Obwohl seine Hinterbliebenen gewünscht hatten, daß das Begräbnis in aller Stille vor sich gehen sollte, hatte sich dennoch aus Vejlby wie aus Skibberup ein ansehnliches Gefolge eingefunden. Der Weg war schwarz von Wagen und Fußgängern. Nur die Verhärtetsten unter den »Erleuchteten« in der Gegend hatten sich ferngehalten, weil es bekannt geworden war, daß auf Hansinens Wunsch keine Rede am Grabe gehalten werden sollte.

Man sah fast alle die alten Gesichter, die seinerzeit Emanuel beständig umgeben hatten; das Unglück seiner letzten Tage hatte sie den ehemaligen Streit vergessen lassen. Selbst der »Wiking« Zimmermann Nielsen mit dem mächtigen Bart war erschienen, wenn er sich auch ganz hinten im Gefolge hielt, als wolle er damit andeuten, daß er nicht ganz aus freiem Willen hier sei. Auf seinem ernsten Gesicht stand denn auch deutlich zu lesen, daß er sich keineswegs ohne Bedenken entschlossen hatte, an dieser Zeremonie teilzunehmen. Er gehörte jetzt zu den geschworenen Anhängern des Höllenpredigers und genoß viel Ansehen in der Gemeinde infolge seiner großen »Erleuchtetheit«. Scherzeshalber hatte sich Weber Hansen ihm angeschlossen, was ihn offenbar in hohem Maße genierte. Wiederholt hatte er den Versuch gemacht, ihn loszuwerden, hatte den Platz im Gefolge gewechselt, sich mit anderen auf eine Unterhaltung eingelassen u. dgl. m.; aber der Weber blieb an seiner Seite hängen wie eine Klette und amüsierte sich recht herzlich, als er das Aufsehen bemerkte, das ihre Kompagnieschaft ringsumher erregte.

Auch den ehemaligen Tierarzt Aggerbölle sah man im Gefolge, wenn auch eigentlich nur als einen Schatten seines früheren Ich, bleich und eingefallen mit einem jammervollen Rock und verschlissenem Zylinder, aber immer gleich stramm von Haltung und mit dem Kneifer vor seinen großen, steif vor sich hin stierenden Augen. Der vom Schicksal so unsanft behandelte Mann war jetzt endlich als Armenhäusler gestrandet. Freilich würde er das keineswegs selbst eingestehen. Aus Barmherzigkeit

gegen ihn – und außerdem aus einer gewissen unüberwundenen Ehrfurcht vor dem, was er selbst seinen »Rang« nannte – hatte man ihn nämlich in seinem alten Hause wohnen lassen und ließ ihm überhaupt die öffentliche Unterstützung unter so rücksichtsvollen Formen, wie nur möglich, zufließen. Daher behauptete er auch hartnäckig – und glaubte allmählich selbst daran – daß der Armenvorsteher nur freundlichst »seine Mittel verwaltete«, und räumte allerhöchstens ein, daß er zuweilen freiwillige Gaben empfangen, gegen die sich sein Ehrgefühl allerdings sträube, die ganz abzuweisen, er jedoch aus Rücksicht auf seine geliebten Kinder sich nicht für berechtigt halte.

Unter denen, die sich dem Begräbnis ferngehalten hatten und deren Abwesenheit bemerkt wurde, waren in erster Linie Kaufmann Villing und seine Frau. Sie hatten nicht gewagt, sich dem Mißfallen ihrer »erleuchteten« Kunden auszusetzen, und waren deswegen zu Hause geblieben, obwohl es namentlich Herrn Villing keineswegs leicht geworden war, auf eine Gelegenheit zu verzichten, wo er repräsentieren und feierlich sein und bewegte Worte über den Tod und das Schicksal und den wunderbaren Wechsel im Leben usw. reden konnte. Das betriebsame Ehepaar hatte übrigens wieder eine geschäftige und goldene Periode gehabt. Villings standhafter Glaube an die Überlegenheit der fachmännischen Ausbildung und ihren endlichen Sieg war nicht zuschanden geworden. Bei der starken Inanspruchnahme von allerlei geistigen Fragen hatte die Gemeinde in der letzten Zeit weder hinreichenden Sinn noch Gelegenheit gehabt, mit der nötigen Energie den »Konsumverein« aufrechtzuhalten, den Weber Hansen seinerzeit zur Kräftigung der Selbständigkeit des kleinen Mannes gegründet hatte, und Villings kleiner Laden war daher wieder der gewöhnliche Versammlungsort geworden, der vom frühen Morgen an voll von handelnden Leuten stand und wo sich die Vejlbyer Bauern mindestens einmal am Tage einfanden, um sich eine müßige Stunde mit Dorfklatsch und Tabak zu vertreiben.

Von Emanuels Familie waren nur Frau Betty und sein Bruder, der Gardeoffizier, zugegen, der letztere in Zivil. Der alte Etatsrat hatte es nicht gewagt, sich den Beschwerden der Reise auszusetzen. Er war sehr schwach und niedergeschlagen und man erwartete, daß er den Winter nicht überleben würde.

Es war Emanuels eigener Wunsch, den man erfüllte, indem man ihn auf dem Skibberuper Kirchhof, der die einsame Landzungenkirche umgab, zur letzten Ruhe bestattete. Er hatte so oft von seiner Liebe zu diesem öden, verlassenem Ort mit der freien Aussicht auf den Fjord geredet, – hatte davon gesprochen, wie herrlich es sein müsse, dort einmal an der Seite des »Buben« zu ruhen, umgeben von der tiefen, hoheitsvollen Stille, die nur das Wellengebrause und die Möwenschreie unterbrachen. Noch während seiner Krankheit hatte er beständig von der alten Kirche phantasiert, an die sich so viele von den glücklichsten Stunden seines Lebens knüpften. In seinen lichten Augenblicken hatte er der Krankenpflegerin von seinem Hochzeitstage erzählt, von dem langen, geschmückten Brautzug, von dem Bischof, der sie am Eingang in vollem Ornat empfing und von der nächtlichen Heimfahrt, wo der Pfarrhügel sich plötzlich auf flammenden Säulen erhob. Auch von dem Vejlbyer Pfarrhause hatte er immer gern erzählen wollen; aber die Krankenpflegerin hatte ihn im allgemeinen zurückhalten müssen, weil ihn die Erinnerungen zu sehr angriffen. Er konnte oft in krampfhaftes Schluchzen verfallen oder in eine tiefe, stumme Verzweiflung versinken

über sein verscherztes Glück, und er hatte schließlich keinen anderen Gedanken, kaum einen anderen Wunsch, kein anderes Verlangen, als seine Frau und seine Kinder zu sehen. Als man beim Herannahen des Todes endlich seinen Bitten nachgab und nach ihnen schickte, war es bereits zu spät. Schon in der Nacht starb er. Mit seinen letzten versagenden Kräften bat er dann seine Umgebung, Hansine zu sagen, was er ihr selbst hatte sagen wollen, daß er ihr danke und sie segne. Die Hand der Krankenpflegerin in der seinen und während der goldene Tag da draußen hinter den herabgelassenen Rouleaus des Krankenhauses siegreich anbrach, atmete er seinen Geist in einem langen und schmerzlichen Seufzer aus.

... Über dem langsam dahinziehenden Leichenzug hallte die baßtiefe Stimme der Kirchenglocke, dieser eintönige Laut, der trotzdem einen Ausdruck für alle die tiefsten Regungen eines Menschenherzens hat, von der fröhlichsten Hochzeitsfreude bis zum Schmerz des Abschieds. Die Kirchhofspforte wurde geöffnet, und während eine Schar aufgescheuchter Möwen draußen über dem Strande zu schreien begann, als wolle auch sie mit dabei sein, ihrem unglücklichen Freund den letzten Gruß zu bringen, bog der Zug zwischen den verwehten Gräbern ein.

Als sich das Gefolge um den Begräbnisplatz des alten Anders Jörgen versammelt hatte, und während der blumengeschmückte Sarg langsam in die Erde gesenkt wurde, suchten aller Blicke unwillkürlich Hansine. Sie stand da in ihrer Witwentracht neben dem Grabe und hielt die kleine Sigrid an der Hand. Während das Kind schluchzend sein Gesicht in dem Kleide der Mutter barg, schien Hansine selber vollkommen ruhig zu sein. Aber spurlos waren die letzten Zeiten nicht über sie hingegangen. Sie hatte sichtlich angefangen zu altern und sie war so merkwürdig klein anzusehen in ihrer schwarzen Kleidung.

Nachdem ein Gesang gesungen war, trat der Höllenprediger mit finsterer Miene an das Grab.

Er war ein kleiner untersetzter Mann mit schwarzem, kurzgeschnittenen Vollbart, dicken blutroten Lippen und fanatisch mißtrauischen Augen. Er verrichtete das Erdaufwerfen mit eifriger Hand und mächtiger Stimme; und als Ersatz für die Rede, die er nicht halten dürfen, zog er das »stille Gebet« derartig in die Länge, daß einzelne ungeduldig die Hüte aufsetzten und sich aus dem Staube machten.

Und dann war die Feierlichkeit beendet, und das Gefolge zerstreute sich langsam.

Es sind jetzt ein paar Jahre seit diesem Tage vergangen. Noch herrscht Pastor Madsen mit Feuer und Schwert in Vejlbj und Skibberup, ja, weit über die Grenzen des Kirchspiels hinaus, – selbst bis nach Sandinge hinüber – erstreckt sich seine gebietende Kraft.

Aber auch Hochschulvorsteher Sejling ist nicht müßig gewesen. Für all das, was die Freundesgemeinschaft in den letzten Jahren in den breiteren Volksschichten an Verbreitung und Einfluß eingebüßt, hat er eifrig Ersatz an äußerer Macht und Ansehen durch Anerkennung der höheren Gesellschaftskreise gesucht. Und in dieser Hinsicht hat er wirklich überraschend viel Glück gehabt. Die ehemals so lächerliche Gemeinschaft ist in diesem Augenblick auf dem besten Wege, fashionabel zu werden, ihre Auffassung des Christentums ist im Begriff, zur Staatsreligion erhöht zu werden, und Vorsteher Sejling selber ist kürzlich mit dem Ritterkreuz begnadigt worden.

Dieser unvermutete Erfolg scheint für die Wilhelm Pramsche Fraktion, die einer baldigen Auflösung entgegenzugehen droht, verhängnisvoll werden zu sollen. Zu allererst wurde Frau Gylling treulos, die sehr schnell nach dem bedeutungsvollen Besuch des Kultusministers in der Sandinger Hochschule angefangen hatte, zur Erkenntnis zu gelangen, daß sie in Übereilung gehandelt hatte, als sie der reformeifrigen Partei ihre gewichtige Stütze zusagte. Auch der liebenswerte Kandidat Boserup hat endlich Ruhe vor seinen Zweifeln gefunden. Neugeboren und geläutert ist der verlorene Sohn der Freundesgemeinschaft in den heimischen Schoß zurückgekehrt und hat hier das lange im Stall stehende gemästete Kalb in Form einer guten Pfarre demütig in Empfang genommen.

Ja, selbst der gutmütige kleine Pastor Magensen hat sich, wenn auch sicher ohne Berechnung, ja, gewiß mit blutendem Herzen, gezwungen gesehen, seinen extremen Standpunkt zu verlassen. In einer neuen, aufsehenerregenden Schrift über die Höllenstrafen hat er offen eingestanden, daß seine bisherige Auffassung auf einem Mißverständnis, aus einem Übersetzungsfehler beruhe, indem die zu allerletzt eingetroffenen Ergebnisse der Sprachforschung unumstößlich beweisen, daß die vielbestrittene Bibelstelle doch am richtigsten in Übereinstimmung mit der Auffassung der offiziellen Kirche auszulegen sei.

Was Wilhelm Pram selber anbetrifft, so setzt er freilich mit ungeschwächter Leidenschaft seinen Kampf gegen die Autoritäten der Kirche und den Glauben an die Unfehlbarkeit der Schrift fort; aber es scheint, als wenn selbst seine Freunde anfangen, ihn ein wenig einförmig zu finden. Er erfüllt offenbar die Erwartungen nicht, die man in ihn gesetzt hat. So wurde er kürzlich von einem seiner eigenen Anhänger öffentlich in einer Zeitung angegriffen und ihm der Vorwurf gemacht, daß er nun schon seit viel zu langer Zeit »nicht mit etwas Neuem zum Vorschein gekommen sei.«–

Währenddes schreiten die Tage gleichmäßig und still in der kleinen Fachwerkhalbhufe in Skibberup dahin, wo nun Hansine und ihr Bruder unumschränkt regieren, nachdem die alte Else endlich die Augen geschlossen hat. Im Torweg hängt noch immer die verrostete Stallaterne und dreht sich an ihrer Schnur herum, ganz wie in Hansinens und Ole Christians jungen Tagen. Aber draußen im Garten, auf dem Felde und im Stall läuft jetzt die heranwachsende Generation, Sigrid und Klein-Dagny, rotwangig und zufrieden umher.

Es kommt ja freilich hin und wieder einmal vor, daß sich Sigrid in der Dämmerstunde – oder wenn ihr etwas nicht ganz paßt – in eine Ecke hinsetzt und sich nach Kopenhagen sehnt. Aber sie erhält nie Erlaubnis, sich in Stimmungen zu vertiefen. Die Mutter ist gleich hinter ihr her und stellt sie bei der Arbeit an. Sie ist nun so groß, daß sie anfangen muß, sich nützlich zu machen. Sie hat den Hühnerhof zu besorgen und die kleinen Ferkel und die Schafe und die Lämmer, – und Hansine läßt keine Nachlässigkeit durchgehen.

Mit den Leuten im Dorf pflegt die kleine Familie vorläufig nicht viel Verkehr. Doch guckt hin und wieder wohl einer der alten Freunde ein, um zwischen Tür und Angel ein wenig über die Tagesneuigkeiten zu plaudern. Sogar Weber Hansen stattet ab und zu einen Besuch ab. Der geschlagene Mann lebt jetzt still und ruhig und ernährt sich mit seinem Webstuhl und gibt sich jedenfalls den Anschein, als habe er alle Agitation aufgegeben. Freilich erzählt man, daß er angefangen habe, sich zu Svend Bier und

Peter Branntwein und der übrigen unheimlichen Gesellschaft da unten in den Moorhäusern zu halten. Fragt man ihn aber danach, so tut er, als höre er es nicht, und fängt an, über andere Dinge zu reden.

Jeden Sonnabend nachmittag, wenn das Wetter nur einigermaßen ist, ziehen Hansine und die Kinder mit Rechen und Gießkanne nach dem Friedhof hinaus, um den Begräbnisplatz der Familie zu pflegen. Für die Kinder sind diese Wanderungen allmählich eine Art Belustigung geworden, eine Einleitung zu der frohen Feier des Sonntags. Für Hansine hingegen bleibt diese Stunde, in der sie still umhergeht und sich mit den Gräbern ihres Mannes, ihres Sohnes und ihrer Eltern zu schaffen macht, die eigentliche Andachts- und Erbauungsstunde der Woche, in der sie in den Erinnerungen Ersatz für das findet, was ihr das Leben versagt hat. Erst jetzt, wo Emanuel fort ist und sie ohne Unruhe, ohne Sorge und Bitterkeit an ihn denken kann – erst jetzt meint sie, ihn so recht zu besitzen, ihm ihr volles Vertrauen und ihre ganze Liebe schenken zu dürfen. Ja, auch der »Bube« hat jetzt für sie gleichsam neues Leben erhalten, da die Schatten der Vergangenheit von seinem Bilde gewichen sind.

–Aber da sind auch noch andere, die Emanuels Grab besuchen. Nicht selten geschieht es, daß ein oder mehrere Boote mit schwarzgekleideten Männern und Frauen über den Fjord gesegelt kommen und an den großen Steinen am Strande anlegen, von wo aus die Männer die Frauen auf ihren Armen ans Ufer tragen. Schweigend steigen sie zu dem Kirchhof hinauf und umstehen lange ganz unbeweglich das Grab, in Gebet versunken.

Das sind Emanuels alte Freunde, drüben aus dem Fischerdorf Sandinge, die ihm jetzt nach seinem Tode einen förmlichen Kultus widmen. Sie haben einen eigenen Verein da drüben gebildet, eine Sekte, die vollständig darin aufgeht, in der Erinnerung an sein Leben und seine Arbeit zu leben. »Gottes Lamm« nennen sie sich, und wie es heißt, sollen sie schon eine nicht geringe Verbreitung gefunden haben. Sie leben alle still und friedlich, indem sie in Demut bestrebt sind, es Emanuel in allen seinen Vollkommenheiten gleichzutun. Jeden Sonntag nachmittag versammeln sie sich, um zusammen von ihm zu reden, sich durch seine Worte zu erbauen und den Erzählungen aus seinem wundervollen Leben zu lauschen. Und wenigstens einmal im Jahr machen sie – in Gemeinschaft oder allein – eine Wallfahrt nach seinem Grabe.

Über seine Geburt und sein Heranwachsen sollen schon viele sonderbare Sagen im Gange sein. So erzählt man sich, daß seine fromme Mutter, als sie ihn unterm Herzen getragen, eines Nachts im Traume Gottes Hände sich segnend auf ihren Kopf legen fühlte und eine Stimme in der Dunkelheit sagen hörte: »Du sollst den Menschen einen Erlöser gebären!« Ferner wird behauptet, daß er schon als Knabe oft fastete und täglich auf die Straße hinabging, um seine Speisen mit den Armen zu teilen. Doch in bezug auf diese und andere ähnliche Erzählungen herrscht bereits schon eine gewisse Uneinigkeit. Dahingegen ist man nicht im Zweifel darüber, daß er als Opfer der Verfolgung der Welt gestorben ist, und einer der leitenden Männer der Sekte, ein ehemaliger Schullehrer, soll zurzeit damit beschäftigt sein, einen auf mündliche Zeugnisse begründeten Bericht über sein Martyrium zu verfassen, damit sein Leben und seine Werke der Nachwelt zu dankbarem Gedenken bewahrt werden können. –